Digitized by Google

4° Per. 6 i Leistun
(1836

Digitized by Google

<36608215920018

<36608215920018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
zur
Kunde der Literatur
des
Auslands.

Erſter Jahrgang 1836.

Stuttgart und Augsburg,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1836.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Alphabetiſches

Inhalts-Verzeichniſs.

Jahrgang 1836.

B.

Balladen, die alten, Miscelle: 68.

Barbier, Auguſt, Mortis Amor: 357.

Beranger, Beurtheilung ſeiner Dichtungen und Proben daraus: 190. 193. 198. 203. – Wär' ich nur ein Vögelein: 281. Die Natur: 321. – Der Winter: 365. – Der Alte. – Die Alte: 377.

Bridgewater Bücher, die, Beurtheilung derſelben: 329. 333. 337. 341. 345.

Brot, Alphonſe, Karl Sand, ein Roman, Skizze und Beurtheilung deſſelben: 373. 378.

Bulwer, Edward Lytton, Beurtheilung deſſelben: 123. 129. – Der Rebell: 178.

Bulwer, Henry Lytton, Parodie der neuen Schule in Frankreich: 37. 42.

Burns, Robert, Lieder: 5. 13. Acht Nummern. 137. Am Bache. – Abfahrt der Geliebten. 145. Ferne der Geliebten. – Das Herz. – Abſchied. – Klage um James, Grafen von Glencairn. – Die Blume des Devon. – Die Spinnerin. – Die Verlaſſene. – Des Müllers Liebſte. – Des Pflügers Liebſte. – 177. Strathallans Klage. 185: Vier Nummern. 193: Anna. 198: Das erſte Lied. 229: An Edinburg. 245: An Eliſa.

Byron, Lord, die Braut von Abydos, eine türkiſche Erzählung: 69. 73. 77. 81. 85. 93. – Bruchſtücke aus Don Juan: 133. 157. 165. 173. – Monodie auf Sheridan: 133. – Ritter Harolds Pilgerfahrt, überſetzt von Zedlitz; Proben und Beurtheilung der Ueberſetzung: 289. 293. 298. 301.

C.

Campbell, Liebe und Wahnſinn: 209.

Chamber, Kapitän, Ben Brace, Skizze und Beurtheilung: 273. 277.

Chateaubriand, Beurtheilung ſeiner Schriften: 309. 314. 318. 323. 326. 331. 335. 339.

Chriſtopulos, Athanaſios, neugriechiſche Lieder: 169. – An die Geliebte. – Die Charitinnen. – Der verwundete Eros.

Coleridge, über Goethe's Fauſt: 63. – Der alte Matroſe, ein Romanzencyklus: 253. 259. 261. 267. 270.

Cramford, Miſtreß, O'Donnels Lebewohl an Irland: 249.

D.

Dante, neue Ausgabe ſeiner Werke: 132.

Davy, Humphry, Urtheil über ihn: 68.

Deschamps, Antoin, Ergebung, Epiſtel an Lamennais: 61.

Dichter, die engliſchen unſerer Zeit, nach ihren philoſophiſchen Richtungen betrachtet: 237. 241. 246.

Dichtungen, Proben neuruſſiſcher. An Rußlands Feinde, von Puſchkin: 261. – Der Sänger, von demſelben: 276. – Der Traum, vom Fürſten Wiäſemski. – Der Kriegsgefangene, von Bajutſchkof. – Der ſchwarze Schawl, von Puſchkin: 281.

Dictionnaire, le, de l'Academie française: 254. 258. 262. 263.

F.

Fudges, die, in England, von Thomas Moore: 33. 39. 46.

G.

Gamin, le, de Paris. Comédie Vaudeville. Skizze: 161.

Guizot, Madame, geborne Pauline von Meulan, Charakteriſtik derſelben: 151. 154.

H.

Heine, H., engliſches Urtheil über: 28.

Hemans, Miſtreß, poetiſcher Nachlaß derſelben: 109.

Herbert, Natur und Seele: 181.

Hog, James, der Ettrick-Schäfer: 17. 317. 321.

Hugo, Victor, Dämmerungsgeſänge: 4. 9. 21. 31. 41. 45. 51. – Beurtheilung derſelben: 53. – Extaſe: 250. – Zwei Lieder aus den Herbſtblättern: 257.

Hunt, Leigh, Geſchichte von Rimini, in vier Geſängen: 283. 291. 295. 310. 343. 350. 361. 367. 372.

Hylas, nach dem Engliſchen: 25.

J.

Janin, Jules, le chemin de traverse, Skizze und Beurtheilung: 269. 274. 277. 282.

Jewsbury, Miß, heimliche Liebe: 161.

Johnſon, Urtheil über: 217.

K.

Kritik, engliſche, und franzöſiſche Replik: 181. 186.

L.

Lamartine, Jocelyn, Skizze und Beurtheilung des Gedichts: 115. 119. 121. 127. 134. 137. – An die Orientalin: 141.

Lamb, Charles, die alten bekannten Geſichter: 56.

Lewis, M. G., die Geſangene, tragiſche Scene in einem Privat-Tollhaus: 201.

Literatur, deutſche, engliſches Urtheil darüber: 29. 35.

Literatur, Ueberſicht der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen: 1. 6. 10. 14. 18. 22. 26.

Literary Gazette, die tauſendſte Nummer der, Miscelle: 76.

Literatur, die neuere italieniſche: 297. 304. 307.

M.

Moore, Thomas, kleinere Gedichte: 65. 89. 225. 229. 245. 329. Achtundzwanzig Num-

Digitized by Google

mern. – Geſellſchaftslied: 249. – An Irland: 152. – Die Fudges in England. S. unter F.
Muſſet, Alfred de, Ballade an den Mond: 33. – Das Levee: 25. – Die Dezembernacht: 57. – Barcelona. – Madrid. – Die Frau Marquiſin: 149. – Bekenntniſſe von einem Kinde des Jahrhunderts; Beurtheilung derſelben: 141. 147.

N.

Nelſons Tod, engliſches Volkslied: 364.

P.

Poetiſche, das, in der Poeſie Frankreichs: 166. 170. 175.
Poeſie, die dramatiſche, in England. Erſter Artikel: 206. 210. 214. 219.

Q.

Quinet, Eduard, Ahasverus, Skizze und Beurtheilung: 49. 59. 62. 66. 71. – Napoleon, Skizze und Beurtheilung: 78. 83. 87. 89. 95. 99. 103. 106. 111.

R.

Reboul, Jean, Bäcker zu Nimes; Beurtheilung und Proben ſeiner Gedichte: 353. 358. 363. 365. 370. 375.
Reich, das der Täuſchung, eine Satyre aus dem Engliſchen: 325.
Rigas, Konſtantinos, Aufruf an die Hellenen: 354.
Romanticismus, der, im Oſten: 158.

S.

Sand, George (Madame Dudevant), Andreas, Erzählung, Skizze und Beurtheilung derſelben: 223. 227. 230. 234. 239. 242. 246. – Leone Leoni, Roman, Skizze und Beurtheilung deſſelben: 2. 7. 11. 15. 19. 23.
Scott, Walter, kleine Gedichte. Acht Nummern: 303. 319.
Schefer's, Leopold, Laienbrevier in England: 123.
Shakſpeare und Scott, eine Parallele: 233.
Shelley, Gedichte. Die Mahnung: 176. – Gute Nacht: 181. – An die Lerche: 189. – Ozymandias: 193. – An Wordsworth. – Klage. – Vergangenheit. – Die Wanderer der Welt: 369. – Philoſophie der Liebe. – Tod: 373. – Geſang eines Geiſtes: 380.
Sigourney, Lydia, auf das Korallenthier: 345.
Statiſtik, intellectuelle, in Frankreich: 97. 101.
Süe, Eugene, Geſchichte der franzöſiſchen Marine, Beurtheilung derſelben: 117.

U.

Univerſitäten, die deutſchen, Urtheil der Revue des deux mondes über ſie: 76.

V.

Valdez, Juan Melendez, ſechs Gedichte: 213. 221.
Volkslieder, neugriechiſche. Photis. – Nikotſaras. – Der Wunſch. – Die Küſſe. – Des Vögleins Klage: 105. – Der Tod des Marko Bozzaris: 333. – Die Stimme des Grabes: 341.

W.

White, Kirke, Einſamkeit: 190.
Wordsworth, an den Kukuk: 177. – An ein Kind am Abend des längſten Tags: 197.

Digitized by Google

Nr. **1.**

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Februar 1836.

Ueberblick
über
franzöſiſche, engliſche und deutſche Literatur.

Außer allem Zweifel iſt, daß gegenwärtig die Literaturen Deutſchlands, Frankreichs und Englands unter allen die höchſte Stelle einnehmen und dieſe Ehrenplätze auch nicht ſo bald verlieren dürften; eben ſo gewiß iſt, daß ſie unter ſich in einem bedeutſamen und fruchtbaren Wechſelverhältniſſe ſtehen, und daß wer ſie gründlicher verſtehen will, in dieſe ihre Wechſelwirkung einzudringen ſuchen muß: aber ſo weit ſcheint es doch noch nicht zu ſeyn, daß man bereits die Morgenröthe einer anbrechenden *Weltliteratur* ankündigen dürfte; eine völlige Vermiſchung, Durchdringung und Gemeinſchaftlichkeit der Literaturen ſcheint, wenn ſie wirklich eintreten ſollte (und wir ſind weit entfernt der Weiſſagung eines Goethe zu nahe treten zu wollen), wenigſtens einer noch ziemlich entfernten Zeit vorbehalten zu bleiben. Die Literatur iſt der Spiegel und Ausdruck des geiſtigen Lebens in einem Volke; ſie iſt, wenn gleich als Hauptattribut des Geiſtigen die Freiheit gelten muß, dennoch auch an ihre beſtimmten Geſetze gebunden, die zu erkennen freilich nicht immer leicht und oft erſt mittelſt der Perſpective einer gewiſſen Zeitferne möglich ſeyn mag. Auch das ſcheinbar Zufälligſte, wie die Geburt der ausgezeichnetſten Träger der Literatur, fällt nicht ganz außerhalb des Kreiſes einer gewiſſen Nothwendigkeit und Geſetzmäßigkeit; der Geiſt eines Volkes iſt die erkennbare und befruchtende Potenz, deren Gleichartigkeit und Verwandtſchaft mit den aus ihm hervorgehenden Individuen ſich durch die Empfänglichkeit für die Productionen derſelben beurkundet. Der Genius eines Landes iſt verwandt mit den Genies deſſelben. Reichen ſich aber wirklich die Genien jener ebengenannten drei Nationen ſchon die Hände zum unauflöslichen, brüderlichen Bunde? Jede Literatur, jeder Volksgeiſt hat ein feſtes, ſtetiges, und ein bewegliches, flüſſiges Element, entſprechend den beiden Begriffen: Raum und Zeit; der Raum iſt das Princip des Beſtehens, die Zeit das Princip der Bewegung; man kann auch ſagen: es iſt der Gegenſatz der Natur (Nationalität) und des Geiſtes (Univerſalität), oder der Schwere und des Lichts. Eine Weltliteratur würde zu erwarten ſtehen, wenn das Princip der Natur, der Nationalität, der Schwere in den verſchiednen Literaturen ganz oder bis auf ein Kleinſtes überwunden oder ausgeglichen wäre, wenn das entgegengeſetzte Princip frei waltete und die getrennten Literaturen wie die Zungen einer Flamme in Eine verſammelte. Ob aber eine ſolche Ausziehung und Verläugnung der natürlichen, lokalen und nationalen Eigenthümlichkeit, die doch auch einen moraliſchen Einfluß auf den Menſchen ausübt, vor der Hand zu erwarten oder zu wünſchen ſey? ob nicht eine trübe, gährende Verwirrung ſtatt einer klaren harmoniſchen, bereichernden Verſchmelzung die Folge ſeyn müßte von einem Zuſammenfließen und Zuſammenſchmieden der verſchiedenen Literaturen? — dieß mag ſich Jeder ſelbſt beantworten. Zwar ſcheinen die Vehikel des Weltverkehrs, Dampfſahrt und Eiſenbahnen, bei immer wachſender Vollkommenheit, die Hinderniſſe und Unterſchiede des Raums beinahe zu vernichten; zwar ſcheinen die Geldmächte der Bankiers die Intereſſen und Schickſale der Völker unter einen gemeinſchaftlichen Nenner bringen zu wollen; aber die geiſtigen Differenzen, die Reſultate einer unermeßlichen Verſchiedenheit der bildenden und beſtimmenden Vergangenheit, laſſen ſich nicht eben ſo leicht ausgleichen und nivelliren.

Wenn wir in leichtem Umriß über den dermaligen Stand, den Geiſt und die Tendenzen der Literatur bei den drei Völkern berichten, können wir den geiſtigen Boden, auf welchem die Früchte der Literatur erwachſen, die geſchichtlichen und politiſchen Verhältniſſe und die Sprache nicht ganz unerwähnt laſſen. Wir beginnen mit der franzöſiſchen Literatur. Die erſte Revolution von 1789 macht in den Schickſalen Frankreichs ſo ſehr Epoche, daß man von ihr an auch eine neue Epoche, eine Revolution in der Literatur datiren könnte; aber doch verläugnet ſich auch nicht die Identität des Geiſtes in der Literatur vor jener Zeit und von jetzt. Die Sprache, damals auch einigermaßen mit revolutionirt, hat dieſe Spuren noch am leichteſten verwunden, wiewohl auch ſie in neuerer Zeit, beſonders im Munde

Digitized by Google

der Romantiker, nach größerer Freiheit und Entwicklung ſtrebt. Sie verſucht ſich jetzt in Bildung und Aneignung neuer Worte, in neuen Wendungen und Konſtruktionen, vermag aber die in ihrem Weſen liegenden Schranken nicht zu überſpringen. Man pflegt die franzöſiſche Sprache als die vollendetſte zum Behuf der Konverſation zu bezeichnen; ſie beſitzt eine große Menge ſtehender, ausgebildeter Formen, welche die Führung eines gewöhnlichen Geſprächs, die Erörterung eines geläufigen Gegenſtandes ohne großen Aufwand neuer Gedanken möglich machen; Klarheit und Präciſion iſt ihr Hauptgeſetz und ihre Haupttugend; ein Geſpräch, ein Aufſatz im Style der Konverſation iſt oft wie ein Komet mit viel glänzendem Nebel und wenig Kern; das Gefühl ihrer Mangelhaftigkeit aber drängt ſich dem reicheren Geiſt auf, bei dem eine raſch hervorſprudelnde Fülle neuer Anſchauungen und Gedanken zur Geſtaltung ſtrebt; da entſteht ein Ringen und Kämpfen mit der Sprache, wie man es bei manchen der begabteſten neueren franzöſiſchen Schriftſteller wahrnehmen kann, die gern ihrer Sprache die wohlerkannten Vorzüge der deutſchen und engliſchen Sprache mittheilen möchten. Für einen Hochverrath an der franzöſiſchen Eitelkeit wäre es angeſehen worden, wenn vor fünfzig oder hundert Jahren Franzoſen gewagt hätten, anzudeuten, was ſie jetzt öffentlich geſtehen: die Armuth und Bedürftigkeit ihrer Sprache, und den Reichthum, den Rhythmus der deutſchen!

Wir übergehen die ausſchließlich gelehrte Literatur, ſowohl die aufs claſſiſche Alterthum bezügliche, worin die Franzoſen nicht ſehr ſtark ſind, als die orientaliſche, in Beziehung auf welche am meiſten ein Zuſammenwirken der Gelehrten aus den verſchiedenen Nationen ſtattfindet. Die Expedition nach Aegypten hat den gelehrten, archäologiſchen Studien einen neuen, lange nachwirkenden Schwung gegeben. Auch von den Naturwiſſenſchaften, die es mit dem Erfahrungsmäßigen, Sichtbaren und Berechenbaren zu thun haben und auf Kunſt und Gewerbe ihre Anwendung finden, kann hier nicht die Rede ſeyn. Es iſt bekannt, daß die franzöſiſchen Gelehrten in den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, Medicin u. ſ. w. durch großartige öffentliche Anſtalten und Freigebigkeit unterſtützt, Ausgezeichnetes leiſten. Aber etwas näher muß eingegangen werden auf den Stand der Religion und Philoſophie, da dieſe beiden Mächte mit dem Volksgeiſt und der Literatur im engſten Zuſammenhange ſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Leone Leoni,

von G. Sand.

Wir geben unſern Leſern einen kurzen Auszug aus der unlängſt erſchienenen Erzählung Leone Leoni, von der unter dem Namen George Sand ſchreibenden franzöſiſchen Dame (Madame Dudevant) und werden am Schluß Gelegenheit zu einigen beurtheilenden Bemerkungen finden.

Die Erzählung iſt dem Spanier Don Aleo Buſtamente als etwas von ihm ſelbſt Erlebtes in den Mund gelegt. Wir werden ihn in der dritten Perſon aufführen.

In der Karnevalszeit, in einer unfreundlichen Nacht, befanden ſich in einem der ſchönſtgelegenen Gaſthöfe an der Riva dei Schiavoni in Venedig Buſtamente und Juliette. In tiefes Nachdenken verſunken, Cigarren rauchend, ſchritt der Spanier lange in dem Zimmer auf und ab; Juliette lag, unwohl, in einem leichten Schlummer auf einem Ruhebett. Der Spanier hielt endlich in ſeinem Aufundabgehen inne, trat vor die Schlummernde und redete ſie an: Juliette, willſt du meine Frau werden? Sie ſchlug die Augen auf, ſah ihn an und antwortete nicht; er wiederholte die Frage; ich habe es recht gut gehört, verſetzte ſie und ſchwieg wieder. Schmerzlich gekränkt ſchritt Buſtamente wieder im Zimmer auf und ab, bis Juliette ſelbſt ihn fragte: aus welchem Grund? — Deine Stellung in der Welt muß dir ſchmerzlich ſeyn. — Ich weiß, ſagte ſie, mein theurer Aleo, daß in der Welt die Mackel einer unauslöſchlichen Bezeichnung auf mir haftet: ein unterhaltenes Mädchen! — Wie wollen ſie auslöſchen, Juliette, mein Name wird den deinen reinigen. — O Stolz der Großen, ſeufzte ſie; wirklich du wollteſt mich heirathen, Buſtamente? O mein Gott, mein Gott! welche Vergleichung läßt mich dieß anſtellen! — Das zärtlichtraurige Geſpräch dauerte fort. Immer kam Juliette auf das Andenken des Mannes zurück, den ſie geliebt hatte, und an den ſie in Venedig Alles mahnte. — Bei Tod und Ewigkeit, ſagte der Spanier, wir verlaſſen morgen dieſe geliebte Vaterſtadt. — Sie können morgen Venedig und Juliette verlaſſen, verſetzte ſie mit eiſiger Kälte, aber ich nehme von Niemand Befehle an und verlaſſe Venedig wenn es mir gefällt. — Ich glaube Sie zu verſtehen, Mademoiſelle, ſagte entrüſtet Buſtamente, Leoni iſt in Venedig! — Juliette war wie von einem elektriſchen Schlage erſchüttert. Was ſagſt du? Leoni in Venedig? rief ſie halb wahnſinnig, und warf ſich in Aleo's Arme; wiederhole was du geſagt haſt, wiederhole ſeinen Namen, o laß mich wenigſtens noch einmal ſeinen Namen hören! — Der Spanier war von Zorn und Eiferſucht faſt außer ſich, Juliette ſank beinahe bewußtlos zurück; die Erſchöpfung und Gleichgültigkeit ſchienen den Sieg über die letzte Aufwallung der Leidenſchaft davon zu tragen. Eine Verſöhnung folgte. Gerührt von Buſtamentes ihr aufgedrungener Großmuth und Zärtlichkeit, der ſie ſogar aufforderte, ihr ſchmerzenſchweres Herz ganz vor ihm auszuſchütten, offen und frei von Leoni zu ſprechen, willigte ſie ein, ihm die Geſchichte ihres Lebens und ihrer Liebe zu Leoni zu erzählen.

Sie war die Tochter eines reichen Juweliers in Brüſſel. Ihr Reichthum gab ihnen Zutritt in allen Kreiſen der Geſellſchaft; der Vater war ſanft und nachgiebig, die Mutter vergnügungsſüchtig und gutmüthig. Putz und Luſtbarkeiten hatten in dieſer Lage ſie beinahe ausſchließlich beſchäftigt. Als ſie ſechzehn Jahre alt war, kam Leoni nach Brüſſel und ward wegen ſeiner glänzenden perſönlichen und geiſtigen Eigenſchaften, wegen ſeiner geſellſchaftlichen Talente allgemein geſucht, geehrt und nachgeahmt. Bald gab er Julietten, welche ihn anfänglich kalt behandelt hatte, augenſcheinlich den Vorzug vor allen Damen; er kam in ihr Haus; er wußte die Kunſt des Juweliers aufs glänzendſte zu preiſen und zu veredeln, er beſtach durch ſeine Schönheit und die Feinheit ſeiner Sitten die Mutter, er gewann durch klug

Digitized by Google

berechnete Schmeicheleien die Gunſt der vorſichtigeren Tante, ſo daß man darüber wegſah, daß er ein Spieler war, in der Vorausſetzung, ſein Vermögen geſtatte ihm dieſe koſtbare Unterhaltung, und die argloſe Juliette ſelbſt ward ihm bald mit der heißeſten Zärtlichkeit zugethan. „Ich glaube,“ ſagte ſie, „kein Mann auf Erden hat die Liebe gefühlt und ausgeſprochen wie Leoni. Andern Männern überlegen im Guten wie im Böſen, ſprach er eine andere Sprache, hatte er andere Blicke, ein anderes Herz als ſie. Ich habe eine Franzöſin ſagen hören, ein Blumenſtrauß in Leoni's Hand habe einen würzigeren Geruch als in eines andern Mannes Hand, und ſo war es mit Allem. Er hatte einen Zauber um ſich; ich konnte und wollte nicht mich ihm entziehen. Er ſah ſeinen Sieg, er war ſtolz und glücklich dadurch. Er brachte mir ſchöne und ſittſame Schriften. Die rührenden und leidenſchaftlichen Erzählungen, die Anſichten einer idealen Welt erhoben meine Seele, aber verſchlangen ſie auch. Ich bekam eine romantiſche Stimmung — die unglückſeligſte, in die ein Weib verſetzt werden kann!“ Die Heirath wurde feſtgeſetzt; Leoni's Papiere, die Nachweiſungen über ſeinen Stand und ſein Vermögen wurden allein noch erwartet; ſie kamen nicht zur feſtgeſetzten Zeit; die beiden Liebenden waren troſtlos über die Verzögerung, und die nachſichtigen Eltern willigten darein, über dieſe Förmlichkeiten wegzuſehen, und ſo wurde die Vermählung auf die nächſte Woche feſtgeſetzt. — Der Tag nach dem dieß beſchloſſen worden, war der Faſtnachtdienſtag. Mutter und Tochter waren zu einem prächtigen Feſt geladen, auf Leoni's Wunſch maskirten ſie ſich als Türkinnen, die Tante Agathe als Jüdin, er ſelbſt als Türke, Alle aufs reichſte gekleidet und verſchwenderiſch mit den koſtbarſten Edelſteinen des Juweliers geſchmückt. Während des Balls ſetzte ſich Leoni neben ſeine Braut und redete halblaut zu ihr mit einer Leidenſchaft, daß jedes ſeiner Worte wie ein Funken ihr Herz entzündete. Plötzlich erſtarb ihm das Wort auf der Lippe. Er ward blaß wie der Tod, und ſchien wie von einer Geiſtererſcheinung erſchreckt. Juliette folgte ſeinem Blick und ſah einen jungen Mann, Henryet, der früher um ſie geworben, den ſie ausgeſchlagen hatte und der jetzt von einer Reiſe nach Paris zurückkam. Auch ihr war der Anblick zuwider und ſie ließ ſich gern von Leoni in einen andern Saal führen. Sie kamen in einen Gang; aber Henryet folgte ihnen. Juliette die es bemerkte, ſagte: Wahrhaftig dieſer Menſch folgt uns wie ein böſes Gewiſſen; iſt es ein Menſch? Ich möchte ihn beinahe für eine gequälte Seele halten! — Leoni's Hand wurde, als er ihn wieder in ſeiner Nähe ſah, kalt wie der Tod, er zitterte am ganzen Leib, klagte daß er an den Nerven leide und bat ſie, ihn in ein Zimmer zu begleiten, wo ſie allein ſeyn würden, ein Augenblick Ruhe werde ihn herſtellen. „Indem er ſo ſprach, zog er mich haſtig nach dem Boudoir; er ſchien eher zu fliehen als zu gehen. Ich vernahm Schritte hinter uns; ich wandte mich um; ich ſah Henryet, der uns näher und näher kam, als ſetzte er uns nach; ich glaubte er ſey verrückt geworden. Leoni's Angſt, die er nicht mehr verbergen konnte, verwirrte vollends alle meine Gedanken, eine Geiſterfurcht ergriff mich, mein Blut erſtarrte wie beim Alpdrücken, es war mir unmöglich noch einen Schritt zu thun. Jetzt erreichte uns Henryet und legte eine Hand, die mir wie von Metall ſchien, auf Leoni's Schulter. Leoni blieb wie vom Blitz getroffen ſtehen und nickte bejahend mit dem Kopf, als ob er in dieſem entſetzlichen Stillſchweigen eine Frage oder eine Forderung errathen hätte. Jetzt entfernte ſich Henryet und ich konnte meine Füße wieder erheben. Ich folgte Leoni in das Boudoir und ſank, ſo blaß und beſtürzt wie er auf die Ottomane.“

Leoni warf ſich ihr zu Füßen, erklärte, er ſey verloren, wenn ſie ihn nicht bis zum Wahnſinn liebe; ein ſchreckliches Geheimniß, das er ihr nicht mittheilen könne, laſte auf ihm; ſie müſſe auf der Stelle mit ihm fliehen, wenn ſie nicht wolle, daß er ſich tödte. Halb beſinnungslos, willenlos gab ſie ihre Einwilligung. Wir haben wenige Augenblicke zu verlieren, ſagte Leoni; in einer Stunde müſſen wir fort ſeyn oder deine Flucht iſt unmöglich. Ein Falkenauge belauert uns. Aber wenn du willſt, können wir es täuſchen. Kehre in den Saal zurück, zeige deine Bewegung nicht; tanze wenn es nöthig iſt, aber laß dich nicht wegführen. Wenn Henryet mit dir ſpricht, ſey vorſichtig und reize ihn nicht, bedenke daß noch eine Stunde mein Schickſal in ſeiner Hand iſt! — Er verſprach ſie nach einer Stunde in einem Domino abzuholen. So kehrte ſie in den Saal zurück. „Ich hatte mir vorgenommen den Blicken meiner Mutter auszuweichen, ich fürchtete ihre Unruhe, ihre Zärtlichkeit und meine Gewiſſensbiſſe. Ich ſah ihr Taſchentuch auf der Bank liegen, ich nahm es vor mein Angeſicht, bedeckte mir damit den Mund, verſchlang es mit krampfhaften Küſſen. Meine Gefährtin glaubte, ich huſte wieder; ich ſtellte mich wirklich ſo an. Ich wußte nicht, wie die entſetzliche Stunde ausfüllen, die kaum erſt zur Hälfte verſtrichen war. Meine Tante bemerkte, ich habe ſtarken Katarrh und wollte meine Mutter auffordern, heimzugehen. Ich entſetzte mich über dieſe Drohung und nahm eine neue Aufforderung an. Erſt in dem Gewühl der Tänzer bemerkte ich, daß ich einen Walzer angenommen; ich walzte ſonſt niemals; aber als ich in demjenigen, der mich ſchon in ſeinen Armen hielt, das unheimliche Antlitz Henryets erkannte, hinderte mich die Furcht, mich loszuſagen. Er riß mich hinein und dieſe raſche Bewegung zerrüttete vollends mein Gehirn. Ich fragte mich, ob alles das was um mich vorging, nicht ein Traum ſey, ob ich nicht fieberkrank im Bette liege, oder ob ich wie eine Wahnſinnige mit einem Weſen, das mir Schauer einflößte, in einen Walzer hineingeſchleudert ſey? Dann erinnerte ich mich, daß Leoni mich abholen ſollte. Ich betrachtete meine Mutter, die leichten Sinnes und fröhlich durch den Kreis der Walzenden hinzufliegen ſchien. Ich ſagte mir, es ſey unmöglich, ich könne ſo meine Mutter nicht verlaſſen. Ich bemerkte, daß Henryet mich in ſeine Arme preßte und daß ſeine Blicke mein dem ſeinen zugewandtes Antlitz verſchlangen. Ich wollte ſchreien und fliehen. Da beſann ich mich auf die Worte Leoni's: mein Schickſal iſt noch eine Stunde in ſeiner Hand! Ich überwand mich. Wir blieben einen Augenblick ſtehen. Er ſprach zu mir. Ich hörte nicht und antwortete lächelnd ganz zerſtreut. Da fühlte ich Seidenſtoff meine Arme und meine nackten Schultern ſtreifen. Ich brauchte mich nicht umzuwenden, ich erkannte den kaum vernehmbaren Athemzug Leoni's. Ich verlangte an meinen Platz zurückgeführt zu werden.

Digitized by Google

In einem Augenblick bot mir Leoni im ſchwarzen Domino die Hand. Ich folgte ihm. Wir durchſchnitten das Gewühl und entgingen, ich weiß nicht durch welches Wunder, dem eiferſüchtigen Auge Henryets und dem meiner Mutter.“ In einem Augenblick darauf ſaßen ſie in einer Poſtchaiſe und entflohen. Vierundzwanzig Stunden fuhren ſie fort, ohne auch nur beim Pferdewechſel auszuſteigen. Dann machten ſie Halt in einem vom Weg abgelegenen, ſonderbaren Hauſe. Hier wurden erſt die reichen Ballkleider abgelegt und Juliette bat Leoni, der über ſeiner Beſorgniß ſeine Zärtlichkeit beinah vergaß, die Koſtbarkeiten zurückzuſenden, welche ſie wirklich in einen Koffer zuſammenpacken ſah. Nach kurzer Raſt ging es weiter, und ähnliche Nachtlager empfingen ſie noch mehrere Male. Je weiter ſie kamen, je heiterer und zärtlicher ward Leoni. Sie erreichten Genf, ruhten ſich aus und bezogen dann eine reizende Einſiedelei in einem Thale des Lago maggiore.

(Fortſetzung folgt.)

Viktor Hugo's

Vorwort zu den Dämmerungsgeſängen.*)

„Alles iſt in dieſen jetzigen Tagen, in den Ideen wie in den Thatſachen, in der Geſellſchaft wie im Individuum im Zuſtand der Dämmerung. Welcher Art iſt dieſe Dämmerung? Was wird darauf folgen? Eine unermeßliche Frage, die wichtigſte unter allen, die ſich bunt durcheinander drängen in dieſem Jahrhundert, wo ein Fragezeichen ſich hinter Alles und Jedes drängt. Die Menſchheit erwartet, daß, was am Horizont iſt, ſich ganz entzünde oder völlig erlöſche. Mehr braucht man nicht zu ſagen.

Was dieſen Band betrifft, ſo will der Verfaſſer darüber auch nicht mehr ſagen. Wozu auf den kaum ſichtbaren Faden aufmerkſam machen, der dieſes Buch mit den früheren verknüpft? Es iſt immer derſelbe Gedanke mit andern Anfechtungen, dieſelbe Welle mit andern Winden, dieſelbe Stirne mit andern Falten, daſſelbe Leben mit veränderten Jahren.

Er legt wenig Gewicht hierauf. Er läßt auch in ſeinen Werken das Perſönliche nur deßhalb ſtehen, weil es vielleicht manchmal der Wiederſchein von etwas Allgemeinem iſt. Er glaubt nicht, daß ſeine Individualität, wie man ſich heut zu Tage übel genug ausdrückt, ſich der Mühe verlohne, in einem andern Sinne ſtudirt zu werden. Zudem, welches Bild man ſich auch davon entwerfen möge: es ſchimmert nur ſehr dunkel in ſeinen Büchern hindurch. Der Verfaſſer iſt weit entfernt zu glauben, daß alle Beſtandtheile des vorliegenden im Einzelnen je als wirkliche Materialien zur Geſchichte irgend eines menſchlichen Herzens gelten können. Vieles in dieſem Band iſt bloße Träumerei.

Was vielleicht zu wiederholten Malen in dieſer Sammlung hervortritt, was die herrſchende Stimmung des Verfaſſers ausmachte, wenn er dieſe und jene Verſe dieſes Buchs hinwarf, iſt der ſonderbare dämmerhafte Zuſtand der Seele und der Geſellſchaft in unſerem Jahrhundert; dieſes Uebel von Außen, dieſe Ungewißheit im Innern; dieſes unſägliche Halbdunkel, das uns umgibt. Daher in dieſem Buche die Hoffnungsrufe gemiſcht mit Angſt, die Liebesgeſänge von Klagen durchkreuzt, die Heiterkeit von Trauer durchdrungen, die Niedergeſchlagenheit, die ſich plötzlich zur Freude wendet, die Troſtloſigkeit, die ſich wieder aufrichtet, die duldende Ruhe, die innern Qualen, die kaum die Spiegelglätte des Verſes von Außen bewegen, die politiſchen Stürme, mit kaltem Blut betrachtet, die religiöſe Einkehr vom öffentlichen Platz in den Schoos der Familie, die Furcht, es möchte ſich Alles verdunkeln und auf Augenblicke der freudige und aufbrauſende Glaube an die Möglichkeit einer Blüthenerſchließung der Menſchheit. In dieſem Buch, ſo klein neben ſo großen Gegenſtänden, ſind alle Gegenſätze: der Zweifel und das Dogma, Tag und Nacht, der dunkle Winkel und der helle Punkt, wie in Allem, was wir in dieſem Jahrhundert ſehen und denken.

Das letzte Wort das der Verfaſſer beizuſetzen hat, iſt dieß, daß in dieſer Epoche der Erwartung und des Uebergangs, in dieſer Epoche, wo die Erörterung ſo erbittert, ſo ſcharf abgeſchnitten, ſo auf ein Aeußerſtes gekommen iſt, daß man nur noch die zwei Worte: Ja und Nein hört, verſteht und beklatſcht, er doch weder zu den Verneinenden noch zu den Bejahenden gehört.

Er gehört zu den Hoffenden.“

Aus dem prélude, welches die Idee des Ganzen andeuten ſoll, geben wir einige Strophen:

Nach Morgen! Morgen! ſeht, dort richtet hin die Blicke,
Ihr Dichter, und den Geiſt! was gibt er euch zu ſchaun?
„Ach“ gibt ihr Mund, der lang' geſchwiegen ganz, zurücke:
„Geheimnißvollen Tag ſehn wir dort drüben graun!

Geheimnißvollen Tag am ſchweigend ernſten Himmel,
Der ſchwach am Horizont hinter den Bergen glimmt;
Wie in der Schmiede Nachts aufſpringt ein Gluthgewimmel,
Man ſieht's von fern, eh' man der Hämmer Schlag vernimmt.

Wir aber wiſſen nicht, ob dieſer Glanz im Weiten
Den Tag euch bringen wird, den goldnen Sonnenſchein!
Denn, weil die Schatten dicht ſich um uns rings verbreiten,
Mag, was uns Oſten dünkt, vielleicht der Weſten ſeyn.

Der Abend iſt's vielleicht, mit Morgenfarben prangend!
Die Sonne, gegen die der Menſch ſich betend neigt,
Die Sonne, deren Strahl man anruft ſo verlangend,
Vielleicht, daß dieſe Sonn' hinab, ſtatt aufwärts, ſteigt.“

---

*) Ueber die in mehrfacher Beziehung merkwürdigen chants du crépuscule wird, nach Mittheilung einiger Uebertragungen, das Urtheil franzöſiſcher Kritiker nebſt einigen weitern Bemerkungen gegeben werden. Anmerk.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Februar 1836.

Einige Lieder von Robert Burns. *)

1.

Die finſtre Nacht bricht ſchnell herein.
Der Sturmwind heult; mit Regen dräu'n
Die trüben Wolken; ſchwärzlich ſtehn
Sie über dieſen nackten Höhn.
Der Jäger wandert heim vom Moor,
Das Rebhuhn duckt ſich unter's Rohr,
Und ich, das Herz von Sorgen ſchwer,
Geh' einſam hier entlang den Ayr.

Der Herbſt beweint ſein reifend Korn,
So früh ſchon von des Winters Zorn
Zerſtört; am Abendhimmel ſieht
Den Sturm er, wie er murrend flieht.
Kalt wird in meiner Bruſt das Blut,
Gedenk' ich der bewegten Fluth,
Und daß ich ziehn muß über Meer,
Weit, weit von deinen Ufern, Ayr!

'S iſt nicht die Brandung, die das Land
Wild zürnend ſchlägt; nicht dieſer Strand,
Mit Trümmern manches Wracks bedeckt;
Der kalte Sturmwind nicht — was ſchreckt
Den Sohn des Elends? — aber trägt
Mein wundes Herz nicht Feſſeln? ſchlägt
Es krampfhaft nicht, und blutet ſehr,
Da es ſie bricht, dich meidend, Ayr?

Lebt wohl, ihr Schluchten und ihr Seen,
Ihr haidekrautbewachsnen Höhn!
Du grünes Thal, du ſtiller Pfad,
Die meiner Liebe Schmerz ihr ſaht! —
Freund! — Feind! — lebt wohl! ich ſegn' euch gleich!
Meine Lieb', mein Friede ſey mit euch!
O, dieſer Thränenſturz ſagt mehr,
Als Worte! — Lebe wohl, mein Ayr!

2.

Einen ſchlimmen Weg ging geſtern ich,
Einen Weg, dem ich nicht wieder trau':
Zwei ſüße Augen trafen mich,
Zwei ſüße Augen, lieb und blau.
Nicht war's ihr blond und wallend Haar,
Nicht war's ihr Mund, die Roſ' im Thau,
Auch nicht ihre weiße Bruſt — es war
Ihr ſüßes Auge, lieb und blau.

Ihr Aug' hat mir das Herz bethört,
Ihr Auge, mit der dunkeln Brau;
O, tiefre Wunden, als ein Schwert,
Schlug mir dieß Auge, lieb und blau! —
Geduld, mein Herz, Geduld, Geduld!
Vielleicht — doch, weh' mir! weiſ't ſie rauh
Mich ab, an meinem Tode Schuld
Iſt dann ihr Auge, lieb und blau.

3.

Mein Lieb iſt eine rothe Roſ',
Die friſch am Stocke glüht;
Eine rothe, rothe Roſ'! mein Lieb
Iſt wie ein ſüßes Lied!

Mein Lieb, ſo ſchmuck und ſchön du biſt,
So ſehr auch lieb' ich dich;
Bis daß die See verlaufen iſt,
Süße Dirne, lieb' ich dich!

Bis daß die See verlaufen iſt,
Und der Fels zerſchmilzt, mein Kind!
Und ſtets, mein Lieb, ſo lang mein Blut
In meinen Adern rinnt.

*) Man vergleiche über dieſen ganz durch ſich ſelbſt gebildeten Dichter — the Scotch ploughman poet — Goethe Bd. XLVI, S. 245 ff.

Digitized by Google

Leb wohl, leb wohl, mein einzig Lieb!
Leb wohl auf kurze Zeit!
Leb' wohl! ich kehr', und wär' ich auch
Zehntauſend Meilen weit!

4.

Mein Herz iſt ſchwer, Gott ſey's geklagt!
Mein Herz iſt ſchwer für Einen;
O Gott, eine lange Winternacht
Könnt' wachen ich für Einen.
O Leid, für Einen!
O Freud, für Einen!
Die ganze Welt könnt' ich durchziehn
Für Einen!

Ihr Mächte, reiner Liebe hold,
O, lächelt mild auf Einen!
Schützt vor Gefahr ihn! bringt geſund
Zurück mir meinen Einen!
O Leid, für Einen!
O Freud, für Einen!
Ich thät? — o Gott, was thät ich nicht
Für Einen?

Bemerkungen über franzöſiſche, engliſche und deutſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Frankreichs religiöſer Zuſtand iſt ein Punkt von großem Intereſſe. Die franzöſiſchen politiſchen Blätter haben ſich in neuerer Zeit darüber geſtritten: ob es eine Religion der Mehrzahl in Frankreich gebe? Der National meinte, eigentlich gebe es faſt gar keine guten Katholiken in Frankreich, indem er, als Merkmal dafür, die Frage aufwirft: wie viele Franzoſen wohl noch an eine Verwandlung der Hoſtie im Abendmahl glauben? aber die Gazette, freilich mit äußerlichen Merkmalen ſich begnügend, rechnet her, daß doch ſämmtliche Franzoſen in der Kirche getauft und getraut werden und daher als Chriſten zu betrachten ſeyen. Dieſe Facta anerkennt auch Bazin in ſeinem Pariſer-Bürger, aber er ſcheint eine andere Folgerung daraus zu ziehen, wenn er ſagt: „Hat der Bürger von Paris auch Religion? Komiſche Frage! Er hat ſich in der Kirche trauen laſſen, er läßt ſeine Kinder daſelbſt taufen; er findet es paſſend, daß ſeine Frau am Sonntag in die Meſſe geht und ſagt, wenn man ihm zuſetzt: „die Religion ſey für das Volk nothwendig.“ Die Gleichgültigkeit in der Religion iſt ein charakteriſtiſcher Zug des heutigen Frankreichs und wird von Janin treffend mit den Worten bezeichnet: „Wer gebe ſich heutzutage die Mühe, ein Atheiſt zu ſeyn?“ Wollte man den ſchlummernden Gegenſatz der glaubigen Ueberzeugung und der gedankenloſen Anbequemung an das Herkömmliche wecken und zur Schärfe und Entſchiedenheit treiben, ſo würde auf jene Seite eine ziemlich ſchwache Minderzahl kommen. Zwar würde die vom Nationalconvent abgeſchaffte Religion ſchon von Robespierre ſelbſt wieder einigermaßen reſtituirt und durch Napoleon Frankreich wieder der römiſch-katholiſchen Kirche angewöhnt; aber daß die Religion (freilich nur das Aeußere derſelben) abgeſchafft werden konnte, und daß ſie ohne beſondere Bewegung der Gemüther, aus politiſchen und Anſtandsgründen, wieder hergeſtellt wurde, zeigt deutlich genug den Wärmegrad des religiöſen Gefühls in Frankreich. Iſt es wahrſcheinlich, daß ſeitdem die ausgewurzelte Pflanze wieder in den Herzen angewachſen iſt? Darf man vermuthen, daß für die, durch die verhaßte Reſtauration in der unpopulären hohen Geiſtlichkeit ſo begünſtigte Religion viele Sympathien erweckt worden ſind? Der Haß gegen die Reſtauration und die Ariſtokratie hat ſich in vielen Gemüthern unauflöslich mit dem Haſſe gegen den Klerus verflochten; und den von der Geiſtlichkeit in geiſtlicher Hinſicht ſo verwahrlosten, in leiblicher gedrückten Franzoſen war es nicht ſo ſehr zu verargen, wenn ſich ihnen die Begriffe von Religion und Kirche in Eins verſchmolzen, und ſie, weil die letztere aufhörte ihnen als eine Wohlthat zu erſcheinen, allmählich auch das Bedürfniß der erſteren verlernten. Lebendiger blieb der religiöſe Sinn, in einer Unklarheit freilich, die gelegentlich zum Fanatismus ſtieg, im ſüdlichen Theil Frankreichs, wo auch die Anhänglichkeit an die Bourbons ſich am beharrlichſten bewährte. Dermalen zeigt die legitimiſtiſche Partei das meiſte Intereſſe für die Religion. Zwar war die alte Ariſtokratie, der ſie angehört, zur Zeit Ludwigs XIV, des Regenten und Ludwigs XV frivol genug, und Gönnerin und praktiſche Anhängerin der berühmteſten unglaubigen Philoſophen; aber ſie hatte doch von ihrer ſo vortheilhaften Allianz mit dem Klerus, von der ſtandhaft feſtgehaltenen Idee des göttlichen Rechts und von den, anſtands- und ſicherſicherheitshalben nie unterlaſſenen Ceremonien der Kirche gleichſam einen Keim von Religioſität beibehalten, der in den Tagen des Unglücks raſcher aufſchoß. Die Kirche hatte in den Tagen des Glücks auch ihren Beitrag zum Glanze des Hofes und der großen Welt beiſteuern dürfen; in den Zeiten des Unglücks wurde der religiöſe Glaube zum Depoſitär und Garanten der politiſchen Hoffnungen gemacht, abgeſehen davon, daß in den Stürmen der Zeit manches Herz einen wirklichen Zug zur Religion empfinden mochte. Die Reſtauration riß in ihrem Sturz auch die wieder erſtarkende Macht der Kirche mit ſich fort. Die republicaniſche Partei repräſentirt die religiöſe Gleichgültigkeit; die Politik iſt ihre Religion — wenn es erlaubt iſt die Bedeutung der Worte in ſolcher Weiſe abzuändern. Die religiöſe Freiheit beſteht ihnen darin, keine Religion zu haben. Die Doctrine ſieht ſich durch ihren Gegenſatz gegen beide Parteien, der aber nicht ein gleich ſcharfer gegen beide Seiten hin iſt, auf ein Mittleres angewieſen, ſie will die Kirche nicht mehr zur ebenbürtigen Alliirten, möchte ſie aber gern zur verſöhnten und dienſtwilligen Unterthanin haben, und ſich ihrer gegen die Republik bedienen. Bedeutender als die gar bald lächerlich gewordene, auf Aktien zu gründende neue Kirche des Abbé Chatel iſt der St. Simonismus, eine der merkwürdigſten Erſcheinungen im Leben des franzöſiſchen Geiſtes. Er hat in der That einen ſo ſchnellen Verlauf gehabt, daß es jetzt, ſo wenige Jahre nach ſeinem Aufblühen, ſchon nicht mehr zu früh iſt, über ihn abzuurtheilen; er iſt bereits der Geſchichte anheimgefallen; ſtatt eine Metamorphoſe der Geſellſchaft zu bewirken, iſt er ein bloßes

Digitized by Google

Metror geblieben. Mißbräuchlich ohne Zweifel nannte ſich der St. Simonismus eine Religion, wenn man irgend feſte Merkmale dieſes Begriffs zugibt, und dahin die Beziehung des Menſchen zur Gottheit, ſeine Abhängigkeit von dieſer rechnet. Der Gott des St. Simonismus iſt die Menſchheit, oder vielmehr das Abſtractum eines Progreſſes der Menſchheit zum Beſſern durch ſociale Reformen. Charakteriſtiſch aber, beſonders dem Chriſtenthum gegenüber, iſt: daß er den Fortſchritt eben durch Abänderung der Formen, des Aeußern zu erreichen hofft und vorſchreibt. Er hat eine Kirche, eine Hierarchie ſtiften wollen, ohne ſelbſt eine Religion zu ſeyn; er wollte von außen wirken, ſtatt von innen; er iſt, wenn man einen Widerſpruch als die paſſende Bezeichnung für ihn will gelten laſſen: die Religion des Materialismus. Die Menſchheit, nicht nach ihrer idealen Seite, ſondern nach ihren phyſiſchen Zuſtänden iſt ihm die Gottheit; ſeine Moral iſt eudamoniſtiſch, ſein Cultus iſt die Induſtrie. So viel Beachtenswerthes in dem, auch literariſch eine Zeit lang glänzend vertretenen St. Simonismus liegen mochte; durch die Ueberſpannung der Anſprüche und den Pomp der Verheißungen wurde auch das Richtige ins Lächerliche gezogen, und dadurch, daß er in der Hauptſtadt Frankreichs ſeinen Sitz nahm und ſich unter die Protektion der Mode ſtellte, verlor auch das Ernſtgemeinte ſeinen Ernſt. Merkwürdig bleibt der St. Simonismus immer auch inſofern, als er zeigt: zu welchem Niveau des religiöſen Intereſſe's in Frankreich ſelbſt ſolche ſich erhoben, welche der Begeiſterung und der Aufopferung — zwei Haupteigenſchaften des Religioſen — fähig waren. — Der kirchliche Glauben wurde in Frankreich nicht, wie häufig in Deutſchland, durch gelehrte und tiefer gehende Kritik angegriffen und zum Gegenſtand eines wiſſenſchaftlichen Kampfes gemacht, ſondern durch frivole Aufklärung (wovon auch den Deutſchen etwas zu Gute gekommen), durch Witz und Spott untergraben und erſchüttert; die Revolution drückte nur noch das Siegel auf ein innerlich ſchon ziemlich vollendetes Factum. Statt mit Waffen die durch Gelehrſamkeit geſchmiedet, durch ernſte Philoſophie geſtählt worden wären, ſchlug der Verſtand mit der Keule plumper Machtſprüche drein, indem z. B. ein Wunder für nichts Anderes galt als einen unſinnigen Aberglauben, oder führte durch Witz und Hohn einen vortheilhaften Krieg gegen die nicht ſehr gut beſchlagenen Vertheidiger der Orthodoxie. — Die Worte eines Glaubigen von La Mennais beweiſen durch das raſch auflodernde (wohl mehr äſthetiſche) Intereſſe, das ſie hervorbrachten, die Unbekanntſchaft der Franzoſen mit dem Original, von welchem die Sprache großentheils copirt iſt, ſo wie durch den Mangel an nachhaltiger Wirkſamkeit, daß auch dieſer Samen nur auf den Weg gefallen iſt, wenn er nicht überhaupt ſchon verdorbener Samen war. — Chateaubriand ſuchte in ſeinem Génie du christianisme das Chriſtenthum dem äſthetiſch moraliſchen Gefühle der Gebildeten zu empfehlen, durch Hinweiſung auf deſſen ſchöne Symbole, ſeine Poeſie, ſeine Milde, ſeinen Geiſt — aber er ſteht nicht als ein begeiſterter Prophet in der Mitte des Chriſtenthums, ſondern hat als eine gebildete, phantaſiereiche Natur es ſich zurecht gemacht; er gibt nicht den Geiſt des Chriſtenthums, ſondern zeigt ſeinen esprit an der Darſtellung und Deutung deſſelben. — Die Religioſität der Proteſtanten in Frankreich iſt inniger und daneben ihre wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in dieſer Beziehung ernſter geblieben, was wohl aus der allgemeinen Regel zu erklären iſt, daß bei gedrückten, oder nicht gleich berechtigten Religionsparteien, die Kraft concentrirter, das Gefühl intenſiver zu bleiben pflegt.

(Fortſetzung folgt.)

Leone Leoni.

(Fortſetzung.)

Hier am Lago maggiore führten Leoni und Juliette ſechs Monate lang das friedlichſte und glücklichſte Stillleben, fern von aller Berührung mit der Welt. Zwei junge Eheleute bedienten ſie. Bei ſchönem Wetter machten ſie große Spaziergänge und befreundeten ſich mit allen Schönheiten der daran ſo reichen Gegend; bei ſchlechtem Wetter arbeiteten ſie zu Haus nach dem von Leoni jeden Tag entworfenen und ſtreng eingehaltenen Plan. Leoni ſelbſt beſaß viel kleine Geſchicklichkeiten in verſchiedenen Handwerken; er malte und dichtete. Den Tag über ſprachen ſie ſich dann wenig; nur einige ſüße Worte und Liebkoſungen wurden gewechſelt. „Aber mit dem Abend wurde Leoni körperlich abgeſpannt und geiſtig lebendig; das waren die Stunden, wo er am liebenswürdigſten war, und ſie hatte er für die Ergießungen unſerer Zärtlichkeit aufgeſpart. Ermattet von ſeinem Tagewerk, ſtreckte er ſich auf dem Mooſe zu meinen Füßen nieder, an einem köſtlichen Plätzchen neben dem Hauſe, auf dem Abhang des Bergs. Von da ſahen wir dem glanzvollen Untergang der Sonne, dem melancholiſchen Verſinken des Tags, dem ernſten und feierlichen Eintritt der Nacht zu; wir wußten von jedem Stern den Augenblick ſeines Aufgehens und auf welchem Punkte jeder anfing ſeinen Glanz zu enthüllen. Leoni war mit der Aſtronomie ganz vertraut, aber Johannes beſaß beinahe in gleichem Grade dieſe Wiſſenſchaft der Hirten und gab den Geſtirnen nur andere, oft poetiſchere und bezeichnendere Namen. Hatte ſich Leoni an ſeiner ländlichen Gelehrſamkeit erfreut, ſo ließ er ihn den Kuhreiden auf ſeiner Pfeife blaſen. Von fern hatten dieſe grellen Töne einen unbeſchreiblichen Reiz. Leoni verſank in eine Träumerei, welche der Ekſtaſe nahe kam; und wenn dann die Nacht ganz angebrochen, die Stille des Thals nur noch durch das Klagegeſchrei eines in den Felſen niſtenden Vogels unterbrochen war, die Leuchtwürmchen ſich im Gras um uns entzündeten, ein lauer Wind in den Tannen über unſern Häuptern ſäuſelte: dann ſchien Leoni aus einem Traum ſich zu ermannen oder zu einem andern Leben zu erwachen; ſeine Seele entzündete ſich, ſeine leidenſchaftliche Beredſamkeit ſchwoll mir ans Herz; er ſprach ſchwärmeriſch mit dem Himmel, dem Wind, dem Echo, der ganzen Natur, er nahm mich in ſeine Arme und überhäufte mich mit ausſchweifenden Liebkoſungen; er vergoß Thränen der Liebe an meinem Buſen, und war er ruhiger geworden, ſo richtete er die liebreichſten und berauſchendſten Worte an mich. O, wie hätte ich ihn nicht lieben ſollen, dieſen Mann der nicht ſeines Gleichen hatte in ſeinen guten und in ſeinen böſen Tagen? Wie war er ſchön, wie war er liebenswürdig! Wie ſtand die

Digitized by Google

braune Farbe von der Sonnenhitze ſeinem männlichen Geſicht ſo gut! Wie verſtand er zu lieben, und wir es zu ſagen! Wir verſtand er das Leben zu beherrſchen und es zu verſchönern! Was er that, was er ſprach, war recht, gut und ſchön. Er war edelmüthig, gefühlvoll, zart, heroiſch; gern tröſtete er die Armen, die an unſere Thürr klopften, in ihrem Elend oder in ihren Krankheiten. Er ſtürzte ſich einmal in einen reißenden Strom, um mit Lebensgefahr einen jungen Hirten zu retten; er irrte eine Nacht unter den gräßlichſten Gefahren im Schnee herum, verirrten Reiſenden zu Hülfe zu kommen, welche ein Nothgeſchrei hatten vernehmen laſſen. O wie, wie hätte ich ein Mißtrauen ſetzen können in Leoni! Wie hätte ich fürchten können für die Zukunft! Man nenne mich nicht leichtgläubig und ſchwach, die männlichſte Frau wäre durch eine ſolche halbjährige Liebe überwunden worden. Ich war es ganz und gar, und die grauſame Reue darüber, daß ich meine Eltern verlaſſen hatte, die Vorſtellung von ihrem Schmerz ward immer ſchwächer und verlor ſich allmählich beinahe ganz. O wie groß war ſie, die Gewalt dieſes Mannes."

Was jenes furchtbare Geheimniß betraf, ſo dachte Juliette an tauſend romantiſche unglückliche Verwicklungen, wie ſie ſolche aus Romanen kannte; ja ſie fand in dieſem undurchdringlichen Geheimniß einen Reiz mehr, und nur in der letzten Nacht, als ſie beim herannahenden Winter wegen der Gefahren von Lawinen, ihren Sitz zu verlaſſen beſchloſſen hatten, war ſie Zeugin einer ſonderbaren Scene. Sie fand, als ſie erwachte, Leoni nicht in der Kammer; ſie kleidete ſich, als er lange ausblieb, an und ſuchte ihn in der kalten Nacht. Sie belauſchte ihn, ohne daß er es wußte, wie er einen Koffer aus der Erde grub; in unheimlicher Angſt hatte ſie zugeſehen und eilte dann wie ein geſcheuchtes Wild nach Hauſe zurück, ihm voraus. Er kam erſt eine halbe Stunde ſpäter, aber ſie träumte die ganze Nacht von dieſem Koffer und ſah eine Menge ſonderbare Sachen aus ihm hervorgehen: bald Karten mit ſonderbaren Geſtalten, bald blutige Waffen, dann Blumen und Federn und Schmuck und dann Knochen und Schlangen und Goldklumpen, Ketten und Halseiſen. Sie hütete ſich aber wohl irgend etwas gegen Leoni zu äußern. Am folgenden Tage reiſ'ten ſie ab, und nach Venedig. Hier bezogen ſie am erſten Tag ſchon einen prachtvollen Pallaſt, der die Inſchrift hatte: Palazzo Leoni, nachdem ſie in einem ziemlich armſeligen Hauſe zuerſt abgeſtiegen waren. Hier hatte Juliette im Schlafgemach Leoni's den Koffer leer gefunden, und es ſank ihr damit ein Stein vom Herzen, aber es war ihr eine Stecknadel mit großen Brillianten zufällig in die Hände gefallen, welche ſie für eine Arbeit ihres Vaters erkannte. Sie fragte darüber Leoni, ob er auch gewiß die Koſtbarkeiten ihrem Vater zurückgeſchickt habe? Er verſicherte dieß und entſchuldigte das Zurückbleiben der Stecknabel durch Unachtſamkeit. In dem Palaſt ging das fröhlichſte Leben an, von Tag zu Tag mehrte ſich die Zahl der Gäſte. Juliette hatte daran wenig Gefallen, aber Leoni ſchien ſich ſehr wohl dabei zu befinden. Man aß, trank, ſpielte, lebte in beſtändiger Zerſtreuung. Ungefähr ein Dutzend der Freunde kamen jeden Tag, dieß waren fein gebildete Leute vom beſten Ton; Leoni aber war die Seele und das Haupt von dem glänzenden Cirkel in Mode, Ton, Vergnügen und Aufwand. Juliette, unbefriedigt von dieſem glänzenden Leben, gab es Leoni zu erkennen und äußerte ihre Sehnſucht nach dem Glück in ihrem Thal. Leoni gab ihr zu bedenken, daß der Wechſel dem Menſchen nothwendig ſey. Nach einer ihrer zärtlichen Klagen ſprach er zu ihr: Meine Juliette, die Engel ſind Kinder, und du biſt das eine wie das andere, du weißt nicht, daß die Liebe das Geſchäft der edelſten Vermögen der Seele iſt, und daß man dieſe Vermögen ſchonen muß wie den Augapfel. Du weißt nicht, Kleine, was dein eignes Herz iſt! gut, gefühlvoll und vertrauend hältſt du es für einen ewigen Altar der Liebe; aber die Sonne ſelbſt iſt nicht ewig; du weißt nicht, daß die Seele müde wird wie der Körper, und daß man ſie eben ſo pflegen muß. Laß mich machen, Juliette, laß mich das heilige Feuer in deinem Herzen unterhalten; es iſt mir daran gelegen, mir deine Liebe zu bewahren, dich daran zu hindern, daß du ſie nicht zu ſchnell verſchwendeſt. Alle Frauen ſind wie du, ſie lieben mit ſolcher Haſt, daß ſie plötzlich nicht mehr lieben, ohne zu wiſſen warum! Erinnere dich an die Regentage in unſerm Thale, wo ich mit einiger Strenge darauf drang, daß du dich beſchäftigeſt, um dich vom Nachdenken abzuhalten und von der Schwermuth, welche die unausbleibliche Folge davon iſt. Glaube mir, die allzuhäufige Prüfung ſeiner ſelbſt und Anderer iſt die gefährlichſte Forſchung; wir müſſen dieß egoiſtiſche Bedürfniß abſchütteln, das uns immer wühlen macht im eignen Herzen und in dem, das wir lieben. Die Zerſtreuungen ſind nur gefährlich für ſchwache und träge Herzen. Eine feurige Seele muß ſie ſuchen, um nicht ſich ſelbſt zu verzehren; ſie iſt immer reich genug. Hier, ſiehſt du wohl, haben wir Bewegung und Abwechslung nöthig. Die großen Paläſte ſind ſchön, aber trübſelig; der Schaum des Meers nagt an ihren Fundamenten, und das klare Waſſer, das ſie zurückſpiegelt, iſt oft von Dünſten bedeckt, die in Thränen niederfallen. Dieſer Luxus hat ein ernſtes Gepräge, und dieſe Spuren von Adel, welche dir ſo wohlgefallen, ſind nur eine lange Reihe von Todtenmalen und Leichenſteinen, die man mit Blumen ſchmücken muß. Mit Lebenden anfüllen muß man dieſen hallenden Palaſt, wo deine eigenen Tritte dich ängſtigten, wenn du allein wäreſt. Geld muß man aus dem Fenſter unter das Volk werfen, das nur die eiſigen Bruſtmauern der Brücken zum Bett hat, damit nicht der Anblick des Elends uns nachdenklich mache mitten in unſerm Wohlbehagen. Laß dich durch unſer Lachen erheitern und durch unſern Geſang einſchläfern, ſey gut und unbekümmert; ich beſtrebe mich dir das Leben zurecht und angenehm zu machen, wenn ich dir es nicht in einen Freudenbecher verwandeln kann. Sey meine Frau und meine Geliebte in Venedig; du wirſt auf den Eisbergen der Schweiz wieder mein Engel und meine Sylphide werden!"

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 3.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Februar 1836.

Aus Viktor Hugo's Dämmerungsgeſängen.

Nro. XXIII.

Noch zu dein Thor, da aus dem Schooſe
Der Nacht das Morgenroth ſchon bricht?
Zur Stunde, wo erwacht die Roſe,
Erwacheſt du Geliebte nicht?

Sey taub nicht länger,
O Holde du!
Es ruft dein Sänger
Und weint dazu.

Horch! All' an deine Thüre kamen!
Der Morgen ſagt: der Tag bin ich!
Der Vogel: Wohllaut iſt mein Namen!
Mein Herz: die Liebe nenn' ich mich!

Sey taub nicht länger,
O Holde du!
Es ruft dein Sänger
Und weint dazu.

Ich lieb' das Weib, bet' an den Engel!
Mich zu ergänzen, Gott, ſchufſt du
Mein Herz für ihr's, das ohne Mängel,
Mein Auge ihrer Schönheit zu.

Sey taub nicht länger,
O Holde du!
Es ruft dein Sänger
Und weint dazu.

Nr. XXIX.

Erfüllt ſind alle unſre Stunden
Von Unruh und von Mißgeſchick;
Es reißt, was feſt du glaubſt gebunden,
Sich wieder los im Augenblick.

Dahin ſind Väter, Mütter gangen,
Wohin wir Alle müſſen gehn;
Wir haben, welk, wie Blumen hangen,
Der Kinder Haupt ſich neigen ſehn.

Die Erde mit dem Hügelwalle,
Benetzt von deiner Seufzer Hauch:
Ach unſre Wurzeln hat ſie alle
Und viele unſrer Blüthen auch!

Es ſprechen, die einſt lieb wir hatten,
Mit in der jetzt Geliebten Chor;
Es drängen früher Zeiten Schatten
In unſerm ſüß'ſten Traum ſich vor.

Wenn ſich Entzückung trinkt der Zecher,
Wogt auch zugleich der Schmerz daher;
Das Leben gleichet einem Becher,
Der nie ganz voll wird, nie ganz leer.

Je weiter wir nach vorwärts dringen,
Je mehr umgibt uns Nacht und Graus;
Der trügeriſchen Hoffnung gingen
Selbſt nachgerad die Mährchen aus.

Es prophezeit die Seigerſtunde
Kein Glück mehr, das bevor uns ſteht;
Von keiner Seele nimmt man Kunde,
Die mit uns Eines Weges geht:

Drum muß aus dieſer Welt ſich ſchwingen
Dein Geiſt — aufſteigen muß dein Traum!
Dieß Meer wird deine Perl' nie bringen!
Hier blühet nicht dein Balſambaum!

Hinaus magſt auf die See du ſteuern,
Wenn Nachts der Himmel ſterneleer;
Die Nacht liegt, wie der Tod, in Schleiern,
Wie's Leben bitter iſt das Meer.

Digitized by Google

Der Schatten und der Abgrund zeigen
Ein Räthſel, welches löſt kein Geiſt;
Gott ſelbſt gebot, es zu verſchweigen,
Bis er einſt A l l e s ſprechen heißt.

O! manches Aug' ſchon mußt' ermatten,
Eh's dieſer Wogen Grund erſpäht;
O! manches Auge ſank in Schatten,
Das noch den Himmel nicht verſteht.

Du ſieh' die Welt, wenn ſie die Hülle
Der Nacht trägt, um Ein Körnchen Mohn!
Um Einen Tropfen dieſe Fülle!
Dieß Weltconcert um Einen Ton!

Hoch über allen Frauen thronen
Muß't Du! — dein Aug laß ſchweifend gehn,
Vom Himmel, wo die Seelen wohnen,
Zur Erde, wo die Gräber ſtehn!

U e b e r b l i c k
über
franzöſiſche, engliſche und deutſche Literatur.

(F o r t ſ e t z u n g.)

Die Franzoſen ſind zu ſehr g e b o r n e Philoſophen, um die philoſophiſchen Studien mit dem Eifer und dem tiefen Ernſt zu betreiben, wie die Deutſchen. Man höre einen Franzoſen von ſeinen Lebensverhältniſſen und ſeinen dadurch bedingten Anſichten und Grundſätzen reden, ſo kann er zum Schluſſe mit großer Selbſtzufriedenheit hinzuſetzen: das iſt meine Philoſophie! Die natürliche Leichtigkeit, womit der Franzoſe bis auf einen Grad abſtrahirt und verallgemeinert, iſt gerade ein Haupthinderniß, das ihn von tiefer eindringenden Abſtractionen und von der Erfaſſung des Ideellen zurückhält; das gelegentliche Einſtreuen abſtracter Ausdrücke, das Anhalten und Sammeln der Rede in einer generaliſirenden Phraſe gefällt als pikant, logiſch und geiſtreich; aber kehrt die Darſtellung nicht gleich wieder zum Concreten, zum Sinnlichen und Factiſchen zurück, verweilt ſie länger bei Begriffen, demonſtrirt ſie durch gründliche Deductionen ſtatt durch ſchlagende Gegenſätze; ſo klagt er über unbequeme, ſchwerfällige Metaphyſik. Dadurch ſind den franzöſiſchen Philoſophen die Gränzen geſteckt, innerhalb welcher ſich ihre Forſchungen zu halten haben. Ein Einſiedlerleben mit der Wiſſenſchaft zu führen, liegt nicht im Geſchmack des Franzoſen; die Anerkennung des Publikums iſt ihm, wo nicht Criterium der Wahrheit, doch der beinahe unentbehrliche Lohn ſeiner Beſtrebungen; wie Numa Pompilius die Eingebungen der Nymphe Egeria ſeinem Volke mittheilte, ſo will in Frankreich auch der Philoſoph mit den Reſultaten ſeines Umgangs, mit der Wiſſenſchaft als allgemeiner Wohlthäter hervortreten. Aber um ein größeres Publikum zu bekommen und zu feſſeln, muß der philoſophiſche Schriftſteller an die gewöhnliche Faſſungskraft der Gebildeten anknüpfen, darf nicht viele gelehrte Kenntniſſe vorausſetzen, nicht über den Bereich eines mäßigen Nachdenkens hinausſtreben. In dieſen Gränzen haben ſich auch die Beliebteſten und einflußreichſten Philoſophen des 18ten Jahrhunderts, die Encyklopädiſten, Senſualiſten und Materialiſten gehalten, wie Cabanis, Condillac, Holbach, welche ihre, die moraliſche und geiſtige Natur des Menſchen und das Ideelle überhaupt verkennenden Syſteme mit einem Scharfſinn und einer Feinheit entwickelten und vertheidigten, welche für ſich ſchon als ein unwillkürlicher Beweis g e g e n ihre materialiſtiſchen Behauptungen gelten konnten. Durch ſein Anknüpfen an die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften und die Erfahrung, durch vielſeitige Gelehrſamkeit und durch die glänzende, lichtvolle Darſtellung ſeiner Bekenner gewann das Locke-Condillac'ſche Syſtem, das die Sinne zu ſeinen Göttern machte, gegenüber von dem unverſtändlicheren, an das innere Bewußtſeyn ſtatt an die äußere Erfahrung ſich haltenden, ohnehin veralteten Carteſianismus, bald ein ungeheures Uebergewicht und verlieh der natürlichen Anſichtsweiſe eines großentheils, wenigſtens in den höhern Sphären, frivolen, leichtſinnigen und genußſüchtigen Volks eine wiſſenſchaftliche Sanction. Von den mächtigſten Bundesgenoſſen in der Stimmung des Publikums unterſtützt, eroberte der Senſualismus beinahe ganz Frankreich; der Naturalismus war das Syſtem der ausgezeichnetſten Männer der Revolution, ſofern ſie ihre Anſichten wiſſenſchaftlich ausſprachen. Dieſe Lehre iſt ſo tief eingewurzelt, daß ſie auch noch jetzt als ſehr mächtig gelten muß, wie ſie denn auch immer noch bedeutende Vertheidiger hat, z. B. Brouſſais. Aber auch wo ſie nicht zum wiſſenſchaftlichen Ausdruck kommt, haftet ſie tief in der Gewohnheit und in den Gemüthern. In neuerer Zeit hat ſich die deutſche Philoſophie Bahn in Frankreich gebrochen: Frau von Staël pries ſie an; B. Conſtant näherte ſich der deutſchen Weiſe; und V. Couſin ſtudirte mit großem Eifer auf ſeinen Reiſen nach Deutſchland die Philoſophie dieſes Landes und verpflanzte, was ihm zuſagte, nach Frankreich. Couſin findet viele Schüler, wie ſich denn die franzöſiſche Jugend mit großem Eifer fleißigen Studien, beſonders im Felde der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft hingibt, und in jedem Falle iſt und erweckt er eine beachtenswerthe Reaction gegen den alten Senſualismus; aber trotz ſeines philoſophiſchen Talents und ſeiner glänzenden Darſtellung wollen ihn die deutſchen Philoſophen nicht als einen Ebenbürtigen, ſondern als einen ziemlich willkürlichen Eklektiker betrachten, und die franzöſiſche Sprache ſträubt ſich zur Zeit noch gegen die ihr aufgedrungene neue philoſophiſche Terminologie. Mehr als die reine Speculation, ſagt dem franzöſiſchen Geiſt das angewandte Speculiren, die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte zu, wo der Geiſt nicht in „ſpaniſche Stiefeln geſchnürt" iſt, ſondern ſich in freierer Willkür ergeht. Geſchichte, vorzugsweiſe die neuere, und Politik, an die Begebenheiten des Tags anknüpfend und auf ſie angewendet, ſind die Hauptdomänen des franzöſiſchen Geiſtes in ſeiner ernſteren Richtung. Hier ſind die Franzoſen an ihrem Platz und in ihrem Recht. Sie ſind das hiſtoriſche Volk κατ' ἐξοχὴν des letztverfloſſenen halben Jahrhunderts geweſen; von ihnen ſind faſt alle Bewegungen in Europa ausgegangen; das Bewußtſeyn hievon hat ſich ebenſo in den Selbſtbeſpieglungen der ächten, in den mercantiliſchen Speculationen der falſchen, im Werthe unendlich verſchiednen Memoiren, wie in den gediegenen Geſchichtswerken eines Mignet, Thiers, Thibaudeau u. A.

Digitized by Google

ausgeſprochen. An der hiſtoriſchen Glorie des franzöſiſchen Volks nimmt der Kammerdiener, der gemeine Soldat, der Schaefrichter Theil, und ſelbſt Damen, niedrigen, hohen und höchſten Standes ergreifen den Griffel, um auch ihre Namen in die ehernen Tafeln dieſer glänzenden Aera einzutragen; denn die ganze Nation iſt durchdrungen von dem Gefühl ihrer welthiſtoriſchen „Miſſion.“ Worin die franzöſiſchen Hiſtoriker am meiſten glänzen, während die Deutſchen, aus nahe liegenden Gründen, hier am meiſten zurückſtehen — das iſt die Geſchichte der Gegenwart. Mag hier auch häufig gegen die bekannte Anforderung an den Hiſtoriker, ohne Haß und Vorliebe zu ſchreiben, geſündigt werden und ſelbſt die in gehaltenem Tone geſchriebenen Geſchichtswerke nicht mit der klaſſiſchen Ruhe eines Thucydides, der ſein Leben hinter ſich ſah, verfaßt ſeyn, ſondern mit der Tendenz von Männern, deren Ehrgeiz ſich noch ein großes Ziel vorgeſteckt hat, ſo iſt doch auch dieß nicht ſo ſehr zu verübeln. In einem leidenſchaftlichen Zeitalter iſt es kaum anders denkbar, als daß die Gegenſätze der Tendenzen auch unter den Hiſtorikern einſeitige Vertreter finden, und daß es einem ſpätern Geſchlechte vorbehalten bleiben muß, die unparteiiſche Wahrheit aus den verſchiedenen Faſſungen herauszuziehen. So hat denn die Geſchichtſchreibung der Franzoſen immer mehr eine politiſche als eine gelehrte Färbung; denn Politik iſt der Hauptfactor in ihrem Leben geworden. Aber ihre Anſichten, die Ergebniſſe ihrer Erfahrungen und ihres Nachdenkens, legen ſie ſeltner in Schriften nieder, deren Erfolg und Verbreitung zweifelhafter bleibt, als ſie ſie in ihren Vorträgen in den Kammern ausſprechen, und in den Journalen zerſtreuen, wo ihnen eine große Anzahl Hörer oder Leſer gewiß iſt. Hier kommt ihren Rednern und Schriftſtellern das nationale Talent des Deklamirens und Raiſonnirens trefflich zu ſtatten; in den Reden kann die Schärfe der Frage umgangen, in den raiſonnirenden Artikeln das Gebiet der Erörterung willkürlich enger oder weiter geſteckt werden; aber die Folge davon iſt, daß nie Syſtem gegen Syſtem in voller Rüſtung auftritt, ſondern Faction gegen Faction, und daß bei den beſtändigen Neckereien der Parteien, bei welchen öſters der eigentliche Zankapfel nicht die Doctrine, ſondern der Beſitz der Macht iſt, die Kräfte vergeudet werden. Ohne Zweifel wird in den Discuſſionen und Reden, in den Artikeln der Journale manches treffende Wort ausgeſprochen, manche Blöße des Gegners aufgedeckt, mancher Begriff mit Scharfſinn erörtert und analyſirt, manche Conſequenz angedeutet — aber es bleibt eine Verhandlung ohne Reſumé, ohne Ueberblick; die geiſtreichſten Reden und Aufſätze ſind die dem verzehrenden Tage dargebrachten geiſtigen Hekatomben, deren Opfer jeden Tag erneuert werden muß, weil es die ſtrenge Göttin Eris nie verſöhnt. Die Loſung der politiſchen Schriftſteller iſt die umgekehrte von der des Thucydides, der nicht ein Prachtſtück für den Augenblick, ſondern ein Denkmal auf immer gründen wollte. Mit theoretiſcher Aufſtellung eines Syſtems befaßt man ſich nicht mehr viel; wer ſich für Politik intereſſirt, glaubt ohnehin ein ſolches fertig im Kopfe zu haben; Rouſſeau's Contrat social iſt eigentlich immer noch das Evangelium einer Partei und die Menſchenrechte ihre Loſung; die Einen ſteifen ſich auf den Beſitz, die Andern appelliren an die Zukunft. Den Uebergang von der Geſchichte und Politik zur ſchönen Literatur brauchen wir nicht zu machen; er macht ſich ſelbſt. Die ſchöne Literatur iſt nicht das Elyſium, wo die in der Politik und im Leben entzweiten Geiſter verſöhnt und einträchtig wandeln, vor deſſen Pforten ſie ihre mörderiſchen Waffen ablegen: zwar im Ballet und in der Oper vergißt man zur Noth den Hader und ſchmelzen die Seelen der politiſchen Gegner in einem Meer der Entzückung zuſammen; aber wo das **Wort** über die Lippen und aus der Feder kommt, in Dichtung und Roman, da ſcheint der Saft der Galläpfel in der Tinte ſchon eine Vorbedeutung von den Wirkungen des damit geſchriebenen geiſtigen Products zu ſeyn, denn, wenn es von einer Seite mit Lob und Enthuſiasmus empfangen wird, ſich von der andern Mißgunſt und Erbitterung entgegenſtellen. In dieſer Beziehung muß man einen doppelten Gegenſatz in der franzöſiſchen ſchönen Literatur unterſcheiden. Der eine beſteht darin, daß die Schriftſteller ihrer **politiſchen** Geſinnung nach auf der einen oder andern Seite ſtehen und die Poeſie, die Kunſtform, nur zum Mittel des Vortrags und der Verbreitung ihrer Anſichten machen; ſo ward von Barthelemy zuerſt Napoleon gefeiert, dann ſein Sohn, dann die Revolution und zuletzt Louis Philipp; ſo verſpottete Beranger die Bourbons. Dieſer Gegenſatz berührt aber eigentlich nicht die Poeſie ſelbſt; die Frage iſt hier nur, ob ſich die gewählten Gegenſtände für die Poeſie eignen, und die faktiſche Entſcheidung dieſer, a priori nicht zu löſenden Frage, hängt ganz von dem Genie des ſie behandelnden Dichters ab. Der zweite, wichtigere, Gegenſatz iſt derjenige, welcher das Weſen der Poeſie ſelbſt betrifft und in der neuern franzöſiſchen Literatur durch die Namen Claſſicismus und Romanticismus bezeichnet wird. Die Geſchichte und Bedeutung dieſes Gegenſatzes nimmt eine beſondere Ausführung in Anſpruch; hier nur das Allgemeinſte!

(Fortſetzung folgt.)

Leone Leoni.

(Fortſetzung.)

Trotz dieſer Troſtrede Leoni's fühlte ſich Juliette nachgerade vernachläſſigt, und das Andenken an die Ihrigen erwachte wieder; und doch ſiegte immer wieder ein Blick von ihm über ihren Schmerz. Ein Geſpräch aber, zwiſchen zwei Hausfreunden Leoni's, dem Vicomte **Chalm**, einem Emigré, und einem Marquis, das ſie zufällig hörte, und worin von ihr und ihrem Verhältniß zu Leoni in den beleidigendſten Ausdrücken geſprochen wurde, erhöhte ihren Kummer. Sie beklagte ſich bei Leoni aufs bitterſte. Dieſer beſchwor ſie ſolche übermüthige, leichtfertige Worte nicht ſo hoch anzuſchlagen, und verſicherte ſie mit ſolcher Wärme ſeiner Liebe, daß ſie ſich tröſtete. Statt daß jedoch Leoni ſeine Freunde zurecht gewieſen hätte, verfolgte vielmehr ſeit dieſer Zeit der Vicomte Chalm Julietten beſtändig mit frechen Blicken und bei einem Gelage, wo ſie unbemerkt ins Zimmer trat, bekam ſie ſo viel zu hören, daß ſie verzweiflungsvoll forteilte: von Schulden, von Falſchſpielen, von drohenden Gefahren und von dem Erlöſchen der Leidenſchaft Leoni's zu ihr. Dieß letzte war das Ein-

Digitized by Google

zige, was ihr ganz klar wurde, und was ſie vornehmlich in eine gefährliche Krankheit ſtürzte, während welcher Leoni nur ſparſam ſich nach ihrem Zuſtand erkundigte. Sie beſchloß abzureiſen und theilte ihm ihren Vorſatz mit, ſo wie auch, daß ſie gehört, was er bei jenem Gelage von ihr geſprochen. Leoni wurde von ihrer Feſtigkeit erſchüttert; er ſchluchzte und weinte, er umarmte ſie wie wahnſinnig und erklärte ihr, daß er ſie nicht von ſich laſſe, daß er ſie leidenſchaftlich liebe. „Du weißt nicht, Juliette“ ſagte er, „o du weißt nicht all mein Unglück! du weißt nicht, wozu mich die Geſellſchaft von Verworfenen verurtheilt, wohin mich eine Seele von Erz, Feuer, Gold und Koth reißt, die ich vom Himmel und von der Hölle zuſammen bekommen habe. Wenn du mich nicht mehr lieben willſt, ſo will ich nicht mehr leben. Juliette, Juliette, Gnade, Verzeihung! ich fühle meine Seele zermalmt, wenn du mich verläſſeſt.“ Alles war die Arme bereit ihm zu verzeihen, wenn er nur ſie liebte; er gab dieſe Verſicherung mit Entzücken. Er verabredete mit ihr, daß er nach Mailand reiſen wolle, um dort Geld zu erheben; in acht, höchſtens vierzehn Tagen komme er zurück um dann für immer mit ihr, wo ſie wolle zu leben. Er reiſte ab, aber er kam nicht zur beſtimmten Zeit; ſtatt ſeiner kamen Briefe welche die Friſt ſeiner Zurückkunft immer weiter hinausſchoben! und eines Morgens kam der Vicomte Chalm, der ſich in den Pallaſt gedrängt hatte, im Auftrag Leoni's, wie er angab. Der Elende entwarf, unter dem Namen der Freundſchaft, das ungünſtigſte Bild von Leoni, den er als einen völligen, ſtudirten Heuchler ſchilderte, ſprach von ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden, ſuchte ſie für einen reichen, jungen Engländer, Lord Edwards zu gewinnen, verſicherte ſie, daß Leoni eine andere Geliebte habe — und gab ihr endlich einen Brief von Leoni, der ihn zu all dieſem ermächtigte! Leoni ſchrieb in dieſem Brief, er wolle es darauf ankommen laſſen, ob Juliette, für die er eine unüberwindliche, thörichte Neigung habe, dieſe Probe beſtehe. Aber Juliette, ſtatt dem Vicomte zu Lord Edwards zu folgen, wie er wähnte, reiſ'te ſofort nach Mailand ab, nachdem ſie ſich mit Gewalt von ſeinem Arme losgemacht und ihn in einen Kanal hatte hineinſtürzen laſſen. Sein Blick ſchwur ihr ewige Rache. In Mailand angekommen, hielt ſie Leoni den Brief vor, der ſich, todesblaß, dazu bekannte. Sie brach in die bitterſten und ſchmerzlichſten Vorwürfe aus. Leoni, außer ſich, ſuchte ſie zu überzeugen, daß er nur um ſeinem Gewiſſen neue Vorwürfe zu erſparen, in jenen Plan gewilligt; „armer Engel. rief er aus, verdienteſt du die Genoſſin und das Opfer eines Verbrechers zu ſeyn, wie ich? Was haſt du Gott vor deiner Geburt ſchon zu Leide gethan, unglückliches Kind, daß er dich in die Arme eines Verworfenen warf, der dich durch Schande und Verzweiflung tödtet! Arme Juliette, arme Juliette!“ Und wieder ließ ſich die Bethörte durch die verzweifelnden Verſicherungen ſeiner noch fortdauernden Liebe, welche die Trennung nicht ertragen könne, zum Bleiben bewegen; trotz dem, daß er ihr geſtehen mußte, er unterhalte ein Liebesverhältniß mit der jungen, reichen, verwittweten Fürſtin Zagarolo. Er betheuerte, daß er die Prinzeſſin, wenn er an Juliette denke, haſſen und verabſcheuen müſſe. So blieb ſie, aber im ſchrecklichſten Zuſtand. „Die fortwährenden Aufregungen ſchwächten meine Seele wie meinen Körper; ich verlor nach und nach das Vermögen richtig zu denken; Gut und Bös, Achtung und Verachtung wurden für mich leere Töne, Worte die ich nicht mehr verſtehen konnte und die mich in Angſt ſetzten wie unermeßliche Zahlen, die ich hätte zuſammenrechnen ſollen. Leoni hatte von jetzt an über mich eine mehr als nur moraliſche Gewalt; er beſaß eine magnetiſche Kraft, der ich mich nicht mehr entziehen konnte. Sein Blick, ſeine Stimme, ſeine Thränen wirkten auf meine Nerven ebenſo, wie auf mein Herz; ich war nur eine Maſchine die er nach ſeiner Willkür bewegte, in jedem Sinne.“ Sie galt für Leoni's Schweſter; ſie ging wenig aus, während er die meiſte Zeit bei der Fürſtin zubrachte, mit der er ſein Verhältniß nicht abbrechen konnte. Sie leerte den bittern Kelch der Eiferſucht bis auf die Hefen. Sie beſchloß ſchweigend zu ſterben. Eines Abends, als ſie aus dem Dom heimging, wo ſie brünſtig gebetet hatte, begegnete ſie einem Manne, in welchem ſie Henryet erkannte. Sofort erinnerte ſie ſich der Rolle, welche er an jenem Ballabend geſpielt hatte; ſie begrüßte ihn lebhaft und überhäufte ihn mit Fragen. Er ſchien gerührt — er brachte ihr die Nachricht, daß ihr Vater geſtorben, ihre Mutter lange krank geweſen und noch jetzt troſtlos und ganz verblüht ſey, daß ſie aber immer noch den Namen der geliebten Tochter im Munde habe und nur an ſie denke. Henryet geſtand ihr auf ihre Frage, daß er ſie zu lieben und zu achten aufgehört habe, aber ſie bedaure, zu jedem Dienſt bereit ſey und ſie zu ihrer Mutter heimführen wolle. Sie beſtellte ihn auf den andern Tag zu ſich, und ſo ſchwach war ſie, daß ſie, als er kam, beinah Alles vergeſſen hatte, was ſie mit ihm beſprochen. Er ſchlug ihr wieder vor, ſie heimzuführen, ſie antwortete weinend: ſie wolle es, aber könne es nicht. Jetzt entdeckte ihr Henryet, was er von Leoni wußte, voll Verwunderung, daß ſie es bisher noch nicht erfahren hatte; er ſagte ihr, daß er Leoni von Paris mit einem Wort, von Brüſſel mit einem Blick fortgejagt, daß Leoni die Koſtbarkeiten ihres Vaters nicht zurückgeſchickt, ſondern geſtohlen, verkauft und in Venedig davon gelebt habe; er erzählte ihr Leoni's Leben, der, aus einer edlen venetianiſchen Familie ſtammend, eine glänzende Erziehung, aber unter einem durchaus unſittlichen Lehrmeiſter, genoſſen, ſich durch große Reiſen gebildet, viele Verbindungen angeknüpft, nach ſeines Vaters Tod ſein Vermögen verſchwendet und dann in Paris als falſcher Spieler gelebt habe. Er habe mit einem ſeiner ſaubern Genoſſen, einem Marquis, dieß ſchändliche Gewerbe mit ſolcher Vorſicht betrieben, daß man lange nichts geahnt. Ein Freund Henryets wurde aufmerkſam und übertrug, da er abreiſen mußte, dieſem die weitere Beobachtung, welche zur zweifelloſen Entdeckung führte. Henryet gab ſie nicht an, aber zwang ſie unverzüglich abzureiſen. Ihre gehorſame Unterwürfigkeit und ihr Schrecken beſtätigten ihre Schuld.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 4.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Februar 1836.

Einige Lieder von Robert Burns.

5.

John Anderſon, mein Lieb, John,
Als ich zuerſt dich ſah,
Wie dunkel war dein Haar, und
Wie glatt dein Antlitz da!
Doch jetzt iſt kahl dein Haupt, John,
Schneeweiß dein Haar, und trüb
Dein Aug'; doch Heil und Segen dir,
John Anderſon, mein Lieb!

John Anderſon, mein Lieb, John,
Bergauf ſtiegſt du mit mir;
Und manchen luſt'gen Tag, John,
Zuſammen hatten wir.
Nun geht's den Berg hinab, John,
Doch Hand in Hand! — komm, gib
Sie mir! in einem Grab ruhn wir,
John Anderſon, mein Lieb!

6.

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier!
Mein Herz iſt im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz iſt im Hochland, wo immer ich geh'.

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem, was ſtark und was kühn!
Doch wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands ſteht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du ſchäumender See,
Ihr Wälder, ihr Klippen, ſo grau und bemoost,
Ihr Ströme, die zornig durch Felſen ihr toſ't!

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier!
Mein Herz iſt im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz iſt im Hochland, wo immer ich geh'!

7.

O, wär' mein Lieb' die rothe Roſ',
Die auf des Schloſſes Mauer glüht!
O, wär' ich ſelbſt der Tropfen Thau,
Den man im Kelch der Roſe ſieht!

An ihrer Bruſt die ganze Nacht
Läg' ich, und ſchwelgt' in trunkner Luſt;
Bis Morgens, wo der Tag erwacht,
Läg' ich an ihrer ſüßen Bruſt.

O, wär' mein Lieb ein Holderſtrauch,
Wie der, voll Blumen jeder Aſt!
O, wär' ich ſelbſt ein Vögelein!
Auf ſeinen Zweigen hielt' ich Raſt.

Wie wollt' ich trauern, ſäh' ich ihn
Entblättern des Novembers Wehn;
Wie ſingen, ſähe blüh'nd und grün
Ich wieder ihn im Lenze ſtehn!

8.

Nun, wer klopft an meine Thür? —
Ich, mein Schatz! ſprach Findlay. —
Geh' nach Haus! was treibſt du hier? —
Gutes nur! ſprach Findlay. —
Wie ein Räuber ſchleichſt du doch! —
Raub' auch gern! ſprach Findlay. —
Treibſt vor Morgen Unfug noch; —
Allerdings! ſprach Findlay.

Digitized by Google

Ständ' ich auf, und ließ' dich ein. —
Laß mich ein! ſprach Findlay; —
Schlief' ich wohl nicht wieder ein! —
Kann wohl ſeyn! ſprach Findlay. —
Wärſt du bei mir im Gemach. —
Wär' ich's erſt, ſprach Findlay. —
Gingeſt du wohl nicht vor Tag; —
Freilich nicht! ſprach Findlay.

Aber nimm, bleibſt du die Nacht. —
Ja, ich bleib'! ſprach Findlay; —
Auf dem Heimweg dich in Acht! —
Fürchte nichts! ſprach Findlay. —
Abee, was im Kämmerlein —
Auch geſchieht, ſprach Findlay; —
Halt's geheim, verſchweig' es fein! —
Ganz gewiß! ſprach Findlay.

F. Freiligrath.

Ueberblick
über
franzöſiſche, engliſche und deutſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Nach den vor der Revolution geltenden Begriffen wuede der Name der Poeſie ausſchließlich nur auf die Productionen in gebundener Rede angewendet, und vorzüglich behauptete die dramatiſche Poeſie durch Corneille, Racine und Voltaire voe den andern Dichtungsarten den Vorrang. Dieſe wurden die claſſiſchen Muſter und Meiſter, von deren Vorbild abzugehen durchaus unſtatthaft war. Unverbrüchliche Regeln (die drei Einheiten) und eine beſondere poetiſche Sprache bildeten ſich; aber auch materiell wurde der Poeſie das Feld abgeſteckt und beſchränkt, ſo daß theils in der Wahl der Stoffe, theils in der Compoſition und in der Ausführung ſtehende Normen eingeführt wurden, deren Beobachtung man als die Bürgſchaft eines reinen und hohen Styls in der Poeſie anſah. Aber die genaueſte und ängſtlichſte Erfüllung der formellen und negativen Regeln vermochte doch nicht den nach herkömmlichem Schema zugeſchnittenen Geſtalten individuelles und ächtes Leben einzuhauchen; es wurden mehr die Abſtracta gewiſſer Eigenſchaften und Gemüthszuſtände daraus, als eigenthümlich redende und handelnde Perſonen. Alles wurde feierlich, ſteif und conventionell, der Etikette unterworfen. Da mußte die Poeſie, der die beſten und reichſten Lebensquellen ſyſtematiſch abgeſchnitten wurden, verkümmern; die Productionskraft, doch noch nicht ſtark genug, gegen den peinlichen und erdrückenden Zwang ſich offen aufzulehnen und die läſtigen, zum Theil goldenen Feſſeln zu zerbrechen, welche auf der Poeſie im ſtrengern Sinne laſteten, warf ſich auf andere Gebiete, den Roman, die Erzählung, wo man größeee Freiheit genoß. Aber nach der Revolution (während derſelben war für dieſe Intereſſen wenig Raum) empörte ſich die Poeſie, geſtärkt und bereichert durch den ganzen Ideenreichthum dee neuen Aera und durch die frühee verſchmähten, aber nunmehr mit Eifer ſtudirten, geprieſenen und nachgeahmten poetiſchen Werke der Engländer und Deutſchen. Während der Ruhe der Reſtauration geblieben voezüglich die geiſtigen Intereſſen und Beſtrebungen. Frau von Staël in ihrem Buch über Deutſchland hatte die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf dieſe, von ihnen früh r verachtete und allerdings erſt in jüngeree Zeit aufgeblühte Literatur gerichtet, und ohnehin hatten die Revolution und die Napoleoniſchen Kriege den Verkehr befördert. Goethe beſonders wurde in Frankreich eingeführt, auch Schiller, Jean Paul, Hoffmann und die beiden großen engliſchen Dichter, Shakſpeare und Byron gewannen bedeutenden Einfluß. Aus dieſen Elementen entwickelte ſich der ſogenannte Romanticismus, der jedoch von der deutſchen Romantik der Schlegel, Tieck, Novalis, Arnims u. a. weſentlich verſchieden iſt. Dieſe Letztern ſtrebten der deutſchen Poeſie in den verklärten Tendenzen des Mittelalters, verbunden mit einer begeiſterten Naturanſchauung, wieder eine nationale Baſis zu geben; ſie hatten deßwegen bei ihren Produktionen immer den Blick auch in die Vergangenheit gerichtet; Chateaubriand, der franzöſiſche, legitimiſtiſche Edelmann, der Autor des génie du Christianismo war ihnen allerdings verwandt (während Lamartine ſkeptiſch modern iſt;) aber der Nachwuchs der franzöſiſchen Romantiker, Viktor Hugo an ihrer Spitze, ſtellten theoretiſch und faktiſch ganz andre Grundſätze auf, mit denen, wie mit einer raſchen Aufeinanderfolge von Productionen, ſie gegen den Klaſſicismus zu Felde zogen. Die unbeſchränkte Freiheit der Poeſie in Wahl des Gegenſtandes und der Form wurde proklamirt, die Wahrheit und Natur gegen die kalte Etikette in Schutz genommen, die poetiſche Sprache ihrer willkürlichen Feſſeln entledigt. Aufmerkſamkeit erregende Werke von Viktor Hugo erſchienen; Hernani drang ſiegreich durch und entſchied den Sieg des Romanticismus, dem ſich die glänzendſten jüngeren Talente anſchloſſen, während der Claſſicismus außer von Baour-Lormian meiſt nur von Kritikern gehalten wurde, deren Hauptwaffe gegen den Gegner die freilich nicht ſeltenen Lächerlichkeiten und Ausſchweifungen des Romanticismus waren. Dieſer hat, die mittelalterlichen Tendenzen meiſt ganz aufgebend, den Blick auf die Intereſſen der Gegenwart und der Zukunft gerichtet, und an die Stelle der chriſtlichkatholiſchen die moderne und namentlich die franzöſiſche Weltanſchauung geſetzt. Seine rühmenswerthen Beſtrebungen und Leiſtungen ſind jedoch zum Theil vergeſellſchaftet mit großen Fehlern. Die Nachahmung der engliſchen und deutſchen Muſter, die nicht einmal immer glücklich gewählt ſind, wird oft zur Karikatur, die Natürlichkeit zur Uebertreibung, die bald geſchmacklos, bald ſogar ekelhaft iſt, und das Bizarre muß für originell gelten. Mehe und mehr ſchrieben die Dichter auch Proſa, was früher ſeltner der Fall geweſen. Der Roman, begünſtigt duech ſeine ungebundnere Form, eignete ſich alle die Geſellſchaft und das Leben bewegenden Intereſſen, den ganzen Reichthum der Gegenwart an Ideen, Thatſachen und Beſtrebungen an; deßhalb wandten ſich die romantiſchen Dichter ihm beſonders zu, und er mußte auch auf das Drama einwirken, das, um ſich neben ihm zu erhalten, Allem aufbieten muß, und doch wird es, mit all den Hülfs- und Reizmitteln, welche die Bühne an die Hand gibt, Mühe haben, dem Alles an ſich reißenden

Digitized by Google

Roman das Gleichgewicht zu halten. Viktor Hugo ſcheint für Vorwürfe, welche die Form des Drama nicht faſſen konnte, die Romanform gewählt zu haben, hiermit gleichſam anerkennend, daß, was ſeine Phantaſie zu geben hatte, die ſtrengere poetiſche Form überſchwelle.

Ueberhaupt dürfte als der Charakter der modernen franzöſiſchen Poeſie die Maßloſigkeit zu bezeichnen ſeyn, die ſich kund gibt in willkürlicher Verbindung und Miſchung aller Formen, in Karikirung der Charaktere, in Ueberſpannung der Sprache, und oft in dem Wahnſinn der Erfindung; dadurch ſcheint ſich die lange in Feſſeln gehaltene Poeſie für den erduldeten Zwang zu rächen, ſo wie die lange vernachläſſigte ausländiſche Literatur jetzt auf eine oft unheimliche Weiſe in der franzöſiſchen ſpukt. Eine ſolche Poeſie ſteht im Zuſammenhange mit dem dermaligen Zuſtande Frankreichs, der zwiſchen Aufregung und Abſpannung ſchwankt und wechſelt; die Aufgeregten, wenn ſie überhaupt noch Geſchmack an Poeſie haben, verlangen von ihr eine, wenigſtens augenblickliche, Ueberbietung der ſie bewegenden Intereſſen; die Abgeſpannten bedürfen, um geweckt zu werden, kräftiger Eindrücke. Es ſteht dahin, ob der jetzt florirende und gährende poetiſche Realismus und Materialismus (keineswegs gleichbedeutend mit dem philoſophiſchen, wiewohl vielleicht öfters mit ihm zuſammentreffend) ſich durch den Niederſchlag ſeiner gröberen irdiſcheren Subſtanzen läutern und zur concreten Poeſie verklären wird, zu jener Poeſie, welche ächte Geſtalten, mit Licht und Schatten, mit allen Attributen der lebendigen Wahrheit erſchafft, aber nicht durch Wachsfigurenähnlichkeit überraſcht und erſchreckt; welche die ſchärfſten und tiefſten Gegenſätze aufſtellt, aber nur, ſoweit ſie den Zauber beſitzt, dieſelben auch zu verſöhnen; welche die Leidenſchaften kennt und lebendig ſchildert, aber ſelbſt mit nüchternem und beherrſchendem Auge außerhalb des Kreiſes derſelben ſteht.

(Fortſetzung folgt.)

Leone Leoni.

(Fortſetzung.

Henryet beſchloß ſeine Erzählung damit, daß er ihr die Ausſicht eröffnete, bald die Erbſchaft der todkranken Fürſtin antreten, ihre Kleider und Diamanten tragen zu können, da Leoni nur um ihres Reichthums willen und in der Hoffnung von ihr zum Erben eingeſetzt zu werden, ihre leidenſchaftliche Liebe erwiedere. — Schreckliche Krämpfe ließen Juliette nicht weiter hören. Leoni kam heim; er hatte gehört, daß ein Mann drei Stunden lang bei Julietten geweſen, und argwohnte, als ſie auf ſeine Frage ſtumm blieb, daß es ein Geliebter ſey. Mit kaltem Zorn ging er aus und mit einer Drohung. Sie lag in dumpfer Betäubung da. Um Mitternacht erwachte ſie und ſah an einem Tiſch Leoni und den Marquis trinken. Aus ihrem entſetzlichen, gräuelvollen Geſpräch nahm ſie ab, daß ſie von Henryets Anweſenheit wußten und mit Planen umgingen, ſich ſeiner zu entledigen. Leoni wollte ſich mit ihm ſchlagen, der Marquis ihn meuchelmorden. Ueber ihren verruchten Anſchlägen, wobei der Marquis ſich als Verführer mit der kälteſten Bosheit ausſprach, verſank die Kranke in eine neue Betäubung. Sie glaubte, als ſie wieder erwachte, nur eine Fortſetzung des vorigen Geſpräches zu hören, denn in dem Zimmer war Alles daſſelbe; aber es lagen 21 Stunden dazwiſchen, und Henryet war in dieſer Zeit ermordet worden, der Marquis hatte ihn niederſtoßen wollen, aber floh, als es mißglückte, und Leoni tödete den Flamänder im Zweikampf mit Meſſern, zur Vertheidigung ſeines eigenen Lebens. Ein bei ihm gefundner Brief an die Mutter Juliettens zeigte die Reinheit ſeiner Abſichten; bald werde er ihr ihre Tochter, die er bemitleiden müſſe, ſo ſehr er ihr Benehmen verabſcheue, zurückbringen. Leoni ward darüber gerührt und klagte ſich an; der Marquis ſpottete ſeiner mit teufliſchem Hohn; ich gehe jetzt ſchlafen, ſagte er, gute Nacht, mein Lieber! lege dich zu deiner Frau, aber wechſ'le das Hemd, denn du haſt das Blut Henryets an deiner Herzkrauſe! — Leoni näherte ſich Julietten, die ihm mit ſchwacher Stimme entgegen rief: Mörder, Mörder, Mörder! und die Worte Lorenzo's wiederholte: Lege dich zu deiner Frau, aber wechſ'le das Hemd, denn du haſt das Blut Henryets an deiner Herzkrauſe! Leoni ſtürzte zu Boden; Juliette ward ohnmächtig; in ſeinen Armen erwachte ſie wieder. Nie war er zärtlicher, nie ſeine Beredſamkeit hinreißender geweſen; er klagte ſich ſelbſt an als den elendeſten der Menſchen; nur Eines erhebe ihn in ſeinen eigenen Augen: ſeine unauslöſchliche Liebe zu ihr! Er geſtand alle Schändlichkeiten ſeines Lebens, aber in dieſer Verſunkenheit zeigte er ihr ſein Vermögen zu lieben, die ewige Kraft einer Seele, in der die gröbſten Ausſchweifungen, die gefährlichſten Proben das heilige Feuer nicht zu löſchen vermochten. „Mein Lebenswandel iſt niederträchtig, ſagte er, aber mein Herz blieb immer edel; es blutet immer über ſeine Frevel; es hat ſo kräftig, ſo rein wie in der früheſten Jugend ſich das Gefühl für Recht und Unrecht, den Abſcheu vor dem Böſen, das es begeht, die Begeiſterung für das Schöne, was es anſchaut, bewahrt. Deine Geduld, deine Tugenden, deine himmliſche Güte, deine unerſchöpfliche, gottgleiche Barmherzigkeit können keinem Weſen zu Gute kommen, das ſie beſſer verſtände, ſie heißer bewunderte. Ein Mann von ſtrenger Tugend würde dies alles natürlicher finden und weniger ſchätzen; bei einem ſolchen wäreſt du nur ein braves Weib; bei einem Mann wie ich biſt du eine erhabene Frau, und die in meinem Buſen ſich anhäufende Schuld der Erkenntlichkeit iſt unermeßlich, wie deine Leiden und deine Opfer. Iſt es nichts, geliebt zu ſeyn und das Recht zu haben auf eine unendliche Leidenſchaft? Bei welchem andern Manne hätteſt du dieß Recht wie bei mir? Glaubſt du, es gebe etwas Anderes im Leben als die Liebe? Ich glaube es nimmermehr! Und glaubſt du es ſey etwas ſo Leichtes, darum, ſie einzuflößen und ſie zu empfinden! Tauſende von Menſchen ſterben unvollendet, ohne eine andre Liebe gekannt zu haben als die der Thiere, und oft ſucht ein Herz, das ihrer fähig wäre, umſonſt ſie zu äußern, und ſcheidet jungfräulich aus allen irdiſchen Umarmungen, um ſie vielleicht im Himmel zu finden. O wenn Gott auf Erden es uns vergönnt, dieſes tiefe, heftige, unauslöſchliche Gefühl, dann Juliette! braucht man nicht mehr das Paradies zu wün-

Digitized by Google

ſehen und zu hoffen; denn das Paradies iſt das Ineinanderſchmelzen zweier Seelen in einem Kuß der Liebe; und was liegt daran, wenn wir es hienieden nur gefunden haben, ob in den Armen einer Heiligen oder einer Verdammten? ob er verflucht iſt oder angebetet unter den Menſchen, der den du liebſt, was liegt daran, wenn er nue dich ſe'ig macht? Was haſt du an mir geliebt von Anfang an? Wenn du mich jetzt haſſeſt, ſo muß ich zweifeln an deiner frühern Liebe! Statt des Engels, des ergebenen Opfers, deſſen vergoſſenes Blut tropfenweiſe über meine Lippen träufelt, ſeh' ich in dir nur noch ein armes, leichtgläubiges, ſchwaches Mädchen, das mich geliebt hat aus Eitelkeit und mich verläßt aus Selbſtſucht. Bedenke, was du thuſt, wenn du mich verläßt! du verlierſt den einzigen Freund, der dich kennt, der dich ſchätzt, der dich anbetet, einer Welt zulieb, die dich verachtet und deren Schätzung du nicht wieder erlangen wirſt. Es bleibt dir nichts übrig in der Welt, mein armes Kind, als ich! und wenn du jetzt noch mich lieben und mir folgen willſt: wiſſe, daß ich dich dann lieben werde mit einer Liebe, von der du keinen Begriff haſt, und von der ich nie die leiſeſte Ahnung gehabt hätte, wenn ich dich regelmäßig geheirathet und friedlich mit dir im Schoße deiner Familie gelebt hätte. Bisher habe ich dich noch nicht ſo geliebt, wie ich das Vermögen dazu in mir fühle. Du haſt mich bisher noch nicht geliebt als den, der ich bin; du ſchenkteſt deine Neigung einem falſchen Leoni, an dem du noch etwas wie Größe, etwas Beſtechendes ſaheſt. Ich wünſchte mir eine Seele, die mich kennte, wie ich bin, eine Freundin, die doch mich nicht verdammte, und ich flehte zum Himmel, daß du dieſe Seele ſeyn möchteſt, denn dich liebte ich am höchſten auf Erden, ehe ich noch begriff, was alles uns noch übrig bleibe für einander zu thun, um uns wahrhaft zu lieben." Und noch übte ſeine, durch alle Niederträchtigkeit und Frevel unentſtellte Schönheit, ſein dunkles Auge, ſeine Zärtlichkeit die alte Macht über Juliettens Seele; ſie vergaß Alles, auch Henryets Blut. Eine neue Periode des Glücks, eines größern Glücks ſogar, als in jenem ländlichen Aufenthalt, begann für ſie in der feurigeren Zärtlichkeit Leoni's. Seinen Umgang mit der Fürſtin Zagarolo brach er beinahe ganz ab; eines Abends aber kam er in großer Bewegung heim, und verlangte unter tauſend Liebkoſungen von der Armen ein neues Opfer. Die Fürſtin war argwöhniſch geworden, die angebliche Schweſter Leoni's könnte ſeine Geliebte oder ſeine Gattin ſeyn; ſie verlangte ſie zu ſehen, ſie bei ſich in ihrem Palaſt zu haben. Mit dem Gefühl eines, der zum Tode geführt wird, trat die willenloſe Juliette den ſchweren und ſchimpflichen Gang an; die peinliche erſte Stunde ging vorüber, die beiden Frauen gewannen ſich lieb, und Juliette, obgleich oft von bitterer Eiferſucht gequält, pflegte die arme Kranke in den Tagen des herannahenden Todes. Leoni ſah hoffnungsvoll der Erfüllung ſeiner Ausſichten auf die Erbſchaft entgegen, als eines Tags der Fürſtin ein Brief zugeſtellt wurde, nach deſſen Leſung ſie ohnmächtig hinſank. Leoni las den Brief; er war von dem Vicomte Chalm und entdeckte der Fürſtin Leoni's Verhältniß zu Juliette. Leoni und der Marquis Lorenzo waren allein im Zimmer; Julietten ſchikten ſie hinaus; eine ſchlimme Ahnung durchzuckte ſie, daß ſie ſogleich wieder zurückkehrte, ſie ſchüttete der Kranken die letzte Arznei ein, und in ihren Armen verſchied ſie. Leoni ward der Erbe ihres Vermögens. Auf eine Anklage wegen unzweifelhafter Vergiftung wurden er und Juliette verhaftet und unterſucht, aber freigeſprochen. Der allein ſchuldige Marquis hatte ſich davon gemacht. Jetzt fing Leoni wiedee ſein verſchwenderiſches, leichtſinniges Leben an, und vernachläſſigte wieder Julietten. Während Leoni den größten Theil des neuen Reichthums auf jede Art verſchwendete, verſeufzte ſie ihr Leben in Scham, Kummer und Eiferſucht. Ein Brief mit der Nachricht, daß ihre Mutter todkrank ſey, rief ſie nach Brüſſel, ſie eilte hin, erhielt die Verzeihung der Sterbenden, verſank in einen ſtumpfen Trübſinn und dachte nicht mehr daran, zu Leoni zurückzukehren. Ihre Tante begegnete ihr mit trüber, ſchonender Milde. Sie ſah ſonſt Niemand. Sie ſchauderte vor dem Gedanken, den einſt ſo Heißgeliebten wieder zu ſehen; ſie beſaß nicht mehr die Kraft zu lieben oder zu haſſen. Nachdem ſie, wie ſie es nicht anders erwartet, lang ohne Briefe geblieben, kam einer an mit traurigen Nachrichten. Es war ein anderes, ſpäteres Teſtament der Fürſtin an den Tag gekommen, das nicht Leoni zum Erben einſetzte. Er ſollte das Verſchwendete erſetzen, und wurde ins Gefängniß geworfen. Juliettens Entſchluß war gefaßt; mit der ſchweigenden Zuſtimmung ihrer Tante verkaufte ſie Alles, was ſie hatte, eilte nach Mailand, zahlte Leoni's Schulden und befreite ihn aus dem Kerker. Aber er war körperlich und geiſtig ganz heruntergekommen und beinahe wahnſinnig; es blieb ihnen nur wenig Geld übrig; ſie gingen nach Florenz, und mit ihrer Hände Arbeit ernährte Juliette den Unglücklichen, Stumpfſinnigen, der ſie beſtändig ſeinen Mißmuth über die jetzigen Entbehrungen fühlen ließ, ihr ſeine armſeligen Kleider zeigte, und ihr Vorwürfe machte: du kannſt mir alſo keine andern ſchaffen? du willſt mir keine andern ſchaffen? und ſolche Reden unzählige Male wiederholte. Sie verſtand nicht den abſcheulichen Sinn, der darin lag; er glaubte, ſie wolle ihn nicht verſtehen und mißhandelte ſie aufs grauſamſte. Zwar bat er ſie nachher fußfällig um Verzeihung, aber ſie wich ſelbſt am Ende ſolchen Ausſöhnungen aus, welche ſeinen Nervenzuſtand nur verſchlimmerten. Wenn ſie bisweilen Nachts aufwachte, ſah ſie ihn mit düſtrer Miene vor ihrem Bett ſtehen, und glaubte, er wolle ſie töden. Endlich machte er einen teufliſchen Verſuch, ſie dem Lord Edwards in die Hände zu ſpielen; Juliette ſprang zum Fenſter hinaus; Leoni und ſeine Mitſchuldigen entflohen; Juliette wurde todkrank aufgehoben, und wäre in ein Hoſpital oder Irrenhaus gebracht worden, wenn nicht der Spanier Don Aleo Buſtamente ſich ihrer großmüthig angenommen und für ihre Herſtellung alle erſinnliche Sorge getragen hätte, ohne ihre jammervolle Lage und ihre Ohnmacht irgend zu mißbrauchen.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 5.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Februar 1836.

James Hogg, der Ettrick-Schäfer.

Wir theilen über dieſen kürzlich verſtorbenen Naturdichter einige Notizen mit. Hogg war, wie er ſelbſt gern erzählte, als Schäfer geboren, der Abkömmling von vielen Generationen von Schäfern — aber ſo niedrig ſeine Familie war, ſo blieb ſie doch nicht verſchont von Mißgeſchick; ſechs Jahre alt, mußte „Jamie der Poeter,“ wie man ihn nachmals nannte, ſich ſelbſt ſeinen Lebensunterhalt ſuchen, und verdingte ſich zu dieſem Behuf bei einem Pächter der Nachbarſchaft zum Hüten der Kühe, eine Beſchäftigung, die er als die niedrigſte in Schottland ſchildert, die aber doch des Romantiſchen nicht entbehrte, wie manche Anekdoten aus ſeinem Jugendleben zeigen, wie z. B. folgende. „In dieſem Sommer ward ich, erſt acht Jahre alt, auf eine Haide ausgeſchickt, mit einem roſenwangigen Mädchen, welche eine Heerde friſchentwöhnter Lämmer zu weiden hatte, und ich hütete neben ihr meine unglückſeligen Kühe. Da ſie keinen Hund, ich aber ein treffliches Thier hatte, ward mir befohlen, mich ganz in ihrer Nähe zu halten. Nie wurde ein Befehl treuer befolgt. Tag für Tag hütete ich Kühe und Lämmer und Betty hatte gar nichts zu thun, als dazuſitzen und zu nähen. Dann aßen wir alle Tage zuſammen und nach dem Eſſen legte ich mein Haupt in ihren Schoos, deckte meinen Mantel (Plaid) auf ihre nackten Füße und ſuchte einen tüchtigen Schlaf zu thun. Eines Tages hörte ich ſie vor ſich hin ſagen: armer Burſche! er iſt todmüde! und da weinte ich, bis ich fürchtete, ſie könnte meine warm herabrieſelnden Thränen ſpüren. Ich wünſchte, mein Herr, ein hübſcher, junger Mann, möchte ſich in ſie verlieben und ſie heirathen, und wunderte mich, wie er ſo blind und dumm ſeyn könne, es nicht zu thun. Aber ich dachte: Wäre ich er, ſo wüßte ich wohl was ich thäte.“ Als Pächter hatte er Unglück und mußte ſeinen Pacht aufgeben; er wandte ſich nach Edinburg, wo er nach einiger Zeit glücklich durchdrang. Erſt in ſeinem vier oder fünfunddreißigſten Jahr wurde er als Dichter bekannt; ſo leicht ihm das Dichten ging, ſo ſchwer fiel ihm anfänglich, da er durchaus ohne Bildung geblieben war, das Schreiben. Seine Gedichte ſind, nach dem Urtheile ſeiner Landsleute, nicht etwa nur als Kurioſitäten bemerkenswerth, ſondern von wirklichem, poetiſchem Verdienſt. Wordsworth ſchrieb auf die Nachricht ſeines Todes folgende Verſe:

Als ich zuerſt, vom Moorland kommend,
Den Fluß von Yarrow gleiten ſah,
Entlang dem nackten, offnen Thale:
Der Ettrickſchäfer führt' mich da.

Als ich zuletzt an ſeinen Ufern
Hinwandelte, als ſchon begann
Der Hain ſein Goldlaub abzuſchütteln
Ging der Border-Minſtrel *) mir voran.

Nicht athmet mehr der mächt'ge Minſtrel;
Unter Ruinen hält er Ruh;
Und Yarrow's Schäferdichter drückte
Der Tod die klaren Augen zu.

Nicht zweimal hat durch ihre Zeichen
Die raſche Sonn' gemacht den Kreis:
Seit alles Irdiſche von Coleridge
Erſtarrt iſt in des Todes Eis.

Der Sänger mit der Götterſtimme,
Das geiſt'ge Auge löſchte aus;
Und Lamb, der Fröhliche, der Edle,
Verließ ſein einſam ſtilles Haus.

Wie Wolken um der Berge Gipfel,
Wie Wellen, die kein Zauber bannt,
So zog ein Bruder um den andern
Vom ſonn'gen ins lichtloſe Land.

---

*) Walter Scott.

Digitized by Google

Doch ich, vom Kindestraume früher
Erwacht, blieb hier noch, faſt allein,
Und eine Stimme hör' ich flüſtern:
„Wer wird der Nächſtberufne ſeyn?“

O, Dunkel trübt das ſtolze Leben,
Wie London nie vom Rauch wird frei;
So ſah ich es mit dir, o Crabbe!
Von Hampſtead's Haide im Lebensmai.

Auch du dahin! mir iſt, als ob du
Erſt geſtern ſtarbſt; doch unterdrückt
Sey jeder Seufzer um ſo reife
Früchte, zur rechten Zeit gepflückt!

Nicht mehr erdichtet Weh um Tobie,
Um's Mädchen das die Lieb' verdarb:
Ein ſchärfrer Schmerz traf jetzt dich, Yarrow,
Und Ettrick weint mit um den Schäfer, welcher ſtarb.

Ueberblick
über
franzöſiſche, engliſche und deutſche Literatur.
(Fortſetzung.)

Nur der Kanal trennt Frankreich von England, und manchem Reiſenden mag der Unterſchied zwiſchen beiden Ländern im Anfang eben nicht bedeutend erſchienen ſeyn — aber dennoch welche Kluft der Nationalität zwiſchen beiden Völkern! welche ganz abweichende Denk- und Anſchauungsweiſe! England iſt eine Inſel, und ſchon bloß trägt viel aus. Seit Johann ohne Land haben die Engländer kein fremdes feindliches Heer auf ihrem Boden geſehen (denn Wilhelm von Oranien war von der Nation herbeigerufen worden); ſo konnte ſich zu allen Zeiten die Kraft und das Streben auf die Ausbildung der innern Verhältniſſe wenden, wodurch zwar allerdings viele innere Zerwürfniſſe und Kriege herbeigeführt wurden, die aber doch nicht hinderten, daß das engliſche Volk, wie ziemlich allgemein zugeſtanden wird, ſich der höchſten politiſchen Bildung erfreut. Das die Engländer vom Kontinent ſcheidende und ſie demſelben entgegenſetzende Meer iſt einerſeits eine Bürgſchaft der nationalen Unabhängigkeit — (denn die normänniſche Eroberung möchte ſich nicht leicht wiederholen) — andrerſeits legt es ihnen die Aufgabe nahe, ſich ſeiner Herrſchaft zu verſichern. Zwei Eigenſchaften bedingen die Herrſchaft über das Meer: Kühnheit, um ſich den Gefahren auszuſetzen; beſonnene Beharrlichkeit, um durch Aufmerkſamkeit und Thätigkeit die Gefahren zu vermindern und zu beſiegen. Kaltes Blut und Standhaftigkeit hat Niemand den Engländern abgeſprochen, und wie vieler Erfindungen Mutter iſt ihnen die See geworden! Die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften haben für den Engländer nicht, wie für den Deutſchen, ein vorzugsweiſe theoretiſches Intereſſe, ſondern eine unermeßliche praktiſche Bedeutung, und es iſt bekannt, daß manche urſprünglich von Deutſchen gemachte Erfindungen erſt in den Händen der Engländer recht fruchtbar und vervollkommnet wurden. Bei ihnen ſtehen die Wiſſenſchaften in engſtem Zuſammenhang mit den Künſten oder höhern Handwerken. — Die Herrſchaft über das Meer iſt jedoch eigentlich nur Mittel zum Zweck, und dieſer iſt der Handel. Auch hier tritt wieder die Kühnheit in den Speculationen und die mit Scharfſinn verbundene Beharrlichkeit in den Erfindungen, welche zur Förderung der Induſtrie dienen, hervor. Die Engländer ſind ein Handelsvolk, und man hat ihnen ſchon öfters einen moraliſchen Vorwurf darüber gemacht, daß ſie ihrem Kram und Gewinn Alles nachſetzen, und ihnen die Großmuth abgeſprochen, die man ihnen doch wieder in andern Beziehungen als charakteriſtiſche Eigenſchaft zuſchrieb. Es iſt wahr, die Engländer haben nie, wie die Franzoſen, ihren Entſchluß angekündigt und Anſtalten gemacht, allen Völkern die Freiheit zu bringen; aber wenn ſie wirklich in einzelnen Fällen die auf ihre vorausgeſetzte Großmuth gezogenen Wechſel nicht honorirt haben, ſo darf man ihnen dieß wahrlich weniger zum Vorwurf machen, als man die Leichtgläubigkeit derer beklagen muß, welche ein ſolches Vertrauen hegten und ſolche Anſprüche machten. Ein abſoluter Monarch, oder auch ein ſouveränes Volk, mag großmüthigen Regungen nachgeben; aber ein verantwortliches Miniſterium muß zwar redlich und treu, aber darf nicht *mit Gefahr* großmüthig ſeyn, wenn nicht auch der Vortheil auf dieſer Seite liegt. Man entſchuldige dieſe Abſchweifung, die nicht ganz unweſentlich iſt für den Nationalcharakter der Engländer, der doch auch ſeiner moraliſchen Seite nach in der Literatur in Betracht kommt; zwar nicht in den Gebieten der ſtrengen Wiſſenſchaft, wo nur die Intelligenz ihre Rolle ſpielt, wohl aber in der ſchönen Literatur, worin ſich das geiſtige und gemüthliche Leben abſpiegelt.

Ausgezeichnetes leiſten die Engländer allerdings in den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, in der Länder-, Völker-, Naturkunde, in Folge ihrer vielſeitigen Berührung mit allen Völkern der Erde; für dieſe Fächer wird beſtändig ein unermeßliches Material herbeigeſchafft, bearbeitet, geordnet; aber vielleicht gerade dieſer immer neu zuſtrömende Ueberfluß des Stoffes hemmt und erſtickt die Idee und das Bedürfniß einer auf die tiefſten Prinzipien zurückgehenden Naturphiloſophie in dem Sinne, welchen die Deutſchen mit dieſem Worte verbinden, und wenn man über die ſchematiſirende und mathematiſche Auffaſſung hinaus geht, ſo iſt es meiſt, um eine religiöſe Wendung und Betrachtungsweiſe einzuführen. Die eigentliche philoſophiſche Speculation findet überhaupt in England neuerer Zeit wenige Jünger mehr; es iſt, als ob ſie an Berkeley's Idealismus ein für allemal das Gelüſten gebüßt und daraus die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß es mit dieſer Art der Speculation eitel Narrenwerk und Träumerei ſey. Die Reſultate von Hume waren ganz negativ, und er machte keine Anſprüche durch ſeine ſkeptiſche Philoſophie der gewohnten Anſchauungsweiſe Abbruch thun zu wollen; beſſer ſagen den Engländern die phyſiologiſchen, pſychologiſchen und pathologiſchen Unterſuchungen zu, die doch gewiſſermaßen am Menſchen, ſeinem leiblichen und geiſtigen

Digitized by Google

Weſen nach, feſten Grund und Boden haben, ſo wie die praktiſche Philoſophie, theils ſofern ſie die Moral, theils ſofern ſie Recht und Politik betrifft, zu ihren Lieblingsſtudien gehört. Die politiſche Bildung findet an dem öffentlichen Leben einen nie verſiegenden Reiz und eine immer offen bleibende Schule. Die politiſche Beredſamkeit der Engländer gilt für gediegener und körniger, ihe Raiſonnement für ſchärfer und logiſchee, ihre hiſtoriſchen Entwicklungen für gründlicher, als bei den Franzoſen. Man ſetzt gewöhnlich voraus, daß die Erziehung der Engländer von ſehe weſentlichem Einfluß auf dieſe rühmlichen Eigenſchaften ihrer Staatsmänner ſey. Dieß mag zum Theil wohl wahr ſeyn, aber doch erheben ſich in England ſelbſt gewichtige Stimmen gegen die bisher in den Erziehungsanſtalten übliche Unterrichtsweiſe. Die alten Sprachen nämlich machen einen Haupttheil des Unterrichts aus, und die vielen claſſiſchen Reminiscenzen in den engliſchen Reden und Aufſätzen konnen davon Zeugniß ablegen; Viele klagen, daß darüber andee Kenntniſſe verſäumt werden und veelangen im Schul- und Unterrichtsweſen eine durchgreifende Reform. Darf man ihnen Glauben beimeſſen, ſo wären die großen Staatsmanner nicht eigentlich durch Erziehung und Unterricht dieß geworden, ſondern ſie wären in gewiſſem Sinn Autodidakten, freilich unter dem aufmunternden und fördernden Einfluſſe des Nationalgeiſtes und der nationalen Einrichtungen. In frühern Zeiten glänzten die engliſchen Philologen durch Gelehrſamkeit; aber in neueren Zeiten werden ſie von den Deutſchen ſowohl hierin, als noch mehr in einer philoſophiſcheren, tieferen Auffaſſung dieſer Studien überflügelt. Kenntniß der Geſchichte, beſonders der vaterländiſchen, iſt dem Engländer von Bildung unentbehrlich, auch haben ſie ausgezeichnete Hiſtoriker, wie Gibbon, Robertſon, Hume, Roscoe, Lingard.

An der abſtruſeren Speculation, wie ſie in Deutſchland ſeit einem halben Jahrhundert — blüht, finden die Engländer, wie geſagt, keinen Geſchmack: während ſie das Meer beherrſchen, überlaſſen ſie den Deutſchen das Empyräum. Unrecht würde man ihnen jedoch thun, wenn man ihre Geiſtestendenz als materialiſtiſch bezeichnete; ſie iſt vielmehr realiſtiſch. Der franzöſiſche Naturalismus und Senſualismus iſt der Mehrzahl der gebildeten Engländer eben ſo anſtößig und zuwider, als ihnen der deutſche Idealismus und Transſcendentalismus leer und unfruchtbar erſcheint. Sie wollen das Geiſtige ſo wenig herabſetzen, als ſie es iſoliren mögen. Dieß Verhalten der Philoſophie iſt zum Theil aus dem engliſchen Charakter, zum Theil aber auch dadurch zu erklären, daß ſie ſich in eine freiwillige Vermundſchaft unter die Theologie geſtellt hat, deren Zuſtand in England, was die Glaubensſtrenge betrifft, den deutſchen Orthodoxen als ſehr beneidenswerth erſcheinen mag. Das Stätige und Beharrliche liegt im engliſchen Weſen; daher die Anhänglichkeit an das Alte, das Hängen an der Autorität, ſofern nicht der Nutzen einer Aenderung ganz klar in die Augen ſpringt. In dieſer Anhänglichkeit und Treue, hat die Theologie und die Religioſität einen Anhalt gefunden. Nirgends wird die Sonntagsfeier ſo ſtreng beobachtet wie in England — (abgeleiteterweiſe auch in Nordamerika) und ſogar der Handel muß an dieſem Tage — der Religion Conceſſionen machen; nirgends iſt die Frivolität in dieſem Punkte verhaßter als dort. Die ſogenannten Deiſten und Freidenker haben keine großen Fortſchritte gemacht. Aber abgeſehen von den ſonſtigen Mißbräuchen und Uebelſtänden der Hochkirche, es iſt hiedurch eine Stagnation in der Theologie, eine Verknöcheeung eingetreten, die ſonderbar abſticht gegen die lebendige Entwicklung der deutſchen Theologie; während hier die Philoſophie die Theologie beſtändig in Athem erhielt und ſie zum Fortſchritt anſpornte, hat in England die Dogmatik der ſich ziemlich geduldig erweiſenden Philoſophie Feſſeln angelegt. Wie die engliſche Reformation vom Throne, von der Willkür eines launenhaften Tyrannen ausging, ſtatt, wie in Deutſchland, aus dem Bedürfniß und dem Schoße des Volks ſich zu erzeugen: ſo ſcheint das engliſche Volk den alten paſſiven Autoritätsglauben noch nicht ganz verwunden zu haben. Im Hauptfach der Theologie, in der Dogmatik, wird in England nichts Ausgezeichnetes geleiſtet, und während die politiſchen Redner ſo hoch ſtehen, zeichnen ſich die engliſchen Kanzelredner ſelten aus. Nur das Feld der Kirchengeſchichte wird mit Fleiß und Erfolg angebaut. England eigenthümlich iſt die große Bibelgeſellſchaft, welche die Bibel in alle Sprachen überſetzen und drucken läßt, und alſo außer dem religiöſen Intereſſe auch für die Sprachgelehrſamkeit von Wichtigkeit iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Leone Leoni.

(Fortſetzung.)

So weit erzählte Juliette in jener Nacht, und Don Aleo erklärte ihr die Gefühle, die ſie ihm, der nie geliebt hatte, eingeflößt. Ein Weib, das ſo liebte und duldete, wie Juliette, war die Erfüllung ſeiner Anſprüche an eine Frauenſeele. Was ihm den Muth gab zu dem Verſuche ſie zu tröſten, war die Gewißheit, daß er ſie aufrichtig und edelmüthig liebe. Aus ihrem Gebet um Vergebung für Leoni hatte er die Hoheit ihrer Seele, aus ihren Fieberphantaſien ihre Liebefähigkeit erkannt. Ich hatte, ſchloß er, endlich das Glück, dein Leben und deinen Verſtand zu retten, meine arme Juliette; ſeit dieſer Zeit habe ich viel gelitten und bin ſehr glücklich geweſen durch dich. Ich bin vielleicht ein Narr, daß ich mich nicht mit der Freundſchaft und dem Beſitz eines Weibes wie du begnüge; aber meine Liebe iſt unerſättlich. Ich möchte geliebt ſeyn, wie Leoni es war, und ich peinige dich mit dieſem vollen Ehrgeiz. Ich habe nicht ſeine Beredſamkeit und ſeine beſtechenden Eigenſchaften, aber ich liebe dich. Ich habe dich nicht betrogen, ich werde dich nie betrügen. Dein Herz, ſo lange gehetzt, ſollte endlich zur Ruhe kommen, indem es an dem meinigen ſchlummerte. Juliette, Juliette, wann wirſt du mich lieben, ſo, wie du lieben kannſt? — Jetzt und immer! antwortete ſie; du haſt mich gerettet, haſt mich geheilt und du liebſt mich. Ich war wahnſinnig, ich ſehe es wohl, daß ich einen ſolchen Menſchen liebte. Meine Erzählung hat mir die beinah vergeſſnen Schändlichkeiten wieder in die Seele gerufen. Du biſt mein Freund, mein Bruder, mein Geliebter . . . Sag' auch, mein Gatte! ich flehe dich, Juliette! — Mein Gatte,

wenn du willſt! ſagte ſie und umarmte ihn mit einer ihm ganz ungewohnten Zärtlichkeit, die ihm Thränen der Freude und der Dankbarkeit auspreßte.

Am folgenden Tage, es war der Dienſtag der Faſtenwoche, und überall ein reges Maskengewimmel, fuhr das Paar auf einer Gondel auf dem Canal der Giudecca. Sie ſchloſſen ſich, nebſt mehreren andern Gondeln und Fahrzeugen einer ſchön geſchmückten Barke an, worauf ſich eine aufs reichſte und glänzendſte gekleidete Truppe von Masken befand. Beſonders zeichnete ſich auf dieſem Schiff ein Mann aus, in einem langen Kleide von blaßgrüner Seide, mit breiten goldnen und ſilbernen Arabesken geſtickt. Er ſtand aufrecht da und ſpielte die Guitarre; ſeine Haltung war ſo edel, ſein Wuchs ſo ſchön, daß er wie geboren ſchien für prächtige Kleider. Buſtamente machte Juliette auf ihn aufmerkſam, aber dieſe, zerſtreut und nachdenklich, ſagte nur: ja, ja, herrlich! und ſah kaum hin. Sie kamen dem Fahrzeug ganz nah und berührten es an der Stelle, wo der ſchöne Mann ſtand. Dieſer beugte ſich gegen Juliette hin, wie um ſie zu erkennen, nahm ſeine ſchwarze Maske ab, die ein ausgezeichnet ſchönes und edles Angeſicht enthüllte, und rief halblaut ihren Namen. Sie zitterte wie von einem galvaniſchen Schlage getroffen. Juliette! wiederholte er mit etwas ſtärkerer Stimme. Leoni! rief ſie mit Entzücken. Der Spanier war wie im Traum, betäubt und beſinnungslos. Juliette raffte ſich auf und ſchwang ſich, wie durch einen Zauber gehoben, hinüber auf das Schiff; ein wahnſinniger Kuß vereinigte ihre Lippen. Erſt in ſeinem Quartier kam der Spanier wieder zur Beſinnung, er fand ſich allein; Juliette war mit Leoni verſchwunden. Er wüthete und tobte wie ein Epileptiker. Am Abend erhielt er einen Brief von Julietten: Verzeihe mir, verzeihe mir, Buſtamente! ich liebe, ich verehre dich; ich ſegne dich auf den Knieen für deine Liebe, deine Wohlthaten; haſſe mich nicht! Du weißt, ich gehöre nicht mir ſelbſt an, eine unſichtbare Hand waltet über mir und wirft mich wider meinen Willen in die Arme dieſes Mannes. O mein Freund! verzeihe mir, räche dich nicht! ich liebe ihn, ich kann nicht leben ohne ihn. Ich kann ihn nicht am Leben wiſſen, ohne nach ihm zu verlangen, kann ihn nicht vorübergehen ſehen, ohne ihm zu folgen. Ich bin ſein Weib, er iſt mein Herr, ſiehſt du? es iſt unmöglich daß ich mich ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Gewalt über mich entziehe. Du haſt es ſelbſt geſehen, ob ich ſeinem Ruf zu widerſtehen vermag. Es war wie eine magnetiſche Kraft, die mich aufhob und mich an ſein Herz warf; und doch war ich bei dir, meine Hand war in der deinigen, warum haſt du mich nicht zurückgehalten? Deine Hand that ſich auf, dein Mund vermochte nicht mich zurückzurufen; du ſiehſt, alles dieß hängt nicht von uns ab. Es iſt ein geheimer Wille, eine magiſche Gewalt, die dieſe ſeltſamen Dinge ordnet und vollbringt. Ich kann die Kette zwiſchen mir und Leoni nicht zerbrechen; es iſt die Kugel welche die Galeerenſklaven zuſammenkoppelt, aber die Hand Gottes hat ſie geſchmiedet. O mein theurer Aleo, fluche mir nicht! ich bitte dich fußfällig. Ich flehe dich an, laß mir mein Glück. Wenn du wüßteſt, wie er mich wieder liebt, wie freudig er mich empfangen hat! welche Liebkoſungen, welche Worte, welche Thränen ... ich bin wie trunken, ich glaube zu träumen. — Sie erzählte Leoni's Schickſale, ſie bat Aleo ihr zu verzeihen und zu denken, daß das Schickſal ſie hingeriſſen habe, das ſie verſchlingen müſſe. „Untergehend,“ ſo ſchloß der Brief, „an den Klippen, an die es mich ſchleudern muß, werde ich deinen Namen wiederholen und dich anrufen als einen Engel der Gnade zwiſchen Gott und mir.“ — Trotz der Bitten Juliettens dachte der wüthende Spanier auf Rache. Er hörte, daß Leoni und der Marquis Lorenzo ſich, aber erfolglos, um eine berühmte Buhlerin bemühten. Er ging zu dieſer, erfuhr, daß ſie Leoni aus triftigen Gründen tödlich haſſe, und fand ſie bereit die Hand zu einer Myſtification zu bieten. Er gab ihr ein Billet zum Abſchreiben, worin ſie Leoni einlud, zu einer beſtimmten Stunde der Nacht an einem beſtimmten Ort ihre Gondel zu beſteigen um mit ihr zuſammenzukommen. Der Gondolier der Miſana und Buſtamente in Schifferkleidung erwarteten ihn. Sie führten ihn auf den Lido. Buſtamente hieß ihn ausſteigen, nahm ihn eine Strecke weit mit ſich hinein in das ſandige Ufer und zwang ihn, ohne ſeinen Namen und den Grund zu nennen, trotz ſeiner Weigerung, zum Zweikampf auf Leben und Tod. Leoni fiel, erſchüttert fuhr Buſtamente wieder zurück. Sie kamen an dem Dampfſchiff vorbei, das eben nach Trieſt abgehen ſollte. Aus einer Gondel ſtieg ein Paar auf der Leiter das Dampfboot hinan. Erſtaunt und wie im Traume rief Buſtamente dem Chriſtofano. Iſt das nicht der Baron Leone de Leoni, der mit einer Dame nach Trieſt abreiſt? Ja, Herr, antwortete dieſer. Mit einem gräßlichen Fluch fragte der Spanier wieder: Ha und wer war denn der Mann, den wir heut Abend nach dem Lido führten? — Euer Ereellenz wird das wohl wiſſen — der Marquis Lorenzo von ....

(Schluß folgt.)

Merkwürdige ſtatiſtiſche Notiz.

In einem engliſchen Aufſatz über den Zuſtand des neuen franzöſiſchen Drama, worin zehn Stücke von Viktor Hugo und A. Dumas beurtheilt werden, findet ſich folgende Berechnung: Unter den weiblichen Perſonen in den durchgegangenen Stücken finden wir acht Ehebrecherinnen, fünf Buhlerinnen verſchiedenen Rangs, und ſechs Opfer der Verführung, von welchen zwei beinahe auf der Bühne entbunden werden. Vier Mütter ſind in Liebe zu ihren Söhnen oder Schwiegerſöhnen, und in drei Fällen kommt es zur wirklichen verbrecheriſchen That. Eilf Perſonen werden, mittelbar oder unmittelbar, von ihren Geliebten ermordet und in ſechs von dieſen Stücken ſind die männlichen Hauptperſonen Baſtarde oder Findlinge. Dieſe Maſſe von Gräueln iſt zuſammengedrängt in zehn Dramen von zwei Dichtern, die binnen drei Jahren in Paris geſchaffen wurden.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 6.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Februar 1836.

Aus Viktor Hugo's Dämmerungsgeſängen.

XXV.

An deinen vollen Kelch durft' ich die Lippe ſetzen;
Es hat in deiner Hand mein blaſſes Haupt geruht,
Ich durfte mich am Hauch von deiner Seele letzen;
Im Schattendunkel ſog ich ein die würz'ge Fluth.

Ich hört' aus deinem Mund die ſüßen Worte weben,
In die zerfließt ein Herz, geheimnißvoll entzückt;
Ich habe weinen dich, dich dürfen lächeln ſehen,
Geheftet Aug' in Aug', und Mund an Mund gedrückt.

Ob meinem Haupte ſah ich einen Strahl — ſo helle!
Von deinem Stern, der ach! verhüllt bleibt immerdar;
Ein Roſenblatt ſah ich in meines Lebens Welle
Verſinken, das ein Raub an deinem Leben war!

Drum ſprech' ich ſo jetzt an die flügelſchnellen Jahre:
O eilet immer zu! ich bin ein alter Mann!
Mit euren Blumen fort, den welken! ich bewahre
Im Herzen eine, die kein Finger pflücken kann!

Wenn auch an meinen Kelch ſtößt euer Flug, der raſche,
Dem vollen doch entſchwankt kein Tropfen Süßigkeit!
Denn meine Seele hat mehr Feuer als ihr Aſche!
Mehr Liebe hat mein Herz als ihr Vergeſſenheit!

XXXVIII.

Wir tragen den Zweifel in uns!

An Louiſe B.

Dein Mitleid, edle Frau! nicht unſrem Unglück fehle!
Die Bruſt des Mannes beut ein Bild voll Weh und Grau'n;
Tief in dem Waſſer läßt ſich eine Schlange ſchau'n,
Und der Unglaube ſchleicht im Grunde unſrer Seele.

Du, welche nimmermehr mit boshaft bittrem Scherz
Zum Jammer trittſt hinzu, der eine Seel' erfüllet,
Du, die du harmlos lebſt, aufmerkſam, doch verhüllet,
Du, durch dein Denken Mann, und Weib doch durch dein Herz!

Wenn du, o Muſe, willſt von mir, dem Dichter, wiſſen,
Warum ein dunkler Traum ſo raſtlos um mich treibt,
Und meine Stirn bedeckt von tiefen Schatten bleibt,
Und ich gleich einem Zweig werd' hin und her geriſſen;

Warum ich horche, wenn vorüberſtöhnt der Wind;
Warum ich ſinnend oft und trüb vom vor'gen Tage,
Noch eh der Morgen graut, der ſüßen Ruh entſage,
Noch eh' ein Vogel ſich und eh' ſich rührt ein Kind;

Warum, wenn das Geweb' des Nebels iſt geſunken,
Ich, wie in einem Schloß, wo mir vertraut die Wacht,
Im Thale ſtreif' umher, wo bald des Teppichs Pracht
Aus Blumen ich ſtaun' an und bald der Sterne Prunken;

So ſag' ich dir: ein Feind in meiner Bruſt mich neckt,
Der Zweifel, welcher ſcheucht zum düſtern Forſt den Matten;
Ein blind und taub Geſpenſt, gemiſcht aus Tag und Schatten,
Das Alles bald mir zeigt und Alles bald verſteckt.

So ſag' ich dir: daß ich allſtündlich muß befragen
Den lallenden Inſtinkt in meiner Sinne Haft;
Daß ein Verneinungstrieb bekämpft die Glaubenskraft;
Der Geiſt hohnlächelt und am Herzen Thränen nagen.

Digitized by Google

Auch ſieheſt du mich oft, wie leiſ' mein Mund nur ſpricht;
Den Bettlern gleich' ich da, die, Hunger in den Zügen,
Vor dem verſchloſſ'nen Thor in dumpfem Traume liegen,
Und warten — aber der, der öffnen ſoll, kommt nicht!

Der Zweifel! furchtbar Wort, Schrift, deren Gluthgefunkel
Allüberall erſcheint — im Morgenroth, im Blitz,
Und im azurnen Blau, der goldnen Sterne Sitz,
Das für das Aug' ſo hell und für den Geiſt ſo dunkel!

Und das iſt unſer Schmerz! von Leidenſchaft beſiegt
Wir nimmermehr zur Ruh', die Euch beglückt, gelangen;
Wir, deren Wiege ſchon, am Abgrund aufgehangen,
Die Revolution mit ſchwarzer Fluth gewiegt.

Nur von Wahnglauben iſt ein ſchlangenhaft Gewimmel
In unſrem Hirn, wo ſonſt kein Keim blieb unzerſtört;
Wir tragen in der Bruſt, frech wider Gott empört,
Nur eine Leiche noch von unſrer Väter Himmel.

Und darum wandle ich ſo trüb und ſinnend um,
Und gehe Nachts allein oft ſchweifen durch die Gaſſen,
Und horche überall, dem Zufall überlaſſen,
Zur Stunde, wo man ſich vorbeigeht fremd und ſtumm.

Beglückt, wer lieben darf! Wer in der Nacht, der trüben,
Den Glauben ſuchend, doch die Liebe finden kann!
Die Lampe leuchtet ihm, bis hell der Tag bricht an;
Beglückt ein ſolches Herz! Halb glauben die, ſo lieben!

Ueberblick
über
franzöſiſche, engliſche und deutſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Wenn wir zum Gebiete der Literatur übergehen, wo die Schönheit mit ihrem Zauberſtabe waltet oder walten ſoll, ziehen wir auch die Sprache, das Organ der Geiſtesſchöpfungen, in Betracht. Für ſich betrachtet, als todtes, rohes Material, iſt die engliſche Sprache nicht gefällig und hat neben den Sprachen, welche aus Einem Guß ſind, ein wunderliches Ausſehen; die meiſten oder alle romaniſchen Sprachen übertreffen ſie an Vollklang und Wohllaut, und die verkürzende, die reinen Vokale trübende, die Conſonanten abſtumpfende Ausſprache hat auch nicht viel Empfehlendes. Das Verſchmelzen der germaniſchen und romaniſchen Sprache mit der alt-bretoniſchen, das barocke Engliſiren mancher Wurzeln gibt der Sprache etwas Buntſcheckiges, wenn man im Wörterbuch die aufeinander folgenden Wörter durchgeht, die aus allen Enden und Orten zuſammengeſchneit ſind; aber man darf eben auch die engliſche Sprache nicht todt im Wörterbuch betrachten; man muß ſie tariren in ihrer lebendigen Bewegung, in dem Redefluß des Staatsmanns, in den Schilderungen des Erzählers, in den ſüßen Hauchen des Dichters — und man wird ganz anders über ſie urtheilen. Vom Geiſt ergriffen und beflügelt fügen ſich die heterogenſten Beſtandtheile zu einem ſtark- und leichtgegliederten Ganzen zuſammen; die Schätze zweier Sprachen verdoppeln den Reichthum der daraus gebildeten dritten, jeder Gedanke findet in der ſich darbietenden Fülle von Ausdrücken ſeinen entſprechenden Leib; jedem Gefühl, ſey es noch ſo markig-leidenſchaftlich oder noch ſo ätheriſch-zart, ſtehen die reichſten Mittel zu ſeiner Verkörperung zu Gebot, während die ohne den Gedanken reizloſe Sprache nicht verführt, unnöthige Worte zu machen. Man kann im Engliſchen Alles und mit Wenigem Viel ſagen.

Eine unrichtige Auffaſſung des engliſchen Volksgeiſtes im Ganzen hat das Gedeihen der Poeſie und der ſchönen Literatur unter dieſem Volke mit ſeinem nebligen Himmel und ſeiner praktiſch-merkantiliſchen Tendenz unbegreiflich und im Erſcheinen eines Dichtergeiſtes wie Shakſpeare eine Ausnahme von der Regel, eine Anomalie finden wollen. Bei dieſer Anſicht ſcheint man ſich die Engländer ſo vorgeſtellt zu haben, wie die Holländer nahezu wirklich ſind, als phlegmatiſch bedächtlich und geiſtig-ſchwerfällig. Hinſichtlich des Phlegma darf man aber nur an das häufige Vorkommen der Schwermuth und des dadurch veranlaßten Selbſtmordes in England erinnern. Von dem Phlegma aber zur Melancholie iſt kein pſychologiſcher Uebergang, vielmehr ſchließen ſie ſich einander aus; die geſtörte und unterdrückte innere Lebendigkeit und Reizbarkeit führt zur Schwermuth. Sodann erinnern wir auch an das bekannte Prädikat: das luſtige Altengland; eine ſolche Bezeichnung iſt gewiß nie ganz grundlos; dieß Volk mußte haben, und hat, wenn man den Schilderungen von Volksfeſten und ähnlichen Luſtbarkeiten Glauben beimeſſen darf, noch eine reiche Ader geſunder Fröhlichkeit, die, wenn auch durch den Ernſt und die Noth der Zeit, die weitgreifende Verarmung, durch niederdrückende Fabrikarbeit in den niedern, und ertödtende Ausländerei in den höhern Klaſſen zurückgedrängt, doch in einzelnen Geiſtern mit der lebendigſten und ergötzlichſten Fülle ſprudelt. Das Auftreten von Naturdichtern wie Robert Burns und James Hogg zeugt aufs deutlichſte von einem im Volke lebenden, tieferen Gefühl; denn ſolche geiſtige Phänomene ſind nicht wie einzelne Meteorſteine die aus der Luft oder aus dem Mond fallen.

Ein übereilter Schluß iſt es, aus der Vernachläſſigung der eigentlichen Speculation im Sinne der Deutſchen auf Mangel an Geiſtestiefe und Gleichgültigkeit gegen das Ideelle ſchließen zu wollen. Ein Vorzug und Verdienſt des deutſchen Genius bleibt es ohne Zweifel, die Philoſophie ſo durchgearbeitet zu haben, wie ſie gethan; es iſt dieß gleichſam eine Richtung in die Höhe, während der engliſche Genius in die Breite ſich ausdehnt, dabei aber der Tiefe keineswegs ermangelt. Die Philoſophie geht auf das Begreifen der Welt, die Poeſie auf Anſchauung und concrete Darſtellung der Welt; der Begriff geht weiter als die Anſchauung, aber er hat nicht ihre Fülle, ihren bewußtloſen, ſich

Digitized by Google

immer mehr aufſchließenden Reichthum. Ein Dichter wie der rieſenhafte Shakſpeare ſpricht ein Volk frei von der Anklage des Mangels an Geiſtestiefe; noch heute ſehen wir unſere Philoſophen, zu Bekräftigung mancher ihrer Sätze, ſich auf dieſen Dichter berufen, der ſubtile metaphyſiſche Probleme mit leichtem Munde, auf die ungeſuchteſte Weiſe ausſprach, und Gedanken, nach deren Ausdruck die philoſophiſche Sprache mühſam ringt, mit kecken und ſcharfen Zügen verkörperte. Und doch war er nicht philoſophiſcher Dichter, wie z. B. Goethe im Fauſt; ſein Zuſammentreffen mit der Speculation iſt völlig frei und abſichtslos. Aber Shakſpeare, wiewohl der Gipfelpunkt der engliſchen Poeſie, iſt doch nur die Vollendung einer poetiſchen Reihe; bei mehreren Dramen iſt man im Zweifel über ſeine Autorſchaft, zum Beweiſe, daß die Kluft zwiſchen ihm und Andern doch nicht ſo unermeßlich iſt. In neuerer Zeit iſt in Byron ein Dichter aufgetreten, der, wiewohl zerriſſen von innerlichem Kampf und Zwieſpalt, mit Abſicht und Bewußtſeyn die tiefſten Fragen und Ideen aus dem Gebiete der Philoſophie angeregt, behandelt, zum Theil auch wohl parodirt, aber immerhin ſein Intereſſe daran an den Tag gelegt hat.

Als eigenthümlicher Zug und Vorzug der engliſchen Poeſie darf die concrete Auffaſſung und Darſtellung genannt werden, welche die Mitte hält zwiſchen einem die Geſtalten verkümmernden und aushöhlenden Idealismus, und einem die rohe Wirklichkeit aufnehmenden und copirenden Naturalismus. Die guten engliſchen Dichter wollen nicht mit lauter Licht malen, aber ihre kräftigen Farben ſind geläutert, nicht ſchwer und trüb. In glücklicher Miſchung ſcheint ſich bei ihnen das philoſophiſche Element (das Bewußtſeyn des allgemein Gültigen) mit dem poetiſchen, dem Anſchauen und Schaffen des individuell Wahren zu durchdringen. Eine unendliche Fülle von Objecten und Bildern wächſt dem Engländer durch die Eigenthümlichkeit ſeines Landes, den Welthandel, das Meer, das öffentliche Leben, den die Erzeugniſſe aller Zonen verſammelnden Reichthum, durch die Reiſeluſt und den abenteuernden Sinn vieler Volksgenoſſen zu. Wird durch dieß Alles der Dichtergeiſt gewiß nicht erzeugt, ſo wird er doch geweckt und genährt; die empfangende Anſchauung bedingt doch immer großentheils die ſchaffende. Die Ausbreitung in die bunte umgebende Welt hält glücklich der, am Ende die Poeſie auflöſenden Vertiefung in ſich ſelbſt das Gegengewicht. Das Phantaſtiſche und Sentimentalweiche hat bei den Engländern doch immer noch Geſtalt und Charakter, und das individuell Derbſte immer noch eine prägnante Fülle. Für den Humor ſind wohl die Engländer klaſſiſch, durch Shakſpeare und Sterne, denen ſich Fielding, Smollet und A. anſchließen.

(Schluß folgt.)

Leone Leoni.

(Schluß.)

Dieß iſt der weſentliche, kurzgefaßte Inhalt einer Erzählung, die ſich in ihrer Ausführlichkeit vollkommener und künſtlicher abrundet, als dieſe Skizze errathen läßt. Keines Lobes bedarf die treffliche, fließende, geglättete und doch leidenſchaftliche Sprache, die meiſterhaften Schilderungen der Scenen und der Zuſtände. In ihrer Beſchreibung der Aeußerlichkeiten und des Koſtüms, ſo ſcharf und charakteriſtiſch ſie oft iſt, nähert ſich die Verfaſſerin nie denjenigen Schriftſtellern, welche bei Schneidern und Modehändlern Unterricht genommen zu haben ſcheinen; die pſychologiſchen Intereſſen überwiegen bei weitem die ſonſt oft mit ſo großer Vorliebe behandelten *dehors*. Der Zuſammenhang, die Fabel iſt einfach und leicht überſehbar; auch darüber daß der bei weitem größere Inhalt des Buchs einer Perſon als Erzählung Einer Nacht in den Mund gelegt iſt, wollen wir nicht mit der Verfaſſerin rechten. Treten wir an die Charaktere hinan, ſo muß man zugeben, daß der Charakter Juliettens, der freilich mit dem Leoni's unauflöslich verſchmolzen iſt, trefflich gezeichnet und die Entwicklung vom jugendlichen Leichtſinn bis zum Heroismus des Unglücks und dem willenloſen Wahnſinn der Leidenſchaft in einer meiſterhaften Steigerung durchgeführt iſt. Unbegründet würde die Bedenklichkeit ſeyn: woher dem leichtſinnigen Mädchen ſolche Kraft und Stärke kommen ſolle in ſolcher Lage? Die verborgenen Tiefen der Seele, die noch nie das Senkblei des Pſychologen ergründet und gemeſſen hat, öffnen ſich gerade am weiteſten, wenn das Ungewöhnliche und Ungeheure hereinbricht, und ſicherlich behauptet in Julietten neben den gewaltigſten Kraftäußerungen auch die weibliche Schwäche genugſam ihr Recht. Schwieriger iſt der Charakter Leoni's zu faſſen und zu beurtheilen. Iſt er ein Betrüger, ein falſcher Spieler mit Seelen wie mit Karten, oder iſt alles an ihm falſch, treulos und frevelhaft, nur ſeine Liebe nicht? Uebt er eine bewußte willkürliche Macht aus über das Herz des Weibes, oder iſt er durch denſelben Zauber an ſie gekettet wie ſie an ihn? Alles erwogen, kann man nicht umhin, zu glauben, daß es ihm Ernſt war mit ſeiner Liebe, daß die Schönheit und die hingebende Treue ſeiner Geliebten eine mächtige Gewalt über ihn hatten; aber doch war er mehr der Zauberer, von dem die Kraft ausging, die dann auf ihn ſelbſt zurückwirkte. Fällt aber ein ſolcher Charakter in die Gränze der Möglichkeit? Im Eugen Aram hat Bulwer verſucht, einen durchaus großartigen und edeln Charakter zu ſchildern, der ſich doch aus gemeinen Beweggründen mit einem Mord befleckte; nur Wenige können in dieſem Charakter Einheit, die Bedingung der Möglichkeit, finden; die Verfaſſerin des Leoni gibt zwar ihren Helden in jeder andern Beziehung preis, aber er ſoll doch liebend im edelſten Sinne und der Liebe werth bleiben. Geht je das Verbrechen, die ſyſtematiſch betriebene Niederträchtigkeit wirklich ſo ſpurlos über die Stirn und das Auge eines Menſchen weg? Kann die Liebe eine einzelne Provinz des Herzens einnehmen, welche in üppig prangender Fülle ſteht, während in den andern die Peſt wüthet? Kann ſie eine ſolche Oaſe in dem wüſten Sandmeere grünen laſſen? Berückſichtigt muß werden, daß wir Leoni nur durch das Auge Juliettens zu ſehen bekommen, das von ihm gleichſam bezaubert war, und um ſeinen Charakter erklärlicher zu finden, erinnere man ſich daran, daß der Gegenſatz der bewußten Heuchelei und der Unbefangenheit im Leben ſo gar häufig

Digitized by Google

ununterſcheidbar verſchwimmt. So mochte Leoni immerhin ſeine Liebe zu Zeiten für ächt und für den geſunden, den unverletzten und heiligen Theil ſeiner Seele halten, und wie er einerſeits in der Sünde ſchwelgte, andrerſeits noch mit etwas Edlem und Heiligem coquettiren. Darum getrauen wir uns nicht, über dieſen Charakter kritiſch abzuſprechen, zu dem vielleicht der welterfahrnen Dame, die ihre Feder in ihr Herzblut zu tauchen ſcheint, ein Modell der Wirklichkeit vorſchwebte. Auch die ſogenannte poetiſche Gerechtigkeit in dieſer Erzählung wird ſich als unverletzt nachweiſen laſſen; denn daß die Hauptperſonen unverſehrt von Venedig abreiſen, iſt keine Bürgſchaft ihrer Strafloſigkeit und ihres Glücks; in Juliettens letztem Brief ſind die ſchwärzeſten Ahnungen der Zukunft ausgeſprochen, und ihr Entzücken ſelbſt über den wiedergewonnenen Geliebten hat ungefähr ſo viel mit der Empfindung des Glücks gemein, als der raſende Tanz eines von der Tarantel Geſtochenen mit der Freude eines ſchuldloſen Mädchens im Ballſaal. Leoni aber iſt vorher ſchon ſo tief geſunken, daß er keiner nachträglichen Strafe mehr bedarf; das ihm aufgedrückte geiſtige Brandmal iſt unauslöſchlich. — So bliebe nur noch übrig, uns über die Idee dieſer Erzählung auszuſprechen, und hier können wir nicht umhin etwas länger zu verweilen. Der Roman enthält in einem gewiſſen Sinn eine Metaphyſik der Liebe — aber in welchem Sinn! Leoni's Reden — im Auszug mitgetheilt — geben die Theorie, und Juliettens Hingebung bewährt ſie. Die Liebe iſt das einzige wahrhaft Seyende in der Welt, die höchſte, einzige, anzuerkennende Macht des Lebens, das Urſprüngliche und das Letzte; die Liebe verlangt, macht möglich, und vergütet jedes Opfer; ihr Gegenſtand iſt nur das reine Selbſt des Geliebten, ausgeprägt in der Perſönlichkeit, aber unerreichbar jeder Befleckung durch zufällige Umſtände und Thaten, immer ſich ſelbſt gleich, trotz aller wechſelnden Masken. Gleich dem Magnete wirkt ſie durch eine Scheidewand hindurch; ſie ſieht im Dunkel, wie im Tageslicht, ſie vernimmt den faſt unhörbaren Hauch des Geliebten. Die Dialektik, womit dieß Alles ausgeführt iſt, wäre einer Stelle in Platons Sympoſion nicht unwürdig; die Sophiſtik, womit bewieſen wird, daß bei der Liebe nichts ihr Fremdes, nicht Tugend noch Sünde, in Betracht komme, daß ſie allein durch und in ſich beſeligend ſey, iſt bewundernswerth — aber entſetzlich! entſetzlich wie die dämoniſche Macht, welche ſie über die Seele Juliettens erlangt und ausübt. Leicht wird man erinnert an die ſonſt aufgeſtellten Lehren von der Alles verſöhnenden, Alles ausgleichenden und heiligenden Macht der Liebe — aber von dieſen Sätzen iſt jene Anſicht ſo weit entfernt als — wir möchten beinah ſagen die Hölle vom Himmel. Jene erhabenen Attribute kommen der Liebe zu, welche erleuchteter, erwärmter, befreiter Wille iſt, nicht derjenigen, in welcher der Wille ſich gleichſam verſtockt, nicht der Liebe, welche zum blinden, unwiderſtehlichen Fatum für das Menſchenherz wird. Die Götter der Alten waren menſchlichen Leidenſchaften und der Nothwendigkeit des Schickſals unterworfen; die heutige Skepſis macht die menſchlichen Leidenſchaften zu Gottheiten, erhebt ſie zum Fatum und die von ihnen Beherrſchten werden durch das verklärende Licht der Poeſie dargeſtellt als die eigentlich Gottbeſeelten, als höhere, zum tiefſten, innerſten Geheimniß des Lebens hindurchgedrungne Naturen. Dieſe magnetiſch zwingende, der Freiheit beraubende Liebe, die wie eine Woge, das Herz bald empor ſchlendert, bald in die Tiefe ſtürzt, negativ allmächtig, ſofern keine Macht etwas über ſie vermag, Verächterin des Himmels und der Hölle — iſt nur einen Schritt weit entfernt vom Haß; Leoni verräth Juliette, und ſie verabſcheut ihn, während ſie ihn gleich darauf wieder wahnſinnig liebt. Anerkannt wird von ihr ſelbſt der dämoniſche Zug und Zwang; aber nirgends eine ihm noch überlegene Macht in oder außer ihr geahnt; ſehend, aber willenlos eilt ſie dem Abgrund zu. Das düſtere Gemälde des Fatalismus der Leidenſchaft hat keinen heiterern, beruhigendern Hintergrund. Wird es der Triumph der modernſten Poeſie werden, Alles zurückzudrängen, um den Leidenſchaften ganz freien Raum zu ſchaffen und dem aus ihnen ſich entſpinnenden Verhängniß alle Ideen von Vorſehung und ſittlicher Weltordnung zum Opfer zu bringen? Die Kritik wird kaum hier mitzuſprechen haben; es gehört dieß vor das Forum der Speculation; aber aufmerkſam wird ſie darauf machen dürfen, daß es bisher als der Ruhm der chriſtlichen Weltanſicht und Poeſie galt, das Herbe des alten Fatums, das doch mit der Sittlichkeit in engem Zuſammenhange ſtand, gemildert und verklärt zu haben. — Zur Vergleichung erinnern wir an zwei poetiſche Behandlungen derſelben oder einer ähnlichen Idee: an das Gedicht Triſtan und Iſolt von Gottfried von Straßburg und an Kleiſts Käthchen von Heilbronn. Dort iſt die Liebe des ſchönen Paars eine allerdings ſündhafte und verderbliche und wird auch als ſolche behandelt; aber beide waren, außer dieſer Sünde, edel und tadellos, und ſie waren zu dieſer verbrecheriſchen Liebe durch einen unwiderſtehlichen Liebestrank entzündet. Läßt ſich nun gleich dieß ſymboliſch deuten, ſo daß dadurch ihre Freiheit und Schuld nicht aufgehoben wird, ſo gibt doch der ganze Hintergrund eine andere Anſicht von ihrer Liebe, als dieß bei Leoni und Juliette der Fall iſt; auch ſchweben die Perſonen jenes Epos in einem ätheriſchen Gewölk über der Erde, und man kann ſie nicht berühren; dagegen die Perſonen des Romans auf dem bekannten Boden der Erde wandeln und uns durch ihre Gleichartigkeit und Fremdheit zugleich erſchrecken. Im Käthchen hat Heinrich von Kleiſt die unüberwindliche Macht, den überwältigenden Zug einer treuen, bewußtlos entſprungenen Liebe poetiſch dargeſtellt und gefeiert. Aber dieſe Liebe, wenn auch befremdend und wunderbarer als die Juliettens, iſt in ihrer würdigen Wahl (oder Nöthigung) erfreulich und in ihrem Siege rührend; ſie wird mit Schmerzen empfangen, aber zur Luſt und Wonne verklärt; die Liebe in Leone Leoni beginnt in Leichtſinn und verſchwindet in gräßlicher Nacht.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 7.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 März 1836.

Das Lever.

(Von Alfred de Muſſet.)

O Herrin, es wird helle!
Dein Leibroß, Iſabelle,
Begrüßt dich wiehernd; — ſchau
Auf der Piqueur' und Führer
Grünfarb'gen Aermeln ihrer
Stoßfalken ſchwarze Klau'!

Sieh, Pagen und Bereiter!
Der flücht'gen Stuten Leiter,
Ein unbewamſter Troß,
Das Haupt, vom Buſch umflogen,
So kommen ſie gezogen
Mit Armbruſt und Geſchoß.

O, höre deiner ſchnellen
Windſpiel' und Doggen Bellen!
Horch, Pfiff und Gertenhieb!
Zur Jagd! friſch in den Bügel
Den Fuß! ergreif' die Zügel!
Viel Glück zur Jagd, mein Lieb!

Und nun zuerſt verhülle
Des ſchönen Buſens Fülle
Mit des Habites Grün!
Laß, moorumſpannt, mit ſeinen
Göttlichen Formen ſcheinen
Ein ſüßes Räthſel ihn!

Mit weißer Hand zu kämmen
Dein Haar, laß überſchwemmen
Das dunkelbraune dich!
Dein Haar, früh aufgebunden,
Und in den Abendſtunden
Gelöſt durch dich und mich!

Friſch auf denn, meine Wilde!
Weithin durch das Gefilde
Tönt deines Thiers Geſcharr!
Und wie den Speer ein Knappe,
So ſchwingt, in bunter Kappe,
Den Sonnenſchirm dein Narr.

Und nun noch die geſtickte
Schärp' um die goldgeſchmückte
Jagdrobe wirf! geſchwind!
Und in des Mantels Falten
Will tragen ich und halten
Dich, wie ein ſchlafend Kind!

F. Freiligrath.

Hylas.

(Nach dem Engliſchen.)

„Schöner Strom, o dürft' ich liegen
Schlummernd hier am Uferſaum!
Ach, auf dir mich hinzuwiegen
Lebenlang — ein ſüßer Traum!

„Blumen ſtehn berauſcht in Düften,
Nie von Seufzerhauch erſchreckt,
Harfen athmen in den Lüften,
Nie von Menſchenhand geweckt.

„Und Geſtalten um mich ſchweben,
Menſchenaugen viel zu ſchön,
Und Gedanken in mir weben,
Lieblich wär's ſo zu vergehn."

Wo die Waſſer ſich erwählen
Sonnig aus kryſtallnem Schacht,
Nymphen dort auf Roſenpfühlen
Hatten ihres Zaubers Acht.

„Hylas, horch! der Fahrwind ſauſet,
Dem dein Segel ſchwellen muß;
Hylas, horch! die Brandung brauſet,
Horch! des Schiffers Scheidegruß.

Digitized by Google

„Doch ein edler Schickſal fand dich,
Als je Tapferkeit gewann,
Doch ein tiefrer Zauber band dich,
Als gelobt hat je ein Mann.“

Und er neigt ſich zu den Wellen,
Taucht die Marmorurne ein;
Heimweh', dunkle Angſt geſellen
Sich zu glüh'nder Träume Reih'n.

Eng und enger wird die Kette,
Geiſterſchönheit ſpielt um ihn,
Schwindelnd nach dem Flutenbette
Blickt er, ſinkt, und — iſt dahin.

Ruht am Buſen der Najade,
Und du ſuchſt mit eitlem Fleiß
Nun im Hain, nun am Geſtade
Deinen Liebling, Sohn des Zeus!

A.

U e b e r b l i c k
über
franzöſiſche, engliſche und deutſche Literatur.
(Schluß.)

Der gegenwärtige Stand der ſchönen Literatur in England erſcheint nicht ſehr glänzend, da die zwei gefeiertſten neueren Träger derſelben, Walter Scott und Byron, ihr durch den Tod entriſſen, die andern Dichter meiſt verſtummt ſind, oder ſich mehr mit Kritik, Philoſophie oder religiöſer Polemik beſchäftigen. Den Brettern, die die Welt bedeuten, iſt das wirkliche Leben in der Welt über den Kopf gewachſen. Dagegen erſcheinen Romane in Menge, welche theils engliſche Verhältniſſe und Sitten mit mehr oder weniger Beimiſchung von Poeſie, ernſt oder komiſch behandeln, theils Abenteuer in der Fremde zum Gegenſtand haben, wo entweder der Abenteurer ſelbſt die Hauptſache iſt, oder auch nur als der Faden gilt, woran ſich Schilderungen fremder Natur, Sitten und hiſtoriſcher Thatſachen aufreihen, wie in Hope's A n a ſt a ſ i u s, in welchem Werke jedoch die Maſſe des Stoffartigen die Poeſie nicht zu erdrücken vermochte. Die wohlthuende, mitunter einſchläfernde Harmloſigkeit der Scottiſchen Poeſie vermißt man in den neueren, aufgeregteren, pikanteren, aber minder kunſtvollen Produktionen. Die Beurtheilung eines neuen Romans: d e r V a t e r m ö r d e r, beſchließt ein kritiſches Blatt mit der Bemerkung: „Wir wünſchen allen ſolchen Schriftſtellern den Gnadenſtoß geben zu können; aber, wie unſer Held, ſterben ſie von ſelbſt, ehe wir die tödtliche Feder erheben können. Wir haben vielleicht dieſem Werk zu viel Aufmerkſamkeit geſchenkt; aber die Abſcheulichkeiten der ſchlechteſten franzöſiſchen Schule dürfen nicht in unſere Literatur eingeführt werden.“ Aber die Tendenz dieſer franzöſiſchen Schule iſt zum Theil veranlaßt durch Byron. Durch dieſen großen Dichter iſt die engliſche Literatur eigentlich in Verlegenheit geſetzt worden; er iſt, oder war wenigſtens, wegen ſeiner Auflehnung gegen das Herkömmliche, beſonders wegen ſeiner angeblichen religiöſen Frivolität (welche ſonderbarer Weiſe namentlich durch ſeinen K a i n bewieſen werden ſollte) gleichſam geächtet, und doch wurden ſeine Gedichte verſchlungen; man mußte ſich wenigſtens befähigen, ſie zu verdammen. In der That ſind ſie durchaus engliſch, freilich mit einem Zuſatz rebelliſcher Freigeiſterei, die mit den oben angedeuteten Geſinnungen dieſes Landes zur Zeit noch unverträglich iſt. Vielleicht kann man ſagen, daß ſich durch die Frechheit der Byron'ſchen Muſe die zurückgehaltene Freiheit der Wiſſenſchaft gerächt, und daß der gedankenſprühende, ſtrebende Dichtergeiſt ein gewiſſes Recht gehabt habe, den zurückgebliebenen, engherzigen, faulen Autoritätsglauben zu verhöhnen.

Die engliſche Kritik, in deren Dienſt die gebildetſten und unterrichtetſten Männer ſtehen, und welche mehrere treffliche Organe hat, bewährt in Beurtheilungen, welche poſitive Wiſſenſchaften betreffen, gewöhnlich vorzügliche Sachkenntniß und wirkt berichtigend und ergänzend. Im philoſophiſchen und belletriſtiſchen Fach fehlt es aber auch in England an einem anerkannten Geſetzbuch, auf das ſich die Richter beziehen könnten; der Kritiker muß ſich daher ſeinen Standpunkt ſelbſt nehmen und ihn vertheidigen. Die Kritiker zeichnen ſich, während von Deutſchen darin die Tiefe einer philoſophiſchen Grundanſicht vermißt werden könnte, durch Kenntnißreichthum, durch klare Auffaſſung, ſcharfe Bezeichnung, reichhaltige und belehrende Vergleichung und meiſt ſchöne, verſtändliche Sprache aus.

Hinſichtlich der deutſchen Literatur beſchränken wir uns auf wenige Andeutungen. Neben vielem Erfreulichen findet ſich auch viel Bedenkliches. Alle Sphären der Literatur haben glänzende Leiſtungen aufzuweiſen. Der unbeſtreitbare Ruhm des deutſchen Genius iſt es, in der Mannichfaltigkeit der Wiſſenſchaften und Künſte die Einheit der Idee feſtzuhalten. Die verſchiedenen Tendenzen des menſchlichen Geiſtes werden nicht auf eine äußerliche Weiſe, etwa durch Beziehung auf die ſocialen Verhältniſſe, zuſammengeſtellt; ſie werden als Radien Eines Lichtes von einem geiſtigen Mittelpunkt der Anſchauung aus erzeugt und die auf einander folgenden großen Philoſophen Deutſchlands haben, mehr oder weniger ins Detail eingehend, doch alle dieſen Zuſammenhang alles Wiſſens und Seyns anerkannt und die iſolirenden Schranken der einzelnen Gebiete aufzuheben getrachtet. So iſt Hegels Encyklopädie (und in ähnlicher Weiſe, doch mehr mit genialer Willkür die Phänomenologie des Geiſtes), was man auch von der Methode oder den Reſultaten halten mag, ein ächt deutſcher Verſuch, das Univerſum des Lebens und des Geiſtes als ein organiſches, dem Wiſſen, dem Gedanken zugängliches Ganzes zu umfaſſen. Aber ſchon Kant hatte, und ebenſo auch Schelling, anerkannt, daß die Philoſophie, um ihre Aufgabe zu löſen, allumfaſſend ſeyn müſſe. Die F e r n ſ i c h t macht den Geiſt ernſt, im eigentlichen und im metaphoriſchen Sinn: der Ernſt der deutſchen Speculation hängt mit ihrer Univerſalität zuſammen; während die franzöſiſche Philoſophie die Gönnerin und Pflegerin der Frivolität war, iſt die deutſche die Feindin und das Ableitungsmittel derſelben geweſen. Am wichtigſten wohl iſt der Einfluß der Philoſophie für die Theologie (beſonders die proteſtantiſche) geworden, welche ebenfalls, wie jene, einen ganz geiſtigen Inhalt hat: eine Gleichartigkeit des Weſens, die

Digitized by Google

nothwendig zu einer Verſchmelzung beider führen zu müſſen ſcheint. Dieß bietet ſeit längerer Zeit ſchon das Schauſpiel eines gewaltigen geiſtigen Ringens dar, indem die beiden Potenzen bald ſich zu vereinigen ſcheinen, bald ſich wieder loslaſſen, indem ein Theil der Kämpfer den Geiſt der Theologie in einem hiſtoriſchen Leibe zurückzuhalten, der andre ihn von ſeinem gröbern Stoff zu entbinden ſtrebt. Dieſer Kampf des Wiſſens und Glaubens, der zugleich ein Kampf des poetiſchen Gemüths mit dem philoſophiſchen Gedanken iſt, bildet ein Hauptmoment in der neuen deutſchen Geiſtesentwicklung, und Deutſchland hat ſich gewiß nicht dieſes Kampfes zu ſchämen, ſondern nur die arrogante Leichtfertigkeit einiger vorlauten Unberufenen zu beklagen und zurückzuweiſen, die unter dem Deckmantel dieſes Streites Unfug trieben und eine nichtswürdige Frivolität als Ausweg und Ende deſſelben anrühmten. Um ſo mehr iſt dieſe Erſcheinung, die hoffentlich bald vorübergegangen ſeyn wird, zu bedauern, als der Kampf ſelbſt ſchon zum Theil bitter genug geführt wurde, ſo daß es ſcheinen könnte: mit der Größe und Bedeutung des Gegenſtandes wachſe auch die Erbitterung der Gemüther. Der Gegenſätze und Spaltungen ſind ohnehin in Deutſchland unendlich viele. Eine Eintheilung der gebildeten Deutſchen nach den mannichfachen Gegenſätzen und Schattirungen in Religion, Philoſophie, Politik und Aeſthetik würde, da jedes dieſer Gebiete wieder mehrere Gegenſätze unter ſich begreift, eine Unzahl von Klaſſen geben, und eine jede Klaſſe am Ende kaum mehr als Ein Individuum enthalten. Dieſe Selbſtſtändigkeit wäre erfreulich, wenn ſie nicht in beſchränkten Eigenſinn und engherzige Intoleranz ausartete, wenn ein Band der Einheit die Getheiltheit der Anſichten und des Geſchmacks überwände, ein gemeinſames höheres Intereſſe die Spaltungen wieder verſöhnte.

Die Philoſophie findet in Deutſchland ihre Anwendung auf alle Wiſſenſchaften und Studien; über Recht und Politik wird um ſo mehr philoſophirt, je enger der Kreis für die Praxis gezogen iſt. Die Naturphiloſophie iſt den Deutſchen eigenthümlich. Die Geſchichte wird, neben den fleißigſten gelehrten Forſchungen, vielfach philoſophiſch behandelt; für die Philologie ſind ganz neue Intereſſen und Geſichtspunkte aufgefunden worden; die Aeſthetik und Kritik ſtreben ſich philoſophiſch zu begründen.

Für die ſchöne Literatur Deutſchlands, welche erſt ſeit etwa einem halben Jahrhundert in unglaublich ſchneller Entwicklung neu aufblühte, iſt es gewiß ein beachtenswerthes Moment, daß ſie mit dem Aufſchwung der Wiſſenſchaftlichkeit und der Philoſophie gleichen Schritt hielt, während die klaſſiſche Periode der Poeſie bei den Franzoſen und Engländern viel früher fiel. In Deutſchland verläugnen die ausgezeichnetſten Dichter, Goethe, Schiller, Jean Paul den Einfluß der Philoſophie und die Berührung mit ihr in keiner Weiſe; Schiller beſonders gab ſich dem philoſophiſchen Trieb und Bedürfniß hin und geſtattete ſeiner Philoſophie einen vielleicht zu großen Einfluß auf ſeine Poeſie; Jean Paul polemiſirte gegen Kant und rettete ſich von der Philoſophie zu Jacobi; Goethe machte zwar nicht die Philoſophie zu ſeiner Nahrung, aber es iſt unläugbar, daß er in der Atmoſphäre gleichſam philoſophiſche Luft einathmete. Die neueſte deutſche Philoſophie legte keinen geringen Werth darauf, Goethe als den Ihrigen anzuſprechen und ſeine Uebereinſtimmung mit ihr in ſeiner geſammten Auffaſſung der Welt nachzuweiſen.

Ueber den Zuſtand der ſchönen Literatur in Deutſchland ins Einzelne zu gehen, iſt hier nicht der Ort. Die allgemeine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß auf dieſem Gebiet ſeit der claſſiſchen Periode Goethes und Schillers ein Rückſchritt eingetreten zu ſeyn ſcheint, der, wir wollen es gern zugeben, vielleicht ſcheinbar iſt und eine neue Entwicklung vorbereiten mag; denn das wagen wir nicht zu behaupten, daß im Einen oder Andern der deutſche Genius ſein abſolut Höchſtes für alle Zeit erreicht habe, wohl aber, daß eine Friſt verſtreichen werde, ehe eine neue Aera anbricht. Diejenigen, welche ſich für die Begründer und Heroen einer ſolchen jetzt ſchon ausgeben wollen, erwecken durch ihre Herabſetzung des Vergangenen und ihre Selbſtanpreiſungen kein günſtiges Vorurtheil für ſich und wenig Glauben an ihre Verheißungen.

Daß die gute Zeit der ſchönen Literatur hinunter ſey, läßt ſich behaupten mit Hinweiſung auf das Verſchwinden des großartigen und feſten Styls der vornehmſten Heroen deutſcher Poeſie. Wir beziehen den Styl hier nicht bloß auf die Sprache, ſondern auch auf die Kompoſition. Zwar rühmen Manche, daß die Deutſchen ſeit neuſter Zeit eigentlich erſt recht ſchreiben gelernt haben — von den Franzoſen nämlich; wahr iſt es, geiſtreiche Manieren haben Platz gegriffen; aber ſie erſetzen den ernſten und edeln Styl nicht, den ſie übertreffen und verdrängen wollen. Der Styl Goethe's und Schillers, gediegen und gehaltvoll, hat das deutſche Publikum beherrſcht; die neue geiſtreiche Schreibweiſe ſchmeichelt ihm. In der That iſt es auch einigermaßen dadurch verwöhnt, ſo daß es nicht mehr ſowohl das Schöne, als das Reizende ſucht und in zärtlicher Genußſucht jede ihm zugemuthete Mühe und Energie ſcheut. Die Poeſie ſoll häufig mehr Launen und Gelüſten befriedigen, als einem ernſten Bedürfniß genügen. Der feinſchmeckende Eklekticismus von Seiten des Publikums verleitet auch die Autoren zu Umgehung der ſtrengeren Kunſtforderungen; eine poetiſche Produktion wird kaum mehr als ein Ganzes gefaßt und beurtheilt, ſondern als der Rahmen eines möglichſt geiſtreichen Quodlibet genommen; die Lektüre läßt kaum mehr einen beſtimmten Eindruck zurück; ſie ſtreicht wie ein Schatten über das Gemüth hin und ein ſo durcheiltes Buch wird höchſtens mit Einem Prädikat im Gedächtniß notirt. Dieß ſind wohl unwiderſprechliche Thatſachen. Prophezeyungen darauf zu gründen, fühlen wir uns jedoch nicht berufen und laſſen dahingeſtellt, ob und wie dieſe Zerfloſſenheit in der deutſchen Literatur ſich concentriren, ob dieſe krankhafte, für Leſer und Autoren ſchädliche Genußſucht ſich heilen oder durch Uebermaß tödten werde?

Die Berührungen zwiſchen den drei Nationen in geiſtiger und literariſcher Hinſicht haben ſich ſeit etwa einem halben Jahrhundert ungemein vervielfältigt und verſtärkt. Manches hieher Gehörige iſt ſchon oben erwähnt worden. Sieht man ſich nach Geſetzen der geiſtigen Mittheilung der Nationen an einander um, ſo ſcheint die erſte Bedingung davon zu ſeyn: daß die Nationalität ihre ausſchließende Strenge und Sprödigkeit aufgebe, um Fremdes ſchätzen zu lernen; ſodann ſollte man meinen: wo

Digitized by Google

größerer Reichthum iſt, da wird ein Abfluß ſtattfinden dahin, wo Dürftigkeit, wo ein Vacuum ſich findet; dieſes Geſetz der Statik jedoch erleidet manche Modificationen, ja es läßt ſich dagegen einigermaßen das Geſetz der Anziehung der Maſſen geltend machen.

Die in gewiſſem Sinn bornirte Nationalität der Franzoſen erſchwert ihnen ungemein das Hineinverſetzen in Fremdes; wie lange galt ihnen Shakſpeare als ein Monſtrum! wie beſchränkt und dürftig iſt ihre Auffaſſung des Nichtfranzöſiſchen! wie ſeltſam ſind die Metamorphoſen, die das angeeignete Fremde oft in ihren Händen, in ihrem Munde erleidet! Mit rühmlichem Eifer ſtreben jetzt, wo ſie fühlen daß ſie zurückgeblieben, Viele, in das deutſche Geiſtesleben einzudringen und die Schwierigkeiten, welche ihnen ihre eigne Art und oft die Schwerfälligkeit und manche Unbequemlichkeit von unſrer Seite entgegenſtellt, zu überwinden; aber oft machen ſie nur gleichſam raſche Einfälle in die deutſche Literatur und ziehen ſich bald mit der durch einen Handſtreich gewonnenen Beute zurück, welche dann in einem ſchönen Triumphzug nach franzöſiſchem Geſchmack aufgeführt wird; wie ſchon erwähnt wurde, können es die franzöſiſchen Philoſophen den deutſchen Meiſtern nicht recht zu Danke machen, und dieß gilt auch von vielen ihrer poetiſchen Beſtrebungen. H. Heine, der ſich berufen glaubt, die Franzoſen in deutſche Wiſſenſchaft, Philoſophie, Poeſie und Aeſthetik einzuweihen, hat in der That dem franzöſiſchen Verſtand ein ſchlechtes Kompliment gemacht, wenn er vorausſetzt, derſelbe vermöge das Deutſche nur ſo appretirt, wie er gethan, zu genießen und zu verdauen. Er ſcheint ſich in Erfüllung der ſchönen gedoppelten Miſſion zu gefallen: die Deutſchen zu blamiren, indem er die Franzoſen düpirt. — Was die Franzoſen vom Ausland, beſonders aus Deutſchland annehmen, geſchieht aus wirklichem, ernſtem Bedürfniß und Trieb nach Bildung; während die Deutſchen von den Franzoſen mehr Unterhaltendes, zur Befriedigung der Genußſucht, herüberholen. In England ſcheint die Beſchäftigung mit fremder Literatur als ein Gegenſtand vornehmer Liebhaberei betrieben zu werden, da der ſtolze Britte für ſein Bedürfniß der Belehrung oder der Unterhaltung nicht zu fremden Schätzen ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen glaubt.

Blicken wir auf unſern Anfang zurück, ſo glauben wir mit gutem Grund die Anſicht aufſtellen zu dürfen, daß eine Weltliteratur, nach welcher als einem Ideal hinauszuſchauen Niemanden verwehrt werden mag, noch nicht ſobald eintreten wird, und daß ſie jezt, da noch ſo viel in den einzelnen Literaturen als unvollendet und Keim ſich darſtellt, keineswegs wünſchenswerth wäre; vor der Hand genügt der lebendige Verkehr, welcher nicht ermangeln kann gute Früchte zu tragen, wenn er von geſchickten Händen betrieben und geleitet wird.

Engliſches Urtheil über Heine.

Das Quarterly Review enthält im Februarheft von 1835 einen Aufſatz über Heine's Buch: Zur Geſchichte der neuern ſchönen Literatur in Deutſchland, woraus wir Einiges mittheilen.

„Man hat oft in Zweifel gezogen, ob die Deutſchen begründete Anſprüche auf Witz haben, und es ſchien bis in die jüngſte Zeit ziemlich allgemein zugeſtanden, daß die Rettung der Nationalehre in dieſer Beziehung einzig und allein auf Jean Paul beruhe, deſſen Witzergießungen durch ſeinen Myſticismus leuchtend durchbrechen, wie Blitze aus Wolken. Seit den letzten fünf Jahren jedoch iſt ein neuer Stern am literariſchen Himmel Deutſchlands aufgetaucht — unglückbedeutend in ſeinem Einfluß, ſchwankend in ſeiner Bahn, unſtät in ſeinem Licht, aber über und über ſtrahlend von einem Glanzfeuer, das bald alle Augen und Gläſer ihm zuwandte. Heinrich Heine that ſich auf als Dichter und Proſaiker — zuerſt mit ſeinen Reiſebildern,*) ſodann mit ſeinen Beiträgen zur Literaturgeſchichte ſeiner Zeitgenoſſen und gewann raſch auf eigne Fauſt den Ruf, einer der einſichtsvollſten, wo nicht witzigſten Schriftſteller ſeiner Zeit zu ſeyn. Wir ſagen auf eigne Fauſt — denn nicht leicht iſt Jemand ſo ausſchließlich der Schöpfer ſeines Namens geweſen wie Heine; gleich bei ſeinem Auftritt zog er durch ſeine Keckheiten einen ganzen Schwarm Ankläger ſich auf den Hals und durch ſeine ſchlecht verhehlte Verachtung gegen beſtehende Religionen und Einrichtungen wußte er oft ſeinen eifrigſten Bewunderern die Rolle von Vertheidigern aufzudringen. Im gegenwärtigen Augenblick gilt er in den literariſchen Cirkeln Deutſchlands für förmlich vogelfrei; da iſt ſeine Hand gegen Alle und Aller Hand gegen ihn. Doch wir glauben ihn im Beſitz mancher ſchönen und edeln Eigenſchaften; wir haben uns ſagen laſſen, er ſey jetzt ernſtlich darauf bedacht, ſich ins Reine hervorzuarbeiten und hegen die beſte Hoffnung, er werde binnen kurzer Zeit zur Einſicht der Verkehrtheit ſeiner bisherigen Wege gelangen. Das vorliegende Buch iſt zwar zunächſt für franzöſiſche Leſer beſtimmt und gibt ſich ſelbſt als eine Ergänzung von dem berühmten Werke der Madame Staël über Deutſchland, aber deßhalb paßt es nicht weniger für England; denn unſers Bedünkens ſtehen beide Nationen (den engern Kreis unſrer Eingeweihten natürlich ausgenommen) hinſichtlich der von Heine dargebotnen Mittheilungen auf der gleichen Stufe und betrachten noch immer gleicherweiſe Frau von Staël als ihre vornehmſte Autorität in Allem, was auf die ſchöne Literatur und Philoſophie Deutſchlands Bezug hat. Aber es iſt ſonnenklar, daß mächtige Veränderungen eingetreten ſind, ſeit ſie ſchrieb, und es wäre leicht zu beweiſen, daß ſie höchſtens eine oberflächliche Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden hatte, worüber ſie ſo anmuthig plaudert." — Von dem Buche ſelbſt werden mehrere Abſchnitte im Auszug und mit einſichtsvollen Bemerkungen gegeben, aber am Schluſſe beigefügt: „Es thut uns leid, ſagen zu müſſen, daß wir, obgleich Heine's Ader in dieſem Buch weit nicht ſo frivol iſt als in den Reiſebildern, uns doch genöthigt ſahen, einige der Stellen, welche uns der Mittheilung würdig ſchienen, zu verſtümmeln."

*) Dieß iſt nicht ganz richtig; das erſte, was von Heine erſchien, waren ein Bändchen Gedichte, dann ſeine dramatiſchen Verſuche mit lyriſchem Intermezzo.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 8.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 März 1836.

Engliſches Urtheil über deutſche Literatur.

Das Foreign-Quarterly-Review enthält in ſeinem Oktoberheft des vorigen Jahres einen Aufſatz, worin die kritiſche Thätigkeit und Wirkſamkeit unſers Landsmanns, Wolfgang Menzel, beſprochen und dabei auch die deutſche Literatur überhaupt beurtheilt wird. Zwar werden wir nicht Alles, was übers Meer herüberſchallt, für ein unſre literariſchen Fragen entſcheidendes Orakel halten, und den engliſchen kritiſchen Anſichten nicht eben den Vorzug einräumen, welche man ihren Waaren zugeſteht; aber immerhin verdienen die Urtheile wohlunterrichteter, theilnehmender und leidenſchaftlos ſich ausſprechender Ausländer auch bei uns bekannter und dem Nachdenken und der Prüfung empfohlen zu werden. Wir heben daher Einzelnes aus dem Artikel aus:

„Die deutſchen Schriftſteller überhaupt kann man in fünf Klaſſen eintheilen: Phantaſtiker, Myſtiker, Syſtematiker, poetiſche Idealiſten oder Männer von Phantaſie und Empfindung, und endlich Eruditi, ὁπλῖται, Männer von gelehrter und wiſſenſchaftlicher Bildung. *) Hoffmann, Chamiſſo, Fouqué ſind die wohlbekannten Häupter der phantaſtiſchen Schule; Teufel, Gnomen, Sylphen, Undinen, Doppelgänger und Magnetismus ſind ihr Lieblingsſtoff; ein paar Siebenmeilenſtiefeln oder eine Flaſche Teufelselirier iſt der Apparat ihrer Verzauberungen. Tauler und Jakob Böhme, Novalis, Friedrich Schlegel, Steffens, Jung Stilling, Görres ſind die angeſehenſten Vertreter der myſtiſchen Schule. Sie erheben ſich um eine Stufe über die Phantaſten, und enthalten unter vielem Kindiſchen auch viel wirklich Erhabenes. Ihre Ideen, obgleich nicht geeignet zur Klarheit durchgebildet zu werden, ſind nie ſeicht, oft tief und nicht ſelten groß; ſitzen ſie nicht auf Jupiters Thron, ſo ſchweben ſie doch auf den ihn umgebenden Wolken. Die Syſtematiker ſind Männer von weitgreifendem Geiſt. Wenn ſie närriſch ſind — wie ſie es nach engliſchen Begriffen oft wirklich ſcheinen — ſo iſt doch in ihrer Narrheit „Methode." Ihr Myſticismus, wenn es Myſtiker ſind, iſt kein verſchwimmender Traum, kein Wolkengebilde, ſondern ein tiefgehendes Princip, eine organiſirende Macht, eine belebende Ausſtrömung. Schelling mag als der König dieſer höhern Klaſſe von Myſtikern gelten, und man darf wohl bezweifeln, ob der menſchliche Geiſt ſich je in einer erhabenern und impoſanteren Geſtalt offenbart hat, als in ſolcher brüderlichen Verſchmelzung von Wiſſenſchaft, Religion und Poeſie. Strenger auf die Natur angewendet, erzeugt dieſer ſyſtematiſche Myſticismus Männer wie Oken und Schubert, deren umfaſſender Geiſt in dem Streben, die Natur nachzukonſtruiren, uns eine Ahnung, wo nicht die wirkliche Kunde, von ihrem geheimen Schaffen und ihren wunderbaren Entwicklungen zu geben ſcheint. Aber die Syſtematiker ſind nicht alle Myſtiker; Kant und Hegel ſind nicht minder wunderbare Beiſpiele von der Macht und dem Umfange deutſchen Geiſtes als Schelling; die klare Schärfe des einen und die abſtrakte Logik des andern gehören gleichmäßig dem ausgebreiteten Gebiete deutſcher Intelligenz an. Unſre vierte Klaſſe begreift die poetiſchen Idealiſten. Schiller iſt ein größerer, Körner ein kleinerer Stern dieſer Gruppe. Jean Pauls weinende Helden ſind nicht viel weniger gefeiert, als Werther und Siegwart. Im deutſchen Geiſt iſt eine tiefe Quelle von Empfindung, welche ſich oft in Thränen ergießt, womit der robuſtere Britte nicht einverſtanden iſt; aber wenn bethränte Augen oft der Beweis von kindiſchem Weſen, ſo ſind thränenloſe oft das Zeichen von Selbſtſucht. Hierauf folgen die Männer von bloßem Talent, welchen die ſparſame Natur einen Funken des göttlichen Feuers verſagte — dieſe ſind überall zahlreicher, als die Männer von Genie; aber in Deutſchland namentlich ſind ſie außerordentlich häufig und von beſſerem Kern als anderswo. Es gibt wenig oberflächliche Köpfe in Deutſchland; was ein ehrlicher Deutſcher thut, das thut er mit allen ſeinen Kräften, und läßt keinen Winkel der Erde ungeplündert, wo er Steine von rechter Größe und Schönheit für ſeine gelehrte Moſaikarbeit zu finden hofft. Deßwegen nannten wir die deutſchen Gelehrten ὁπλῖται; es ſind ſchwer bewaffnete Krieger, ausgerüſtet mit der Kenntniß aller

*) Eine ſtrenge Logik hätte wohl an dieſer fünffachen Eintheilung Manches auszuſetzen. Anmerkung.

Digitized by Google

Zungen und aller Weltalter. Wenn die deutſche Literatur ſonſt zu nichts gut wäre, ſo iſt ſie doch nützlich, ja unentbehrlich als ein Inder zur Literatur der ganzen Welt. — Sed quorsum haec! Unſre Abſicht iſt, zu zeigen, was Menzel iſt, indem wir zuerſt andeuten, was er nicht iſt. Er gehört keiner der genannten Klaſſen an. Inſofern man unter *Germanismus* bei uns *Unſinn* zu verſtehen pflegt — ſey es unwiſſender oder gelehrter, kindiſcher oder greiſenhafter, geſcheidter oder einfältiger, religiöſer, philoſophiſcher, poetiſcher, muſikaliſcher, künſtleriſcher, politiſcher Unſinn — inſofern iſt, wir können unſern Leſern, die nicht ohne Grund die Anſteckung der Epidemie: genannt Teutomanie, fürchten, dieſe Verſicherung geben, Wolfgang Menzel kein Deutſcher. „Er ſchreibt wie ein Britte.“ Vom Negativen zum Poſitiven übergehend, müſſen wir ſagen: Menzel iſt ein Mann von geſundem, kräftigem, ſcharfem und umfaſſendem Geiſt. Um Unbekanntes durch Bekanntes zu erläutern: er hat mehr Verwandtſchaft mit Leſſing, als mit irgend einem andern den engliſchen Gelehrten bekannten deutſchen Schriftſteller. Er hat auch etwas vom Feuer und vom Sarkasmus Martin Luthers, und wenn wir ihn mit zwei in der Geſchichte der deutſchen Literatur ſo großen Namen zuſammengeſtellt haben — verſteht ſich immer deductis deducendis — ſo haben wir dadurch genugſam angedeutet, daß wir es mit einem Geiſt von nicht gewöhnlichem Maße zu thun haben. Unſer Autor iſt Dichter, Kritiker, Hiſtoriker, Politiker, und wie alle deutſchen Autoren, Philoſoph. Nur in ſeiner Eigenſchaft als Kritiker haben wir uns hier mit ihm zu beſchäftigen; aber Niemand kann ein Blatt ſeiner deutſchen Literatur leſen, ohne ſich zu überzeugen, daß die Schärfe des Kritikers nur ein Werkzeug iſt in der Hand des tiefen Philoſophen, des glänzenden Dichters, des patriotiſchen Politikers.“

„Die Literatur einer Nation iſt nur die Abſpieglung, oder vielmehr das Erzeugniß ihres Charakters, und wer den Sohn kennen lernen will, muß ſich mit dem Vater bekannt machen. Und was iſt der Nationalcharakter der Deutſchen? Manche Leute wollen behaupten, ſie hätten gar keinen, oder wenn ſie einen haben, ſo beſtehe er in einer Art von weiſer Paſſivität, vermöge deren ſie die Charaktere aller Nationen, welche auf der Bühne der Welt waren oder ſind, in ſich aufnehmen und ſich aneignen. Wir ſind, ſagt Menzel, in den Augen vieler Leute Bären, und können nichts thun ohne einen ausländiſchen Tanzmeiſter. — Bedenkt man die Aufeinanderfolge der Gallomanie, Anglomanie und Gräkomanie, ſo wird man dieſe Beſchuldigung nicht ganz ungegründet finden. Niemand wird behaupten, daß Shakſpeare oder Milton Andere nachgeahmt; ſie ſind ſo durch und durch originell, ſo eigenartig wie Homer und Aeſchylus; aber Wieland, ſo ſagt man, war ein Franzoſe, Klopſtock ein Engländer (eine Karikatur von Milton) und Goethe ein Grieche. Gewiß iſt, daß in keinem Lande fremde Literatur ſo allgemein ſtudirt wird, wie in Deutſchland. Sieht man den Eifer, womit ſie ſich auf Shakſpeare, Scott und Andere werfen, ſo könnte man ſich einbilden, die Abgötterei mit Goethe und Schiller beſtehe mehr in einer Art von Nationaleitelkeit, als in wirklicher Bewunderung von etwas wahrhaft Trefflichem an dieſen Autoren. Eine Nation, die ſo viel fremdes Korn einführt, muß gewiß jämmerlich Mangel leiden an ſelbſterzeugter Nahrung. So argumentiren diejenigen, welche die deutſche Literatur verſchreien, ohne ſie zu kennen; ſie vergeſſen überdieß, daß ſelbſt wenn die Deutſchen ſo entblößt von Originalität wären, wie ſie ſich vorſtellen, eben dieſer Mangel an Nationaleigenthümlichkeit, dieß Untergehenlaſſen des Charakters als Deutſcher in dem des Menſchen, einer Erklärung fähig iſt, welche dieſem Volksſtamm höchlich zur Ehre gereicht.“ Es wird an Menzel gerühmt, daß er hierüber unpartelliſch urtheile, und dann die Frage nach der Eigenthümlichkeit des deutſchen Charakters wieder aufgenommen: „Daß ſie gar keinen Charakter haben — wie der franzöſiſche Abbé meinte, ſie haben kein Genie — iſt eine zu abſurde Behauptung, um heutzutage noch Beifall zu finden. Sterne mag ein ſchwacher Nachahmer von Cervantes und Rabelais ſeyn, aber Jean Paul Richter einen ſchwachen Nachahmer Sterne's zu nennen — würde eine Unwiſſenheit und Anmaßung verrathen, ähnlich der Voltaire's, wenn er der Nebenbuhler des Aeſchylus und der Richter Shakſpeare's zu ſeyn vermeinte. Wer Originalität, Witz, Humor allen andern deutſchen Autoren abſpricht, muß doch gewiß alle dieſe Eigenſchaften und noch viel mehr Richter'n zugeſtehen. Dieſes Mannes Name allein genügt, um all den unwürdigen Neckereien und Spöttereien zu antworten, die man der deutſchen Muſe ſchnöderweiſe ins Antlitz geworfen. Wenn wir in Einem Mann allen Humor des Rabelais, ohne ſeinen Schmutz, alles Gefühl Sterne's, ohne ſeine Affektation, allen Verſtand Kants, ohne ſeine ſyſtematiſche Steifheit, alle Schönheit Goethe's, ohne ſeine Kälte vereinigt finden, können wir ſagen, die Nation, die einen ſolchen Geiſt beſitzt, ſey ohne Originalität und Erfindung? — Frau v. Staël hat längſt den geeigneten Geſichtspunkt aufgeſtellt, wenn ſie erklärte: Deutſchland ſey die Heimath des Gedankens. Die Deutſchen ſind eine Art von geiſtigen Schatzgräbern, intellektuellen Maulwürfen — und dieß iſt einer der vielen Gründe, warum ihre Verdienſte oberflächlichen Blicken ſo oft verborgen bleiben. Wie die Philoſophen der Hindus Alles in Religion verwandeln, und für ſie jeder Gegenſtand der Natur nur eine Modifikation von Brahma, Wiſchnu und Siwa, der heiligen Dreiheit, und ſelbſt wieder einer Modifikation des Einen, ewigen Brahma, iſt: ſo können die Deutſchen nichts thun ohne Metaphyſik. Sie müſſen ein Prinzip und eine Seele haben bei jedem Gegenſtand, und die Geſammtheit der Natur und des Lebens hat für ſie nur Werth als eine Offenbarung der innerlichen Gottheit, in der wir leben, weben und ſind.“ — Ueber Menzels Behandlungsweiſe der Literatur wird geſagt: „Er nimmt einen umfaſſenden und weitgreifenden Standpunkt, um das mächtige vor ihm liegende Gebiet zu überſehen, und iſt zu aufmerkſam auf wichtige Reſultate, um bei den ephemeren Erſcheinungen zu verweilen, die, wenn gleich ſchön, nur eine Minute vor dem Auge flattern und dann ohne eine Spur ihres Daſeyns verſchwinden. Daher ſcheint er bisweilen zu raſche Sprünge zu machen, und mit unbegründeter Verwerfung das im Ganzen zu verurtheilen, was im Detail ohne Frage manche eigenthümliche und reizende Schönheiten aufzuweiſen hat. Aber in einem Werke, das nicht die Geſchichte, ſondern den Geiſt der Literatur zu geben beabſichtigt,

Digitized by Google

iſt dieſe die einzig thunliche, die einzig vernünftige Verfahrungsart. Nicht mit hübſchen Gedichten, ſondern mit großen Dichtern haben wir es hier zu thun. Es iſt ein bekannter Ausſpruch, daß die edelſte Poeſie oft in Proſa geſchrieben iſt; und auf die deutſche Literatur findet dieß ſeine beſondere Anwendung. Ein poetiſches Element geht durch alle Glieder dieſes gewaltigen Leviathan hindurch. Wir müſſen gefaßt ſeyn, Poeſie zu finden in ihrer Metaphyſik, Poeſie in ihrer Theologie, Poeſie in ihrer Naturphiloſophie. Schelling, Oken und Görres ſind keine kleinern Dichter als Goethe, Wieland und Schiller. Dieß bedenkend, wird man ſich nicht mehr über die ſummariſche Weiſe wundern, womit Menzel manchen angeſehenen Namen von ſeinem literariſchen Richterſtuhl aus abfertigt. Sind es Männer von kräftigem Verſtand, reinem Herzen, hochſinnigen Grundſätzen? Was haben ſie gewirkt durch Wort oder That in dem großen Werke der Förderung und Entwicklung der Menſchheit? Das ſind die Fragen, auf welche jeder, der auf einen Platz auf Menzels deutſchem Parnaß Anſpruch macht, eine fertige und klare Antwort geben muß.“ Menzels Beurtheilung der ausgezeichnetſten Deutſchen wird im Allgemeinen als treffend und billig anerkannt, mit Ausnahme von Voß und beſonders von Goethe. „Wir verlaſſen das Scharmützel mit den untergeordneten Heiden und begeben uns in die Hitze und das Gewühl des Kampfs. Wir müſſen verſuchen mit der quaestio vexata der deutſchen Literatur, dem articulus stantis aut cadentis ecclesiae anzubinden. Wir ſind zu Entſcheidung der großen Frage aufgefordert, ob Goethe oder Schiller der König des deutſchen Parnaſſus ſey — und die zwiſchen ihnen getheilten Jünger der literariſchen Welt harren mit geſpannter Erwartung unſerer Entſcheidung, ob Goethe eine göttliche Schechinah, *) oder ein goldnes Kalb der Götzendiener ſey.“

„Wir ſehen Menzel, gleich einem kecken alten Galliee, furchtlos auf den erſten Konſul des literariſchen Senats losgehen, und rückſichtslos gegen ſeine ruhige, würdevolle, göttliche Haltung, ihn unehrerbietig am Bart zupfen. Himmel und Erde ſind in tödtlich banger Erwartung, welche Strafe auf ſolche unerhörte Kühnheit folgen wird. — Das Wahre an der Sache iſt, daß der große Goethe, — denn groß war er gewiß, nach dem Zugeſtändniß aller Parteien — ſo arg geprieſen und bewundert wurde, und die ſeinem Genie gebührende Bewunderung, ſowohl in England als in Deutſchland, in ſolche Maßloſigkeit thörichten Götzendienſtes ſich verirrte, daß eine gebieteriſche Nothwendigkeit das Aufſtehen eines Mannes erheiſchte, der dem Geiſt der Literatur ſeine verlorene Unabhängigkeit wieder gewinnen und vor dem Auge der Menſchen den Zaubernebel zerſtreuen mußte, den ein allzuheißer Enthuſiasmus erzeugt hatte. Die Minerva, welcher dieſer Liebesdienſt übertragen ward, iſt Menzel, und kein Tauglicherer konnte hiefür gefunden werden. A. W. Schlegel hat einmal durch einige erbärmliche Witze und Paſquille **) die Glorie zu verdunkeln geſucht, welche um Schillers geheiligtes Haupt ſchimmert; aber wir glauben, die Stöße ſeiner Pfennigtrompete haben nie eine Wirkung gehabt, als daß ſie ihren Bläſer ſelbſt lächerlich machten; und der Name Schillers ſteht noch glänzend da in unbefleckter Reinheit.

(Schluß folgt.)

*) Der heilige Geiſt bei den Hebräern.

**) Im Muſenalmanach fürs Jahr 1832.

Aus Viktor Hugo's

Dämmerungsgeſängen.

XII.

An Kanaris.

Warum ſucht mein Gedanke wieder dich,
Erlauchter Grieche, deß ſonſt Niemand denkt
Als ich? Warum in dieſer ſchwarzen Nacht
Bin ich allein hier, ernſt und ſchwermuthsvoll,
Neu zu vergolden deinen Ruhm bemüht?
Indeß da draußen Redner, wuthentbrannt,
Zu Hunderten, nach Blicken angelnd, auf
Zur Bühne klettern — kehrt zu dir mein Geiſt,
Zu dir, ganz in Vergeſſen ſchon verſenkt:
Weil groß du, ruhig, unter'm Lorbeer warſt!
Uns, die wir ſingen, ſind die Krieger werth,
Wie, ohne Zweifel, du die Dichter liebſt;
Unſre Geſäng' entkeimen eurer That!
Geheiligt iſt der Dichter, ſtark der Held.
Die tiefen Dichter, die kein Sturm erſtickt,
Sind gleich des goldenen Siciliens Berg,
Deß Rauch gewiß du auf dem Meer geſchaut;
Dem rieſ'gen Aetna gleich, der Flammen ſpeit
Und Frucht trägt, haben in dem Buſen ſie
Die Lava und ums Haupt den Aehrenkranz.

Und dann — ſtets trieb mich meiner Seele Zug,
Wenn dieß Gemiſch von Feuer und von Dampf,
Wenn dieſe Windsbraut, die Gott ſelber lenkt,
Die bald den Tag bringt, bald in Nacht uns ſtürzt,
Wich von des Helden und des Weiſen Stirn,
Wie nach dem Sturme man zum Strande läuft:
So ſamml' ich gerne, die heraus er warf,
Sie, die vergeſſen, die geſtorben ſind.

Bedaure nichts! du haſt das beſte Theil!
Alt werden in Paris, das zankt und weint,
Das, von der Träume Glanz geblendet, ſingt
Wie eine launenvolle Buhlerin;
Sich drehn in dieſer ſchalen Köpfe Kreis
Voll jeden Morgen, jeden Abend leer;
Wachſen, wie eine überſehne Frucht
Im dichten Laub verſteckt; bewundert ſeyn
Von blöden Augen einen Tag und zwei;
Den Lärmen hören, den in dieſem Schlund.

Der jeden Strom verſchlingt, ein Name macht,
Den man ins Volk wirft; ſich, wenn aufrecht noch
Ein Reſt von Sitte ſteht aus alter Zeit,
Gewaltſam, der geſchwollnen Woge gleich,
Auf dieſes Bollwerk ſtürzen, einſt voll Ruhms,
Durch Breſchen, die der Preſſe Wuth gebohrt;
Bei Tag und Nacht die Wellen, ihr Gebraus,
Betrachten; mit nutzloſem Ruder ſelbſt
Darein ſich miſchen; in der Nähe ſehn
Miniſter, welche keuchend und gedrängt
Mit Stacheln, an der Staatsmaſchine ziehn,
Das unbeholfne Fuhrwerk tief im Schlamm:
Wir ſind die Pflugſchar und die Stiere ſie!
In jammervollen Dramen durch den Schlag
Der Leidenſchaft aus Seelen Funken ziehn,
Die Herzen drücken, martern mit der Hand,
Bis tropfenweiſ' die Thränen draus gepreßt;
Mit Wortſchwall füllen die Tribune, die
Geweiht dem Zungenkampf, – das Babel, wo
Verwirrung wieder in die Sprachen kam;
Die Mächt'gen necken; Alles, was ſie thun,
Beſpritzen mit ingrimm'ger Rede Schaum;
Thürangel ſeyn und Schlußſtein des Gewölbes;
Wenn groß man iſt und ſtark; dann jeden Tag
Giftſpei'nde Schlangen finden auf dem Weg,
Die man erdrücken muß; ein Stamm im Gras
Und in dem Zwerggewühl ein Rieſe ſeyn:
Dieß Alles wiegt, o edler Sohn der Fluth,
Nicht auf das Glück, zu ſchweben auf dem Meer,
Dem furchtbar'n, das die Argo ſchwimmen ſah,
Und des Columbus Sieg — darein das Blei
Hinabzuſenken mit dem zack'gen Fuß,
Und durch Cigarrendampf am Horizont
Verſinken ſehn Korinth und Megara!

O ſäh'ſt du uns, du Sohn des Archipels,
Wenn den Rappell der Preſſe Hammer ſchlug,
In ſtürm'ſcher Haſt uns ſchaaren um ein Recht,
Das man zerſtören will; o ſähſt du uns,
Blind folgend Jedem, der uns führen will
Und gegen Zwerge die Sturmglocke zieht,
Auf ein Geſetz eindringen wie ein Sturm;
Auf dieſe kind'ſchen Kämpfe und Trophä'n –
O welche Blicke der Verachtung du
Auf dieſes Alles würf'ſt — der ſchüttelnd nur
Die Eiſen bricht! du, deſſen Arm bei Nacht,
Im Spiel, ſammt ihren Schwarzen, Ytſch Oglans,
Und nackten Frau'n die Kapudan-Paſchas
Zum Morgengruß auf in die Wolken ſprengſt!

Geh'! kümmert das Vergeſſen derer dich,
Die du verlachen würdeſt, wenn von nah
Du ihre Hände, ihre Seelen ſähſt!
Was gelten Herzen dir von Wachs, von Stein?
Gedächtniſſe von Staub und Aſch' erfüllt?
Der Steuerpächter, der, des Volkes Laſt,
Sich, einem Schwamme gleich, voll ſaugt mit Gold?
Der Kaufmann auf den Rechentiſch geſtemmt?
Der junge Lüſtling, deß Geſicht nichts ſagt,
Entmannten Herzens, der bewundernswerth
Vornehme Frau'n nur findet in Paris
Und theure Pferde; was bekümmert's dich,
Daß dein vergeſſen hat Europa, wo
Der Mann und das Ereigniß — Alles wird
Zertreten von des Pöbelhaufens Fuß;
Paris, das jetzt erwacht und jetzt entſchläft,
In wüſtem Traum entgegenſeh'nd dem Tag;
London, wo das Spital dem Rennplatz weicht;
Rom, das die Schale nur von Rom noch iſt,
Die Kön'ge, die Tribunen, Alle, die
Dein Hellas halten unter'm ſchnöden Joch,
Gefirnißte Vandalen, Fremde, blond
Und blaß, die landen an dem Heimathſtrand
Der rauchen Palikaren — zu erneu'n
Volk, Sitte, Monumente, Alles, ach!
Mit Bildung zu beſchenken Griechenland
Und abzutragen was ein Phidias ſchuf!

Und dann, wer weiß, ob du beſcheidnes Herz
Dich nicht am Ende ſelbſt vergeſſen haſt?
Was ficht's dich an, ſo lang am Hafen ſteh'nd
Du einem Britten einen Platz verkaufſt,
So lang, am Strand du wälzen, ordnen läſſ'ſt
Die Ballen, die ſeit lang' des Kaufmanns Traum!
So lang mit frohem Lächeln du empfängſt
Deine Geſellen, Schiffsherrn von Korinth
Und Argos. Möglich, daß im Augenblick
Ein griechiſch Weib, das ſchwarze Lockenhaar
In eine türk'ſche Binde eingezwängt,
Fruchtbare Mutter — alter Eltern Kind –
Auf dich ihr Feueraug' geheftet hält,
An Nauplia, Ipſara, Chios denkt,
An's ganze Meer, voll von Kanaris' Ruhm!
Wie einen König ſtaunt ſie fern dich an —
Spricht nicht zu dir — ſie betet ſtill für dich!

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 9.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 März 1836.

Die Fudges in England.

Unter dem Titel: Die Fudges in England, Fortſetzung von der Familie Fudge in Paris, hat Thomas Moore, der berühmte Dichter der iriſchen Geſänge, der Lalla Rookh, der Liebe der Engel, der in neuerer Zeit ein polemiſches Werk gegen den Proteſtantismus ſchrieb, eine kleine Sammlung von ſatyriſch-komiſchen Gedichten herausgegeben, welche ſich auf die religiös-politiſchen Verhältniſſe Englands und Irlands beziehen, und worin er, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſich ſeiner katholiſchen Glaubensgenoſſen gegen die proteſtantiſche Geiſtlichkeit, beſonders die zelotiſchen Frömmler, annimmt. Die Eigenthümlichkeit der engliſchen Sprache im Komiſchen ſetzt einer treuen Uebertragung dieſer Gedichte wohl unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, aber eine Angabe des Inhalts, mit gelegentlicher Ueberſetzung einiger Zeilen, iſt doch vielleicht dem Leſer willkommen.

Ein zuſammenhängendes Ganzes bilden eilf Briefe, über welche wir hier berichten.

1. Brief von Patrik Magan, Esq. an den Ehrwürdigen Richard — — Pfarrer von — — in Irland. Der Schreiber meldet ſeinem Freunde die Ankunſt der Miß Biddy Fudge, einer frühern Bekanntſchaft von Paris her, die, aus einem leichtfertigen phantaſtiſchen jungen Ding, das ſie damals war, mit ihren Bändern in allen Regenbogenfarben ſchillernd, nunmehr, auf die Mahnung der Zeit hin ſich in eine Fromme umgewandelt habe, und durch den Tod ihres Vaters im Beſitz eines großen Vermögens, nur auf einen Ehemann warte. Ein Kirchenmann, aber von der Hochkirche, wäre willkommen; Socinianer und Katholiken haben nichts zu hoffen. Er räth ſeinem Freund als Werber aufzutreten:

Denk, Freundchen! das wär für 'nen Geiſtlichen ein Fang!
Statt daß tauſend Seelen dir jetzt machen bang,
Dürft'ſt du dann nur für Biddy's Seelenheil ſorgen
Und könnteſt dafür ihren Geldbeutel borgen.

Der Grund, warum er dem Freunde dieſen uneigennützigen Vorſchlag mache, ſey — eine Nichte der Miß Fudge, die ihm, einem romantiſchen Luſtſchlöſſer-Bauer, durch ihre wunderbare Schönheit mit ihren Seraphsaugen ſein Herz geſtohlen. Leider habe auch dieſe göttliche kleine Hexe ihre Fehler, ſpreche gelehrt, laſſe Verſe drucken und ſey wahnſinnig auf Almanache hinein. — Der Freund möge ja nicht die alte Gans mit den goldenen Eiern hinaus laſſen. Als einen weitern Sporn, zu kommen, ſetzte er ihn in Kenntniß, daß der Theaterdirektor die Kirchengaukler von Exeter Hall für nächſte Woche beſtellt habe, und gewiß habe noch nie eine luſtigere Gaukler- und Bajasbande zum Ergötzen der Chriſten ſolche Burzelbäume gemacht, obgleich zu fürchten ſtehe, daß ein Hauptbajas, L—ke, nicht kommen werde, weil er den Punch (Polichinell) zu Haus ſpielen müſſe. Aber gewiß trete doch Murtagh als Buffone auf.

(Fortſetzung folgt.)

Ballade an den Mond.

Von Alfred de Muſſet.

(Verſuch einer Nachbildung von F. Freiligrath.)

Den Mond durch Nebel ſcheinen
Hoch über'm Thurme ſieh',
Wie einen
Punkt über einem i!

Mond, welch ein Geiſt auf Pfaden
Des Dunkels führet licht
Am Faden
Profil dir und Geſicht?

Nachtaug' mit dunkelm Scheine!
Von Cherub welch ein Duns
Durch deine
Blechmaske ſchielt nach uns?

Digitized by Google

Biſt du, mit deinem rothen
Geſicht, 'ne dicke Spinn',
Die pfoten ⸗
Und armlos rollt dahin?

Biſt du, faſt möcht' ich's ſagen,
Die Uhr voll Roſt und Ruß,
Die ſchlagen
Der Höll' die Stunden muß?

Frug eben jetzt um Kunde
Sie deine Stirn, was Zeit
Und Stunde
In ihrer Ewigkeit?

Frißt dich ein Wurm, wenn enger
Nun dein geſchwärzter Kreis
Und länger
Sich ausdehnt ſilberweiß?

Wer neulich Abends hatte
Ein Auge dir geraubt?
Traf Latte,
Traf Baumaſt dir das Haupt?

Durch meiner Scheiben Gitter
Erſah ich deines Horns
Gezitter,
Als wäreſt du voll Zorns.

Geh, Mond! nicht länger ſchwebe,
Du Sterbender, einher!
Ach, Phöbe,
Die Blonde, fiel in's Meer!

Soll ewig es ſie halten? —
Du biſt ihr Antlitz nur;
Voll Falten,
Trägt es des Alters Spur.

Gib uns zurück die Reine,
Die Jäg'rin auf der Bürſch,
Im Haine
Verfolgend früh den Hirſch!

Ha! unter den Platanen
Zu ſehn im Dickicht hier
Dianen,
Die Hunde neben ihr!

Das ſchwarze Reh, verſtöret
Die Felswand flieh'nd hinan,
Es höret,
Es hört ſie zitternd nahn.

Nach ſetzt der flücht'gen Beute
Durch Wald und Thalgrund heiß
Die Meute,
Geführt vom feuchten Schweiß.

Ha! Phöbe'n, Phöbus' Schweſter,
Ertappt im Bad zu ſchau'n,
Wo Neſter
Die wilden Schwäne bau'n!

Sie, die bei Nacht auf Lieder
Und Mund dem Schäfer ſinkt,
Wie nieder
Ein Vogel leicht ſich ſchwingt!

O Luna! welchen Schimmer
Und welcher Schönheit Zier
Auf immer
Verleiht dein Lieben dir!

Froh bringt, wer dir begegnet,
Dir ſeines Dankes Zoll,
Und ſegnet
Dich, wachſend oder voll.

Dich liebt der Hirt, am Raine
Ausruh'nd bei friſchen Quell'n,
Weil ſeine
Hund' ängſtlich dich anbell'n.

Dich liebet auf Kauffahrer
Und Kriegsſchiff der Matroſ',
Lacht klarer
Nachthimmel ſeinem Floß;

Die Dirne dich, die wählig
Am Saum des Holzes zieht,
Hellkehlig
Läßt ſchallen ſie ein Lied.

Und unter deinem blauen
Aug' reget ſich das Meer; —
Zu ſchauen,
Wie an der Kett' ein Bär.

Und, regn' es oder ſchneie,
Was jede Nacht komm' ich
Auf's Neue,
Hieher zu ſehen mich?

Ich komm', daß ich dich ſcheinen
Seh' über'm Thurme hie,
Wie einen
Punkt über einem i.

Digitized by Google

Engliſches Urtheil über deutſche Literatur.

(Schluß.)

„Nicht ſo wirkungslos, beſorgen wir, ſind die Pfeile, oder vielmehr die Streiche geblieben, welche Wolfgang Menzel von Zeit zu Zeit gegen das olympiſche Haupt des deutſchen poetiſchen Jupiters gerichtet. Menzel war nicht der Mann dareinzuſchlagen, ohne zu wiſſen, auf was er ſchlage; ſeine Worte ſind wie wohlgezielte Hammerſchläge. Wir dürfen alſo nicht erwarten, Goethe mit ganz heiler Haut aus dieſem gewichtigen Kampf hervorgehen zu ſehen — wenn auch die Krone auf ſeinem Haupte bleibt, ſo glänzt ſie doch für Menzel=erleuchtete Augen, nicht mehr mit göttlichem, ſondern nur noch mit menſchlichem Licht. Goethe bleibt immer noch ein großer Mann, ein glänzendes Exemplar der Menſchheit; aber er iſt nicht mehr der einzige große Mann, den Deutſchland oder Europa beſitzt. Er iſt, nach Menzels Anſicht, ein Menſch und bloß ein Menſch; kein Halbgott, viel weniger ein Gott, die letzte und größte Menſchwerdung des poetiſchen Brahma. Wir geben die Quinteſſenz von Menzels Anti=Goetheismus aus der Geſchichte der Deutſchen" (S. 776). Nach dieſem Citat heißt es weiter: „Das heißt gewiß die Vorwürfe nicht ſparſam zugemeſſen; aber der Leſer bedenke, daß es Menzel iſt, der angreift, und Goethe, der angegriffen wird. In den Kriegen der Giganten, ſagt Jeffray in Beziehung auf Lord Brougham, gibt und empfängt man nothwendiger Weiſe gewaltige Streiche! Goethe's Bewunderer waren zu zahlreich und zu laut, um von etwas angerühret zu werden, was ihnen wie bloßes Partei=Geflüſter erſchien. Ein erklärter und offner Krieg war nothwendig, um der langbegründeten Alleinherrſchaft des Goetheismus die Spitze zu bieten, und nur ein kecker und furchtloſer Anführer konnte den urſprünglichen Namen eines Rebellen in den eines Helden und Patrioten verwandeln. Um uns nicht in eine vage und unbeſtimmte Deklamation zu verlieren, mögen die von Menzel und ſeinen Freunden gegen Goethe vorgebrachten Anklagen auf folgende Punkte zurückgeführet werden:

1. Goethe war kein Politiker.
2. Er war kein Patriot.
3. Er war ſelbſtſüchtig und egoiſtiſch.
4. Er beſaß keinen Enthuſiasmus.
5. Er hatte keine Religion.
6. Er hatte keine Moralität.
7. Er affektiete ein vornehmes und majeſtätiſches Weſen und glaubte Anſprüche auf die Verehrung der ganzen Welt zu haben.

Art. 1. Zugegeben! „Goethe ließ es am Beobachten, ſein Zeitalter am Handeln fehlen," ſagt Falk. Nicht Jedermann kann ein Politiker ſeyn, wollte auch eine allgemeine Stimmrechts=Bill mit Gewalt Alle dazu machen. Zugleich können wir jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieſer Mangel an Intereſſe für Politik übel mit der Univerſalität und Vielſeitigkeit zuſammenſtimmt, von der wir neulich ſo viel hören müſſen. Goethe ſagt zwar ſelbſt: Wir ſind aufs Leben, nicht an die Betrachtung gewieſen: aber ſein Leben iſt eine fortdauernde praktiſche Widerlegung dieſer Marime. Ein Mann der That muß Theil nehmen an der Politik. Goethe war kein Mann der That, deßhalb auch kein Politiker. Was für träumeriſche, paſſive, gehaltloſe Geſchöpfe ſind ſeine Helden! Was iſt Werther? Ein Siechling. Was iſt Fauſt! Ein Träumer, und der nicht einmal ſelbſt träumen kann, ſondern den Teufel für ſich träumen läßt. Was iſt Meiſter? Eine Milchſuppe, ein Einfaltspinſel, der Spielball der Umſtände.

Art. 2. Zugegeben als Corollarium zu Art. 1, doch mit der Bemerkung: non omnia possumus omnes. Es lag nicht in Goethe's Weſen, von der Begeiſterung eines Körner und Arndt entzündet zu werden, weil er kein Auge für das Politiſche hatte. Es wäre lächerlich vom Künſtler verlangen: er ſolle alles das auch ſelbſt ſeyn, was zu beſchreiben ſeyn Beruf iſt.

Art. 3. Ganz und gar geläugnet! Einen liebreichern Mann als Goethe, Jean Paul vielleicht ausgenommen, gab es nicht. Davon iſt die Art, wie er ſich über Herder, Voß, Schiller — Männer die in vielen Stücken ſeine Antipoden waren — ausſprach, der hinreichendſte Beweis. Goethe liebte die Natur und die Kunſt mit einer ſonſt nie vorkommenden Innigkeit und Treue. Und wer das thut, kann nicht ſelbſtſüchtig, nicht egoiſtiſch ſeyn.

Art. 4. Geläugnet! Goethe beſaß Begeiſterung, aber eine ruhige und klare, keine lärmende und ſtürmende Begeiſterung. Er hatte einen Enthuſiasmus für das Schöne in der Natur und das Schöne in der Kunſt als Nachahmung von jener. Für das Große, Erhabene, Gewaltige, Furchtbare hatte er keine Neigung; ſeine Stärke iſt die Stärke der Ruhe, und ſein Erhabenes iſt das Erhabne der geſammelten Beſchaulichkeit. Der Mangel der Begeiſterung kann gleich ſtark gegen die geſammte Kunſt und das Ideal der Griechen geltend gemacht werden. Nur in den niedern irdiſchen Regionen toben die Stürme und ſtreiten die Winde; oben iſt alles heiter, iſt Alles göttlich.

Art. 5. Dieſer Punkt wird, in den uneingeſchränkten Ausdrücken, worin die Anklage gefaßt iſt, geläugnet. Zugegeben aber wird, daß die Religion nicht das Element war, worin ſich Goethe heimiſch fühlte.

Hier finden ſich wieder die Ausposauner des vielſeitigen Meiſter=Geiſtes von Deutſchland im Widerſpruch mit ſich. Wir konnten nie jene außerordentliche Entwicklung der Religionsbeule an Goethe's Schädel finden, wovon Carlyle und ſo Manche unſrer germaniſchen Illuminaten ſo geheimnißvoll reden. Franz Horn, der mit intoleranter, kritiſcher Anmaßung behauptet: nur ein ächter Chriſt könne ein guter Dichter ſeyn, hat große Mühe zu entdecken, wo Goethe's Chriſtenthum liegt, und da der „theure, theure Mann," den er als den erſten Dichter nach Shakſpeare verehret, durch irgend ein Mittel in die orthodoxe Schaar eingeführt werden muß, ſieht er die geheime Sonne von Goethe's chriſtlicher Frömmigkeit in der ſchönen indiſchen Le=

Digitized by Google

gende: der Gott und die Bajadere, ſtrahlen.*) Der Kritiker Shakſpeares hat Recht, wenn er aus dieſem Gedicht den Schluß ableitet: in Goethe's Herzen ſey eine Saite geweſen, die, wenn auf die rechte Weiſe berührt, in chriſtlicher Weiſe zu tönen hätte lernen können. Aber wenn er weiter gehen will und dieſen poetiſchen Proteus genau in die Form des chriſtlichen Evangeliums zu zwängen denkt, wird er ſich ſeltſam getäuſcht ſehen. Der lächelnde Engel wird ſich ſtracks in einen lüſternen Faun verwandeln und das von oben reizende Weib von unten ſich als unſaubres Meerungeheuer erweiſen.

Art. 6. Dieſer Punkt iſt in einem Sinn wahr und in einem andern falſch. Goethe war kein Moraliſt, aber deßhalb war er kein unmoraliſcher Menſch. Keines ſeiner Werke iſt geſchrieben mit der Abſicht eine moraliſche Lehre einzuſchärfen, aber deßwegen predigen ſie doch nicht die Unſittlichkeit. Ihm erſchien das Gute immer und allein unter der Verkörperung des Schönen, und das Rechte erſchien ihm unter der Geſtalt des Natürlichen. Die Worte: Pflicht und Soll ſtanden nicht in ſeinem Wörterbuch, ſondern er ſetzte an ihre Stelle: Schönheit und Iſt. Er konnte nicht den Menſchen der Natur entgegenſetzen, wie Schiller, Tiedge und die Kantiſchen Poeten. Jedoch iſt nicht zu läugnen, daß in einigen ſeiner Werke eine gewiſſe Hinneigung zum Epikuräismus liegt, wovor die Jugend Deutſchlands und Europa's gewarnt werden ſollte.

Art. 7. Hierauf iſt kürzlich zu antworten: Goethe hätte müſſen mehr als ein Menſch ſeyn, wenn er ganz unverändert geblieben wäre bei den tiefen Huldigungen, die ſeinem Genius nicht von Deutſchland allein, ſondern von ganz Europa gezollt wurden. Hiemit verlaſſen wir Goethe. Daß Menzel ihn unterſchätzt, deſſen halten wir uns ganz gewiß, daß Carlyle ihn überſchätzt, iſt eben ſo gewiß; aber was ſeine wahre Größe iſt, möchte noch lange in Frage bleiben."

Nach Anführung der Charakteriſtik Schillers fährt das Review fort: „Der Dichter des Wallenſtein iſt offenbar der magnus Apollo unſers Autors und ſeine unbeſchränkte Verehrung Schillers wird ohne Zweifel manchen überkritiſchen Geiſtern eben ſo ungegründet erſchienen als ſeine unbedingte Verwerfung Goethe's. Rückſichtlich des letztern haben wir ſchon unſre Anſichten ausgeſprochen; aber wir bemitleiden die beſchränkte Engherzigkeit deſſen, der nach Berechnungen des Verſtandes die Bewunderung admißt, die einem Geiſt wie Schiller gebührt." —

„Wir glauben bei dieſer Gelegenheit ein Wort zu ſeiner Zeit geſprochen zu haben, wenn wir den engliſchen Ohren die Anti-Goethe'ſchen Philippiken Menzels zu hören gaben. Gewiß iſt, daß auf die, zu Ende des letzten Jahrhunderts ſo vorherrſchende Kotzebue-Manie, nach einer Zwiſchenzeit von vierzig Jahren die Goethe-Manie folgte; die deutſche Epidemie iſt unter einer neuen Form erſchienen, und wenn ſchon das Kalb, das wir jetzt anbeten, ein goldnes ſeyn mag, während der frühere Gegenſtand unſrer Verehrung nur ein übergoldetes war — ſo beten wir doch, wenn an Menzels Anſichten etwas Wahres iſt, einen Götzen an, und je früher der myſtiſche Nimbus von der Stirne dieſer Pſeudo-Gottheit ſchwindet, deſto beſſer! Wir fürchten jedoch nicht, daß Goethe's Ruhm auf einem Fundamente beruhe, das ſelbſt von Menzels kräftigem Arme erſchüttert werden könnte. Wir proteſtiren nur gegen den ungemeſſenen Götzendienſt, der mit einem fremden Genius getrieben wird, von welchem ſelbſt ſeine heißeſten Bewunderer zugeben, daß er in manchen Beziehungen nicht ganz zu begreifen ſey. Wir beſorgen das: Omne ignotum pro magnifico finde hier ſeine Anwendung, und es laufe viel kindiſche Myſtifikation und leerer Wind mitunter bei dem, was man über Goethe geſprochen und geſchrieben hat. Jedenfalls kann das Studium von Menzels Schriften unſern deutſchen Gelehrten nichts ſchaden; wenn ſeine Behauptungen nichtig ſind, wird er bald beſeitigt ſeyn; wenn er die Wahrheit redet, muß man ihn anhören. Wir empfehlen die Uebertragung einzelner ſeiner Schriften als einen erſprießlichen Zeitvertreib für einige unſrer jungen Gelehrten. Die Geſchichte der Deutſchen verdiente dieſe Ehre wohl;*) und ſicherlich würde der Ueberſetzer eines ſolchen Werks, wenn gleich er weniger unternähme, mehr fördern, als ſo manche der Monomaniſten unſrer Zeit, die ſich mit den Ueberſetzungen von Goethe's Fauſt abarbeiten, als wäre dieß nothwendig zu ihrem Seelenheil. Wir kommen vielleicht ein andermal auf dieſen Gegenſtand zurück."

Erfreulich muß es für uns Deutſche ſeyn, Fremde mit ſolchem Intereſſe und ſolcher Sachkenntniß von unſrer Literatur ſprechen zu hören, und wie man aus dem Obigen abnehmen kann, gehört der Verfaſſer nicht einmal zu den eigentlichen, begeiſtertſten Deutſchthümlern in England (bei denen freilich wohl oft der Enthuſiasmus größer ſeyn mag als die Einſicht), vielmehr ſucht er der Teutomanie einigermaßen entgegenzuwirken und ſcheint erfreut darüber, an einem Deutſchen ſelbſt einen Bundesgenoſſen gefunden zu haben gegen den bewundertſten Dichter der Teutomanen, gegen Goethe. Da der Britte der deutſchen Nation viele Gerechtigkeit widerfahren läßt, dürfen auch wir ihm den Nationalſtolz nicht verargen, der ihn zu veranlaſſen ſcheint, gegen die große Verehrung eines Fremden Oppoſition zu machen. Wären wir nicht von den redlichen Abſichten des Verfaſſers vollkommen überzeugt, ſo könnten wir beinahe verſucht ſeyn, in der Erhebung Jean Pauls über Goethe — „alle Schönheit Goethe's ohne ſeine Kälte," — ein ſehr gewandtes Manöuvre zu erblicken, wodurch dem jetzt gefeiertſten Ausländer ein Nachfolger gegeben werden ſollte, der ſich doch wohl weit weniger zu behaupten vermöchte, als ſein Vorgänger.

*) Bekanntlich iſt Fr. Horn in neuerer Zeit noch von Göſchel weit übertroffen worden in dem Beſtreben Goethe zu chriſtianiſiren. Anmerk.

*) Die Geſchichte der Deutſchen wird in der That ſchon in England überſetzt. Anmerk.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 10.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 März 1836.

H. L. Bulwers Parodie der neuen Schule in Frankreich.

H. L. Bulwer in ſeinem neuerſchienenen Werke: *Die Monarchie der Mittel-Klaſſen*, kommt in dem Kapitel, worin er die *leichte* (oder ſchöne) *Literatur* Frankreichs betrachtet, und A. de Vigny, Merimée, V. Hugo, Paul de Kock beurtheilt, auf andre neue Erſcheinungen zu ſprechen:

„Ich komme jetzt an eine Schule — wenn man es eine Schule nennen darf — welche zu keiner der bisher geſchilderten Klaſſen gehört. Sie hält ſich nicht an die Geſchichte, ſie ſchildert nicht die Sitten, ſie enthüllt nicht das natürliche Geheimniß des menſchlichen Geiſtes. Die Gegenſtände ihees Götzendienſtes kommen inſofern dem Geſetze der Juden nach, als ſie weder von Dingen auf der Erde, noch von Dingen im Himmel über dee Erde, noch von Dingen im Waſſer, unter der Eede, hergenommen ſind. Es ſind Geſchöpfe, wie wir ſie bei Tag nie ſahen und bei Nacht nie träumten, außer etwa unter dem Einfluß eines unglücklichen Alpdrückens — in Träumen, unzuſammenhängender und eegelloſer als gewöhnlich.

Alle Haltung des Charakters, alle Durchführung des Plans, aller Anſtand der Sitten, Alles, was die Novelliſten der ſpätern Zeit zu beobachten ſich bemühten, bemühen ſich die Romanſchreiber von dieſer ausſchweifenden Sekte zu mißachten und zu verletzen.

Eine ruhige Kritik über eine ſolche Literatur zu ſchreiben, wäre unvernünftig. Ich habe deßhalb durch Benutzung eines nicht neuen, aber meiſt mit günſtigem Erfolg angewandten Mittels, mit der Leichtigkeit oder Leichtfertigkeit, welche ſie verdienen, dieſen Unſinn und dieſe Unziemlichkeiten zu charakteriſiren verſucht, die ſich in eine gewiſſe Berühmtheit geſetzt haben; und ich muß die Leſer — welche aus den beigefügten Anmerkungen erſehen, daß ich die vorkommende Sprache und Situationen beinahe wörtlich aus ſolchen jetzt bewunderten Romanen entlehnt — bitten, bei den folgenden Blättern *mir nichts* zuzuſchreiben als den Wunſch: ſolchen Mangel an Natur, Geſchmack und Anſtandsgefühl mit aller wohlverdienten Rüge und Lächerlichkeit zu überſchütten.

Perſonen. *)

Leone Leoni (ein Betrüger).
Galeerenſklave (ein Moraliſt).
Prinzeſſin Claudia.
Hofmeiſterin der Prinzeſſin Claudia.
Barnave.
Töchter Sejans.
Kapitän Beuiart (Seeräuber und Edelmann.)
Amaury.
Die Freiheit.
Ein junger Mann mit einer Haut.
Die Kathedeale von Augsburg.
Die Kirche Notee-Dame.
Satan.
Teufel, Geſandſchafts-Secretäre u. ſ. w.

Die Scene iſt ein buntes Durcheinander von Schweizerhütten und ſchlechten Häuſern — von Seeräuber-Schiffen und türkiſch geſchmückten Boudoirs — von Geäbern und Bankett-Sälen. Im Hintergrund Venedig, von Felſen umgeben; und die Morgue eingefaßt von Roſenlauben.

Leone Leoni tritt auf. — Leoni trägt *ein langes Gewand von blaßgrüner Seide, mit breiten, goldnen und ſilbernen Arabesken geſtickt.* Von der entgegengeſetzten Seite tritt auf ein Galeerenſklave in Ketten.

Galeerenſklave, (mit verſchränkten Armen und nachdenklicher Haltung.) Wee, Herr, ſeyd Ihe?

*) Alle dieſe Perſonen ſind den beliebteſten Romanen des Tages entlehnt, tragen ihre eigene Tracht und bedienen ſich, wie man aus den Anmerkungen erſehen wird, beinahe wörtlich ihrer eigenen Sprache. Statt der Anführung des franzöſiſchen Textes werden hier die mit den Originalen wörtlich übereinſtimmenden Stellen *durchſchoſſen* gedruckt.

Digitized by Google

Leoni. Ich Herr! Ich bin ein Mann, mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt. Ich beſitze alle Talente, alle verführeriſchen Eigenſchaften. Wenn ich einem Concert anwohne, ſinge und ſpiele ich beſſer als alle Muſiker. Wenn ich an einem Abend mich bequeme, in einen kleinen, geſchloſſenen Kreis zu gehen, bereichere ich durch die ſchönſten Zeichnungen die Albums der Damen. Ich ſkizzire in einem Augenblick die anmuthigſten Porträts und die bitterſten Karikaturen. Ich improviſire und deklamire in allen Sprachen. Ich kenne alle Tänze Europa's und tanze ſie alle mit entzückender Vollkommenheit. Ich habe Alles geſehen, Alles beurtheilt, Alles begriffen, kurz (ſich das Kinn ſtreichelnd) ich habe im Univerſum geleſen wie in einem Taſchenbuch.

Galeerenſklave. Ah, ich erkenne Euch aus Eurer Schilderung, Ihr ſeyd der Inhaber eines Spielhauſes in St. James-Street. Ich bin ein Philoſoph und ein Moraliſt.*) Das kann Keiner werden, der nicht hart am Galgen ſtreifte. Oh! (mit Begeiſterung) Die Wonne der Tugend! das reine, unvergleichliche Glück des ſeligen Zuſtandes der Seele, die in dieß irdiſche Elyſium ſich verſenkte . . (Der Galeerenſklave geht unter dem Sprechen ſehr ſchnell auf der Bühne hin und her, vergißt ſich ganz und bedient ſich des blaßgrünen ſeidnen Rocks von Leoni als eines Taſchentuchs.)

Leoni. O Julie! O, mein Rock!

Galeerenſklave (melancholiſch, und wie plötzlich erwachend aus einem angenehmen Delirium). Verzeihung, Herr; ach! das Reden von der Tugend machte mich glauben, ich ſey wieder auf den Galeeren.

Hofmeiſterin (tritt auf, eine ſchöne junge Prinzeſſin führend; zu dem Galeerenſklaven). Herr, Ihr ſcheint ein ehrlicher Mann, thut uns einen Dienſt!

Prinzeſſin Claudia (mit Enthuſiasmus). Ja, Herr, thut mir einen Dienſt!

Galeerenſklave. Madame, iſt, was Ihr verlangt, auch gewiß mit ſtrenger Tugend vereinbar?

Hofmeiſterin. Ganz gewiß! } zugleich.
Prinzeſſin Claudia. Ganz gewiß! }

Galeerenſklave (eine Hand an die Stirn legend, mit der andern ſeine Ketten aufhebend). So ſprecht, Madame!

Hofmeiſterin (mit großer Würde). Herr, meine Pflicht gegen die Eltern dieſer jungen Dame, meine Pflicht gegen ſie, aber mehr als Alles, meine Pflicht gegen mich ſelbſt nöthigt mich Euch zu ſagen, daß meine Schutzbefohlne wünſcht verführt zu werden. **)

Galeerenſklave (den Kopf ſchüttelnd). Verſchont mich, meine Damen. Ich bin ein St. Simonianer und ſchwor geſtern dem „Vater“ Enthaltſamkeit für einen Monat.

Prinzeſſin Claudia. Vielleicht, Herr, dieſer andere Herr (auf Leoni deutend) — —

Leoni (die Hand voll Juwelen ausſtreckend). 150,000 Franks, wenn Ihr Luſt habt. Das zahlte mir meine geliebte Julie, nicht einen Pfennig weniger.

(Während die Hofmeiſterin und die Prinzeſſin ſich berathen, tritt ein gut ausſehender junger Mann ein, mit einer Brutus-Perrücke und Spitz-Stiefeln; an der Hand führt er ein paar junge Damen in einem Negligé aus der Zeit des römiſchen Kaiſerreichs unter Tiberius.)

Hofmeiſterin (auffahrend). Oh, Monſieur Barnave, iſt's möglich, ſeyd Ihr es?

Barnave. Ihr habt es geſagt, Madame.

Galeerenſklave. Und dieſe jungen Damen? (Bei Seite) Operntänzerinnen ſollt' ich meinen, ach! dann müſſen ſie tugendhaft ſeyn.

Barnave. Die jungen Damen ſind die Töchter des Sejanus. *)

Hofmeiſterin. Guter Gott, Herr Barnave, wie kamen Sie zu den Töchtern des Sejanus?

Barnave. Ach, Madame, ich ſehe, Sie kennen meine ſtarke Seite nicht! Solche Dinge begegnen mir immer. Ich ſpazierte in den Tuilerien, mich für die Nationalverſammlung vorbereitend; Jemand berührte meinen Arm; ein Andrer hätte geglaubt es ſey ſeine Geliebte; aber nein — die Wahrheit ging mir plötzlich wie ein Licht auf: das, ſagt' ich, ſind die Töchter des Sejanus!

Prinzeſſin Claudia (muſtert mit aufmerkſamen Blicken die Töchter des Sejanus, zur Hofmeiſterin). Sind das die Töchter, die — —

Barnave (es hörend). Ganz recht, Mademoiſelle. Zu vergleichen die letzte Ausgabe meiner Memoiren. p. 273.

(In dieſem Augenblick wird die ganze Bühne in Beſtürzung verſetzt durch die Erſcheinung eines großen, furchtbar ausſehenden Mannes, mit blaſſem Angeſicht, einer langen, dünnen Naſe, ſchwarzen, dichten Augenbraunen, hohlen Wangen und einem großen, viereckigen Kinn, bedeckt von einem etwa zolllangen Bart, dünnen blaſſen Lippen und einem klaren, blauen Auge von unerträglichem Stechblick. Sein gemeines blaues Hemd, mit einem Strick um den Leib befeſtigt, iſt voll Löcher, ſeine nackten Beine ſind braun und behaart, auch ſeine Hände ſind mit Koth überzogen, aber ihre Länge und Schmalheit verräth, daß ſeine Vorfahren mit großem Ruhm gegen Karl V ſochten.)

Leoni (in ihm einen Bekannten erkennend). Ah, ſeyd Ihr's, mein theurer Freund! Erlaubt mir, meine Herren und Damen, meinen werthen Freund, den Grafen von * * *, ſonſt auch Kapitän Brulart genannt, vorzuſtellen.

*) Siehe Lelia, der Charakter Trenmors, des Galeerenſträflings.

**) Siehe Lelia, den Auftritt zwiſchen Stenio, der Hofmeiſterin und der Prinzeſſin Claudia.

*) Siehe Barnave von Janin.

Kapitän Bruiart (mit einem homeriſchen, oder mephiſtopheliſchen, oder vielmehr hyänenartigen Gelächter).*) Ha! Ha! Ha!

Prinzeſſin Claudia. Was für ſchöne weiſe Zähne der große, ſchmutzige Herr doch hat!

Kapitän Bruiart (ſein Haupt erhebend). Bei allen Schädeln die ich zerſchmettert, (er tritt vor), bei allen Gurgeln die ich abgeſchnitten, (er faßt die Prinzeſſin ins Auge), bei allen jungen Damen die **) — — (Hier wird die Prinzeſſin, die, ſchon anfangend zu erröthen, die Augen niedergeſchlagen hatte, mit Heftigkeit in die beſcheidnen Arme des Galeerenſklaven geſchleudert durch einen blaſſen, intereſſant ausſehenden, kleinen Herrn mit grüner Brille, der keuchend, ſchnaubend, rennend, auf die Bühne ſtürzt.)

Galeerenſklave. Es iſt Amaury!

Amaury. Die Schatten ſind dicht, das Volksgewühl mir fremd, die täuſchenden Lampen des Abends blenden ohne zu erhellen; kein gefürchtetes Auge ſieht mich. Ich verliere mich, ich finde mich wieder. Die engſten Gaſſen, die bevölkertſten Straßen, mit Schlingen und Fallen angefüllt, ſind für mich am einladendſten. Ich entdecke ſie mit Sicherheit; ein verhängnißvoller Inſtinkt leitet mich. Das ſind weitſchweifige, ſeltſame, unentwirrbare Wege, ein verſchlungenes Labyrinth, wie das der verdammten Wollüſtlinge. Ich komme immer wieder an dieſelben Straßenecken. Es iſt, als ahnte ich die tiefſten Gräben aus Furcht hineinzufallen. Und doch kehre ich wieder zurück und betrachte die Gefahr, mit dem Weſen eines Menſchen, der davon flieht. Tauſend Gegenſtände, wie Honig oder wie Koth, drängen mir unterwegs ſich auf, tauſend tödliche Bilder erreichen mich; ich trage ſie mit fort in meinem zuckenden Fleiſch; ich renne vorwärts und renne zurück wie ein gehetzter Hirſch, die Stirne voll Schweiß, die Füße zerſchmettert, die Lippen dürr — — ***)

Hofmeiſterin. Armer junger Mann! Warum iſt er in ſolchem Gedränge?

Amaury. Madame, ich bin der Wolluſt ergeben; ich renne ihr nach, ich bin ihr nachgerannt eben jetzt, durch alle ſchmutzigen Gaſſen und alle ſchmutzigen Winkel von Paris. Ich betrachte jene ſchmutzigen Gaſſen, ich betrachte jene ſchmutzigen Frauenzimmer welche ſie bewohnen; Gott behüte mich, daß ich mehr thäte als ſie betrachten — nein! Madame, ich habe meine Tugend nicht verloren.

Galeerenſklave. Oh! Amaury iſt tugendhaft!

(Schluß folgt.)

*) Atar Gull, p. 182.

**) Atar Gull, p. 181.

***) Volupté.

Die Fudges in England.

(Fortſetzung.

2. Brief. Miß Biddy Fudge an Mrs. Eliſabeth — —.

Meine Liebe! Die Poſt geht — und ſchrecklich geſchäftig
Mit heil'gen — und weltlichen Dingen dazu —
Drängt Geiſt- und Fleiſchliches mich alſo heftig,
Daß ich wahrlich ſelbſt nicht recht weiß, was ich thu'.
Dieß Köpſchen, fürwahr, iſt verworren ein bischen,
Und getheilt zwiſchen Welt und dem Himmel, o Lieschen!
Erſtlich — alle die neuen Moden ich ſah,
Die fürs Frühjahr Miß Gimp, unſer Liebling, hat da —
Aermel trägt man (das ſcheint mir ſehr klug) à la folle —
Bezaubernde Hütchen, gar ſchalkhaft, von Moll,
Und die Händchen von Tüllſpitzen — glaubſt du gar nicht,
Wie die ſtehn meinem ſündigen armen Geſicht!
Ich ſey' eine auf, wenn's der Herr lenkt in Gnaden,
Heut Nacht zu Fitzwigram's, wohin wir geladen.

Die Stoffe ganz himmliſch: — mit Freuden ich's ſage,
Daß die Gimp auch gottſeliger wird alle Tage,
Hat ſchon ſüße Erfahrung — der ſündigen Heiden
Gemeinſchaft beginnt ſie gemach zu vermeiden.
Sie hat ſo ergriffen das göttliche Wort,
Seit herein iſt ihr letzter Waarentransport.
Welches Glück, wenn die Putzmach'rin, redlich im Handel
Theilt mit Einem „im neuen Leben den Wandel!“

Was den Segen betrifft und das geiſtliche Heil,
So wird es mir über Verdienſte zu Theil.
Ich armes, ſchwaches, ſündiges Weſen
Bin doch von dem Herrn zu den Seinen erleſen u. ſ. w.

Aber jetzt hat ſie auch Trauriges zu berichten. Im December habe ſie einen frommen Bedienten und eine fromme Köchin angenommen:

Nie durchdufteten je die ſüßen Gerüche
Der Lehre in ſolch reichem Maße eine Küche!

Niemand habe dem frommen Diener ſo eifrig zugehört bei ſeinen Bußpredigten, als die Köchin, die, während ſie ſündige Seelen aus dem Fegfeuer erlöſen lernte, die Pfannenkuchen habe ins Feuer fallen laſſen. Aber dieß predigende und pſalmenſingende Paar, erkorne Gefäße der Gnade, ſeyen mit einander entlaufen und haben mitſpazieren laſſen, was nur in die Gefäße habe hineingehen wollen, die Traktätchen, zwei Familienbibeln.

Und ach! aus der unverſchloſſ'nen Schublade
Mein hübſch Morgen-Manna im Taſchenformate!

Sie ſey bedacht geweſen, das abgegangene Paar zu erſetzen und ſey auf beiliegende zwei Anzeigen geſtoßen in dem gottſeligen Blättchen, wo die Heiligen ihre weltlichen Bedürfniſſe zur Anzeige bringen,*) und wornach zu ſchließen, daß die Zahl der Heiligen unendlich zunehme:

*) Das evangeliſche Magazin, worin folgende Annoncen: „Geſucht wird von einer frommen Pfandleiherfamilie ein thätiger

Digitized by Google

Wer mag ſagen, wie weit wir im Heile noch kommen,
Wenn der Geiſt in ganz London ſo iſt entglommen!
Und der Himmel ſo hoch in der Mode, daß kaum
Im Handel und Wandel das Ird'ſche hat Raum!

Die Nachſchrift meldet, daß die Annoncen verlegt, aber die Dienſtleute gefunden ſeyen, die Köchin, eine entſchiedne Fromme, beklage mit Pathos das Ueberhandnehmen der franzöſiſchen Küche und franzöſiſchen Sündhaftigkeit in England und wünſche ſich für den Sonntag nichts als Thee und das Evangelium; der Bediente habe ſeinen jungen Herrn in Cambridge verlaſſen, weil ihm die Moralität des Trinity-Collegium mißfallen. Einiges aus ihrem Tagebuch iſt beigelegt, indem freilich neben dem Himmliſchen auch manches Irdiſche ſich finde:

Um zwei ein Beſuch von Herrn Magan —
Gar ein hübſcher, junger, artiger Mann;
Und obgleich ein Hibernier, ſcheint er mir,
Wie wunderbar! ganz ſo gebildet wie wir!

Ich habe gar viel die letzte Nacht
Ueber des jungen Mannes Seelenheil nachgedacht,
Und ich denke, ſobald meine Nichte iſt fort,
Ich rede mit ihm darüber ein Wort.

Glücklich würde es ſie machen, wenn ſie die Bekehrung dieſes jungen Mannes bewirken könnte, und überglücklich, wenn es des Himmels hoher Wille wäre, daß Er und Sie (ein Erröthen befalle ſie bei dem bräutlichen Wort) ſich heirathen ſollten „im Herrn.“ Das Alter zwar ſey verſchieden; aber die Rechnung nach dem natürlichen Alter ſey auch nicht die wahre. Das Alter des Chriſten zähle man von ſeiner Wiedergeburt an; nach dieſer Rechnung ſey ſie ſelbſt erſt ein Jahr alt und der liebe Magan, wenn es wirklich ſo weit komme, ein neugebornes Kind der Gnade.

Vom Freitag. Sie haben eden, glücklicheeweiſe mit Herrn Magan allein, angefangen, ihn über ſeine Begeiffe von der Erbſünde auszuforſchen, als ſie durch ihre Nichte Fanny unterbrochen worden.

Und ſo ging die ſchöne Rede zu Grund
Vom Fleiſch und vom Teufel, die ich hatte im Mund.

Schlieſlich wundert ſie ſich, daß Herr Magan dem närriſchen Kind, der Fanny, ſo viri Aufmerkſamkeit widme.

5. Brief. Miß Fanny Fudge an ihre Couſine Kitty — —.

In dieſem Brief iſt eine Poeſie der Miß Fanny: an ihren Schatten, oder: Warum? Was? Wie? eingeſchloſſen, nebſt einer Zuſatzſtrophe von einer dritten Hand, worin ihre, melancholiſch ſehnſüchtigen Fragen parodirt ſind. Dieſr ſey von Herrn Magan, der ſich mit ihrer Tante verſchworen, ihren poetiſchen Genius niederzudrücken. Sie wiſſe ſich mit Lord Byron zu tröſten. Der Tante könne ſie dieſe Geringſchätzung ihrer Poeſie wohl verzeihen — aber der ſchöne, junge Magan! das ſey arg! Sie glaude, ſie haſſe ihn.

Er iſt ſo beleid'gend! nichts ſchont ſeine Zunge!
Keine Schriftſtellerinnen, weder alte noch junge!

Der Freundin vertraut ſie ein Geheimniß an, das ſie nur zuverläſſigen Leuten mitzutheilen bittet: daß die mit einer Hand bezeichneten Verſe in der Zeitung der Grafſchaft von ihr herrühren. Die ſchlechte Preſſe mache aber gräuliche Schnitzer hinein: In einer Ode auf den Frühling habe man aus: Thautropfen von friſch aufgequollnen Roſen, gemacht: Thautropfen von friſch aufgequollenen Naſen. Doch es ſcheinen auch hellere Sonnen. Im nächſten Jahr liefere ſie Beiträge in einen Almanach! Sie habe neulich mit einem ältlichen Dandy getanzt, der auch ſchon etwas, ſie wiſſe nicht was? geſchrieben;

Von belles lettres ſprachen wir während der Quadrille,
Von Gedichten beim Tanzen, von Proſa ſtand man ſtille;
Wir beſprachen uns über der Aufklärung Gang
Und vereinten uns in einem raſchen en avant.

Dieſer Mann habe ihr erklärt, ſie ſey dazu geboren in Taſchenbücher zu ſchreiben:

„Laß Andere glänzen in Englands Annaten:
Dein ſey, Jungfrau, ein Platz in ſeinen Annualen!“

Beim Abſchied habe er ihr noch die Honorarbedingung ins Ohr geflüſtert:

Wenn ich recht gehört, Kitty! Nie hätt' ich geglaubt
Daß ſolchen Guineenſchatz enthalte mein Haupt!
Für ſich ſelbſt ſchon iſt das Dichten beglückend
Und bekommt man noch Geld dafür — o wie entzückend!

Ueber den galanten Mann habe ſie auf ihre Erkundigung gehört, daß er lebende Autoren herausgebe, als wären es nachgelaſſene Werke; beſcheidnen Autoren beiderlei Geſchlechts leihe er ſeinen Beiſtand, ſchreibe Vorreden zu ihren Büchern und ziehe ſo das Verdienſt ans Licht.

Sie werde abgerufen, um bei ihrer Tante eine Predigt anzuhören, wahrſcheinlich gegen das Tanzen, dem ihre Tante ganz und gar abhold ſey, ſo daß ſie unähnlich dem Herodes, der das ſchöne Tanzen ſeiner Tochter mit einem abgeſchlagenen Haupte belohnt, vielmehr allen Tänzerinnen den Kopf abreißen möchte. — Die Nachſchrift meldet: die Predigt habe nicht von Tanz, ſondern von dem nahen Ende der Welt gehandelt, das Einige auf 1840, Andere auf 1848 ſetzen:

Von beidem wär' mir das letzte noch lieber,
Denn die Zeit meines Flor's iſt ja dann doch vorüber.

(Fortſetzung folgt.)

Burſche als Lehrling.“ „Geſucht wird, als Hausmädchen, eine junge Perſon, in richtiger Erkenntniß der Wahrheit erzogen.“ „Geſucht wird, ohne Verzug, ein Mann von entſchiedner Frömmigkeit, zum Gehülfen bei einem Bäckergeſchäft.“ Anmerk.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 11.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 März 1836.

Aus Viktor Hugo's
Dämmerungsgeſängen.

XXXII.

An Louis B.

Die Glocke.

Der Wandrer, Freund! der dir wohl iſt bekannt! deß Herz
Ganz blutig offen liegt, verlezt von manchem Schmerz,
Den einſam düſtern Thurm hinan die Schritte lenkte,
Als nieder auf die Welt ſich ſchwer der Abend ſenkte,
Den Thurm, wo mit Granit ſich der Gedanke mengt,
Wo ſich das Herz ſtillt, wo das Neſt des Vogels hängt!
Die Wendeltrepp' hinan ſtieg er von morſchen Stufen,
Wo manchen Mauerriß des Nordens Winde ſchufen!
Er ſah die Dächer nicht und nicht der Menſchen Fluth;
Er ſtieg bis zum Gewölb, das auf den Bogen ruht,
Wo ſtumm die Glocke, ſie die Schöpfrin heil'ger Schauer,
Ein ehrner Vogel, ſchläft in einem eich'nen Bauer.
Welch ungeheure Form! der Hammer — welch Gewicht!
Ein hart gewunden Seil ſich um die Rieſin flicht;
Das Auge, das hinan zur düſtern Kuppel irrte,
Sah, wie von Schatten ſich ſtets Kreis in Kreis verwirrte;
Die Ränder, welch, bewegt der Zitterſchein umflog,
Und innen Alles ſchwarz. Von Zeit zu Zeit doch zog
Aus dieſem dunkeln Schoos, wo noch die Luft erbebte,
Ein Ton, als ob darin ein Reſt von Klang noch ſchwebte.
Man hörte ein Geräuſch anklopfen an der Wand,
Als ob in Sprachen, die das Ohr nicht recht verſtand,
In dieſem Dunkel, wo ſie legionweis ſchliefen,
Die Klänge, halb erwacht, ſchon ſtammelten und rieſen;
Geräuſch — zu leis fürs Ohr, das nur die Seele hört.
Denn auch im Schlaf, wenn Bliz und Ziſchen aufgehört —
Raucht doch noch der Vulkan und ſeufzet noch die Glocke,
Beſorgt, daß ihr Metall nie im Gebete ſtocke.
So wenig volle Ruh die Glocke je gewinnt,
Als auf dem Meer die Well' und in der Luft der Wind.

Echo des Himmels! nah der Erd' iſt deine Stätte!
Dein Strafton redet mit dem Donner in die Wette!
Der Stadt erſezeſt du, was er iſt für das Meer!
Gefäß voll Klang, das ſich gießt in die Lüfte leer!

In dieſe Glocke, die ſo ſtreng, ſo ernſt erhaben —
Ach, jeder Wandrer hat drein ſeine Spur gegraben!
Unheil'ge Worte rings in dem Metall man trifft,
Wodurch gekreuzt, zerſtört der Taufe heil'ge Schrift;
Am ſchönverzierten Knauf ſah man noch eine Krone —
Zerkrazt von Meſſern jezt, gemeuchelt auf dem Throne.
Ein jeder ſchnitt ins Erz, das Gott hat ſelbſt belebt,
Auch ſeine Furche ein, aus der kein Keim ſich hebt.
Da hatten ſie geſä't: ein Leben der voll Lüſte,
Verlorne Wünſche der — Zeichen in ſand'ger Wüſte —
Der Sinnenliebe, die im Kothe wühlet gern —
Und Weltſinn Alleſammt — die Aehre ohne Kern!
Unheil'ges jeder Art die Heilige entſtellte,
Wozu ſich noch der Roſt, wie bittrer Spott, geſellte,
Wo Gottes Namen ſtand, grub Einer ſeinen ein;
Wo Ja! der Prieſter ſprach, da ſchrieb ein Andrer: Nein!
O ſchnöder Frevel den der flücht'ge Wandrer ſtiftet!
Womit dem Kommenden die Andacht er vergiftet!

Da, während dem die Luft am Himmel trieb ihr Spiel,
Die Achſen auf dem Weg zukeuchten ihrem Ziel;
Die Blumenauen aus den würz'gen Balſam hauchten,
Die Menſchen lärmten, grau die ſchwarzen Dächer rauchten:
Fühlt' er, im Angeſicht des Denkmals von Metall,
So wie ein Baum fühlt, wenn ein raſcher Vögelſchwall
Auf ſeine Zweige fliegt, die hin und wieder ſchwanken —
Umflattert ſeine Stirn von ſchwärmenden Gedanken.

Digitized by Google

I.

Allein im dämmrigen gezackten Zinnenthurm,
Von wo dein Hauch bewegt die Dächer, wie ein Sturm:
O Glocke, aufgehängt in des Gewölkes Reiche,
Das oft erſchüttert ward von deines Hammers Streiche:
Im Schatten ſchläfſt du jezt, und unter deinem Dach
Iſt nichts von Glanz zu ſchau'n, ſo lang dein Ton nicht wach:
O, weil ein Geiſt, der's wagt zu dir empor zu ſteigen,
In Schweigen ſelbſt verſenkt beſchaut dein ernſtes Schweigen:
Fühlſt du, durch den Inſtinkt, deß unbegriffne Macht,
Sich, was verſchwiſtert iſt, einander kennen macht,
Daß in der Stunde, wo der Abend ſich verlebet,
Dir eine Seel' iſt nah, die tief wie du erbebet,
Die oftmals auch wie du gibt feierlichen Ton,
Und bei der Liebe klagt, wie du bei Gottes Thron!

II.

O in der Jugendzeit noch unbewölktem Morgen,
Als mein Gewiſſen noch vor Scham und Schuld geborgen:
Ward mir auch in's Metall der Seele, unentweiht,
Geſchrieben, ſo wie hier, des Urſprungs Herrlichkeit!
Inſchriften heil'gen Sinn's trug ſie auch zweifelsohne!
O meine Mutter! war nicht drauf auch eine Krone?
Doch ſtürmten Fremde auch, anmaßend, zügellos,
Die auf der Sinne Pfad ſtets auf das Herz gehn los,
Die, wenn Zufälle ſie in unſere Nähe bringen,
Durch alle Stufen Bahn ſich zum Gemach erzwingen,
Die oft am heil'gen Ort ſogar dem Menſchen nahn,
Die, ach! ihn, ſtatt für Gott, entzünden für den Wahn —
Die Leidenſchaften — weh! Barbaren ohne Schonung,
Die ſtürmten frech herein in meiner Seele Wohnung —
Grabſtichel ward ein Dolch, und auf das blanke Erz —
(Das Wort, das heil'ge, drauf verſpottete ihr Scherz!)
Ward Irrthum, Blasphemie, Hohn, Frevel eingegraben, —
Wie Fremde dein Metall befleckt, beſudelt haben,
Wo Gottes Namen ſelbſt, das Heiligſte der Welt,
Kaum ſo unlesbar iſt und kaum ſo arg entſtellt!

H. L. Bulwers Parodie der neuen Schule in Frankreich.

(Schluß.)

Die junge Prinzeſſin (ſchmollend). Und waret Ihr nie in Liebe, Herr?

Amaury. Liebe, Mademoiſelle! (die eine Hand in der Hoſentaſche, die andere auf dem Herzen.) Liebe! wer von Euch allen — verliebte Sterbliche — wer unter Allen, auch den Beglückteſten, hat nicht, ſelbſt in der Stunde der ſelig gekrönten Wünſche, Ermüdung und Ekel empfunden? Wer von Euch allen hat nicht in den entzückteſten Augenblicken der Luſt ſich nach etwas Höherem oder Gemeinerem geſehnt? hat ſich nicht launenhaften, ihn anders wohin ziehenden Wünſchen hingegeben, und zu den Füßen ſeines Idols, auf balſamiſchen Terraſſen, nicht nach einer derben Abwechslung verlangt? Aber was ſeh' ich? (er betrachtet mit lebhafter Bewunderung eine hereinpolternde, etwas ſchmutzige Weibsperſon, mit Lorbeer bekränzt und in der Hand eine Flaſche jenes demokratiſchen Fluidums, blauer Wein genannt.)

Barnave. Es iſt die Freiheit! (Die Freiheit taumelt vor und ſingt ein Lied, wovon man folgende Strophen verſteht:)

Die Göttin — Freiheit iſt ihr Name —
  Iſt keine zarte, vornehme Dame,
Die bei einem Geſchrei in Ohnmacht ſinkt,
  In Schlöſſern wohnt und die Wangen ſchminkt.

Seht hier ein Weib gar ſtämmig und kräftig,
  Mit harter und breiter Bruſt,
Die über das Schlachtfeld ſchreitet
  Und am Kampf hat herzinnige Luſt.

Ihre dumpfe Stimme iſt heiſer und hoh;
  Gegerbt und braun ihre Haut;
Und groß iſt ihre gebräunte Hand,
  Männlich, feurig ihr Auge ſchaut.

Sie erfreut des Pulvers ſchwefliger Dampf,
  Gern hört ſie Trompeten dröhnen!
Sie ergötzt ſich an des Aufſtands Geſchrei
  Und an der Sturmglocke Tönen.

Ihre Liebhaber aus dem Volk ſie erwählt;
  Sie drückt an die rauhe Bruſt
Nur Männer von ihrem Rieſengeſchlecht.
  Sie ruht nur in Armen mit Luſt
— Wenn die Schlacht gewonnen iſt — die in Koth
  Getaucht, von vergoſſ'nem Blut ſind roth. *)

Kapitän Brulart (ſeine Hände betrachtend). Bei Gott ſie meint mich! Hier, Madame (er zieht eine kleine Phiole heraus), thut mir die Gefälligkeit und nehmt das eine Ende von dieſem in den Mund und ich nehme das andere in den Mund — oh Wonne! wir vergiften uns zuſammen! **)

Die Freiheit (voll Entzücken). Ja, wir wollen uns mit einander vergiften!

---

*) Auch nach einem franzöſiſchen Original, deſſen letzte Zeilen ſo lauten;

Qui ne prend ses amans que dans la populace
  Qui ne prête son large flanc
Qu' à des gens forts comme elle, et qui veut qu'on l'embrasse,
  Avec des bras rouges de sang.

**) Aber Enll.

Digitized by Google

(Kapitän Bruiart nnd die Freiheit umarmen ſich zärtlich, und theilen ſich auf die angegebene Weiſe in die kleine Flaſche.)

Die Freiheit Ich bin vergiftet.

Kapitän Bruiart (ein Stück von der Flaſche ans dem Munde nehmend). Ha, ha! ſeht Ihr, mein Fläſchchen hat einen falſchen Boden gehabt, ſie hat das falſche Ende bekommen. Ha! ha!

Galeerenſklave. Ach! ach! die Freiheit iſt vergiftet. Weh, weh!

(Hier ſtimmt ein ungeheurer Schwarm Höflinge nnd Geſandtſchafts-Secretäre aus kleinen Büchern hervorſchreitend, die man anf einem kleinen Ständer ſieht, einen frendigen Chorus an.)

Die Freiheit iſt vergiftet!

(Mitten unter dieſer, durch den plötzlichen tragiſchen Tod der Freiheit verurſachten Verwirrung tritt ein junger Herr, mit einem Stück Hant *) in der Hand, vorwärts.)

Hofmeiſterin. Ich ſehe — ſeinen jungen Zügen iſt nebelhafte Anmuth ausgeprägt; in ſeinem Blick ſind verrathene Beſtrebungen und getäuſchte Hoffnungen. Die düſtre Fühlloſigkeit des Selbſtmordes gibt ſeiner Stirne eine tödtlichkrankhafte Bläſſe; ein bitteres Lächeln zieht den Winkel ſeines Mundes in leichte Runzeln, aber ein verborgner Geiſt blitzt in der Tieſe ſeiner, durch die Erſchöpfung einer Orgie verſchleierten Augen. **)

Galeerenſklave. Wie, wenn ein berühmter Verbecher auf den Galeeren ankommt, die Galeerenſklaven ihn mit Ehrfurcht empfangen: ſo mögen alle anweſenden Perſonen, mit Gräueln vertrant, einen unſäglichen Schmerz, — eine Wunde begrüßen, deren Tieſe ſie durch den Inſtinkt ahnen, und einen ihrer Fürſten an der Majeſtät ſeiner Tracht erkennen. Freunde, Landsleute und Mitromanſchreiber, betrachtet dieſe traurige Phyſiognomie!

Prinzeſſin Clandia (betrachtet den jungen Mann mit der Hant nnd ſeufzt). Du haſt viel gelitten, armer Engel!

Der junge Mann mit der Hant (ſieht um ſich her den Kapitän Brulart, den Galeerenſklaven nnd die Hofmeiſterin). Gott ſey Dank! Hier gibt es nichts zu wünſchen (er nimmt ein Maß heraus und mißt ſeine Haut) um ein Haarbreit eingeſchwunden, ſeit ich meine Wohnung verlaſſen; und nur weil ich wünſchte meine Füße nicht in der Goſſe zu benetzen! Oh! Oh!

Die Prinzeſſin (hervor ſtürzend). *) Ich habe nur noch ſo viel Athem, um zu ſagen: Ich bin die Eure! O nie, Engel meines Lebens, war ein Mann ſo ſchön!

Der junge Mann mit der Haut (mit heiſerer nnd dumpfer Stimme.) Flieh, flieh! Was dich heilen, würde mich tödten! O Prinzeſſin Claudia, wenn ich dir einen Kuß gebe, gebe ich den Geiſt auf. Ja, ich ſterbe.

Prinzeſſin Claudia. Sterben! Und kannſt du ſterben ohne mich? ſo jung und ſo ſchön! und ſterben! Sterben? aber ich liebe dich! (mit tiefer Bruſtſtimme) Sterben! (ſie nimmt ſeine Hand) Kalt! iſt es ein Traum?

Der junge Mann (hält das Stück Hant empor nnd zeigt es der Prinzeſſin). Nein! laßt uns einander Lebwohl ſagen!

Prinzeſſin Clandia (mit der Miene der Ueberraſchung). Lebewohl?

Der junge Mann mit der Haut. Ja, das iſt ein Talisman; er erfüllt meine Wünſche und ſtellt mein Leben dar; ſieh was noch davon übrig iſt! Wenn du mich noch länger ſo anſiehſt, ſo muß ich wünſchen — und wenn ich wünſche — es iſt nur noch dieß kleine Stückchen übrig, ſieh nur! —

(Die junge Dame, die Haut in die Hand nehmend und ſie über eine der Lampen im Orcheſter haltend, prüft mit Aufmerkſamkeit das Angeſicht ihres Geliebten und die letzten Ueberreſte des einſchrumpfenden Talismans; aber der Jüngling, wie er ſie ſo ſchön ſieht vor Entſetzen und Liebe, iſt nicht mehr Herr ſeiner Gedanken.)

* * * * * * *

(Unter Orgelton treten ein — die Kirche Notre-Dame nnd die Augsburger Domkirche.) **)

Die Augsburger Domkirche. In der That, meine liebe Notre-Dame, Eure Pariſer Gegend iſt ſo abſcheulich mit Menſchen vollgedrängt und ſo ſchmutzig, daß mein neues Kleid über nnd über beſpritzt iſt, und meine ſeidnen Schuhe ganz mit Koth bedeckt, aber da ſind Eure edeln Landsleute, die all mein deutſches Entſetzen aufgeregt haben. Ich denke, wir ſollten ihnen eine Predigt halten!

Notre-Dame. Ja! laßt uns ihnen eine Predigt halten!

Augsburger Domkirche. Oh Ihr verführeriſchen Diebe und tugendhaſten Galeerenſklaven!

Notre-Dame. Oh Ihr vertrauenswerthen Hofmeiſterinnen nnd keuſchen Prinzeſſinnen!

*) Peau de Chagrin. Der Plan dieſer Erzählnng iſt dieſer: ein junger Mann, der ſich ertränken will, findet eine magiſche Hant, die ihm die Gewährung aller ſeiner Wünſche ſchaffen ſoll, aber, ſo wie er in den Beſitz eines neuen Wunſches kommt, einſchrumpft. So wie ſie einſchrumpft, ſchwindet auch ſein Leben, und wie ſie ganz geſchwunden iſt, ſtirbt er.

**) Balzac Peau de Chagrin.

*) Peau de Chagrin, woraus das Folgende genommen iſt.

**) Dieß menſchliche Auftreten dieſer beiden ſchönen Kirchen, ſo wie ihre einfachen und intereſſanten Reden verdanke ich dem erhabenen Dichter des Ahasverus, auf welchen ich alle Herren nnd Damen verweiſe, die ſich mit der Sprache und dem Benehmen von Sternen, Kometen nnd Gebänden bekannt machen möchten. (Vergl. über dieſe wunderlichſte Ausgeburt des franzöſiſchen Romanticismus Ausland 1834, Nro. 281 ff.)

Digitized by Google

Augsburger Domkirche. Oh! Ihr Barnave und Ihr Töchter des Sejanus!

Notre-Dame. Oh, Ihr Beulart, der Ihr Euch Graf D*** nennt!

Kapitän Beulart (zieht mit einer Hand eine Piſtole aus dem Gürtel und entblößt mit der andern ſeinen Hirſchfänger). Sacre dieu, was wollen die alten Heren? (Er ſchießt die Notre-Dame nieder und durchſtößt die Augsburger Domkirche, gähnt dann, wiſcht ſein Schwert ab und ruft) Welch ein fürchterlicher Traum!

(Satan tritt auf, gefolgt von einer Anzahl Teufel mit großen Beſen.)

Galeerenſklave (auf die Kniee ſinkend). O Gott! O Satan! O Himmel! O Hölle!

Leoni (ſchlägt die Inſul vom Haupt der Notre-Dame und eilt auf eine Fallthüre zu). Ich gehe nach Venedig.

Barnave (zärtlich eine kleine Waſſernixe anblickend, die ihm eben ein Paar ſaubere wollene Strümpfe eingehändigt). Verflucht ſey, wer zuerſt darauf verfallen, aus dem Gräßlichen ein Gewerbe und einen Handel zu machen! Verflucht ſey die neue poetiſche Schule mit ihren Henkern und Geſpenſtern; ſie haben mein ganzes Weſen umgekehrt; und da, während ich die moraliſche Welt in ihren geheimnißvollſten Einflüſſen beobachtete, habe ich ganz überſehen, daß die hübſche kleine Jenny eine Frau geworden!

Die Hofmeiſterin (die Prinzeſſin an der Hand zu Satan hinführend, im unterthänigſten Ton). Dieſe junge Prinzeſſin, mit Genehmigung Eurer Majeſtät. . . .

Beulart (zieht ſeinen Stammbaum aus der Weſtentaſche und beginnt ein Selbſtgeſpräch).

„Seyn oder nicht ſeyn, das iſt hier die Frage!“

Satan. Nicht ſeyn, Schurke — da (zu den Teufeln) kehrt dieſen Staub von der Bühne weg. *)

Chaos.

So wie ich es hier geſchildert, iſt Vieles von der leichten Literatur in Frankreich — eine Art Phantasmagorie; nicht ohne Talent, aber ohne alles das, was das Talent ergreifend und achtbar macht.

E. Sue wäre kräftig, wenn er nicht überſchwänglich ſeyn wollte, Balzac anmuthig und rührend, ränge er nicht nach Fineſſen und entwürdigte er ſich nicht durch Unanſtändigkeit. Janin iſt gewandt, witzig, glänzend, aber in ſeinen größern Werken ohne Zuſammenhang; und mit ſeinen Launen ſchäkernd, gleicht er dem Schmied, der, wenn er kräftig auf dem Amboß gearbeitet, inne hält, um ſich an den ſpringenden Funken zu ergötzen. G. Sand, oder um eine Maske fallen zu laſſen, die Niemand mehr berückſichtigt, Madame Dudevant, iſt in jeder Hinſicht eine außerordentliche Perſon und gewinnt, indem ſie die Rüge des Kritikers verdient, zugleich ſeine Bewunderung. Ihr Styl iſt der beredteſte unſerer Zeit, und obſchon hin und wieder durch moderne Zierrerei entſtellt, häufig genug mit der antiken und geweihten Färbung begabt, welche Rom ſeinen Heiligen, Judäa ſeinen Propheten verlieh. Ihre Werke ſind zwar, als Ganzes betrachtet, falſch und unnatürlich — aber ſie enthalten Stellen voll Natur, Beredſamkeit und Wahrheit — Abſchnitte, gereift unter den Herzenserfahrungen ihrer ſchönen und kühnen Verfaſſerin.

*) Ahasverus von Edgar Quinet.

Es iſt weit anziehender, die Urſachen und Wirkungen dieſes ſeltſamen Mißbrauches des Talents zu erforſchen, als bei der Kritik der daraus hervorgegangenen Schriften zu verweilen. Welchen Urſachen haben wir denn nun dieſe außergewöhnlichen Erzeugniſſe zuzuſchreiben und welche Wirkungen werden ſie ihrerſeits wieder hervorrufen?

Fürs erſte, der populäre Styl, welchen die Geſchichte und andere auf Belehrung abzweckende Werke angenommen, hat die Zahl der **leichten Leſer** vermindert, und Viele der Nüchterneren und Beſſerunterrichteten derjenigen Klaſſe entfremdet, an welche der Romanſchreiber ſich in der Regel wendet. Die Folgen freier Einrichtungen trugen auch dazu bei, den Gebieten der ſchönen leichten Literatur eine beträchtliche Anzahl von Köpfen zu entziehen, von denen, vermöge ihrer Talente und ihrer Stellung im Leben, zu vermuthen war, ſie würden, ſo lange der Romanſchreiber auf ſie als einen einflußreichen Theil ſeiner Leſer zählen mußte, ſeine Auswüchſe mäßigen, ſeinen Geſchmack verbeſſern.

Auch ſind verheirathete Frauen in Frankreich weit mehr durch die Geſellſchaft oder durch Beſorgung der Angelegenheiten ihrer Ehemänner in Anſpruch genommen, als bei uns, und die Unverheiratheten leben, in den gebildeten Klaſſen, weit eingeſchränkter und zurückgezogener.

Junge Leute alſo und unterhaltene Geliebte machen einen ſehr großen Theil des Publikums für Werke der Dichtung aus; und demgemäß ſind für dieſe meiſt ſolche Werke geſchrieben. Darum drücken ſie nicht die Sitten oder Gefühle der Geſellſchaft aus; auch beſtimmen ſie nicht die Sitten und Gefühle. In alten Zeiten thaten ſie beides, weil ſie damals für Perſonen höheren Standes geſchrieben waren, welche, die Ideen und Gewohnheiten ihrer Zeit beſtimmend, ſie auch an ſich darſtellten. Aber **dieſe** Perſonen ſind jetzt ernſthafter beſchäftigt. Die populäre Literatur darf nicht immer als Kennzeichen des nationalen Geiſtes betrachtet werden; und, ſo ſeltſam es lauten mag, darf man behaupten: weil Frankreich ernſthafter, unterrichteter und beſchäftigter geworden, deßwegen hat es jetzt eine leichte Literatur, welche auf den Geſchmack des Publikums kein günſt'ges Licht wirft.“

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 12.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 März 1836.

Aus Viktor Hugo's Dämmerungsgeſängen.

III.

Die Glocke.

Doch kann der Glocke dieß, kann's meiner Seele ſchaden?
Wenn beide Gottes Geiſt zu ſeinem Dienſt wird laden,
Sie anrührt und gebeut: jetzt tönet und jetzt ſingt!
O dann mit Einemmal von allen Seiten bringt
Aus der bewegten Bruſt, gefüllt mit dunkeln Schatten,
Durch alle Flecken, die ſich drauf gelagert hatten,
Von Aſche nicht und Roſt, von keinem Wuſt beſiegt,
Was Großes hell hervor, das durch den Himmel fliegt!

Das Hoſianna wird dieß ſeyn der Kreatur!
Und dein Gedank', o Herr! und dein Wort, o Natur!
Ja, was mit Schluchzen ſich, mit Blitzen ſich reißt los,
Wie aus dem Eis die Fluth, wie Sturm aus Meeresſchoß,
Wie aus Aurora's Urn' ausſtrömt des Tages Schimmer:
Es wird, was dann entſtrömt und ſtille ſtehn wird nimmer,
So lang die Glocke ſchwebt, aufrecht die Stirne ragt:
Der große Wohllaut ſeyn, der Alles, Alles ſagt!
Ja, Alles! ſtilles Leid, der Menge wildes Toben,
Des Sinkenden Geſchrei und deß, der ſich erhoben;
Die Zwieſprach, wo der Menſch mit Leidenſchaften ringt;
Der Täuſchung Lebewohl, das ſie zum Abſchied ſingt;
Der Hoffnung Unterzehn, das Schiff, beleckt vom Schaume,
Das Weib in ſeinem Gram, die Jungfrau in dem Traume;
Die Tugend, die ſich groß ſäugt an des Unglücks Bruſt,
Und die zur Rieſin wächſt in Leiden- und Verluſt;
Den dampfenden Altar, um den ſich Gläub'ge drängen;
Die Mutter, die am Arm hat ihre Kinder hängen;
Die Nacht, die Tag um Tag die Welt in Schweigen hüllt,
Indeß das Meer allein noch unbotmäßig brüllt;
Der Sonne Sterbegluth! geſtirnte Dämmerungen;
Die Zeit, wo Sonn, und Mond ihr Licht in Eins geſchlungen;
Die Well' und das Gebirg, nennend mit Einem Mund
Den großen Namen, der iſt aller Stimmen Grund;
Das räthſelhafte Lied, das unter Flügelſchwingen,
Man hört vom Adlershorſt zum Neſt der Schwalbe dringen;
Den Kreis an deſſen Ziel der Menſch ſo frühe ſteht:
Von Glauben, Reinigkeit, von Liebe und Gebet;
Und jenen Strom von Licht und Gluth, der nimmer endet,
Den an die Welt der Menſch und Gott der Seele ſpendet!

IV.

O dann, wenn dieſes Lied tief in die Seelen fällt,
Wird in der Stadt das Volk, der Landmann auf dem Feld,
Der Weiſe, der ſein Ohr hinneigt den innern Stimmen,
Vor dem die Ewigkeit die Stunden läßt verſchwimmen —
Sie werden ſchweigend knie'n; das Kind läßt Spiel und Scherz,
Läuft zu der Mutter hin und deutet himmelwärts.
Dann fühlet Jeder, wie ein Balſam lind ſich ſenket
Auf ſein geheimſtes Leid — dieſelbe Schale tränket
Die Maſſen und das Herz, das in der Stille krank
Sein Weh geduldig trug, mit gleichem Lebenstrank;
Die Jungfrau, die im Leid ſaß an der Quelle Saume,
Entſagt bei dieſem Klang dem wehmuthsſüßen Traume;
Dann kommen All' herbei; Wittwen mit ihrem Gram:
Was gut, was ſchwach, was bös — der Krämer, der den Kram
Dicht an dem Säulengang des Tempels aufgeſchlagen,
— Giftſchwämme, die am Fuß der Eichen Wurzeln ſchlagen. —
Es kommt der Gläubige, der ſich voll Demuth bückt,
Und Alle hören zu, bald ſchauernd, bald entzückt,
Wie man am Meere träumt, wenn dumpf die Wellen toben,
Der Seele von Metall, die laut aufſtöhnt dort oben:

V.

Du Hymne der Natur, der Menſchheit Lobgeſang,
Der, vom Echo geſchwellt, forttönt mit Rieſenklang,
Ernſt, nie gehört ſonſt, froh, verzweiflungsvoll, erhaben!
Bald in den höchſten Höh'n, im Abgrund bald begraben!

Digitized by Google

Du Hymne, die jezt tief in Wohllant ſich verſenkt,
Jezt, wie die Weg' im Sturm zum Himmel auf ſich lenke!
Geſang, den man vernimmt auf Bergen und auf Fluren,
Geſungen und geweint von allen Kreaturen!
Der in dem Fluſſe ſchäumt und der im Walde rauſcht,
Zu jener Stunde, wo der Wandrer forſcht und lauſcht,
Wenn an der dunkeln Schlucht, am Himmel, dunkelbläuer,
Auftaucht des Schäfers Stern, zuſammt des Hirten Feuer,
Hymne, die Morgens ſich vom Waſſer dunſtend hebt,
Die Nachts im Vogelneſt entſchlummernd ſich begräbt!
Wort, das die Glocken ſich von Mund zu Mund erzählen
Und welches, reich an Troſt, die Seele ſagt den Seelen!
Endloſen, mächt'gen Pſalm, den alle Sprachen ſchwach
Mit ihrem Wörterſchatz ſtammeln und lallen nach,
Und deſſen heil'gen Sinn mit Einem Wort beſchriebe,
Wer ſagt: ich bete an! und wer da ſagt: Ich liebe!

Und dieſer hohe Pſalm voll ſiegender Gewalt,
Der höher in der Bruſt als in den Lüften ſchallt,
Der Seel' und Glocke wird er alle Feſſeln ſprengen
Und ihres Wohllauts Schoß aufthun zu tiefern Klängen!
Anſtimmen beid' ihn dann, mit Stimmen wunderbar,
So wie der Murmelbach im Walde rein und klar,
Keuſch, wie der Liebe Wunſch, die noch ſich ſelbſt verborgen,
Jungfräulich wie das Lied, das anhebt jeder Morgen,
Geweiht dem höchſten Dienſt, nichts Andres tönen ſie
Als nur Begeiſterung und Lied' und Harmonie.
Dann wird nicht das allein, was lesbar noch geblieben
Vom heil'gen Wort, das einſt der Fläche eingeſchrieben;
Nein! alles auch, was je in ihr beflecktes Erz
Mit roſt'gem Nagel grub profaner Fremden Scherz:
Es werden Hohn und Spott, die frech die Seelen morden,
Die Krone, die zum Gräu'l, zur Mißgeſtalt geworden,
Das Alles, fern davon den Einklang zu zerſtören,
Erhöhn den prächt'gen Ton mit leiſen Klagechören;
Ja jede Läſt'rung, die das göttliche Metall
Geſchändet hat, verliert den Mißton in dem All;
Was aus dem Zweifel quillt und widerſpenſt'gem Triebe,
Zählt als ein Tropfen mit in dieſem Strom der Liebe;
Damit der Lobgeſang entſchalle voll und rein:
Wird nichts Befleckung mehr, Metall wird Alles ſeyn!

VI.

O, was für ein Triumph iſt, Gott, dieß für dein Walten!
Welch Schauſpiel für das Aug', deß Strahlen uns erhalten,
Wie unausſprechlich groß! So ſüß fürs Menſchenherz
Wie für des Engels Geiſt und dich, dem fern der Schmerz:
Daß, wenn für eine Zeit Sünde befleckt ein Weſen,
Durch deines Geiſtes Hauch es wieder kann geneſen,
Und dich beſingt, nicht mehr der alten Schuld bewußt,
Die Läſtrung an der Stirn, die Liebe in der Bruſt!

In ſolcher Art ergoß mit ungehemmter Schnelle
Dem Fremdling auf dem Thurm ſich der Gedanken Welle,
Die durch das Schluchzen wuchs, das aus dem Herzen kam;
Die Nacht, die ſtille, die als Schweſter liebt der Gram,
Hatt', als er unten war, ſchon ganz die Welt umgeben;
So zog er ſeines Wegs; das wechſelvolle Leben
Zog, hin zu Tagen von noch ungewognem Loos,
In der Ereigniſſe geheimnißvollen Schoß
Den Mann mit wunder Bruſt, deß Seele leicht zum Raube
Dem Sturm des Schickſals wird; die bald ſich beugt zum Staube,
Bald ſich empört, wenn ſie der Hammer trifft — der Schmerz;
Im Seufzen ſchwaches Glas, im Widerſtand ganz Erz.

Die Fudges in England.

(Fortſetzung und Schluß.)

4. Brief. Patrick, Magan, Esq. an den Ehrwürdigen Richard — —.

Er meldet ihm die Ankunft des Mortimer O'Mulligan (Sullivan), früher Murtagh geheißen, der aus Irland komme mit jammervollen Klagen über das Märtyrerthum der dortigen (proteſtantiſchen) Geiſtlichkeit, in Folge der Verweigerung des Zehnten. Dieſer Mortimer ſey zu Miß Fudge, zu einer frommen Verſammlung gebeten. „Gebet um halb acht und Thee um acht Uhr." Die Einladungskarten dazu ſeyen mit Cherubim geziert. Um ſo mehr möge ſich Richard beeilen, damit nicht jener ihm die Miß wegſchnappe. Er für ſeine Perſon ſey ganz beſchäftigt mit der Liebe zur Nichte, aus der er leider das Verſemachen nicht hinausbringen könne. Schlimm ſey, daß ſie beide zuſammen nur zehn Pence beſitzen.

Im 6ten Brief ſchildert Larry O'Branigan, ein irländiſcher Bauer, dermalen in England, ſeinem Weibe Judy in Mullinafad ſeine Schickſale ſeit der Nacht, wo er ſeine liebe Hütte verlaſſen. Der Grund ſeiner Entfernung von der Heimath war der Tod des Ferkels, deſſen Erlös zu Bezahlung des Pachtzinſes dienen ſollte — der armen Julianna, an welchem Namen, wie der abergläubiſche Irländer vermuthet, das von der ganzen Familie tief betrauerte gute Thier wahrſcheinlich geſtorben ſey. Vor Hunger ſo dünn wie ein Brett, ſey er in Bath angekommen, wo er ſein Brod damit verdient, daß er alte Damen über die Straße getragen und hierin habe es ihm keiner gleich gethan.

Aber das Glück hat zwei Handhaben, ſagt man, mein Schatz!
Auch das meinige hat ſie — doch am unrechten Platz!

Er habe das Unglück gehabt, als er eben recht fröhlichen Gedanken nachgehangen, eine alte Geäfin mit Muff, Federn und Allem in den Koth fallen zu laſſen, worauf er ſich ſchleunig davon gemacht. Jetzt ſey er in einer Stadt, deren Namen er ſelbſt nicht recht wiſſe; aber ſeinem Weib werde das Heez im Leibe hüpfen, wenn ſie höre, was iheem ſchönen Larry gleich am erſten Tag begegnet: er habe den ehrwürdigen Mortimer O'Mulligan, ſeinen Milchbruder, aufgefunden, und dieſer, ebenſo erfreut über das Zuſammentreffen, habe ihn ſofort zum Kam-

Digitized by Google

merdiener angenommen. Die einzige Schattenſeite an der Sache ſey: daß Murtagh vor einiger Zeit Proteſtant geworden —

— — — warum? ich errathen nicht kann;
Er muß es wohl wiſſen, doch mich geht's nicht an;
Was ich weiß, iſt: katholiſch waren beide wir als Kinder,
Und ich bin es jetzt noch, nicht mehr und nicht minder.

Die Uebereinkunft ſey zu beiderſeitiger Zufriedenheit abgeſchloſſen worden, indem Murtagh (oder jetzt: Mortimer) ihn mit ſchlauer Miene gefragt: Natürlich ſey er ein Proteſtant? was er, Larry, eben ſo ſchlau bejaht habe. Seitdem ſeyen ſie die beſten Freunde.

Nächſten Dienſtag werde ſein Herr eine Predigt oder Rede oder etwas dergleichen halten, wie im Anſchlagzetteln verkündigt werde.

6. Brief. Miß Biddy Fudge an Mrs. Eliſabeth. Aufforderung doch eilig herbeizukommen, ehe der theure Mann abreiſe,

Welcher ſtrahlt in der vielfach ſchimmernden Glory
Des Orangemans, des Frommen, Ex-Papiſten und Tory:

Seine Rednergaben ſeyen außerordentlich: Ein herzbrechendes Bild entwerfe er von dem Zuſtand der armen iriſchen Kirche, für welche ſich die ganze Welt erheben ſollte:

Umſonſt daß man ſagt den unſinnigen Radikalen,
Die ſich weigern, 1000 Pf. einem Pfarrer zu zahlen,
An Orten, wo man Proteſtanten nie ſah:
„Vielleicht werden doch noch geboren allda!
Und wenn ſich's begäbe: wie ſchad' um die Seelen,
Wenn Pfarrer und Küſter zur Taufe dann fehlen!
Klar iſt's, daß wenn keine Pfarrei mehr beſteht,
Solch ein Embryo der Kirche zu Grunde dann geht,
Und während den Koſten berechnen die Thoren,
Gehn koſtbare Seelen dem Heile verloren!“

Die Gegenpartei ſey ganz verſtockt! ſie wollen gar nicht einſehen, welcher Beweis von Liberalismus der proteſtantiſchen Kirche es ſey, daß ſie, wenn ſchon Feindin des Papſtthums, gegen das katholiſche Geld gar nichts habe, und ihre Heiligen ſogar auf Koſten der Katholiken in den Himmel eingehen. Der ehrwürdige Mortimer habe in ſeiner Rede ſelbſt Irwing übertroffen. Er habe die ganze Geſchichte der iriſchen Kirche durchgegangen und handgreiflich gezeigt, wie eigenthümlich und einzig in ihrer Art ſchon ihre Entſtehung, wie im Widerſpruch mit dem Inſtikt, mit dem Geſetz, mit der Macht der Natur und Vernunſt ihre ganze Exiſtenz ſtehe, wie ſie Jahrhunderte lang mit Widerwillen, Widerſtand, Verachtung, Haß und Verwünſchung kämpfend, doch ſich behauptet habe — aus welchem Allem er den Schluß gezogen: daß dieſe Kirche von den Geſetzen der Natur ausgenommen ſey, daß die Vernunſt vor dieſem Mirakel verſtummen müſſe.

Nie gab's einen ſieghaftern bündiger'n Schluß,
Der die Feinde der Kirche zu Schanden machen muß.

Beigelegt ſind wieder Auszüge aus dem Tagebuch, worunter Folgendes:

An die ind'ſche Miſſion den Beitrag für heuer;
Zwanzig Pfund! eine ſchwere Frömmigkeitsſteuer!
Von den indiſchen Sachen, womit wir uns brüſten,
Sind am koſtbarſten wohl die Kompanie-Chriſten,
Und das Schlimmſte, daß unſre Bekehrten zumeiſt
In ihrem Glauben aufgeben den Geiſt.
So iſt, was man ihnen an Lehren geſpendet,
Wie ſchrecklich, o Liebe! — iſt Alles verſchwendet!
Und was ſie verzehrten an Rum und an Reis,
Dafür zahlen wir armen Heilgen den Preis!
Doch wachſen uns immer noch Einige zu:
Der Report zählt ſechs Chriſten in Cunnungcaboo u. ſ. w.

Das Tagebuch vom Freitag erzählt einen ſonderbaren Traum, worin ihr der Genius der Ehe erſchienen, in jeder Hand einen Bräutigam führend — die Herren O'Mulligan und Magan. Der ſchöne Magan, mit Engelsflügeln, war ein Weſen, ganz zum Bezaubern, aber auch der gefiederte O'Mulligan, als ältlicher Seraph, ſah nicht übel aus.

O Liebchen! du kennſt mich und ſtellſt dir wohl vor,
Den, welchen von beiden ich mir erkor.
Doch, entſetzlich zu ſagen, als ich, ganz bang,
Es möchte entfliehen der reizende Traum,
Nach Magan haſchte: entſchwand er wie Schaum —
Und ich hatte, daß Gott ſich meiner erbarme,
O'Mulligans Kopf, Flügel und Alles im Arme;
Der Engel war weg, zu der Sterne Azur,
Und mir blieb der ältliche Cherub nur.

Der 7te Brief, von Fanny Fudge an Miß Kitty, enthält wieder eine unregelmäßige Ode, das Verlangen nach ſchlummernden Blumenſeelen, nach den erſten Meereswellen, nach Heklafeuer ausſprechend, die aber plötzlich abbricht, weil die Schreiberin durch ihre innere Bewegung abgehalten iſt, fortzufahren. Sie ſchwebt nämlich in Erwartung ihres Schickſals, das die Poſtkutſche bringen ſoll: ob ſie leben oder ſterben, d. h. ob ſie unbekannt bleiben, oder unſterblich werden wird? Sie hat — ein Buch herausgegeben, betitelt: Weh, Weh!

Die Hälfte der Koſten für Papier und für Druck
Gewann ich durch meine Erſparniß an Schmuck,
Ich achtete nicht der Garderobe Schmuy,
Und verwandte das Geld zu der Muſe Putz.
Und wer, liebe Kitty, thät' ſo nicht mit Wonne?
Was iſt gegen des Ruhmes Duft eau de Cologne?

Sich ſelbſt mit dem Ruhm begnügend, labt ſie ſich an dem Gedanken, welche Quelle des Reichthums für den Verleger das Buch werden müſſe.

Um 5 Uhr wird der Brief ergänzt; Alles ſteht trefflich! die herrlichſten Lobſprüche ſind angekommen; zwei Proben werden beigelegt. In der Morningpoſt wird das Werkchen anempfohlen als treffliches Mittel gegen ſchlechte Verdauung, indem darin die beſten Ingredienzien, Blumen, Süßigkeiten und Narkotiſches von einer höchſt einſichtsvollen Hand gemiſcht ſeyen, ſo daß das Buch als höchſt elegant, leicht und gefahrlos geprieſen

Digitized by Google

werden müſſe, das Court-Journal enthielt eine Anekdote, daß ein Lord im Geheimerath das Buch noch ungeheftet geleſen.

Der 8te Brief iſt vom Bob Fudge an Mortimer O'Mulligan. Er entſchuldigt ſich gegen den Hochwürdigen, daß er wegen des Zipperleins ihn nicht in *** ſehen und ſprechen könne. Nach dem, was ihm ſeine Schweſter Biddy ſchreibe, hoffe er, ſie würden ſich in Allem gut verſtehen, und er erklärt ihm offenherzig, in der Zuverſicht, dieſe Offenherzigkeit werde nicht für Unhöflichkeit genommen werden: er habe von Jugend an Irland — zum Teufel gewünſcht, welchen Wunſch der patriotiſche Irländer hoffentlich mit ihm theilen werde, denn immer und immer habe man das Geſchrei hören müſſen: Irland verlangt das und das. Gottlob daß man ihm noch nicht Alles verwilligt, und daß, wenn die Britten Männer ſeyen, man auch das Verwilligte zurücknehmen könne. Die irländiſche Sache habe den nachtheiligſten Einfluß auf ſeine Geſundheit:

Ich meine, daß die katholiſche Frage
Mir in der That in den Magen ſchlage!

Alles gehe täglich ſchlimmer; alle Sekten bekomme man nach und nach auf den Hals, die Quäker ſelbſt werden Redner und Geſetzgeber — und dann gar auch Juden! er werde krank, wenn er an den Gräuel denke: Burſche, die keinen Schinken mit Erbſen eſſen — Geſetzgeber einer großen Nation! Statt der Accise werde man bald die Circumcis-Steuer bekommen. In der That glaube er, daß das tauſendjährige Reich herannahe, da die Strafe für die Reformbill doch nicht lang ausbleiben könne. Doch gebe er noch nicht alle Hoffnung auf, daß der Torysmus ſich noch einmal erheben werde, obgleich derſelbe dermalen ſo wenig als er ſelbſt ein Bein habe darauf zu ſtehen. — Mitten im Ausmalen dieſer glänzenden Hoffnungen wird er vom Zipperlein unterbrochen, und ſein Sekretär vollendet den Brief durch die Nachricht, daß der Squire „in martialiſchem Eifer" ſich habe aufraffen wollen, aber unfähig ſich im Gleichgewicht zu erhalten, unter den Tiſch gefallen ſey. Uebrigens ſey Alles wohlbehalten geblieben: Tiſch, Stuhl und Krücke — nur des Squire's Kopf habe ein wenig Noth gelitten:

Doch darob iſt unſere Unruh' nicht groß.
Denn ſein Kopf hält gar wohl aus einen Stoß.

Der 9te Brief von Larry O'Branigan bringt ſeiner Frau ſchlimme Botſchaft. Bitter beklagt er, in die Dienſte eines Mannes getreten zu ſeyn, der kein O, das Zeichen altiriſcher Herkunft, vor ſeinem Namen habe, während er ſelbſt von einem Geſchlecht abſtamme, welches älter ſey als die Sündfluth. Er habe ſeinen Abſchied genommen wegen der Schmähungen, welche Murtagh und Andre gegen die Papiſten ausgeſtoßen, als wären es eitel Mörder, Meineidige, Schurken und von ihren Prieſtern ſelbſt zu Mord und Todtſchlag aufgemuntert; dabei hätten ſich die Redner beſtändig auf den Doktor Dens berufen. Er ſelbſt habe dagegen ſprechen wollen, aber im Augenblick wo er ſich erhoben, ſeyen ihm alle Gedanken rein aus dem Kopf entſchwunden, und ein zweiter Verſuch zu reden ſey ebenfalls mißglückt. Was er jetzt mit ſich und ſeinem Hunger anfangen ſolle, wiſſe er ſelbſt noch nicht.

Im 10ten Brief ſetzt Mortimer einen Freund in Kenntniß von dem Märtyrerthum neuer Art, welches ihn und ſeine Gleichgeſinnten treffe: ſie ſeyen Märtyrer des Hohns, des Spottes und Gelächters und dieſe Qualen ſeyen, da ſie die Seele angreifen, weit ärger als Daumenſchrauben und Folter. Ein St. Sebaſtian könnte von den Pfeilen des Spotts erſchoſſen, ein St. Laurentius auf dem geiſtigen Roſte gebraten werden. Auch ſey durchaus keine Hoffnung, daß die Emanzipation widerrufen, eine neue Keite geſchmiedet, eine neue Zwangsbill dekretirt werde. O glückliche Zeit! ruft er aus, wo man Wölfe und katholiſche Pfaffen auf gleiche Weiſe hetzte und auf jeden Kopf fünf Pfund ſetzte! Ach und dieſe Zeit werde nie wiederkehren! Jetzt habe er in dieſen betrübten Zeitläuften keine andre Wahl als:

Der Held, erſchöpft vom Kriegsalarm
Sucht Ruhe in der Schönheit Arm;
Der müde Taggott ſinkt mit Luſt
An der ſilberfüßigen Thetis Bruſt,
Und mich führt meine alte Kutſche
Hin zu der reichen geliebten Miß Fudge!

Eine den Glanz ſeiner Ausſichten etwas trübende Bedingung ſey, daß er den Namen ſeiner Dame annehmen und ſich Mortimer O'Fudge ſchreiben müſſe.

Im 11ten Brief ſchreibt Magan ſeinem Freund Richard, daß ſich Mortimer mit Miß Biddy vermählt, und er mit Miß Fanny davongelaufen ſey, nachdem ſie ihm zuvor alle ihre Poeſien habe aufopfern und geloben müſſen, nicht mehr über die Proſa hinauszugehen. Larry, der ſich einige der verurtheilten Poeſien ausgebeten, ſey in ſeinen Dienſten, und der kürzlich verſtorbene Großoheim Fanny's habe, mit Uebergehung von Biddy Fudge, all ſein Vermögen jener vermacht.

An Uebertreibungen kann es natürlich in einer Sache, wie das Verhältniß der proteſtantiſchen Kirche zum katholiſchen Irland, auf beiden Seiten nicht fehlen; entſchuldbarer ſind ſolche gewiß in einem komiſchen, wiewohl zugleich ſehr ernſt gemeinten Gedicht, als in proſaiſchen Anklagen und Verdächtigungen. Die Streitfrage ſelbſt ſtellt ſich immer bedeutender heraus, wenn auch die Poeſie in den Kampf hineingezogen wird. Ueber die politiſche Seite des Streits iſt hier nichts zu ſagen; den Zweifel könnte man aufwerfen: ob ſich der Gegenſtand zum Vorwurf der Poeſie und namentlich zu komiſcher Behandlung eigne? oder vielmehr, da die letzte Frage durch das beſprochne Gedicht faktiſch beantwortet iſt: ob dieſe komiſche Weiſe dem Ernſt und der Würde der Sache angemeſſen ſey? Th. Moore hat in ernſten Dichtungen ſein warmes iriſches Herz bewährt, es wird ihm über die Veränderung des Tons kein Vorwurf zu machen ſeyn, und auch die proteſtantiſchen Kritiker Englands anerkennen die Gerechtigkeit der von ihm verfochtnen Sache, ſo wie die witzige Art, womit er es thut.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 13.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 März 1836.

Ahasverus. Napoleon.

(Von Edgar Quinet.)

Quinet, ein eifriger Freund ausländiſcher, namentlich auch dentſcher Literatur, welcher Herders Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit ins Feanzöſiſche übertragen hat, beſchenkte in letzter Zeit ſeine Landsleute mit den zwei obengenannten größern Gedichten, über welche wir hier berichten wollen. In der Vorrede zu dem kürzlich erſchienenen Napoleon ſpricht ſich der Autor ſo aus: „Die Leſer werden erkennen, daß trotz der Verſchiedenheit des Gegenſtandes dieß Gedicht gewiſſermaßen die Ergänzung des früheren bildet und daß beide zuſammengehören. Ahasverus ſtellte, nach der Abſicht des Veefaſſers, ſeinem Gegenſtand gemäß die Poeſie der Vergangenheit, der Weltgeſchichte, des ewigen Menſchen dar, in welchem alle Menſchen untergehen und der die Menſchheit heißt. Das auf ihn folgende vorliegende Gedicht gehört der Poeſie der Gegenwart an; zu ſeinem Gegenſtand hat es den individuellen Menſchen, den Helden, Napoleon. Dieſen beiden Bruchſtücken wird ſpäter ein dritter Theil folgen, der den Sinn der vorangehenden vervollſtändigen ſoll. Bis dieſer vollendet ſeyn wird, bleibt das beſcheidene Denkmal, welches der Verfaſſer zu gründen unternommen, mehrfachen Angriffen bloßgeſtellt, von welchen manche und namentlich die Beſchuldigung einee irreligiöſen Tendenz, hätten abgewieſen werden können, wenn das die verſchiedenen Fragmente verknüpfende Band gleich von Anfang an hervorgetreten wäre."

Ahasverus beginnt, wie Fauſt, mit einem Prolog im Himmel. Der ewige Vater verkündigt den um ihn verſammelten Heiligen ſeinen Entſchluß, eine neue Welt zu ſchaffen. „Ihr wißt es, die Zeiten ſind erfüllt. Wenn das Weltall müde iſt ſeines erſten Tages, wirſt du, mein Engel Gabriel, den Arbeiter in meinem Weinberg mit dem Flügel berüheen und erwecken. Ich hab' es Euch geſagt: die Erde war ſchlecht, ich will morgen eine andere ſchaffen. Ich will dießmal den Menſchen ſchaffen aus einem beſſern Thon, ich will ihn beſſer härten. Aber um Euch vorzubereiten, daß Ihr die neue Welt beſſer hütet, will ich, daß hier in ewigen Figuren das Gute, das Böſe, alle Thaten und das erfüllte Schickſal der Welt, in welcher Ihr gelebt habt, vor Euch dargeſtellt werde. Entſchleiern ſoll ſich Euch das Geheimniß, welches ich verbarg mit meiner Hand in den Schluchten der Felſen und im Himmel. Meine Seraphim werden vor Euch das furchtbare Myſterium aufführen; Alles wird darin vorkommen; jede Zeit, jedes Jahrhundert, die ich abſchüttelte, eines nach dem andern, wie die Falten meines Mantels, werden ſich durch ſie in ihrer eigenen Speache ausſprechen. Das Schauſpiel dauert beinahe ſechstauſend Jahre."

Der erſte Tag begreift die Schöpfung. In der erſten Scene werden redend eingeführt das Meer, die Schlange, der Leviathan, der Vogel Vinateyna und der Fiſch Makar, alle friſchgeſchaffen, übermüthig im Gefühl ihrer Kraft. Sie ſchauen ſich um in der Höhe nnd in der Tiefe. Der Leviathan ſpricht es aus: Wir ſind allein! Nicht da, nicht dort, nicht in der Höhe, nicht in der Tiefe ein Weſen außer uns — ſo ſind wir die Götter! — Die andern ſtimmen ein; nur das Meer behauptet, daß es noch ein gewaltigeres Weſen gebe: Ich ſprach mit ihm, als Ihr kamt. Leviathan, er hat ein Schwert, das ſtärker ertönt als deine Schuppen; Vogel mit goldenem Schnabel, er hat größere Flügel als du; tauſendköpfige Schlange, er hat giftigere Biſſe als die deines Mundes. Vor dem Tag, die ganze Nacht hat er meine Fluthen vor ſich hergetrieben, wie der Seelöwe ſeine Jungen vor ſich hertreibt. Er hat mich geweckt, als Alles ſchlief; er verſchwand als die Sonne aufging. — Aber die andern Weſen beharren darauf: Wir ſind Gott!

Zweite Scene. Die aus dem Schlaf ins Daſeyn erwachten Giganten und Titanen vermeſſen ſich in unſinnigem Uebermuth ein ewiges Reich, eine unvergängliche Stadt zu gründen. Aber Gott zückt ſein Schwert zur Vernichtung gegen ſie.

Dritte Scene. Der ewige Vater gebeut dem Ocean: löſche aus die Erde, wie ein falſchgeſchriebenes Wort in meinem Buch! — Der Ocean: Ich eile mich. Schon iſt auf dem Gipfel dee Erde nur noch der Thurm eines Königs übrig, wo er bei Goldgeſchirren tafelt. Eh' eine Stunde vergeht, dringt

Digitized by Google

meine Fluth in ſeinen Saal! — Unter ſeinen Fürſten ſitzt der König an der Tafel und ſpottet der Fluth, welche die Sklaven verſchlinge, aber, von ſeinen Wachen aufgehalten, ſein Königreich nicht betreten dürfe. Die Satrapen ſchmeicheln ihm: wenn das Meer käme, ſo würde es nur dem König der Könige die Füße küſſen, oder ihm ein Diadem, aus ſeinen Perlen geflochten, bringen. Das Gelag, der Geſang gehen fort, unter dem vernehmbaren, aber nicht beachteten Seufzen und Schluchzen des Volks. Der Ocean klopft an und bricht herein; der König bittet um Barmherzigkeit, bietet ihm ſeinen Königsmantel an, der aber dem Ocean zu klein iſt, ſeinen goldenen Becher, ſeine Krone — alles vergebens; der Ocean ſetzt ſich auf den Thron, trinkt den übrigen Wein und führt vermeſſene Reden, bis der ewige Vater ihn unterbricht: Genug jetzt, Schaum-Majeſtät, Waſſertropfe, der du biſt, ſchon allzuſehr berauſcht! Da, benage zu deiner Qual dieß entwurzelte Kraut, mit Moos bewachſen!

Scene vier und fünf. Die auf dem Gipfel des Himmalaya verſammelten menſchlichen Stämme theilen ſich. Der erſte folgt dem Fluß Ganges. Dieſer verkündigt ihnen: Unter den Feigenbäumen und Pompelmuſen Indiens habe ich ſchon mein Thal gegraben, daß Ihr dort Euch ausbreitet. Wie ich es jeden Tag erfüllte mit meinen Gewäſſern, werdet Ihr es erfüllen mit Thränen, mit Schweiß, mit Hymnen und Gräbern. Euer Name wird keimen in den Jahrhunderten, wie der Lotus keimte in meinem Schlamm. Eure Götter werden ſich um Euch her verſammeln, ähnlich den Muſcheln meines Strandes. In Euern Träumen werden ſie ſich ausbreiten, wie die Frucht Amlaka in einer Herbſtnacht. Der zweite Stamm nimmt zum Führer den Vogel Greiff in das Land Iran. Den ermattenden Kindern kommen Peris zu Hülfe, tragen ſie, und verheißen ihnen die Gründung von Städten wie Perſepolis und Ekbatana. — Der dritte Stamm folgt dem Vogel Ibis nach Aegypten. Eine Frau ſpricht: Nun iſt er ſtille geſtanden unter den Weihrauchſtauden, unter den Gummibäumen. Warum hat er uns nicht in Arabien gelaſſen und auf dem Gras der Oaſe? Da hat er uns verſtreut am Nil, wie Straußeneier, auf dem ſchlammigen Ufer, wo der erſte Sturm uns vernichten wird. Der Fluß ſchleppt in ſeinem tiefen Bett fahle Geſpenſter dahin; das Thal ſpaltet ſich unter unſern Schritten wie ein Grab; der Ibis verſteckt ſeinen Kopf unter dem Gefieder und ſchläft ein auf dem Gipfel wie ein Hieroglyphe des Todes. Dieß Land iſt voll trauriger Ahnungen. Gib uns, flehen ſie zum Ibis, deine Flügel, um ſchneller in die ewige Nacht zurückzukehren. Der Ibis erwiedert: Baut Euch zuerſt Gräber in Pyramiden, um Euch alle darin einzuſchließen, wie der Wurm in der Muſchel; in ihrem Schatten werdet Ihr entſchlafen; ich ſetze mich oben darauf, wie die Eule in der Nacht auf das Zeit des Arabers. Ich will dich erwecken, wenn es Zeit ſeyn wird hineinzugehen, Volk Aegyptens. Die Wüſte iſt in regungsloſen Schlaf verſunken. Und auch du, ſchlafe gleich der Wüſte! Schon machen deine ſteinernen Sphinxe ſich ihr Lager im Sand zurecht. Auf deinen Obelisken ſchließt der Sperber der Berge die granitnen Augen. Und du auch, Sperber des Thals von Aegypten, ſenke dein Haupt unter den Flügel bis zu den Zeiten, welche kommen werden. Geräuſchloſer werden deine Jahrhunderte, eins nach dem andern, vorübergehen, als der Athem einer entſchlummerten Sphinx.

Scene ſechs. Eine Nacht im Orient. Die Sterne beſprechen ſich darüber, den Menſchen, ihren Schickſalsgenoſſen, durch Blumen und Flüſſe Träume zuzuſenden. Ein Prieſterchor ſingt: So lange die Schritte des Gottes der Götter ſichtbar ſind im Graſe von Eden und Caſchmir, verfolgen wir ihre Spuren auf den Höhen der Berge. Nicht die Sonne und nicht das Herz des Menſchen hat ſeinen Athem getrunken zu dieſer Stunde. Wie der Araber aufſteht bei der Nacht, um den Thau der Wüſte zu lecken vor dem Mittag, ſo erheben wir uns in den frühſten Tagen der Welt, um in unſere Urnen zu ſchöpfen den Gedanken des Ewigen, ehe ſeine Quelle vertrocknet. Tropfenweis fällt er von den Sternen und von dem Himmelsgewölbe und von jedem Palmenblatt; berauſchen wir uns in ſeinem Naß wie in einem köſtlichen Weine. O ihr Völker von Indien, von Chaldäa und Aegypten, nehmt der Reihe nach und trinket aus dem Kelch des Ewigen, den er voll zurückgelaſſen, als er von ſeinem Gaſtmahl wegging.

Scene ſieben. Geſang der Sphinxe. Alle hundert Jahre, wenn ich Hunger habe, nage ich die Akanthus-, Dattel- und Granatblätter ab, die man für mich in die Säulenkapitäle gemeißelt hat; wenn ich dürſte, lecke ich die Opferplatte ab; wenn der Sturmwind mich verfolgt, krieche ich in meinen Stall in meiner groſſen Pyramide von Gizehl. Um uns beſſer die Zeit zu vertreiben, lehren wir unſere Kleinen an unſerer Bruſt noch brüllend die Hieroglyphen an den Mauern leſen. Beim Gipfel des Obelisken, beim Schnabel des Ibis, beim Flügel der ſchwebenden Schlange, beim Fühlhorn des Scarabäus — unſere Weisheit iſt gröſer als die Weisheit der Königin von Saba! — Wie ſchnell verflieſſen die Tage, wenn man ewig iſt! Seit wir ſo ſprechen, ſind ſchon mehr als tauſend Jahre verfloſſen. Jedes Wort unſeres Mundes dauert ein Jahrhundert; jeder Athemzug iſt ein Jahr! — Wie die Stadt Theben vorbeigeht, fangen ſie an zu bellen und geben der Stadt, welche fragt, ob kein Bote für ſie von Saba oder vom Taurus gekommen, den Rath noch tauſend Jahre zu ſchlafen.

Scene acht. Die tauſend Jahre der Sphinx ſind verfloſſen; die Städte Theben, Babylon, Ninive, Perſepolis, Saba, Baktra, Palmyra erwachen und beſprechen ſich. Die Stadt Babylon ſpricht: Hört mich, meine Schweſtern; da wir hier verſammelt ſind, was dächtet Ihr dazu, wenn wir aus allen unſern zuſammengehäuſten Göttern einen Einzigen machten? Was ſagtet Ihr dazu, wenn wir wie ein Metallgießer der in ſeinem Schmelztiegel rührt, alle unſere Idole, unſere ehenen Widder, unſere Sperberſchnäbel, Kupferamulette und goldnen Schlangen untereinander in meinen Zauberkeſſel würfen, um Ein Idol daraus zu machen, das nur Einen Namen hat? Wir hätten dann nicht mehr auf unſern Armen ſo viel kleine Penaten zu tragen, die wir unterwegs verlieren. Ein gränzenloſer Koloß, ſo groß wie die Welt würde uns überallhin folgen, wie ein Menſch; mit Einem Schritt würde er unſere Meere und unſere Jahre umſpannen. Baktra, beeile dich, wirf in meinen Keſſel vorüberziehend, deinen Centauren von Bronze; Perſepolis, wir

Digitized by Google

die goldenen Füße der Drachen von Iran herein; Memphis, raſſe zuſammen die Schuppen deines Krokodils u. ſ. w.

Auf die Frage, wie der neue Gott zu benennen ſey, wer es wiſſe? antwortet die jetzt auch herankommende Stadt Jeruſalem: Ich! hört mich! ich bringe eine neue Botſchaft. Meine Propheten waren auf meinen höchſten Thurm geſtiegen. Dieſe Nacht, vor Tagesanbruch haben ſie mir gerufen, um in Bethlehem einen Gott zu ſehen, verborgen in der Krippe eines Stalls; er trägt einen Heiligenſchein um das Haupt; ein zartes Kind iſt er, die Städte beſchließen ihm zu huldigen; ſage ihm, tragen ſie der Stadt Jeruſalem auf, wir wollen morgen, vor Tag, ihm drei Magier-Könige als Geſandte ſchicken. Grüße auch von uns die Jungfrau, die in Linnen gekleidet iſt, die er liebt, und die zwei Engel, die Palmen tragen.

Scene neun. Die drei Könige nehmen Abſchied von ihren Frauen, Greiſſen und Reichen und treten, unter Geſprächen mit dem ſie führenden Stern die Wanderung an. Löwen und Adler ſpeiſen und tränken ſie unterwegs. Oft meinen ſie die Stadt erreicht zu haben, wo der Königsſohn ſich finden ſoll, aber immer heißt ſie der Stern weiter gehn, bis er endlich, als ſie ſchon wähnen, er habe ſich verirrt, ihnen gebeut Halt zu machen, vor einer kleinen mit Stroh bedeckten Hütte, auf deren Dach kleine Vögel ſitzen.

Scene zehn. Die Vögel wecken und beſingen das Kind. Sie verkündigen die Ankunft von Königen. Die zugleich ankommenden Hirten erklären in einem Chorgeſang ihre Armuth. Der Engel Rahel ſpielt auf einer Violine mit drei Saiten, deren eine dem gehört, der in den Wolken thront, die zweite der Mutter, die dritte dem Kind. Mit wem, ſo ſingt der Engel, hat ſich deine Mutter vermählt, daß du ſo arm biſt? Mit einem Weber ohne Arbeit, einem Leinwandſpinner ohne Rocken, oder mit einem Tiſchler? Zum Lebensunterhalt hat ihr Weber das Himmelszelt gewoben; ihr Spinner hat an ſeiner Spindel die Sonnenſtrahlen geſponnen; ihr Tiſchler hat unter ſeinem Schirmdach Golgatha gezimmert. Weine nicht, Gott der Erde! der Falke fliegt fort, auf dem höchſten Berggipfel Quellwaſſer zum Trinken für dich zu ſuchen; die Biene iſt bis in den Himmel, ihren Bienenkorb, geflogen, um ihren goldnen Honig für dich zum Mahle zu holen, und der Löwe Juda's peitſcht ſich mit dem Schweif, um dir ſchneller die geſegneten Feigen zu bringen. — Die Jungfrau Maria ruft den Vater des göttlichen Kindes an um Nahrung und Kleidung. Singt, ſagt ſie zu den Nachtigallen, nicht ſo früh, ihr jungen Störche, erhebt Euch nicht ſo bald. Ich habe meinen Herrn in Schlaf geſungen, ich will ihn auch erwecken. Laß ihn, laßt ihn noch ſchlafen. Ich habe Baſilika geſäet in ſeinem Garten und ich fürchte, er möchte, wenn er aufwacht, Thränen pflücken. — Geſpräch des Kindes mit der Mutter von ſeinem Vater, von deſſen Wohnung, Macht und Reichthum. Wenn er ſo reich iſt, ſagt das Kind, wird er uns auch ſchöne Botſchafter ſchicken. Da ſind ſie ſchon, antwortet die Mutter.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Viktor Hugo's
Dämmerungsgeſängen.

XIII.

Er war nicht zwanzig Jahr; mißbraucht hatt' er,
Was man nur lieben, was beflecken, was
Zermalmen kann — mit ſchonungsloſer Hand
Hatt' Alles er verwüſtet. Eine Schaar
Schamloſer Lüſte, folgend ſeiner Spur,
Verließen ihr unſauberes Gemach,
Wenn ihrer Mau'r vorbei ſein Schatten ſtrich.
Bei Orgien, Tag und Nacht, erſchöpfte ſich
Sein Saft, wie Wachs an Kerzen ſich verzehrt.
Der Sommer floh — im Winter ſaß er ſtumpf
Bei Glucks und Mozarts Opern brütend da.
In jene Wellen taucht' er nie ſein Haupt
Die ſtrömen aus Homers und Shakſpeare's Mund.
Er glaubte nichts; er hatte keinen Traum;
Die Langeweile gähnt' an ſeinem Bett.
Es kläffte mürriſch, unfruchtbar, ſein Spott
Stets hinter etwas Großem neidiſch her.
Er machte ſich zum Mittelpunkt des Alls;
Die Liebe kauft' er, Gott hätt' er verkauft.
Natur, Meer, blauer Himmel, Sternenheer,
Die Lüfte, die beſchmeicheln jedes Herz —
Sie hatten nichts für ſeinen ſchlaffen Geiſt.
Er liebte nicht das Feld. Langweilig war
Ihm ſeine Mutter; trunken und entnervt
Verzagt' er: Was beginnen? Ohne Haß
Und ohne Liebe, und o Jammer! ſtets
Vorm Schluß des Tages angewidert, ſchon
Vom Morgen — warf, als eine Abends ſich
Eine Piſtole fand in ſeiner Hand,
Dem Himmelsdach er ſeine Seele zu,
Wie man ein Glas wirft an des Saals Gewölb.

Feig warſt du, junger Mann! und ſchwach und ſchlecht;
Um dich nicht klagen wir! Weiht Thränen man
Dem Lolch, wenn ihn der ſcharfe Pflug zerſchnitt?
Doch mit aufricht'gem Schmerz betrauern wir
D i e, der ein ſolcher Sohn zu eigen war,
S i e, deine Mutter, die, ein ſchwaches Weib
Gekrümmten Rückens, ohne dich, das Haupt
Beſchwert vom Alter ſchon, ſich ſenken fühlt,
Die den gewiegt, der ſie jetzt zieht ins Grab.

Wir klagen nicht um dich — doch klagen wir
— Und heilig bleibt ſie uns in ihrer Schmach —
Um jenes trübe Kind, das, rein unlängſt
Und zart, in dem Manſardenſtübchen ſang,
Wo ſie dein Gold beſtach, von dem ſie ſich
Als einer neuen Sonne blenden ließ,
Daß fern die Noth, ſie nah das Glück gehofft.
Verſtümmelt und zertreten fehlt ihr Herz
Sie preisgegeben jetzt der Menge Hohn;

Digitized by Google

Sie weint um den entflohnen Blüthenduft;
Auf hartem Grund ihr Blumenſcherben brach.

Wir klagen, hohler Schatten! nicht um dich,
Du Ziffer, die nie mitgezählt als Zahl!
Um deinen Namen, rein ſonſt, jetzt entehrt,
Um deinen Vater, welcher längſt verſcharrt,
Ehrwürd'ger Krieger unſers alten Heers!
Den du, ins Grab geſenkt, in ſeinem ſtörſt:
Um deine Diener, Freunde, alle ſie,
Die dich umgaben, thöricht ſich geſetzt
In deinen Schatten; die ihr Mißgeſchick
Unſelig in das deinige verſchlang;
Um Alles, was du, launenvoll, zerſtört,
Den Hund, der den Liebloſen hat geliebt!

Du finſtrer Stolzer — deſſen Herz nichts trug!
Der kraftlos lebte, ohne Segen ſtarb!
Deß Daseyn nichts war als ein wenig Lärm,
Den man kaum ſah — geh hin in deine Nacht!
Recht iſt's. Man löſcht drum keine Fackel aus!
Stürz' in den Strom — ſein Spiegel rührt ſich nicht.
Einer Idee iſt dieß Jahrhundert voll,
Mit mächt'gem Schritt eilt auf ſein Ziel es los;
Dein Grab macht es nicht ſtraucheln auf der Bahn!
Man hört's nicht, wenn ſich deine Pforte ſchließt:
Geh hin! Was fandeſt du? Was trug dir ein
Die Laune, ſo erfüllt? dem Wollüſtling
Das Grab! dem Eiteln — die Vergeſſenheit!

April, 1851.

Gewiß! — ein ſolcher Tod — ob oder nicht
Bekannt — er trägt nichts dem Jahrhundert ein,
Und nimmt ihm nichts. Man redet kaum davon
Und tritt beiſeit. Wenn aber wachſend ſtets
Unter dem ſchwermuthvollen Himmelsdach
Der blinde Selbſtmord ſchwarz ſein Flügelpaar
Ausſpannt, wenn unter ſeinen Schatten er
Mit jedem Augenblick mehr Seelen nimmt:
Wenn überall, vorgreifend Gottes Ruf,
Er Häuptee, voll von Licht, und Herzen voll
Von Feuer, wegrafft — wenn ein Robert, der
Des Flammenpinſels Führer, hielt verhüllt
Mit heitrer Miene ſeiner Seele Sturm,
Vor Tagesabſchluß wegwirft den Pokal,
Daraus er nur der Liebe Schaum geſchlürft;
Wenn Caſtlereagh, die Bremſe, welche ſtach
Napoleon, der Britte deſſen Blut
Aus Sparta's und Carthago's Stoff gemiſcht,
Den Stahl ins Herz ſich ſenkt und ſtirbt — enttäuſcht,
Von Macht erſättigt und an Trug erſchöpft;
Wenn Rabbe Gift in ſeine Wunden gießt,
Wenn wie ein Hirſch, von Hunden wild gehetzt,
Gros keuchend, alt, ſchwach in den Strom ſich ſtürzt,
Um ſeiner Neider Meute zu entgehn:
Wenn den Familien dieſer Todesſturm
Abſchüttelt Vater, Tochter, Mutter, Sohn —
Wenn man zum Grab den Greis ſich drängen ſieht,
Dem doch ſo lang die Sonne ſchön gedünkt,
Die Gattin, die den heim'ſchen Herd verläßt,
Den Schüler, der in alten Büchern las,
Und all die ſchönen Kinder, ach, zu früh
Gereift! die noch die Menſchen nicht gekannt,
Die in Paris zum Himmel oft erhebt
Ein goldner Traum; und die ſich tödteten,
Wenn von der Höhe ihres Traums von Ruhm,
Von Tugend, Liebe, Freiheit jählings ſie
Herab in die Geſellſchaft ſind geſtürzt!
Dann beten Fromme, und der Denker ſinnt.
Ach, allzuraſch wohl iſt der Menſchheit Schritt!
Wohin will dieß Jahrhundert? wohin rennt
Der Geiſterſchwarm? Gefunden iſt noch nichts,
Und nichts begriffen. Daß die Hoffnung ſinkt
Empfinden Viel' hienieden, und das Haupt
Zerſchmettern ſie an Grabſteinkanten ſich.
Wie auf dem Eſtrich Abends man ein Ei
Zerſchmettert, dem, bebrütet, nichts entkeimt.
O Jammer des Jahrhunderts voller Müh',
Wo Alles ſich zerſetzt! Was iſt die Kur
Für dieſe Krankheit, und was iſt ihr Grund?
Iſt's, daß Vernunft den Glauben ſchwinden macht,
So wie die Sonn' am Horizont verſinkt?
Daß man beim Menſchenwerk an Gott nicht denkt?
Daß aufſtieg eine allzudicke Nacht
Im Herzensſchreine, den die Welt nicht kennt,
Die nur dein Licht, o Jeſus! hellen kann?
Sturmtriefende Matroſen, iſt es Zeit
Daß ihr Altäre baut, die Häupter beugt?
Soll man zurück die alte ſtarke Zeit
Sich wünſchen, wo die Lebenden geglaubt
Was die Begrabnen glaubten? Tage, wo
Ernſt war die Frömmigkeit, fruchtbar die Kraft;
Wo ſonnenhell die offne Bibel ſchien!

O düſter drängender Gedankenſchwarm!
O dunkle Räthſel! Fragen voll Gefahr!
Ihr macht, daß, unbewußt oft ſtehend ſtill,
Tiefſinnend durch die Stadt der Dichter irrt,
Zur Stunde, wo auf Niemand mehr man ſtößt
Als ſpäte Schwärmer, zweifelhaften Blicks,
Und die Nachtrunde, die, Geſpenſtern gleich,
Durch alle Straßenwinkel tappend ſpäht.

September 1855.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 14.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 April 1836.

Zur Beurtheilung der Dämmerungsgeſänge.

Aus zwei franzöſiſchen Beurtheilungen der Dämmerungsgeſänge von Viktor Hugo theilen wir hier unſern Leſern das Intereſſanteſte mit, woraus man abnehmen kann, theils welche Stellung Viktor Hugo in der franzöſiſchen Literatur einnimmt, theils mit welchem Eifer die Kritik derzeit in Frankreich betrieben wird.

Bonzenot, in der Revue de Paris, gibt eine kurze Ueberſicht der Geſchichte Viktor Hugo's. „Ich wünſchte auf achtungsvolle und genaue Weiſe die Stellung der heutigen Kritik gegenüber von Herrn Hugo zu erklären; eine neue und ſchwierige Stellung, die aber mit Offenheit anerkannt, mit Ruhe und Würde erwogen werden muß. Die Tage ſind fern, wo Herr Hugo, ein junger glühender Neuerer, Fuß an Fuß kämpfte gegen eine feindſelige Kritik, gegen eine Literatur, welche Meiſterin des Bodens war. Gott weiß, welche Kühnheit es erforderte, den Angriff zu wagen, welches Talent, den Sieg zu erringen! Aus dieſem mühſeligen Kampf ſchöpfte Hugo die Hartnäckigkeit und den unbeugſamen Stolz, der ihn jetzt taub macht gegen die wohlmeinendſten Räthe und unwillig über die beſcheidenſten Ausſtellungen. Der erſte Theil der literariſchen Laufbahn Herrn Hugo's erklärt die zweite Hälfte ſeines Lebens. Heftig eingeengt und angefochten wurde dieſe große Seele, und von da an verſäumte er keine Gelegenheit, ſeinem Unwillen in bittern Klagen Luft zu machen. Der Dichter war jedoch keinen Augenblick unentſchloſſen; er bezeichnete die rothen Billets zum Hernani mit dem bedeutſamen Wort hierro! er kündigte der Kritik ſtolz an, daß er ihr das Recht nicht zuerkenne, den Dichter wegen ſeiner Phantaſie zur Rechenſchaft zu ziehen und ihn zu fragen, warum er dieſen Gegenſtand gewählt, dieſe Farbe gerieben, von dieſem Baum gepflückt, an dieſer Quelle geſchöpft habe. Dieſe Sprache war feſt und ſchön; es war die Sprache eines Galilei, eines Columbus, eines Mirabeau — die Sprache eines Mannes von Geiſt und Herz, der ſich in ſich zurückzog, da er ſonſt keine Zuflucht hatte und ſagte: Hier bin ich!

Heute iſt Viktor Hugo allmächtig; ſein unzweifelhaftes Talent kann nicht mehr in Frage geſtellt werden; ſein Name wächst mit jedem Tag. Er gebietet, und man gehorcht; er ſpricht, und man hört zu. Die Schauſpieler, welchen man jährlich 200,000 Francs gibt, daß ſie die Stücke von Molière, Racine und Corneille aufführen, ſchicken Deputationen, ihn um den Angelo zu bitten. Er verſchränke zwei Reimpaare, ſo ſchicken die Echo's der Preſſe in Paris und in den Departements von einem Ende Frankreichs bis zum andern ſie einander zu. Nicht weniger als acht Auflagen bedarf es, den erſten Hunger des Publikums zu ſtillen; wir ſind die Themſe herabfahrend einer Ladung Stahlſtiche begegnet, welche die rieſenhafte Epopöe Notre-Dame von Paris in die beſcheidenſte Bibliothek einführen werden. Was uns endlich als das charakteriſtiſchſte Zeichen einer außergewöhnlichen Natur und geiſtigen Potenz erſcheint, Viktor Hugo hat ſeine Fanatiker, *) ſeine Anbeter, ſeine Vertheidiger gegen und wider Alle; er iſt der ſichtbare, ſterbliche und ſündige Gott dieſer hoch- und treuherzigen Schaar, deren Enthuſiasmus wir ehren, ohne ihn theilen zu können. Wir gehören zu dem Heere der raſtlos Arbeitenden, welche Viktor Hugo tief bewundern, ohne irgend ſich ſeinem Einfluß zu unterwerfen; für welche das Genie und der Ruhm des Autors von Notre-Dame unbezweifelte Thatſachen ſind, und die, hievon ausgehend, von dieſem Mann, unſerm Zeitgenoſſen, mit eben der Kaltblütigkeit und Unparteilichkeit ſprechen, als gehörte er einem frühern Jahrhundert an. Dieſe Generation, ſage ich, verfolgt mit einem religiöſen Erſtaunen den Gang des großen Dichters; manchmal entfließt eine Thräne ihrem Auge, manchmal ſpielt ein ironiſches Lächeln um ihre Lippe; aber im Lobe wie im Tadel bemüht ſie ſich, denſelben Ernſt beizubehalten; ſie weiß, welche Sprache man reden muß mit den Mächtigen der Erde, ſey ihre Krone von Gold oder von Lorbeer."

*) Unter den Opfern des Selbſtmords, deſſen Umſichgreifen Viktor Hugo in einem der von uns mitgetheilten Gedichte beklagt, war vor einiger Zeit auch ein junger Mann, welcher verordnete, auf ſeinen Grabſtein die Worte zu ſetzen: — Welcher an Viktor Hugo glaubte!

Digitized by Google

Als das Bemerkenswertheſte an dieſem neuen Werke Viktor Hugo's bezeichnet der Kritiker die Identität der Gedanken und der Form, wodurch es ſich an ſeine frühern Produkte anſchließe. „Alles um uns und in uns verwandelte ſich," ruft er aus, „dieſer Mann allein iſt derſelbe geblieben!" Nur in den Herbſtblättern und dem Drama Angelo habe der Dichter ſeine Eigenthümlichkeit, die Ueberſchwänglichkeit der Gedanken und des Ausdrucks, jedoch nicht zu ſeinem Vortheile, verlaſſen, wiewohl gerade dieſe Produkte ſich eines großen Beifalls erfreuen.

Die chants du crépuscule zerfallen in drei Klaſſen: Politiſche, philoſophiſche und Liebesgedichte. Hinſichtlich der erſten fragt Bouzenot: „Haben dieſe heftigen und leidenſchaftlichen Poeſien, welche Herr Hugo hiſtoriſch genannt wiſſen möchte, wirklich den Ernſt, die Wahrhaftigkeit, die Kraft, welche erfordert wird, um kühn vor die Nachwelt treten zu können mit vollkommen glaubwürdigen Zeugniſſen, um zum Beiſpiel die Stelle der Reimchroniken zu vertreten, welche für die römiſchen Patricier die Geſchichte der erſten Jahre der ewigen Stadt aufbewahrten? Wir glauben nicht! Die politiſche Poeſie darf nie eine beſondere Thatſache, eine vorübergehende Kriſe darſtellen, (?) ſie muß ſo viel möglich den Geiſt einer Epoche auffaſſen, die Ereigniſſe verklären." Ueber die Liebesgedichte macht der Kritiker dem Dichter in der Annahme, daß ſie ſich auf ein Ereigniß ſeines Lebens beziehen, einige Vorwürfe, enthält ſich aber, den Schleier des Geheimniſſes lüften zu wollen. Dann fährt er fort: „Wir kommen zum dritten Theil dieſer Sammlung, zu demjenigen, der ihr den Namen gab, dem philoſophiſchen Theil. Unſer ausgezeichnetſter Kritiker, der Schriftſteller, der es am beſten verſteht, alle Geheimniſſe des menſchlichen Herzens zu entwirren, die verborgenſten Gemüthsbewegungen zu analyſiren, Herr Sainte-Beuve, hat zuerſt aufmerkſam gemacht auf den Zweifel, der zuerſt unbeſtimmt und inſtinctartig, dann mit den Jahren anſchwellend, von Täuſchungen ſich nährend, ſich allmählich ins Herz der Dichter einſchlich, deren Glauben der allergeſundeſte und ſtärkſte ſchien; den Zweifel, dieſe Krankheit des Jahrhunderts; den Zweifel, der ſich mit eigenen Händen zerfleiſcht und von ſeinem eignen Weſen zehrt; den Zweifel, der ſeine Strafe in ſich ſelbſt findet — denn, wenn man Gott vorſtellen kann unter dem Bild der vollkommnen Ruhe, der unbeweglichen Kraft, ſo müßte man den Zweifel darſtellen mit den Eigenſchaften der unabläſſigen Bewegung, der immer unruhigen Schwäche. Der Zweifel bemächtigt ſich der höchſten und heiterſten Geiſter. Geſtern war es Herr von Lamartine, der von ſeiner Reiſe im Orient nur die religiöſe Gleichgültigkeit davongetragen hat; morgen Herr von Vigny, der Soldat mit dem feinen Benehmen, der Schriftſteller mit dem glänzenden, wie ein Degenknauf ausgefeilten Styl, der ſich auf die Ehre beruft als einzige noch beſtehende Tugend, als einzige Religion ohne Symbol und ohne Bild, inmitten ſo manches gefallenen Glaubens; heute endlich iſt es Viktor Hugo ſelbſt, der Mann der Form im höchſten Sinn, der Maler der äußern Natur, der düſtern, ewigen, unbeweglichen Wirklichkeit, der plaſtiſche Dichter, deſſen Vers ſich ſo gefällig abrundet, Herr Viktor Hugo, der Neuerer, der Apoſtel, der Prophet — auch er zweifelt! Jeden Tag verſchwindet ein Stern vom Firmament; jeden Tag gibt wieder Einer von den Hirten der Menſchen, wie der alte Homer ſagen würde, den Beruf auf, ſie forthin zu leiten. Ob er ſich mit dem Stahl tödtet, wie Leopold Robert, oder durch den Zweifel — gilt gleich! Jedem ſteht die Wahl frei, ſich ſelbſt ſeine Art des Selbſtmordes zu wählen. Benützt dann Eure Tugend dazu, die Tiefen der Wiſſenſchaft zu durchforſchen; verlaßt die Vergnügungen Eures Alters und gebt Euch den Nachtwachen des Studirens hin; widmet allem Großen und Schönen eine innige Verehrung; umringt mit Eurer Bewunderung die Männer, welche Gott durch ihren Geiſt zu Königen machte! ... und das Alles, um eines Tages auf dem Grund der Wiſſenſchaft, der Religion, des Enthuſiasmus ... den Zweifel zu finden! O Elend der menſchlichen Natur! O fluchwürdige Täuſchung!

Ja die Philoſophie Viktor Hugo's läuft darauf hinaus: daß wir den Zweifel in uns tragen; daß ſich eine vollſtändige Entſcheidung vorbereitet. — — —

Aber nein! ich kann es nicht glauben; der Zweifel iſt nicht das letzte Wort Viktor Hugo's; immer entſchlüpfen dieſe gewaltigen Seelen auf irgend einer Seite unſern Kinderkritiken; immer gehen ſie durch irgend eine große That über unſre enge, bürgerliche Moralität hinaus; und die arme Kritik, nichts mehr verſtehend von dieſem kühnen, unregelmäßigen, blitzeſprühenden Gang des Künſtlers, ſchließt ſich ein in die melancholiſche Betrachtung von ſo viel Tugend und Talent, verbunden mit ſo viel Irrthum und Sonderbarkeit. So hat es Herr Hugo in ſeinen Liebesgedichten gemacht, welche einen ſolchen Duft von Poeſie ausathmen, daß, um ihn verurtheilen zu können, man ſie nicht leſen dürfte; ſo entgeht er den Anklagen des Skepticismus in dem prachtvollen Gedicht: die Glocke." Nach Anführung einer Stelle daraus fährt er fort: „Das iſt es, was ewig die Dichter erheben wird über die Moraliſten; Goethe, Byron, Shelley, Viktor Hugo über Labruyere, Maſſillon, ſelbſt den großen Rouſſeau, daß, wenn auch Leidenſchaften vermengt mit Irrthümern, Sünden, Läſterungen ihre Seele in jedem Sinn beflecken und auf dem jungfräulichen Metall das eingegrabene Wort auslöſchen mögen, daß ſie ſich doch wieder finden gegenüber der Natur, der Welt, ihrem Gedanken, daß ſie den Hügel beſteigen, am Ufer des Meeres wandeln und der triumphirende Pſalm und die Siegeshymne, die Hymne der Natur und der edeln Menſchheit, aus ihrer Bruſt hervorbricht, das geblendete Volk überſtrömt und mit gleichem Licht ihre Feinde wie ihre Bewunderer überſchüttet."

„In dieſem Augenblick iſt das Buch in Aller Händen. Wir fragen die ernſten Staatsmänner: Habt Ihr in dieſem durchſichtigen Spiegel die Dramen wieder erkannt, worin Ihr eine Rolle ſpieltet? Wir fragen die Frauen, die keuſchen Gattinnen, die reinen Jungfrauen: Iſt dieſe Liebe wahr, natürlich, geziemend? Wir fragen die jungen Leute mit glühender und unbefangner Seele: Iſt dieſer Zweifel nach Eurem Geſchmack? Werdet Ihr, zweifelnd, die Mühſeligkeiten eines arbeitſamen Lebens ertragen, die Euch vorbehaltnen großen Aufgaben des Geſchicks vollziehen? — Die Staatsmänner, die Frauen, die jun-

Digitized by Google

gen Leute werden antworten: Wehe dem, der eine Hoffnung betrogen, eine Tugend niedergetreten, eine Täuſchung zerſtört hat — aber vor Allem Achtung dem Dichter, der immer über unſer Lob und unſern Tadel erhaben iſt.“ Die andere Beurtheilung in der Revue des deux mondes iſt von Sainte-Beuve, und wir theilen auch aus ihr das Wichtigſte mit. Gleich der Anfang derſelben, über das Verhältniß der eigentlichen, ſtrengen Poeſie zur Proſa iſt zu beachten: „Es iſt immer ein Glück, wenn die von der Muſe begabten Männer wieder auf die reine Poeſie, das Gedicht zurückkommen. Dieſe Form des Ausdrucks für die Phantaſie und das Gefühl behauptet, falls man ihrer in hohem Grade mächtig iſt, eine unbedingte Ueberlegenheit über die andere Form, die Proſa; ſie iſt ſo geeignet, das was ſie ſich aneignet, unſterblich zu machen auf eine einfache Weiſe, den Aufſchwung der Seele gleichſam in einer ewigen Plaſtik zu fixieen, daß ſo oft ein großes und wahres poetiſches Talent auf dieß ſein natürliches Idiom zurückkommt, eine geſpannte Erwaetung eintritt bei allen muſikaliſchen und haemonieliebenden Seelen, ein freudiges Aufwachen der Kritik, welche die Kunſt empfindet, und vielleicht, bekennen wir es, ein kleiner übelverhehlter Verdruß der Leute von Geiſt, die nur dieß ſind.“

Viktor Hugo habe in dieſer Gattung der ſtrengern Poeſie nie gefeiert: „Nach den Orientales, einem Werk voll glänzender Reife und Sonne, geboren ſo zu ſagen im Auguſt ſeiner Jugend, kamen die Feuilles d'Automne wie ein allmählicheres Product, mehr im Schatten geeiſt und ſchmackhafter. Die Chants du crépuscule zeigen jetzt eine andre Färbung. Es iſt, wie der Name anzeigt, eine ſchon dämmeende Stunde, die Hoffnung ſchon im Sinken, der überhandnehmende Zweifel, der ſich verlängernde Schatten auf dem Wege — und bei all dem, durchſchimmernd durch dieſe trübſeligen Anſchauungen, die einzelnen Süßigkeiten, welche dieſer reizenden Tageszeit eigen ſind; die anrückende Nacht, aber die Nacht, welche der Gram wie eine Schweſtee liebt. Dieſen perſönlichen und innern Eindrücken hat der Dichter duech eine ſymboliſche Analogie den Zuſtand des Jahehundeets ſelbſt vermählt, das auch in einer Aet von Dämmerung ſchwimmt — einer Dämmerung, die vielleicht nicht, wie für das Individuum, die des Abends iſt — denn die Menſchheit hat mehr als Eine Jugend.“ Sainte-Beuve anerkennt das Glückliche dieſer Kombination des Individuellen mit dem Allgemeinen, verſchweigt aber auch den Zweifel nicht, ob das ausdrückliche Ausgehen auf dieſe Paralleliſirung nicht die Folge haben müſſe und bei dieſen Dichtungen wirklich gehabt habe, daß manches Gemachte ſich eingeſchlichen. „Hat Viktor Hugo den bezeichneten Uebelſtand ganz vermieden? Sind nicht in der Kompoſition dieſer Gedichte manche abſichtlich ſo dunkel gehaltene Schatten, manche Lichter, die fües Auge empfindlicher ſind, als die Seele des Dichters von Natur ſie zu ſehen gewohnt iſt?“

„In ſeinen feüheſten politiſchen Oden hatte Herr Hugo mehr als irgend Einer ſeiner lyriſchen Vorgänger die Probe einer unbefangenen, auf das Talent geſtützten Ueberzeugung, einer freiwilligen und reinen Begeiſterung abgelegt. In der Folge, als dieſe frühern monarchiſchen und ritterlichen Geſinnungen ſich verflüchtigt, ſetzte er die Reihe der Oden oder politiſchen und ſocialen Dichtungen fort, mit gereifterem Gedanken, wahrhaft auf den Fortſchritt gerichtet, ehrlich und unabhängig, unterſtützt von einer unvergleichlichen Einbildungskraft. Aber in allen dieſen neuen Stücken, lobenswerth hinſichtlich des Gedankens, großartig in ihrer Form, auf den Ball im Stadthaus, auf das Anwachſen des Budgets; in dem Gebet an Gott wegen der neu beginnenden Revolutionen; in dem Rath an das Königthum, Almoſen zu geben wie in den Zeiten des heiligen Ludwig; in dieſer oft grellen Miſchung von monarchiſchen Reminiscenzen, von chriſtlicher Phraſeologie und St. Simoniſtiſchen Wünſchen iſt es unſchwer, trotz des ſchimmernd aufgetragenen Firniſſes etwas Künſtliches, Gemachtes, Erlerntes zu erkennen; dieſe ganze Abtheilung macht mir den Eindruck einer prachtvollen, aber ausdrücklich für eine Scene berechneten Kouliſſe.“

Untee den gekommenen Poeſien (im Gegenſatz zu den gemachten) zeichnet dee Kritiker beſonders die XXIX aus: Erfüllt ſind alle unſere Stunden, über welche er ſagt: „Sie hat, unſeres Erachtens eine melancholiſche Schönheit, eine träumeeiſche Tiefe und eine zarte Innigkeit, wie ſie der Dichter bisher nicht erreicht hatte. Kein Wort darin ſtört, kein Ton iſt im Mißklang mit dem Grundton. Alles iſt da traurig ohne Verzweiflung, alles religiös ohne falſchen Schmuck. Der Eindruck dieſes Gedichts ſcheint mir vollkommen muſikaliſch; je öfter man es lieſt, deſto tiefer wird man davon eegriffen. Beim zehnten Mal empfindet man es noch inniger, und die unwillkürlichen Thränen fangen wieder an zu fließen.“

Als die Perle der Sammlung bezeichnet auch Sainte-Beuve das Gedicht: die Glocke (bei deſſen Nennung jedem Deutſchen die Glocke Schillers einfällt, deren dee Kritiker auch Erwähnung thut), und tadelt daran nue ein paar nicht ganz angemeſſene Ausdeücke, „aber abgeſehen von dieſen unbedeutenden und leicht zu hebenden Mängeln iſt dieß Stück als Ganzes ein Gedicht, das (etwas Seltenes bei einer gewiſſen Mode der Lyrik) das Feierliche und das Wahre, das Peachtvolle und Tiefempfundene in ſich veeeinigt. Es gibt die beſte und gründlichſte Antwort auf die vielbeſprochene Frage: ob die großen Dichter, die uns erſchüttern und die Welt mit ſolchen Tönen eefüllen, das innerlich theilen, was ſie ausſprechen? ob die geoßen Talente etwas haben, das unabhängig iſt von der Ueberzeugung und ſittlichen Handlungsweiſe? ob die Werke nothwendig dem Menſchen gleichen? ob Bernardin de St. Pierre wirklich ſo zart und evangeliſch geweſen? wie es mit der Sittlichkeit Byron's und ſo vieler Anderer ſtand? Ja urſprünglich im erſten Augenblick nach dem Guſſe des Metalls, unmittelbar nach der Glockentaufe, gleichen ſich der Menſch und ſein Werk, die Reinheit des Tons entſpricht der des Inſtruments. Dann kommt die Eitelkeit und verunſtaltet und zerkratzt mit ihrem ſcharfen Griffel die bisher jungfräuliche Oberfläche, dann kommt die Gottloſigkeit, die Unreinheit mit den ſchändlichen Bildern; und doch, wenn die Glocke von gutem Guß iſt, iſt ihr Metall nicht davon angegriffen; doch gibt ſie, ſobald ſie zu läuten anfängt, wieder denſelben frommen, vollen, berauſchenden Ton, der denjenigen, welcher ſie in ihrem unbewegten Zuſtande beobachtete, überraſcht und beinahe ärgert.“

Digitized by Google

Aus Veranlaſſung einiger Verſe auf Anakreon ſpricht ſich dieſer Kritiker über Viktor Hugo dahin aus, daß er die liebenswürdige Einfachheit der Griechen weder zu würdigen verſtehe, noch ſie, und das zu ſeinem groſen Nachtheil, nachzuahmen ſtrebe; er habe nichts von griechiſcher Organiſation an ſich und beinahe alle Fehler im Einzelnen, die man ihm vorwerfen könne, rühren von der in ſeinem Weſen liegenden ungeſtümen Heftigkeit (principe violent) her, welche den Werth einer glücklichen Mäßigung, einer ſorgſamen Harmonie verkenne, übertriebene, widerliche, oder allzuſehr ins Detail verfolgte Bilder liebe, wie z. B. daß die Töne aus der Orgel hervorquellen, wie Waſſer aus einem Schwamm.

„Der hohe, erdrückende Glockenſtuhl," ſchließt dieſe Beurtheilung, „wohin er die Glocke verlegt hat, mit welcher er ſich ſelbſt vergleicht, ſtellt aufs glücklichſte die Hauptanſicht und den Mittelpunkt ſeines Werks dar: auf allen Seiten ein weiter Horizont, eine reiche Landſchaft, lachende Hütten, aber auch, je mehr man ſich nähert, unförmliches Mauerwerk und ſonderbare, dichtgedrängte Dächer."

Sonderbar ſticht gegen dieſe Urtheile das einer Engländerin, der Miſtreß Trollope, über Viktor Hugo ab, welche behauptet, einſtimmig mit der tiefſten Verachtung von der neuen Schule überhaupt reden gehört zu haben, und insbeſondere von Viktor Hugo ſagt: ſie habe nie mit einer Perſon von reinem moraliſchem Ruf und von gebildetem Geiſt geſprochen, welche ihm nicht ſelbſt jenen Grad von Ruf verweigert hätte, den ihm die beſten engliſchen Kritiker noch beilegen. Frankreich ſcheine ſich ſeiner zu ſchämen. Man werde in ſeinen Werken nicht Eine Perſon finden, mit der man ſympathiſiren könnte, nicht Ein Gefühl, Eine Anſicht, welche eine entſprechende Saite im eigenen Herzen weckte. —

Die mitgetheilten franzöſiſchen Urtheile und die überſetzten Proben ſetzen den Leſer in Stand ſich ſelbſt über die Unbefangenheit und Urtheilsfähigkeit dieſer engliſchen Kritikerin eine Anſicht zu bilden. Wir haben nur Weniges beizufügen. Gewiß tritt das, was man Viktor Hugo mit Recht zum Vorwurf macht: die Uebertreibung der Charaktere, die Unnatürlichkeit der Situationen — das Excentriſche überhaupt — der Natur der Sache nach weit weniger in lyriſchen Gedichten, wo die Individualität des Dichters die Scene und die Verwicklung bildet, als im Roman und im Drama hervor, und die beſchränkende Form bewährt ſich hier als wohlthätiger Zügel einer wilden Einbildungskraft, eines nicht ganz geläuterten Geſchmacks. Wenn aber die poetiſche Gattung hier die Möglichkeit gewiſſer Fehler abgeſchnitten hat, ſo verläugnet ſich doch das Princip dieſer Fehler auch in der Lyrik nicht; die Maßloſigkeit, welche ſonſt Charaktere und Situationen mehr oder weniger entſtellt und verdirbt, bemächtigt ſich hier des Gefühls in der Art, daß es nicht *intenſiv* geſteigert, ſondern *extenſiv* aufgebläht und angeſchwellt wird und häufig deklamatoriſche Ausbrüche gebiert, welche weit mehr Rhetorik als Poeſie haben. Bei den politiſchen Gedichten (deren Mängel von den franzöſiſchen Kritikern angedeutet ſind, und wovon wir, als minder anſprechend, nichts mittheilten), mag dieſer rhetoriſche Schwung entſchuldigt werden, denn er kann als der Lebensathem einer gewiſſen Art ſolcher Produktionen gelten, aber nicht bei den elegiſchen und philoſophiſchen. Bei den letztern iſt an ſich ſchon der *Gedanke* ein bedeutend mitwirkender Faktor; um ſo mehr aber muß in der Ausführung und der Darſtellung das Ungeſuchte, Freiempfundene allen rhetoriſchen Schematismus verdrängen; und bei den elegiſchen, ſentimentalen zerſtört das ſtark hervortretende rhetoriſche Element ohnehin den Glauben und Eindruck von der Wahrheit und Natürlichkeit des Gefühls. Mit Recht rühmt Sainte-Beuve Nr. XXIX als rein von dieſem Fehler, während das Gedicht: *die Glocke*, mehrere eigentlich ſtörende, deklamatoriſche Auswüchſe enthält, welche die wahrhaft ſchöne Idee des Ganzen mehr verdunkeln als hervorheben. Es iſt, als ob der Dichter geglaubt hätte, es einem ſo ſchönen Stoff ſchuldig zu ſeyn, ihm eine beträchtliche Ausdehnung zu geben. Viktor Hugo's lyriſche Poeſie gleicht oft weniger einer aus ſeinem eignen Herzen entſprungenen Quelle, als einem außer ihm hinſtrömenden Fluß, in welchen er ſeine Gedanken und Bilder hinwirft; es iſt nicht der ſpiegelhelle Bach eines Dichterlebens und Dichtergemüths — es iſt der oft trübe Strom der Zeit, des Jahrhunderts.

Die alten bekannten Geſichter.

(Von *Charles Lamb*.)

Ich hatte Geſpielen, ich hatte Gefährten
In den Tagen der Kindheit, in der fröhlichen Schulzeit;
All', all' ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter.

Ich habe gelacht, ich habe geſchwärmt,
Spät getrunken, ſpät geſeſſen mit meinen Genoſſen;
All', all' ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter.

Ich habe geliebt; — wie war ſie ſchön! —
Ihre Thür iſt verſchloſſen; nie ſeh' ich ſie wieder;
All', all' ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter.

Einen Freund hatt' ich; wer hatt' ihn beſſer?
Undankbar verließ ich ihn plötzlich; verließ ihn,
Zu denken der alten bekannten Geſichter.

Wie ein Geiſt durchſchritt ich das Thal meiner Kindheit;
Eine Wüſte ſchien mir die Welt, die durchirren
Ich mußte, zu ſuchen die alten Geſichter.

Mein Freund, du mehr als Bruder, o, wärſt du
Geboren im Haus meines Vaters, ſo könnten
Wir reden von den alten bekannten Geſichtern;

Wie einige ſtarben, mich andre verließen,
Wie man andre mir nahm; -- ach, alle ſchieden!
All', all' ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an *Guſtav Pfizer* in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. *Cotta*'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. *Widenmann*.

Digitized by Google

Nr. 15.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 April 1836.

Die Decembernacht.

Der Dichter:

Noch in der Schule, blieb einmal
Ich wach in unſerm öden Saal,
Und wollte nicht vom Buche weichen;
An meinen Tiſch ſetzt ſich bei Nacht
Ein armes Kind, in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.

Trüb war und ſchön ſein Angeſicht,
Es las bei meiner Lampe Licht
Im Buch, das ich da hatte liegen,
Auf meine Hand die Stirn geneigt,
Blieb er, bis ſich der Tag gezeigt,
Mit freundlich nachdenkſamen Zügen.

Und fünfzehn Jahre war ich bald,
Da ging ich eines Tags im Wald,
Umwogt von Büſchen und Geſträuchen;
Und in der Bäume grüner Nacht
Ein Jüngling ſaß, in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.

Um meinen Weg ich ihn befrug;
Die eine Hand die Laute ſchlug,
Und Roſen hielt er in der andern;
Gar freundlich, herzlich grüßt' er mich,
Und zeigte mir, halb wendend ſich,
Den Berg, drauf los ich ſollte wandern.

Zur Zeit, wo Liebe lohnt mit Pein,
Saß in der Kammer ich allein,
Mich ſelbſt zu Thränen zu erweichen;
Am Feuer, das ich angefacht,
Ein Fremdling ſaß, in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.

Er ſchien mir düſter und voll Schmerz,
Die eine Hand wies himmelwärts,
Die andre hielt ein Schwert umfangen;
Mitdulder ſchien er meiner Qual;
Ein Seufzer nur ſich ihm entſtahl —
Dann war er wie ein Traum zergangen.

Im Alter, wo man lebt mit Haſt,
Bei einem Feſte, zum Toaſt
Hob ich mein Glas nach Feſtesbräuchen;
Wie ich den Trinkſpruch ausgebracht,
Saß da ein Gaſt, in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.

Zerfetzt ein purpurnes Gewand
Trug unter'm Mantel er, es wand
Unfruchtbar ſich ums Haupt die Myrte;
Nach meinem ſtreckt ſein Arm ſich lang,
Und als mein Glas an ſeinem klang,
Zerſpringend in der Hand mir's klirrte.

Ein Jahr nachher — bei Nacht — ich lag
Vor'm Bette knieend, wo am Tag
Ich meinen Vater ſah erbleichen,
Es hielt mit mir die Todtenwacht
Ein Waiſe, ganz in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.

Sein Auge war von Thränen naß:
Er war, wie Schmerzensengel, blaß;
Vom Dornenkranz ſein Haupt umſchlungen;
Entfaltet ſeine Laute ruht;
Sein Kleid war eingetaucht in Blut,
Sein Schwert war in die Bruſt gedrungen.

Ich prägte mir ihn ein ſo tief,
Daß wieder wach ſein Bild mir rief

Digitized by Google

Ein jeder Vorfall meines Lebens;
Der Schatten, ob er Engel ſey,
Ob Dämon — nie ließ er mich frei,
Und immer floh ich ihn vergebens.

Als ſpäter ich, vom Dulden matt,
Des halben Lebens troſtlos ſatt,
Aus Frankreich zürnend mich verbannte,
Als Ungeduld mein Herz durchfuhr,
Und wandernd, Einer Hoffnung Spur
Zu finden, ich von Sehnſucht brannte,

In Piſa und am Apennin,
In Köln, wo grün der Rhein fließt hin,
In Nizza, an der Thäler Hängen,
In Florenz, im Palaſt voll Pracht,
In Brigues, in trüber Hütten Nacht,
Wo ſich die Alpenrieſen drängen;

In Genua, im Citronenhain,
In Vevay, grün belaubt vom Wein,
Im Havre, wo das Meer ſich dehnet,
Und in Venedig, wo die Mau'r
Aufhält die See, die ſich, voll Trau'r,
Auf dieſem Grab zu ſterben ſehnet;

Wo in der Welt ich Aug' und Herz,
Blutend von einem ew'gen Schmerz,
Beſchäftigt und ermüdet habe;
Wo läſt'ge Langeweile mich
Ermatteten zog hinter ſich —
Unmuthig, gleich als ging's zum Grabe;

Wo immer ich vom Durſt gequält
Nach einer Welt, die uns verhehlt,
Nachhing des düſtern Traumes Zuge —
Wo ich, des Lebens niemals froh,
Das immer fand, was ſtets ich floh —
Des Menſchen Antlitz — voll vom Truge!

Wo immer ich den Weg entlang
Die Hände über'm Haupte rang
Und ſchluchzte laut gleich einem Weibe!
Wo immer mir, gleich einem Lamm,
Das unter ſeines Scheerers Kamm,
Die Seele nackt trat aus dem Leibe;

Wo immer ich den Schlaf geſucht;
Wo ich dem Leben hab' geflucht —
In allen Ländern, allen Reichen:
Hat ſich in meine Näh' gemacht
Ein Unglücksſohn in ſchwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie ſich Brüder gleichen.

Wer biſt du denn, der mir in dieſem Leben
Tritt in den Weg zu jeder Friſt?
Ich ſträube mich, dem Glauben Raum zu geben,
Daß du mein böſer Engel biſt.

Erbarmen leuchtet mir aus deinen Zähren,
Dein Lächeln iſt der Duldung Pfand;
Dein Anblick lehrt die Schickung mich verehren,
Dein Schmerz ſcheint mir den meinen zu verklären;
Der Freundſchaft dünkt er mich verwandt;

Wer biſt du denn? mein Schutzgeiſt biſt du nimmer!
Nie Warnung brachteſt mir noch du!
Seltſam! Du kommſt zu meinem Unglück immer,
Und meinen Leiden ſiehſt du zu!
Seit zwanzig Jahren gehſt du mir zur Seite,
Und noch ward mir dein Name nicht geſagt;
Wer biſt du, den mir Gott gab zum Geleite,
Doch der ſich niemals mit dem Frohen freute,
Der mich nicht tröſtet — nur beklagt?

Noch dieſen Abend erſt ſah ich dich wieder;
Trüb war die Nacht und voll von Pein,
Ans Fenſter raſſelte des Sturms Gefieder —
Ich lag auf meinem Bett allein;
Mein Auge fiel auf eine theure Stelle,
Von einem heißen Kuß noch feucht;
Ich dachte: wie ein Weib vergißt ſo ſchnelle!
Ich fühlte, wie mein Leben gleich der Welle,
Die ſich am Felſen bricht, entfleucht.

Vom vor'gen Tage ſammelt' ich die Briefe,
Ihr Haar und jedes Liebespfand;
Mir war, als ob ins Ohr mir all dieß riefe
Den Schwur, der einen Tag ſie band!
An ſchaut' ich alle dieſe heil'gen Reſte,
Bei welchen mir die Seel' entbrennt;
Thränen, dem tiefſten Herzen ausgepreßte!
Und die das Auge, das damit ſich näßte,
Bis morgen nicht mehr anerkennt!

In Linnen barg ich, was von ſchönen Tagen,
Ein armer Reſt, noch übrig war,
Hienieden dauert, mußt' ich bei mir ſagen,
Nichts aus — als eine Locke Haar!
Tief ließ ich mich, wie Taucher in die Fluthen,
In die Vergeſſenheit hinab;
Die wühlenden Gedanken niemals ruhten:
Allein ließ ich der Seele Wunden bluten
Um meine arme Lieb' im Grab.

Von ſchwarzem Wachs wollt' ich das Siegel prägen
Auf das ſo köſtlich flücht'ge Gut;
In ihre Hand wollt' ich es wieder legen —
Da brach hervor die Thränenfluth;
O ſchwaches Weib! von ſchnödem Stolz geblendet!
Die Reue ſicher dich erfaßt!
Warum, o Gott, den Schein denn vorgewendet?
Warum das Weinen, Schluchzen all verſchwendet,
Wenn du nicht lieb gehabt mich haſt?

Digitized by Google

Ja, du wirſt weich und Thränen dir nicht fehlen;
Doch zwiſchen uns drängt ſich der Wahn;
Nun gut! Lebwohl! du wirſt die Stunden zählen,
Wenn ich nicht mehr dir werde nahn.
Geh hin, geh hin! nimm im vereiſten Herzen
Befried'gung deines Stolzes mit!
Ich fühle junges Leben noch im Herzen!
Es hat noch Raum für eine Menge Schmerzen,
Nach denen, die durch dich es litt!

Geh hin, geh hin! Natur die ewig blühet,
Hat doch nicht Alles dir geſchenkt!
Ha, armes Kind, das ſich um Schönheit mühet,
Nie an verzeih'nde Güte denkt!
Geh, geh! laß dich von deinem Schickſal finden!
Mit dir verlor nicht Alles ich!
Gib unſre alte Liebe preis den Winden!
Gott! — du, an die mich tauſend Ketten binden
Du ſcheideſt — warum liebſt du mich? —

Da plötzlich ſah ich ſich geräuſchlos heben
Aus düſtrer Nacht eine Geſtalt —
An meinem Vorhang einen Schatten ſchweben —
Auf meinem Lager macht' er Halt —
Wer biſt du mit den trüben, blaſſen Zügen,
Geſtalt voll Trauer und voll Weh?
Was nahſt du mir auf deinen Wanderflügen?
Iſt es ein Traum? Will mir mein Bildniß lügen,
Der Spiegel den ich vor mir ſeh?

Wer biſt du Pilger denn, der ohn' Ermatten
Sich ſtets an meine Sohlen hing?
Warum fand ich dich immerdar im Schatten,
Wo nur mein Fuß vorüberging?
Wer biſt du denn, mein einſamer Geſelle,
Der ſtets mit dem Betrübten weint?
Dich ſandte doch gewiß mir nicht die Hölle?
Wer biſt du denn, mein Bruder, ſag's zur Stelle,
Der nur am Kummertag erſcheint?

Die Erſcheinung.

Freund! Einen Vater haben wir!
Nicht ein Schutzengel bin ich dir!
Auch nicht der Menſchheit böſer Engel.
Und die ich liebe — fremd mir bleibt,
Wohin ſie Wunſch und Schickſal treibt
In dieſem Lande voller Mängel.

Ich bin kein Gott, kein böſer Geiſt —
Du ſagteſt, wie mein Name heißt,
Wenn du als **Bruder** mich begrüßet;
Wohin du gehſt, da werd' ich ſeyn —
Bis an dein Grab, und auf den Stein
Mich ſetzen, der den Hügel ſchließet.

Vertrauet hat mir Gott dein Herz
Wenn einbricht über dich ein Schmerz;
So komm zu mir mit deinem Grame!
Begleiten will ich allwärts dich
Doch nicht berühren kannſt du mich
Freund! **Einſamkeit** — das iſt mein Name!

Alfred de Muſſet.

Ahasverus. Napoleon.

(Fortſetzung.)

Scene eilf. Ein Löwe bringt ihm eine Krone, ein Greiff Goldſand und perſiſche Leinwand, ein Adler Flaum und eine Weltkugel. Jetzt begrüßen und beſchenken ihn auch die Magier mit köſtlichen Gaben. Darunter iſt ein Kelch. Maria warnt das Kind davor; es ſey Galle und Wermuth an ſeinem Rand. Es ſind nur Thränen, verſetzen die Magier. Das Kind ſagt: Meine Hände ſind noch zu klein für dieſen großen Kelch. — Im Innern der ihm dargebotnen Krone glaubt die Mutter Blutstropfen und Dornen zu ſehen, es ſind aber nur goldne Nägel. Beſchämt durch die prächtigen Geſchenke der Könige wollen ſich die Hirten klagend und trauernd entfernen. Die Magier ſchildern mit glänzenden Farben die Herrlichkeit ihrer Reiche, wohin ſie Chriſtum einladen, und die Hirten bekennen die Mühſeligkeiten ihres Looſes. In unſerem Lande, rühmen jene, geht die Sonne auf wie ein Magier-König, der auf ſeinen Thurm ſteigt, da blüht der Dattel-, der Citronenbaum. Das wohlriechende Harz wächſt auf den Bäumen, der Weihrauch an den Stauden, die Liebe unter dem Zelt der Frauen. Die Hirten dagegen: In unſerem Land geht die Sonne ſchlafen wie ein ermüdeter Schnitter, der ſeinen Taglohn verdient hat; da grünt die Fichte auf dem Gebirg und die Birke im Wald; da iſt die Wolke ſchwarz, der Nordwind grollt, das todte Blatt wimmert an unſerer Schwelle, die Strohhütte ſeufzt, die Grotte weint..., du wirſt durſten und hungern, und wir haben nichts als unſere Hunde dich zu bewachen. — Aber das Chriſtkind zieht das Land der Hirten dem der Könige vor.

Scene zwölf. Schmerzlich beſchämt ziehen die Könige von dannen; ſie haben ihre Scepter, ihre Kronen ins Waſſer geworfen. Das Junge einer Taube von Judäa hat, ohne aus ſeinem Neſt ſich zu erheben, auf den Tod verwundet alle Falken Arabiens, die es angeſehen. Ein Kind von Galiläa mit drei Hirten entkrönt alle Könige des Morgenlandes, ſeine Klage um die untergehende Herrlichkeit des Morgenlands ſchließt den erſten Tag.

Ein Intermezzo bildet ein Tanz der Teufel, welche die Schöpfung und bisherige Weltgeſchichte kritiſiren und für eine Stümperarbeit erklären.

Zweiter Tag. Das Leiden. Scene eins. Die Wüſte klagt um ihren geliebten, einzigen Palmbaum, der aus Trauer über den, der dem Tod auf Golgatha entgegengeht, verdorrt und ſtirbt.

Scene zwei. Unter den triumphirenden Hohngeſängen des Volks wied Chriſtus aus den Thoren Jeruſalems geführt. Ahasverus ſitzt voe ſeinem Haus auf einer Bank. Chriſtus ſpricht ihn an, nennt ihn mit Namen, bittet ihn um einen Trunk Waſſer, um ſeinen Beiſtand das Kreuz einen ſteilen Pfad hinauf zu tragen, um einen Sitz auf ſeiner Bank. Alles ſchlägt der Hartherzige, der in ihm einen falſchen Propheten ſieht, ab. Wahrſager, geh mir aus dem Schatten, dein Weg liegt vor dir. Geh, geh! Chriſtus: Warum haſt du das geſagt, Ahasverus? Du wirſt wandern bis zum jüngſten Gericht, mehe als tauſend Jahr. Nimm deine Sandalen und Reiſekleider; überall wo du hin kommſt, wird man dich den ewigen Juden nennen. Du wirſt nirgends einen Sitz finden, dich auszuruhen, noch eine Bergquelle, dich zu laben. An meiner Statt wirſt du die Laſt tragen, die ich am Kreuz zurücklaſſe. Deinen Durſt zu ſtillen, wirſt du trinken, was ich in meinem Kelch übergelaſſen habe, du wirſt dee Menſch ſeyn, der nicht ſtirbt....

Scene drei. Ahasverus allein. Wo ſind ſie? Wo iſt das Volk? Komm zurück, Jeſus von Nazaeeth, höre mich! Laß mich noch einmal mit dir ſprechen! Ich heiße Ahasverus, Sohn Nathans, vom Stamme Levi. Welchen andern Namen hat er mir gegeben? Wee weiß ihn, wer hat ihn gehöet, wer erinnert ſich ſeiner? Gras am Wege, ſag' ihn nicht meiner Fußſohle, wenn du nicht willſt ausgeriſſen werden! Stein an meiner Schwelle, erzähle ihn nicht meinen Sandalen, wenn du nicht willſt daß ich dich zerſchmettere! Furche meines anererbten Feldes, ſag' ihn nicht meiner Pflugſchar, wenn ich dich nicht umwühlen ſoll! Reiſen, in die Ferne reiſen, warum? Das Waſſee meines Brunnens iſt ſo friſch, mein Dattelbaum iſt ſo ſchattig. Und wo würde ich wieder ein Land finden, wie Judäa? Morgen will ich, im Wein meiner Reben, die Erinnerung an den Kreuzträger ertränken. — Wie er in ſein Haus treten will, begegnet er dem Todesengel Michael.

Scene vier. Dieſer kündigt ihm an, wie und wohin er ohne Raſt wandern müſſe. Ahasveeus. Ich fühle in meiner Beuſt wie eine Wunde deines Speeres; ſage mir, was muß ich auf meinem Weg ſuchen, mich zu heilen? Michael. Du wirſt einen Balſam ſuchen und Gift finden; du wirſt deinen Traum ſuchen auf deinem Lager und die Wunde in deinem Herzen finden. Ahasverus. Ich fühle ein Gift auf meinen Lippen, das ich mit jedem Athemzug trinke. Wird es morgen noch ſo bitter ſeyn? Michael. Bitterer am zweiten Tag, als am erſten, am Abend als am Morgen; bitterer auf dem Boden als am Rande, bitteeer wenn du raſteſt als auf der Reiſe, und auf dem Wege als beim Weggehen; bitterer in einem goldenen Becher als in der hohlen Hand... Ahasverus bittet nur noch ihm zu vergönnen, Abſchied zu nehmen. Der Engel gewährt es; der Abſchied iſt auf lang. Wenn ich ein Menſch wäre, würde ich dich beklagen!

Scene fünf und ſechs. Der Vater des Ahasverus, Nathan, und ſeine Brüder, Eli und Joel träumen von der Herrlichkeit ihres Hauſes; der Vater hofft in Ahasverus noch den Meſſias zu ſehen. Ahasverus tritt ein, mit einem Kelch in der Hand und von einer Krone von Finſterniß umwoben; die Lichter trüben ſich, und der Mond ſcheint nicht mehr; Speiſe und Trank ſchlägt er aus und nimmt Abſchied, um einen Bruder zu beſuchen. Die Geſchwiſtee bitten ihn ſchöne Geſchenke mitzubringen, Nathan glaubt, beſonders wie er den Engel Michael rufen hört, ſein Sohn gehe der Meſſiaswürde entgegen und gibt ihm ſeinen Segen. Nathan: Geh hin! wenn du der Meſſias biſt, und wenn du einen Boten von einem Fürſten zugeſchickt bekommen haſt, ſollteſt du nicht zurückkehren als ein König, um zu ruhen nach deinem Gefallen bis Mittag auf einem goldnen Lager? Ahasveeus im Weggehen: Ja, ich werde zurückkehren als der König des Schmerzens, um zu ſchlafen in meinen Thränen, länger als bis zum Mittag.

Scene ſieben und acht. Auf dem Geiſterpferd Semeheh durchzieht Ahasverus, jammernd über ſeine Verlaſſenheit, die Welt und ſucht Heilung für ſeine Wunde. Ee kommt ins Thal Joſaphat, wo er geen bliebe, weil es ſo ruhig iſt und friedlich, aber das Thal weiſ't ihn ab; es hat keine Brunnen und Ciſternen und keine Dattelbäume, und obwohl viele Heilkräuter, doch keines, das die Wunde des Herzens heilt, wenn der Stachel zurückgeblieben iſt. Er bittet nur bis morgen bleiben zu dürfen, abee das Thal gebietet ihm zu gehen und nicht weiter zu reden da, wo die Todten ſchlafen. Das Echo verſpottet und verhöhnt ihn und ſchickt ihn weiter, die Worte wiederholend, womit Ahasverus Jeſum weggewieſen hatte.

Scene neun. Der Kaiſer Dorotheus, auf den Mauern Roms ſtehend, erwartet angſtvoll und zagend die Rückkehr ſeiner drei ausgeſandten Boten und jammert über das Italien bedrohende Unheil. Er hört lautes Toſen und Geräuſch. Die Boten kommen und melden, daß ſie die Adler krächzen, die Wölfe heulen, Lawinen von den Alpen ſtürzen, Hirſche ſchreien, und die Donau zornig brauſen gehört haben. Von Ferne vernimmt man die Geſänge der barbariſchen Völker. Die Gothen reden von der Wölfin der Freia und der Eſche Ygdraſil, von den Noenen und Walkyren, von Odin und ſeinen Raben. Die Heruler von Waffentänzen und Donauweibern und freuen ſich auf die Südfrüchte. Die Hunnen ſingen von ihren Pferden und den Geiſtern, welche ſie zum Laufe antreiben. Ein Kind Attila's fragt den Vatee: Warum können unſere Roſſe nicht anhalten? warum iſt unſer Schatten blutfarben? Sieh dort oben den Greis in der ſteinernen Blende! Sein Haupt neigt ſich durch das Fenſter; er ſingt während wie vorüberziehen, in dee Hand hält er ein Buch, auf das ſein Auge geheſtet iſt. — Attila befragt den Eremiten um ihren Weg. Dieſer wundert ſich, daß ſie ſo ſpät kommen und mahnt ſie zue Eile, und gebietet ihnen, die Stäbte zu entwurzeln, eh ee die letzte Zeile in ſeinem Buch geſchrieben habe.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 16.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 April 1836.

Ergebung.

An Lamennais.

Wer iſt's, der auf dem Markt als Lehrer ſich verkündet,
Und der ein ganzes Volk zu gift'ger Wuth entzündet?
Der ihm von ſeinem Recht, ſtatt ſeinen Pflichten ſpricht.
Sprich, Prieſter, uns vom Kreuz des Herrn — von Anderm nicht!
Ja, ſprich zu uns vom Kreuz, gedrückt von deſſen Bürde
Hinſchritt auf Golgotha der Menſch von Götterwürde!
Vom Kreuze, welches dir und mir iſt auferlegt,
Das jeder Niedrige und das der König trägt!
O, wenn dereinſt dein Sieg die Fahnen wird entrollen —
Wenn, allzuoft getäuſcht, wir nicht mehr glauben wollen:
Wie willſt du tröſten dann das Volk in ſeiner Wuth,
Das vor dich treten wird, bepurpurt ganz mit Blut?
Wenn dir die Mütter nahn, nachfragend ihren Söhnen,
Und vorwurfsvoll vor dir in ihren Qualen ſtöhnen:

„Wie geſtern, ſo auch heut auf uns das Unglück ruht!
Und geſtern war es Koth, und heute iſt es Blut!
Stand hat den goldnen Traum, den du gezeigt, begraben!
Nur Eines ſteht noch feſt — das Elend, hoch erhaben!
Biſt du der Heiland nicht, geprieſener Prophet?
Sag an uns, o Prophet, wie's mit der Gleichheit ſteht!
Die Guillotine trinkt, wie in vergangnen Tagen,
Blut der Franzoſen, die dem Hunger nicht erlagen.
Die Beſten ſind nicht mehr — du ſelbſt, der's gut gemeint,
Verlorſt den Heil'genſchein; dein Nam' ein Nichts erſcheint!
Die deinem Winke jüngſt noch folgten, blind ergeben —
Die kennen dich nicht mehr — die fordern jetzt dein Leben,
Und durch die große Stadt eilt das Gerücht im Flug:
Der Freiheit Sache liebt der Prieſter nicht genug!“

Wenn du in ſolcher Noth das arme Volk wirſt ſehen:
Wirſt du, wie Jeſus, nicht den Thränen widerſtehen,
Und weil dein menſchlich Wort dann keinen Brodkorb füllt,
Sprichſt du, in deiner Hand das Angeſicht verhüllt:

„Ergebt Euch, Brüder drein! Ihr ſollt bei Euch mich finden:
Der Bosheit überlaßt die Läſtrung und die Sünden!
Die ganze Wahrheit jetzt vernehmt aus meinem Mund:
Es dreht die Menſchheit ſich in einem ew'gen Rund!
Das Uebel und das Glück mit nimmer müden Händen
Pflegt ewig die Natur in gleichem Maß zu ſpenden.
Zwei Worte ſchuf die Zeit: Sendung und Weiterſtrebung.*)
Doch gibt's ein größres noch und dieſes heißt Ergebung!
Stets ſchafft des Schickſals Hand, gleich einem Weizenfeld,
Die Menſchen um und um in dieſer jetz'gen Welt.
Der Schmerz iſt das Geſetz, das gilt in dieſem Reiche;
Stets wandelt ſich die Form — der Stoff bleibt ſtets der gleiche!
Ueber's atlant'ſche Meer die Schlange Schmerz ſich ſchwingt;
Schaut, wie ihr gift'ger Ring Amerika umſchlingt!
Der Menſch wird überall in allen künft'gen Tagen,
Sey frei er oder Sklav, vor Gottes Hauche zagen!
Mißtraut dem, der im Reich des Denkens König heißt!
Denn eiskalt iſt ſein Herz, wie glühend auch ſein Geiſt;
Denn Alle ſind ſie ſtolz — und heute dieß erfahrt:
Bös iſt des Stolzes Frucht, — der Liebe — guter Art.
Nicht Einer, der nicht gern, ſeines Syſtemes Größe
Zulieb, das beſte Blut des Vaterlands vergöße.
Ungleichheit herrſcht und wird ſtets herrſchen auf der Erden; —
Nur vor der Ewigkeit wir wieder Gleiche werden!
O Brüder, denken wir in dieſem ird'ſchen Thal
Des Oelbergs, wo den Schweiß mit Blut gemiſcht die Qual!“

Jetzt ſchweigt des Prieſters Mund; bei einem großen Schloſſe
Belauſch' ich das Geſpräch von einem Bubentroſſe:
„Ach ſeit fünf Jahren geht's nun immer mehr zurück!
Es braucht ein Kaiſerſchwert, zu retten unſer Glück:
Noth thut ein ehrner Zaum dem Volk, das kein Gebot
Mehr ehrt . . .!“ — „Ich ſage Euch: die Freiheit nur thut Noth!

*) Man entſchuldige dieſe Ueberſetzung von progrès.

Digitized by Google

Doch jene Freiheit, die langſam, mit ſichrem Maße
Wie eine Prieſterin hinwandelt ihre Straße!
Du Prieſter, Knaben ihr, deren Mund leis nur ſpricht —
Die heil'ge Freiheit — ſie erkanntet Ihr noch nicht!
Du, du befleckſt mit Blut die göttlichen Gewande,
Und ihr erſtickt die Stimm' ihr durch ſchmachvolle Bande —
Ihr ſeyd nicht ihres Stamms! auf eurem Grab erhebt
Aus eurer Aſch' ein Volk ſich, groß und neubelebt!"

O Freiheit! Göttin du, ſo theuer meinem Herzen!
O wie die Raſenden dir ſchaffen ſo viel Schmerzen!
O wie begreifen ſie ſo ſchlecht dein neues Reich!
Ich ſeh' dein Angeſicht bethränt und jammerbleich.
Doch laß den Glauben nicht an unſer Frankreich fallen!
In unſrer Mitte bleib troz dieſen Leiden allen!
Wenn auch das blinde Volk dir deinen Glanz entweiht:
Erwarte, Göttin, du mit Ruhe deine Zeit!
Wenn in Neapel oft ſich Stürme wild erfrechen,
Des Himmels und des Lands Feſtglanz zu unterbrechen:
Verhüllt das Taggeſtirn ein Weilchen ſeinen Schein,
Es weiß doch: immerdar wird es die Sonne ſeyn!

Antoni Deſchamps.

Ahasverus. Napoleon.

(Fortſetzung.)

Intermezzo des zweiten Tages. Ein Chor von Greiſen ſpricht. Zuſchauer dieſes Myſteriums, Bürger Frankreichs, Kaufleute, Bürger! über Alles hat der Chor immer, während der Ruhepunkte, die weiſeſten Räthe ertheilt, beſonders über die öffentlichen Angelegenheiten. So gründeten ihren Ruhm Aeſchylus und Ariſtophanes. So will auch ich zum Schluß dieſes Tages ohne Rückhalt Euch ſagen, daß Vieles mir in Eurem Staat mißfällt: erſtens Eure Leichifertigkeit, zweitens Eure Eitelkeit, drittens Eure Habgier. — Dann wirft der Chor (oder der Dichler) ihnen vor, daß ſie die zwei Einfälle der Fremden gelitten, daß ſie nicht lieber Alles preisgegeben und aufgeopfert haben. Dennoch begrüßt er ſein Land und ſpricht ſeine Wünſche für ſein Gedeihen und ſeine Wohlfahrt aus — unter dieſen Wünſchen iſt auch — das linke Rheinufer. Dann bricht von neuem der Jammer aus um das kaiſerliche Frankreich. Die Schlußworte des Chors lauten ſo: das, Ihr Zuſchauer, Bürger, Kaufleute, iſt es, was ich zu ſagen hatte Euch betreffend. Die Zeit drängt, und ich kann nichts weiter hinzuſetzen. Diejenigen, welche anders zu Euch ſprechen als ich, höret nicht an! entfernt ſie aus Euren Verſammlungen und Regierungen und betrachiet ſie als Eure ſchnödeſten Feinde; denn wenn Ihr andern Räthen folgt als den meinigen, werdet Ihr es bereuen und das Gemeinweſen wird untergehen; wenn Ihr dagegen thut, was ich Euch ſage, ſo halte ich Euch für gerechte, ruhmeswerthe und vernünftige Leute.

Dritter Tag. Der Tod. Scene eins. Eine Stadt am Ufer des Rheins. Der Nachtwächter ſchickt eine Geſellſchaft von Arbeitern heim, welche ſingen: Das jüngſte Gericht wird unſere Qualen enden; er preist die Herrlichkeit des Rheins, verglichen mit andern Strömen, die er geſehen; der König Dagobert ſchaut zu ſeinem Thurm heraus und beſpricht ſich mit dem Nachtwächter über Hermann, Dietrich und Barbaroſſa. Der heilige Aloyſius, durch das Geſpräch geweckt, miſcht ſich auch darein, erklärt dem König ſeinen gehabten Traum und verkündigt das nahe Ende der Welt.

Scene zwei. Ein ſchwarzes Haus an einem Kreuzweg, der Tod unter dem Namen Mob, ein altes Weib, das ſich an der Aſche wärmt, Rahel, ein Mädchen das bei ihr iſt (ein gefallener Engel). Mob. Ich habe dieſe Nacht einen großen Weg zurückgelegt; ich habe drei Stunden am Lager eines Papſtes gewacht; ich bringe ſeine Mitra mit etwas Aſche. Hier die Krone eines Herzogs, hier der Hermelinmantel eines Barons. Hebe ſie auf in meinem Kaſten, ſammt dem Fläſchchen, worin ihre Thränen ſind. Ich bringe dir zu deinem Namenstag den Springenſtrauß einer Neuvermählten, die ich an der Hand auf den Ball führte. O, was für ein Feſt iſt mein Leben, ſobald ich nur die drei Stufen vor unſerem Thor hinunter bin. — Mob erinnert Rahel an den Grund ihrer Verſtoßung vom Himmel: daß ſie nämlich bei der Verfluchung des Ahasverus für dieſen eine Thräne gehabt habe. Rahel will beten; die Alte ſpottet darüber, als ein ſinn- und fruchtloſes Spiel, als eine thörichte Träumerel.

Scene drei. Ein Student mit Muſikanten bringt Rahel ein Ständchen. Die alte Mob bedankt ſich verbindlichſt, bringt ihnen Wein — ſie trinken und ſterben alle.

Scene vier. Ahasverus ſitzt auf dem Markſtein vor dem Thor der Stadt. Sein Pferd liegt ſterbend auf dem Weg ausgeſtreckt. Haſt du, ſpricht er zu ſich ſelbſt, den Kreuzträger vergeſſen, der an deiner Thüre bei Jeruſalem vorüberging? Sag', Ahasverus, was haſt du gethan an jenem Tage? Du möchteſt, daß es ein Traum wäre, ein tauſendjähriger Traum, nicht wahr? Aber es iſt kein Traum, ſo wenig als der Storch, der über deinem Haupt hinfliegt und ſein Lager ſucht; und du ſelbſt, du biſt nicht das Kind deines Traums. Fühlſt du nicht dein Herz laſten in deiner Bruſt, gleich einem ſchweren Stein in der Hand eines Schleuderers? Und auch dieſe Stadt iſt kein bloßes Phantom, gebildet im Schädel eines Todten. Poche an jede dieſer Thüren; überall ſind Menſchen wie du; ſie haben Augen, wie du, aber nicht um, wie du, eine ewige Thräne zu verſchlingen, ſondern um ſich während des kurzen Lebensſommers in Liebesblicken zu baden; ſie haben Lippen wie du, aber nicht um den Staub der Thäler und das erdige Salz zu koſten, ſondern um das flüchtige Leben von den Lippen ihrer jungen Gattinnen wegzuſchlürfen. — Ich habe Jeruſalem wieder geſehen; als ich dahin zurückkehrte, erhoben ſich die bleichenden Gebeine, um mich vorübergehen zu ſehen. Mein Haus ſteht noch; das Fenſter iſt offen, das Thor iſt mit dem Riegel verſchloſſen. Im

Digitized by Google

Garten ſah ich mein leeres Grab. Ein Todesengel bedeckte es mit ſeinen ſeidenen Flügeln, um mich zu hindern, darin zu ruhen bei Tag und bei Nacht. — Sein Geiſterpferd ſtirbt; auch Ahasverus wähnt zu ſterben, aber ſeine Hoffnung wird getäuſcht; die Bürger der Stadt laden ihn hinein.

Scene fünf. Rahel in ihrer Kammer wird von ihrem Vogel, ihren Nelken, ihrer Mandole gewarnt, ſich vor dem angekommnen Fremden zu hüten.

Scene ſechs. Der Platz des Heidelberger Schloſſes.*) Mob, als alte Bäurin gekleidet, übergibt Rahel für einen Augenblick dem Ahasverus. Sie befragt ihn um ſein Schickſal, ſein Vaterland, aus ſeinen halbdunkeln Reden glaubt ſie zu errathen, daß er ein Heiliger iſt; ſie preist ihn ſelig, daß er das heilige Land geſehen und bittet ihn um ſeinen Segen. Ahasverus iſt von innerer Pein zerriſſen, er hält es nicht mehr auf dieſem Ort aus und eilt fort.

Scene ſieben. Geſang der Feen. Ueberblick des Zuſtands der Welt. Ihr Entſchluß Ahasverus' Qualen zu verdoppeln.

Scene acht. Rahel ſchläft in ihrer Kammer. Geiſter haben ſich eingeſchlichen, um ihre Gedanken zu zerſtreuen und auf irdiſche Wünſche zu lenken. Wie ſie erwacht und betet, flüſtern ſie ihr immer von dem Fremden, bis ſie, geängſtigt das Zimmer verläßt, in einem Garten ſich zu erholen.

Scene neun. Rahel und Ahasverus gehen in Bertha's Garten ſpazieren.**) Ein Liebesgeplauder; Rahel fragt Ahasverus um ſein Schickſal, ſeine Geſchichte — er verſpricht ihr die Erzählung davon auf den folgenden Tag und bittet ſie: du zu einander zu ſagen, wozu ſie ſich aber nicht entſchließen kann; ich könnte die Augen nicht mehr aufſchlagen.

Scene zehn. Ahasverus allein, fühlt ſich durch die Liebe beglückt. Wandre nicht mehr weiter, Ahasverus! deine Wanderung iſt zu Ende. Die verfloſſene Stunde iſt eine Ewigkeit. Unter dieſen friſchduftenden Syringen iſt dein Himmel. Hier hat Etwas zu dir geſagt: ich liebe dich; nicht der Sturm über deinem Haupt, nicht der Yſop im Geſträuch, nicht der Staub auf dem Weg — nein! die Lippen eines Weibes mit menſchlicher Stimme, mit Menſchenworten. — Ach! haſt du vergeſſen, daß dieſe Welt deines Herzens bei jedem Windhauch untergehen kann? Dieſer Waſſertropfen auf deinen Lippen vertrocknet. Heut oder morgen kann Rahel ſterben. Von der Ewigkeit, welche deinen Buſen verzehrt, gäbeſt du ihr gern die Hälfte — und du kannſt ihr keine Stunde borgen! Sie kann dich nicht in ihren Tod — ſie kann dich nicht in ihr Leben hineinziehen. Einſamer, verſluchter noch, wirſt du deinen endloſen Pfad wandeln und die Dorngeſträuche werden dich fragen. Wo iſt denn die, welche dich lieben machte, und die dir mehr galt als Jahrhunderte und als Reiche?

Scene eilf. Langes Geſpräch zwiſchen Ahasverus und Mob. Dieſe will dem Schwermüthigen zuerſt ihre Arzneien, dann ihren guten Rath zu Heilung ſeiner Melancholie aufdrängen. Sie ſchlägt ihm vor: Poeſie, Wiſſenſchaft, Krieg, Religion, Liebesgenuß, den Tod — Selbſtmord, Alles hat er entweder, aber fruchtlos, ſchon verſucht, oder iſt es ihm verſagt.

Scene zwölf. Mob ſchwebt über die Welt hin und philoſophirt: Glücklich wer in ſolcher Ferne das Schweigen der Geſtirne vernimmt. Allzunahe verletzt die Harmonie die Nerven. Glücklicher, wer die Leyer des Unendlichen hört, wenn ſie ihre drei Saiten geſprengt hat. Der Gedanke erhebt ſich zum Geheimniß der Himmel. Alles iſt gezählt nach Maß und Gewicht. Und doch ſchlägt überall das Nichts vor. Die Zero iſt die heilige Zahl. Auf ihr ruht Alles. Ihre Form iſt geheimnißvoll. Sie hat nicht Anfang, nicht Ende. Sie umſchlingt ohne zu erfaſſen. Ohne zu ſeyn, erſcheint ſie. Aus dem Nichts Etwas machen, iſt ſchwer — aber aus Allem Nichts machen — hier liegt das wahre Problem u. ſ. w.

Scene dreizehn. Rahel und Bertha unterhalten ſich von ihren Geliebten. — Bertha iſt, dem Ziel ihrer ſtillen Wünſche nahe, ganz Zufriedenheit und Ruhe, Rahel voll leidenſchaftlicher Unruhe; ihre Freundin macht ſie aufmerkſam auf das ſeltſame Benehmen ihres Geliebten und die über ihn umlaufenden Gerüchte; aber Rahel hält feſt an der Gewißheit ſeiner Liebe und beweist ſeine Frömmigkeit aus dem Eindruck, den vor Kurzem der Anblick eines Kreuzes auf ihn gemacht.

(Fortſetzung folgt.)

*) E. Quinet hat in Heidelberg ſtudirt. Anmerk.

**) Hier tritt die Nachahmung von Goethe's Fauſt beſonders ſtark hervor, namentlich darin, daß Rahel auch die Blumen durch Abblättern befragt, die aber reden können; die eine ſagt: Himmel, Erde, Himmel u. ſ. w., die andere: Chriſt, Chriſt, Chriſt. Anmerk.

Coleridge über Goethe's Fauſt.

Coleridge,*) einer der namhafteſten engliſchen Dichter, daneben Philoſoph, hat Schillers Wallenſtein in der Art ins Engliſche überzteagen, daß die Engländer dieß Drama gewiſſermaßen als ein naturaliſirtes anſehen, ja ſie meinen: Coleridge habe ſein Original noch überboten. Jedenfalls iſt Wallenſtein in England ſehr beliebt und berühmt geworden, und ein Kritiker iſt der Anſicht: es ſey dieß ein großartigeres und ſchöneres Drama als irgend eines von Goethe, obgleich er weit entfernt ſey, Schiller für einen ſo großen Dichter als Goethe zu halten. —

*) Kürzlich geſtorben.

Coleridge wurde aufgefordert auch den Fauſt zu überſetzen; aber nach ſorgfältiger Prüfung dieſes Werks lehnte er es ab. Hierüber berichtet eine kritiſche Zeitſchrift: Coleridge glaubt — und vielleicht iſt er der einzige Menſch, der ohne Anmaßung ſo glauben darf — Goethe's Fauſt ſey etwas Verfehltes, das heißt, die Idee, oder das, was die Idee hätte ſeyn ſollen, in dieſem Werke ſey ganz unvollſtändig und unkünſtleriſch ausgeführt. Als das beabſichtigte Thema ſieht er an: die Folgen des Vernunfthaſſes, oder des Haſſes und der Verachtung der Wiſſenſchaft, hervorgegangen aus fehlgeſchlagenem, unerfülltem, urſprünglich heißem Durſt nach Wiſſenſchaft. Aber Liebe zur Wiſſenſchaft, ganz und rein um ihrer ſelbſt willen, würde nie einen ſolchen Vernunfthaß erzeugen, ſondern nur eine Liebe aus gemeinen und unwürdigen Abſichten. Im Fauſt iſt weder Motivirung noch Fortſchritt; er iſt ein fertiger Beſchwörer gleich von vorn herein; man ſpürt das incredulus odi von der erſten Zeile an. Die Sinnlichkeit und der Wiſſenſchafsdurſt ſind nicht mit einander verknüpft. Mephiſtopheles und Gretchen ſind trefflich; aber Fauſt ſelbſt iſt langweilig und inconſequent. Die Scene in Auerbachs Keller iſt eine der beſten; die auf dem Brocken iſt auch ſchön, und alle Geſänge ſind herrlich. Aber es fehlt dem Gedicht an Ganzheit; die Scenen ſind nur Schattenſpielgemälde und ein großer Theil des Werks iſt ſehr fade. — Dieß iſt im Weſentlichen die Meinung, welche wir Coleridge über dieß berühmte Werk äußern hörten; über die Gerechtigkeit dieſer Kritik haben wir weder Zeit nach Neigung uns auszuſprechen; aber wir können nicht umhin, hier zu erwähnen, daß Coleridge, ehe er etwas von Goethe's Fauſt geleſen hatte, den Entwurf zu einem Werk von verwandter Idee gemacht hat. Coleridge's Vernunfthaſſer — Fauſt — ſollte Michael Scott ſeyn. Er trat auf in ſeinem Collegium ihm ganz ergebener Schüler, enthuſiaſtiſch, glühend, glänzende Vermuthungen von Entdeckungen ausſprechend, welche in ſpäteren Zeiten erfüllt wurden, und ermunternd zum Studium der Natur und ihrer Geheimniſſe, als dem Wege zu großer Macht zu gelangen. Er liebte die Wiſſenſchaft nicht um ihrer ſelbſt willen — wegen des in ihr liegenden überſchwenglichen Lohns — ſondern als ein Mittel zur Macht. Dieſer Giftflecken verderbte von Anfang an ſeinen Geiſt. Die Pfaffen beargwohnen, belauern ihn, klagen ihn an; er wird verurtheilt und in einen einſamen Kerker geworfen. Dieß bildet den Prolog des Drama's. Ein Zwiſchenraum von vier oder fünf Jahren tritt ein, nach deren Verfluß Michael aus dem Gefängniß entflieht — als ein verbitterter, düſtrer, elender Mann. Er will nicht, kann nicht mehr ſtudieren; was hat all ſein Studium ihm genützt? Seine Wiſſenſchaft, ſo groß ſie war, vermochte nicht ihn vor den grauſamen Händen der Verfolger zu bewahren; er konnte nicht dem Blitz oder dem Sturm gebieten, ihre Wuth auf die Häupter deren zu richten, die er haßte, verachtete und doch fürchtete. Fort mit Gelehrſamkeit! fort mit dem Studium! den Winden preisgegeben alle Anſprüche auf Weisheit! Wir wiſſen nichts; wir ſind Narren, Elende, reine Thiere. Jetzt läßt der Dichter ihn verſuchen. Er läßt ihn träumen, gibt ihm Wein und führt die herrlichſten Frauen vor ihm vorüber, die er aber nicht erreichen kann. Gibt es denn keine Wiſſenſchaft, wodurch ſolche Genüſſe zu erlangen ſtänden? Dazu führt Zauberei! und ſo wendet ſich Michael mit ganzer Seele der Zauberei zu. Manches ſchlägt ihm fehl, manches glückt ihm; ſeine Neigung und ſeine Wißbegier werden gleicherweiſe gereizt, und ſein altes Verlangen nach Macht und geiſtiger Herrſchaft über Andre lebt wieder auf. Endlich verſucht Michael den Teufel zu beſchwören, und der Teufel kommt auf ſeinen Ruf. Dieſer Teufel ſollte der Allerweltshumoriſt ſeyn, der durch beſtändige Zuſammenſtellung des Großen mit dem Kleinen in der Gegenwart des Unendlichen, Alles als eitel und nichtswürdig ſollte erſcheinen laſſen. Michael zu lieb ſpielt er eine Menge Streiche. Michael jedoch iſt elend; er hat Macht, aber keinen Frieden und fühlt täglich die Tyrannei der ihn umdrängenden Hölle. Umſonſt glaubt er ſich die unumſchränkteſte Herrſchaft über den Teufel dadurch zu ſichern, daß er ihm die ausſchweifendſten Forderungen zumuthet; eine iſt dem Teufel ſo leicht wie die andere. „Was jetzt, Michael?“ fragt er jeden Tag mit immer gebieteriſcherer Unterwürfigkeit. Michael ſeufzt in ſeiner Seele; ſeine Macht wird ihm zum Fluch; Weiber und Wein ſtehen ihm zu Gebot, aber die Weiber ſcheinen ihm unwirklich und teufelsmäßig, und der Wein berauſcht ihn nicht. Jetzt fängt er an den Teufel zu haſſen und ſucht ihn zu betrügen. Er ſtudirt wieder und durchforſcht die dunkelſten Tiefen der Zauberei, um ein Mittel zu entdecken, die Hölle zu hintergehen; alles umſonſt. Manchmal wendet des Teufels Finger das Blatt vor ihm um, deutet auf ein Experiment und Michael hört ein Geflüſter: Verſuche das, Michael! Seine Bangigkeit nimmt zu, und Michael fühlt, daß er ein Sklave und verdammter Verbrecher iſt. Der Hoffnung baar, ſtürzt er ſich in alle Sinnenluſt — im Taumel derſelben ſieht er Agathe und verſucht ſofort ſie zu verführen. Agathe liebt ihn, und der Teufel erleichtert ihre Zuſammenkünfte; aber ſie wiederſteht Michaels Verſuchungen und fleht ihn an, ſich ihrer Achtung nicht unwürdig zu machen. Lange Kämpfe der Leidenſchaft folgen, in deren Folge Michaels edlere Neigungen gegen ſeine Begierde aufgeboten werden und der Gedanke der Erlöſung des verlornen Willens ſeiner Seele aufdämmert. Der Teufel merkt dieß augenblicklich, und zum erſtenmal wird jetzt der Humoriſt ernſt und drohend. Eine furchtbare Reihe von Kämpfen zwiſchen Michael und dem Teufel folgt, wobei Agathe hilft und leidet. Endlich, nachdem der Dichter ſeinen Helden allen denkbaren und undenkbaren Schreckniſſen unterworfen, läßt er ihn triumphiren und gießt Frieden in ſeine Seele durch die gewonnene Ueberzeugung von der Rettung der Sünder durch göttliche Gnade. — Wir wollen, ſetzt der Kritiker hinzu, von dieſer Skizze nur ſo viel ſagen, was wahrſcheinlich auch die wärmſten Bewunderer des Fauſt zugeben werden, daß Goethe manchen koſtbaren Fingerzeig daraus hätte entlehnen können.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 17.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 April 1836.

Kleinere Gedichte

von

Thomas Moore.

(Aus den Sammlungen: „Sacred Songs,“ „National Airs“ und: „Ballads, Songs etc.“)

1.

Miriam's Lied.

Und Miriam, die Prophetin, Aaron's Schweſter, nahm eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken am Reigen.

Exodus.

Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang:
Der Herr hat geſiegt — unſre Kette zerſprang.
Singt, denn des Mächtigen Stolz iſt gebrochen;
Sein funkelnder Heerzug, ſein kriegriſcher Troß —
Wie eitel ihr Rühmen! — der Herr hat geſprochen,
Und unter im Schilfmeer ging Reiter und Roß.
Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang,
Der Herr hat geſiegt — unſre Kette zerſprang.

Ehre dem Herrn: dem Eroberer Ehr'!
Sein Hauch unſer Schwert, und ſein Wort unſer Speer! —
Siehe, wer meldet dem harrenden Volke
Den Fall ſeiner Tauſende? Keiner entrann!
Der Herr ſah hervor aus der feurigen Wolke,
Und warf in die Fluthen ſie, Wagen und Mann!
Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang,
Der Herr hat geſiegt, unſre Kette zerſprang.

2.

Now let the warrior.

Nun ſchmückt die Roſſe bunt zum Streit,
Nun ſtoßt in die Trompeten!
Denn des Oſtens Volk ſoll bluten heut',
Und vom Krieg die Sonn' erröthen:
Der Helm der Chriſten iſt der Sitz
Des Siegs; aus ihren Scheiden
Zuckt das Schwert, aus Weſtgewölk ein Blitz,
Verderben auf die Heiden.
O ſelig, wer im Kampfe fällt!
Im Himmel fortan ſteht ſeine Zelt!
Nun ſchmückt die Roſſe bunt zum Streit,
Nun ſtoßt in die Trompeten!
Denn des Oſtens Volk ſoll bluten heut',
Und vom Krieg die Sonn' erröthen!

3.

Oh! soon return.

Das Schiff zog eine Feuerſpur,
Das Segel fing den letzten Blick
Der Sonne; — ſie ſprach weinend nur:
„O, kehre bald zurück!“
Wohl trieb mein Fahrzeug der Orkan
Durch manches Meer, ſeitdem ich ſchied;
Bald fuhr der Nordwind durch die Raa'n,
Und bald der laue Süd.
Doch wenn, wo es auch immer lag,
Das Meer bei'm letzten Sonnenblick
Roth flammte, hörе' ich, wie ſie ſprach:
„O, kehr' zurück! kehr' bald zurück!“

Hab' je ich deiner nicht gedacht,
War jemals dir mein Geiſt nicht nah,
Dann war es mitten in der Schlacht,
Wenn der Tapfern Aug' mich ſah.
Doch wenn auch im Gewühl des Streits
Der Liebe Macht mir ferne war:
Dem Ruhm verlieh nur ſie den Reiz,
Der ſüß macht die Gefahr!

Digitized by Google

Und brachte dann der Sieg die Ruh',
Und flammte ſtolz des Kriegers Blick,
Dann wieder war's, als riefeſt du:
„O, kehr' zurück! kehr' bald zurück!"

4.

I saw the moon rise clear.

Der Mond ging kalt und hell
Ueber Schneegefilden auf;
Mein Rennthier trabte ſchnell;
Ich zeigt' ihm nicht den Lauf.
Leichtfüßig rannt' es grad'
Durch's Holz; — wohl weiß mein Thier.
Für mich iſt nur Ein Pfad —
Der Pfad, der führt zu dir.

Des Winters langer Nacht
Vergißt das Herz ſo gern,
Hat der Sommer erſt gebracht
Den großen goldnen Stern,
Der niemals untergeht.
So ſtieg meine Lieb' für dich!
Wie die Sommerſonne ſtet,
Leuchtet ſie ewiglich.

5.

There comes a time.

Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geſchwelgt in der Jugend Süßigkeit,
Der alle Blumen brach.
Wenn ſein Herz zuerſt entſagen muß
Seinen Träumen, bunt und hoch,
Dann wäre jäher Tod Genuß,
Denn was bringt das Leben noch?
Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geſchwelgt in der Jugend Süßigkeit,
Der alle Blumen brach.

Sinkt diß Sonn' in Afrika, dann bricht
Plötzlich die Nacht herein;
So müßte, ſtirbt der Liebe Licht,
Auch vollbracht das Leben ſeyn;
Nicht, ein nord'ſcher Tag, durch die Dämm'rung trüb
Fortglimmen und verziehn,
Ein Feuer, von dem nur Aſche blieb,
Ein Schimmern, doch kein Glühn!
Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geſchwelgt in der Jugend Süßigkeit,
Der alle Blumen brach!

F. Freiligrath.

Ahasverus. Napoleon.

(Fortſetzung.)

Scene vieezehn. Rahel und Ahasverus in der Kammer der eeſtern in ſüßen Geſprächen der Liebe. *) Rahel bekennt dem Geliebten, daß ſie ſich anfänglich ein Gewiſſen daraus gemacht habe, ihn ſo heiß zu lieben wie Gott. Daß ſie aber jetzt von der Gottgefälligkeit iheer Liebe übeezeugt ſey. Sie klagt ihm, wie ſehe der Gedanke an ſeinen Tod ſie beunruhige und fragt ihn: ſage mie, glaubſt du nicht, daß du auferſtehen wirſt, und wie uns wiederfinden werden auf immer im Paradies! Ahasverus: Wee kann ſchwören, meine Seele, daß nicht der Tod nach tauſend Jahren ſeine Bruſt eekälten wird, und daß er nue die Erde aus den Augen zu wiſchen brauche, um an ſeiner Seite wieder das Bild dee Angebeteten zu eeblicken? Das Paradies biſt du, der Weg, wo du gewandelt, die Blume, die du berührt haſt, die Röthe, die deine Wange überſtiegt — es iſt da, wo du biſt. — Nur Eines, ſagt Rahel, füechte ich noch: du liebeſt mich nicht genug um meiner Seele willen. — Ahasverus: Deine Seele, Rahel, heißt das nicht du ſelbſt in Allem und mit Allem, was du biſt? Wehe dem Tag, wo ich ſagen könnte: das iſt ſie, und das iſt ihee Aſche! Glaubſt du nicht, daß ein unſichtbaree Geiſt in deinen Locken wohnt, der ſie in der Sonne glänzen macht? Glaubſt du nicht, daß ein Geiſt deine Augenliedee niederſenkt und der jetzt die Thränen auf deinen Wimpern aufhält? Glaubſt du nicht, daß es ein göttlicher Hauch iſt, der deine Lippen zittern macht und dein Haupt unter einer Laſt von Liebe beugt? Wer weiß, ob du ſelbſt etwas Andeees biſt als ein Geiſt, nach welchem dee meinige düeſtet, als ein Schatten, den meinigen zu eeſeiſchen, als ein Gedanke, um meinen Gedanken zu verſchlingen, in ein Nichts vermengt mit Düften und Seufzern? Rahel: Du mein Gott, die Oheen ſauſen mir — mein Haupt thut mie weh — Alles dreht ſich um mich — mich dünkt, wäheend du zu mir ſpeichſt, weine mein Ceneiſir an meinem Hals. Sieh nur — iſt das Blut? — Umſonſt ſucht Ahasveeus ſie zu beruhigen. — Der Blutflecken wächst, ſeine Küſſe ſind bittee wie Weemuth — er eekennt die ſteafende Nähe Cheiſti und bricht in Verwünſchungen aus — er achtet in ſeinee Liebeswuth nicht die Bitten dee flehenden Rahel ...

Scene fünfzehn. Ein Klagegeſang der Feen.

Scene ſechzehn. Rahels Kammer. Halb wahnſinnig vor Reue und Scham ſtößt ſie Ahasverus von ſich, der wie ſie wähnt, ein Dämon iſt, welcher ſie unter der Geſtalt des Geliebten getäuſcht hat. Endlich erkennt ſie ihn wieder — ſie will ihm einen Teaum erzählen.

Scene ſiebenzehn. Mob tritt ein, voll Hohn, verlangt daß Ahasveeus ſich mit Rahel vermähle, aber ſie dann wie eine Sklavin behandle.

Scene achtzehn. Das Straßburger Münſter ſtellt in einem langen Monolog Beteachtungen übee ſeine Entſtehung, über die geheimnißvolle Bedeutung ſeiner Struktue, über die Zeiten an,

*) Hier wird man wieder auffallend an den Fauſt erinnert.
Anmerk.

die es verlebt hat, bis ihm endlich Chriſtus auf einem der bunten Glasfenſter Schweigen auferlegt. Der heilige Markus, ebenfalls auf einem Glasfenſter, erbittet ſich von Chriſtus die Erlaubniß, dem jetzt beginnenden Todtentanz in der Kirche zuſehen zu dürfen, welchen er ſchildert. Die Chöre der Könige, der Frauen, der Kinder klagen und jammern über die Täuſchungen ihrer Hoffnungen auf den Himmel; tauſend Jahre liegen ſie, von Würmern zernagt, in den dunkeln kalten Särgen. Das Münſter ſpricht: Tanzt, tanzt Könige und Königinnen, Kinder und Weiber! es iſt nicht die Zeit zum Weinen. Die Ewigkeit lacht über Euch, gleich dem Winde, wenn er an Kreuzwegen mit welken Blättern ſein Spiel treibt. Attila, Siegfried, Artus, Karl der Große beginnen von neuem um ihre verſchwundene Herrlichkeit zu klagen, und endlich ſtimmt auch der Papſt Gregor ein: die Todten verſammeln ſich um mich, daß ich Jedem den Antheil am Nichts gebe, der ihm zukommt. . . Wehe, Paradies, Hölle und Fegfeuer waren nur in meiner Seele vorhanden. Ich kann keine Wunde der Todten und Märtyrer heilen. Ich bringe nur ein Spinngewebe zurück denen, die ihre Kronen Chriſto weihten; ich bringe in meiner hohlen Hand ein Aſchenhäuſchen denen, welche ein Sternenreich im Ocean des Firmaments erwarteten. Die Kirche erklärt ihnen Allen, daß ſie zu ſchwach wären für die Ewigkeit.

Scene neunzehn. Mob, Ahasverus und Rahel kommen in die Kirche. Mob unterhält ſich ſpaßhaft vertraulich mit den Todten. Ahasverus fragt ſie, ob ſie Chriſtus nicht geſehen, und bricht auf ihre wiederholte Verſicherung, daß es keinen Chriſtus gebe, in triumphirenden Jubel aus, da er jetzt ſeinen Fluch gelöst glaubt; Rahel ahnt das Schlimmſte, fragt ihn, warum er Chriſtum ſo fürchte und haſſe, und ob er denn verflucht ſey? Er beſchwichtigt ſie mit ſophiſtiſchen Reden. Der Papſt Gregor ſoll das Paar einſegnen; aber wie Ahasverus ſeinen Namen ſagen ſoll, verſagt ihm Zunge und Athem. Chriſtus von ſeinem Fenſter herab antwortet für ihn: Es iſt Ahasverus, der ewige Jude; und ich, ich bin Chriſtus, den Ihr geſucht habt in Euren Geüfzen. Geht zurück unter Eure Grabſteine bis zum Tag des jüngſten Gerichts. Die Todten und die Kirche verfluchen Ahasverus. Rahel bittet für ihn den Herrn um Gnade. Mob reißt ſie mit ſich aus der Kirche hinaus.

Das Intermezzo zu dieſem Tag bringt den Dichter ſelbſt auf die Bühne, den der Chor herbeiruft, weil ſein Gebäude wanke und der Einſturz drohe. Der Dichter erzählt ſein Schickſal: Unter einem blühenden Kirſchbaume findeſt du mein Dach, das viele Schmerzen beherbergt hat. Auf der Treppe lieſt meine Mutter die Bibel Luthers; meine geliebte Schweſter iſt hinaus gegangen, wilde Maulbeeren zu pflücken für ihr Kind, im Gebüſch. Mein Haus iſt klein, mein Lager iſt hart und oft von Thränen benetzt. — Was wäre das Meer und die Sterne und die Wüſte Syriens, um den Abgrund und die Langeweile meiner Seele auszufüllen! — Vom Chor dringender befragt, erwiedert er: Ich habe es verhehlen wollen für immer; und hätte mich nicht Einmal die Kraft verlaſſen, ſo hätte Niemand je es aus meinem Munde gehört. Es gibt ein Wort, das mein Mund nie ausſprechen will, das meine Hand nie ſchreiben will in meinem Buch; es iſt dasjenige, das alle Weſen mit Seufzen ausſprechen, wornach die Königinnen unter ihren Baldachinen trachten, was zwei Seelen ſammeln, wenn ſie ſich ſehen, das die Frauen wohl kennen, das die ſchwankenden Sterne in ihren Sommerwachen mit ihrer Goldtinte ſchreiben, und das mein Herz zermalmt hat ſeit dem Maimorgen, wo ich es las. — Er fand eine Geliebte und verlor ſie wieder. — Um mich zu zerſtreuen, ſah ich mehr als Einen Himmel, mehr als Eine Quelle, mehr als Eine menſchenvolle Stadt. Kein Himmel iſt ſo rein als ihre Augen, keine Quelle ſo tief als ihr Herz, keine Stadt am Feſttag iſt ſo bevölkert als die Treppe, welche ſie täglich hinanſteigt. — Ich glaubte an ihren Gott; ich blieb ſtumm, wenn ſie redete, und küßte ihre Augen; und ich dachte nicht daran je von dieſem lebendigen Gedicht herabzuſteigen zu dem elenden Machwerk, womit meine Hand ſich jetzt mit Verdruß beſchäftigt. — Seine Wanderungen beſchreibend, apoſtrophirt er auch Deutſchland: Aber du, Deutſchland, geh', ich will ſagen, ohne zu lügen, wie du mir meine Liebe zu dir in Galle verwandelt, in ſchwarze Schlafloſigkeit, in ſchmerzvolle Tage. Erinnerſt du dich noch, wie ich am Rand deines Weges lag, ohnmächtig geworden vor Schmerz? Wie ſchwarz, ach! war damals die Nacht im Grunde deiner Wiſſenſchaft! Und gar deine Frauen ſind hart, tauſendmal härter noch als dein Himmel! Ihr Lächeln beſteht aus Winterblumen; warum wollte ich ſeinen Honig koſten? Die Donau bleibt im Laufe ſtehen um ihre blonden Locken zu betrachten; ein Geheimniß ſchließt ihnen den Mund. Weißer als der blühende Mandelbaum werden ſie ſchüchtern geboren und ſterben ſchüchtern; ein einmal vom Wind ihnen zugetragener Gedanke flüſtert ſchmerzlos ihr ganzes Leben über an ihr Ohr; wie eine Quelle im Schwarzwald iſt ihr langſam dahinrollender Gang. Aber ihr zu bleiches Blut färbt nur ſchwer ihre Wangen mit einer ſüßen Erinnerung. — Im Bericht über den vierten Tag faſſen wir uns kurz. Die Welt ſtirbt ab, Ahasverus irrt allein noch auf der menſchenleeren Erde mit ſeinem Jammer umher, und ihm folgt die treue Rahel als Engel, welche für ihn betet und mit ihm ſeinen Kelch voll Galle theilt. In den Wolken beſprechen ſich die Evangeliſten Markus mit ſeinem Löwen, Johannes mit ſeinem Adler. Die Thiere machen einen Beſuch in der Welt und ſtatten darüber Bericht ab. Der Adler erzählt von drei Kindern, die ihn um Schutz angefleht — Ludwig Capet (der Sohn Ludwigs XVI) Heinrich V und der König von Rom (Herzog von Reichſtadt). Auf einer Inſel ſah er Napoleon. Bei ſeiner Rückkehr ſetzten ſchon die Engel die Poſaunen an den Mund. Auferweckung der Todten. Die Städte erſtehen — Athen — Rom, das ſich gar ſehr ſträubt — Babylon. Die Reihe kommt an Paris: „Mein Kaiſer, der von Helena gekommen, iſt ſchon zu Pferd geſtiegen. Er wird auf dem Hügel all unſere Jahrhunderte in Schlachtordnung aufſtellen. Auf denn und ſehen wir ihn an unſerer Spitze, ob wir uns getäuſcht haben, wenn wir unſer Blut wie Waſſer tranken, wenn wir das Rad unſeres Kriegswagens in Schwung ſetzten und ſeit tauſend Jahren die Schildwache bildeten auf dem Rand des hohen Thurms, den ſich die Menſchheit erbaute!" Albertus Magnus hat in ſeinem Laboratorium den Un-

Digitized by Google

tergang der Welt überhört! der Engel des Gerichts ruft ihn ab, wie er eben glaubt das große Räthſel des Lebens aufzulöſen und verſpricht ihm dafür das Geheimniß des Todes zu offenbaren. Vor dem halb zum Leben erwachten Dichter gehen die auferſtandenen Frauen vorüber, welche durch Liebe berühmt geworden. Sappho, Heloiſe, die Königin Bertha, Gabriele de Vergy, *) Beatrice, die Gräſin Guiccioli, **) und die Dichtergebilde Desdemona, Julia, Clariſſa, Mignon und A., aber der Dichter wartet auf eine noch ſüßere Stimme, welche ſich endlich vernehmen läßt und ihn ganz erweckt. Rahel tauft mit ihren Thränen den immer noch auf der erſtorbenen Erde umirrenden, ſich nach einer überirdiſchen Liebe ſehnenden Ahasverus. Mob ſucht die in ihm auflebende Hoffnung auf Verzeihung und ein anderes Leben durch höhniſche Ankündigung der allgemeinen Vernichtung zu erſticken. — Im Thal Joſaphat geht das Gericht vor ſich. Vor der heiligen Jungfrau erſcheinen die wiedererſtandenen Blumen und die Vögel und empfangen tröſtliche Verheißungen. Den Bergen, die eine Stunde gezweifelt haben, erklärt der ewige Vater, daß er ſich aus ihren Gipfeln eine ſteinerne Bank machen wolle. Das Waſſer des Oceans, der auch gezweifelt, will der ewige Vater nehmen, um damit die Wunde und den Kelch des Sohns auszuſpülen. Die Sterne haben in der Leidensnacht nicht genug geweint und haben auch gezweifelt; der ewige Vater nimmt ihnen ihre Strahlen, um ſich ein Ohrgehäng davon zu machen. Den frommen Frauen gibt er den goldenen Hochzeitring, aus dem Gold aller Sterne gefertigt. Die Zeit, Mob, die Städte ſtellen ſich; der ewige Vater ſpricht freundlich mit Babylon und Athen, obgleich er ihnen ihre Schulden vorrückt; die Reihe kommt an Rom; der ewige Vater redet ſie an: du haſt meinen Sohn getödtet auf Golgatha. Die Heiligen rufen wehe! über ſie; aber von ihren Bitten erweicht, bitten ſie dann um Gnade, aber der Richter ſpricht über ſie ein ſtrenges Urtheil. Die Völker des Mittelalters empfangen einen gnädigen Spruch. Dann kommen die Araber, die hier noch kämpfen wollen; dann die Franzoſen, Deutſchen und Engländer. Die Heiligen bitten den ewigen Vater nicht auf ſie hinzuſchauen, nicht auf ihre trunkenen Geſänge zu hören. Dieſe Völker ſuchen ihren Gott, den ſie verloren haben, und erkennen den ewigen Vater nicht. Er heißt ſie ihren Weg verfolgen, bis zum Abgrund, wo ſie dann ein Pfad wieder zu Gott zurückführen werde. Die Könige ſuchen um neue Throne nach, aber der Ewige verweiſ't ſie aus ſeiner neuen Stadt. Auch Amerika und die Inſeln des ſtillen Meeres ſtellen ſich noch ein. Endlich kommt Ahasverus, von dem ſich Alles mit Abſcheu abwendet, von Rahel begleitet. Chriſtus richtet über ihn, der ihn als ſeinen Herrn anerkennt, ihm erzählt, wie er auf der Erde raſtlos umgewandelt ſey, den Kelch der Qualen ausgetrunken habe und wie ihn jetzt das Anſchauen Chriſti ſchon erquicke, ſo daß er zu neuen Wanderungen bereit ſey. Rahel erbietet ſich ihn zu begleiten. Dieſes Wort Rahels hat ihn gerettet, Chriſtus ſegnet ihn. Ahasverus bricht in begeiſterten Dank aus. Der ewige Vater ſpricht zu Chriſtus: Ahasverus iſt der ewige Menſch. Alle andern gleichen ihm. Jetzt iſt unſer Werk beendigt und auch das Myſterium. Unſere Stadt iſt geſchloſſen; morgen ſchaffen wir andere Welten. — Geſänge der Engel und Sterne.

Im Epilog klagt der ganz vereinſamte Chriſtus über ſeine Einſamkeit. Er glaube kaum mehr an ſich ſelbſt. Seine Mutter ſey todt, ſein Vater alt. Die Ewigkeit kommt und leert ſeinen Becher, ſein Leben aus. Die letzten redenden Perſonen ſind: das Nichts und die Ewigkeit.

Hier endet das Myſterium Ahasverus.
Betet für den, der es ſchrieb!

(Schluß folgt.)

*) Uhlands Dame von Fayel.

**) Die Geliebte Byron's.

Die alten Balladen.

Als Walter Scott zum erſtenmal James Hogg beſuchte, ſang des letztern Mutter ihm eine alte Ballade. Scott hatte ſeine große Freude daran und fragte ſie: „ob die Ballade je gedruckt geweſen ſey.“ Die Alte verſicherte nein und erzählte ihm ausführlich, wie ſich dieſelbe mündlich von einem Familienglied aufs andere fortgeerbt. Dann aber warf ſie Walter Scott vor, daß er ihre Geſänge und Balladen zuerſt habe drucken laſſen und ſie dabei ganz verderbt (verhunzt) habe. „Sie waren zum Singen gemacht und nicht zum Leſen; aber Ihr habt jetzt den Zauber gebrochen und man wird ſie nie mehr ſingen.“ Scott lachte herzlich, aber die alte Frau hatte richtig prophezeit; man ſang dieſe Lieder, ſonſt die Kurzweil aller Winterabende, nicht mehr.

Humphry Davy, einer der ausgezeichnetſten Förderer der Naturwiſſenſchaften, iſt auch in Deutſchland durch ſein Werk: die letzten Tage eines Philoſophen bekannt geworden. Von ihm ſagt Einer der ihn kannte: Er war einer der vielſeitigſt begabteſten Männer ſeiner Zeit. Im Wiſſen ſtand er beinah ohne Nebenbuhler da; er war ein gefälliger und ſinniger Schriftſteller, ein Dichter von guten Anlagen und ſein Weſen war anmuthig und einnehmend. Von dem Verdienſt ſeines Styls in Proſa ſprach Walter Scott mit hoher Anerkennung in der Beurtheilung des Gedichts Salmonia. Southey ſagt: er war ein außerordentlicher Mann; er würde ſich in jedem Gebiet der Kunſt oder der Wiſſenſchaft ausgezeichnet haben, wohin er ſich immer mit der Kraft ſeines Geiſtes gewendet hätte; er beſaß alle Erforderniſſe zu einem Dichter und es fehlte ihm nur an der Kunſt. Auch Coleridge ſprach mit Enthuſiasmus von ſeinem poetiſchen Genius und ſchätzte ihn wegen ſeiner Neigung Gedichte zu entwerfen, die er aber nie zu Ende brachte.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. **18.**

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 April 1836.

Die Braut von Abydos,

von Byron.

Eine türkiſche Erzählung.

(Neue Ueberſetzung.)

Hätten wir ſo treu nicht geliebt:
Hätten wir ſo blind nicht geliebt!
Sahn wir uns nicht, oder trennten uns nicht:
Blieb's uns erſpart, daß das Herz uns bricht!
Burns.

Erſter Geſang.

Kennt ihr das Land, wo Cypreſſen und Myrten
Von den Thaten, die dort geſchehn, ſind das Bild!
Wo, wenn Geyer krächzten, wenn Turteln girrten,
Bald Zärtlichkeit ſchmachtet, bald Frevelmuth ſchwillt!
Kennt ihr das Land der Ceder, des Weins,
Wo die Blume nie mangelt des farbigen Scheins,
Wo die Schwingen Zephyrs, belaſtet von Düften,
Matt hinweh'n über blühende Roſentriften?
Wo Citrone und Oelbaum von Früchten gebeugt;
Wo nimmer die Stimme der Nachtigall ſchweigt?
Wo der Erde, des Himmels Farbenpracht,
Wie verſchieden, verwandt doch durch Schönheit, lacht,
Und das Meer prangt in tiefſter Purpurtracht;
Wo die Jungfrau ſo ſanft, wie die Roſe, die ſie bricht —
Und göttlich ſonſt Alles — der Mann nur nicht!
'S iſt das Land, wo die Sonne beginnt ihre Bahn;
Kann ſie lächeln bei Thaten, wie dort ihre Kinder gethan?
Wild, wie Liebesſeufzer von ſcheidenden Seelen,
Iſt ihr Herz — ſind die Sagen, die dort ſie erzählen!

Umringt von ſeiner Sklaven Schaar,
Die, ſchmuck und ſtattlich, immerdar
Gewärtig des Gebieters Wink,
Zur Wache treu, zur Botſchaft flink —
Saß Greis Giaffir im Divan,
Sein altes Aug' gedankenvoll,
Obgleich die Stirn des Muſelman
Das, was Geheimniß bleiben ſoll,
Nicht leicht verräth, und, kalt und feſt,
Des Stolzes Schrift nur leſen läßt;
Doch Stirn und Wange mehr geſteht,
Als ſonſt ſein Angeſicht verräth.

Auf des Türken Gebot wird der Saal jetzt leer;
„Nun holt mir den Hauptmann der Haremwacht her!“
An Giaffirs Thron
Steht ſein einziger Sohn,
Und der Nubier, erwartend des Herren Begehr;
„Harun, wenn all der harrende Troß
Hinaus iſt durch das Thor vom Schloß
(Wenn ſchleierlos ein Auge ſähe
Mein Kind Zuleika — dem Haupte wehe!)
Bring meine Tochter her zu mir;
Ich künd'ge an ihr Schickſal ihr.
Doch was ich ſinne, ſag' ihr nicht!
Ich will ſie lehren ihre Pflicht!“

„Paſcha! Vollzug folgt deinen Geboten!“
Mehr darf der Sklave dem Deſpoten
Nicht ſagen — zu der Tochter Zelle
Macht er ſich auf den Weg zur Stelle.
Der junge Selim bricht das Schweigen,
Mit unterwürfigem Bezeigen,
Beſcheidner Miene, leiſe flehend,
Zu ſeines Vaters Füßen ſtehend;
Denn wenn vor'm Vater des Moslems Sohn
Zu ſitzen wagt — iſt Tod ſein Lohn:

„Vater, mir bangt, du möchteſt ſchelten
Die Schweſter oder den Sklaven vergelten —

Digitized by Google

Die Schuld, wenn hierin Schuld ſoll ſeyn,
War mein — ſey auch dein Zürnen mein!
Des Morgens Strahlen ſo ſcharf mich trafen,
Daß — mochten müde Greiſe ſchlafen! —
Ich konnt's nicht — und allein zu ſchauen
Die Morgenparadieſesauen,
Und keine Seele haben zum Tauſch
Bei der Empfindung Wonnerauſch —
That leid mir; wie mir auch zu Muth —
Die Einſamkeit thut nie mir gut.
Zuleika's Schlaf ich alſo brach,
Und wie du weißt, daß frühe ſich
Des Harems Thor aufthut für mich,
Bevor die Sklaven werden wach:
Flogen wir zum Cypreſſenhain
Und ſogen Erd', Meer und Himmel ein!
Da weilten wir, bezaubert zu lang'
Von Medſchnuns Liebe, Sadi's Geſang, *)
Bis ich durch Tambourſchlag die Kunde
Vernahm, daß nah des Divans Stunde;
Und, treu der Pflicht, auf leichten Füßen
Hieher flog um dich, Herr, zu grüßen.
Zuleika aber weilt dort noch —
Nicht zürne Vater! denke doch,
Daß Niemand naht dem ſtillen Garten
Als die Sklaven, die der Frauen warten!"

„O Sklavinſohn, ſklaviſch geſinnt
Einer ungläubigen Mutter Kind."
Der Paſcha ſpricht — „in dir nie finde
Ich etwas, das den Mann verkünde!
Du, wenn du ſollt'ſt den Wurfſpieß ſchwenken,
Den Bogen ſpannen, Roſſe lenken:
Dann ſiehſt du — Grieche an Gemüth,
Wenn auch an Glauben nicht — in Ruh'
Geſchwätziger Waſſer Laufe zu,
Und gaffeſt, wie die Roſe blüht.
O daß die Scheibe, deren Glanz
Dein träumeriſches Aug' am Morgen
Durch ihre Pracht bezaubert ganz,
Dir könnt' von ihrem Feuer borgen!
Du, der du ruhig ſäh'ſt dieß Schloß
Zerſtört durch chriſtliches Geſchoß,
Und Stambuls alte Mau'rn zu Grunde
Geſtürzt durch Moskowiter-Hunde,
Und niemals noch erhobſt den Arm
Gegen den ſchnöden Chriſtenſchwarm!
Geh! in die Hand, die ohne Kraft,
Den Rocken nimm ſtatt dem Lanzenſchaft!

*) Medſchnun und Leila — Romeo und Julie des Morgenlands. Sadi iſt der moraliſche Dichter Perſiens.

Doch Harun — zu dem Mädchen eile!
Liebſt du dein Leben — merk' mein Wort:
Wenn oft Zuleika ſo fliegt fort —
So wiß' — es treffen meine Pfeile!"

Selim hält jeden Laut zurück;
Zum wenigſten an Giaffir's Ohr
Drang keines ſeiner Worte vor;
Doch jedes Scheltwort, jeder Blick
Fuhr ihm ins Herz mit heißrer Qual,
Und ſpitzer als ein Chriſtenſtahl.
„Sohn einer Sklavin! feig geſcholten!
Theu'r hätt' ich dieſe Schmach vergolten
Jedwedem Andern! — Sklavinſohn?
Und wer mein Vater?" — Die Gedanken
Ihm finſter vor der Seele ſchwanken;
Den Zorn, geweckt durch ſolchen Hohn,
Die Blicke, Blitze ſprüh'nd, verkünden,
Die langſam, mählig nur verſchwinden.
Auf Selim blickt Giaffir vom Thron
Erſtaunt — in ſeinem Aug' er las,
Wie ſchlimme Frucht ſein Zorn hier trug,
Wie Aufruhr ſchon hier Wurzeln ſchlug;
„Komm her, du Knabe," ſpricht er; „Was?
Mir keine Antwort? was du ſinnſt —
Ich ſeh's; mir ahnt, was du beginnſt!
Doch laß dir ſagen: es gibt Thaten,
Wozu ich dir nicht möchte rathen;
Doch wenn ſich dichter krauſ't dein Bart,
Wenn männlicher die Kraft und Art:
Säh' gern ich Lanzen ſchwingen dich,
Und wär's vielleicht gar gegen mich!"
Er ſprach dieß Wort mit ſpött'ſchem Ton,
Er blickte ſcharf in's Aug dem Sohn;
Doch Selim gab des Vaters Blick
Mit ſtolz erhobnem Aug zurück,
Daß Giaffir innerlich zu zagen
Begann — warum — durft' er nicht ſagen!
„Mir ahnt, von dieſem ſtörriſchen Knaben
Werd' einſt ich viel Verdruß noch haben!
Ich liebte ihn von Kind an nicht,
Und wenig nur ſein Arm verſpricht;
Kaum wird er tüchtig ſich erproben
Zur Jagd auf Reh' und Antilopen,
Viel weniger ihn der Kampf erfreut,
Wo Ruhm und Leben gilt der Streit.
Seinem Blick und Ton mißtrau' ich, klug,
Dem Blut auch — mir zwar nah verwandt;
Dieß Blut — er weiß nicht — doch genug!
Mehr binden muß ich ihm Fuß und Hand!
Er kommt wie ein Araber*) oder Chriſt
Mir vor, der ficht mit feiger Liſt —

*) Die Türken verabſcheuen die Araber (welche es hundertfältig vergelten) noch mehr, als ſie die Chriſten haſſen.

Digitized by Google

Doch horch! — das iſt Zuleika's Ton:
Wie Huriſang rührt er das Ohr.
Kind deren, die mein Herz erkor,
Iſt mehr ſie mir als die Mutter ſchon.
Sie gibt mir Hoffnung und läßt mir die Ruh!
Willkommen, o meine Peri, du!
Süß, wie der Wüſtenquell dem Munde,
Der Durſtes ſtarb die nächſte Stunde —
So ſüß biſt meinem Auge du!
Der Pilger, ſeines Lebens froh,
Dankt nicht dafür dem Himmel ſo,
Wie ich für deines that und thu'."

Schön, wie das Weib, das, als die Erſte, fiel,
Vom Reiz der böſen Schlange angezogen,
Die ihrem kindiſchen Gemüth gefiel,
Forthin betrügend — weil ſie ſelbſt betrogen;
Blendend, wie der, ach! allzuſel'ge Traum,
Vergönnt dem bilderreichen Schlaf des Kummers,
Wo, neubelebt uns unter'm Lebensbaum,
Entgegen tritt das Opfer ew'gen Schlummers;
Sanft wie Erinnerung, wenn theure Aſche ſie ſammelt,
Rein, wie das Gebet, das der Mund eines Kindes ſtammelt —
War ſie, die Tochter des alten Häuptlings, des rauhen,
Deſſen Augen von Thränen — doch nicht des Kummers — thauen.

Wer weiß es nicht, wie ſchwach das Wort: zu malen
Nur Einen von der Schönheit Himmelsſtrahlen?
Wer fühlt nicht, — bis vom vielen Anſchau'n trunken
In ſelige Verblendung er geſunken —
Daß Wangengluth und Herzensſchlag geſteht,
Holdſeligkeit! deine Macht und Majeſtät?
So war Zuleika — und ein Zauberſchein
Umglänzte ſie — verborgen ihr allein;
Der Anmuth Reinheit und der Liebe Licht —
Der geiſt'ge Wohllaut um ihr Angeſicht —
Das Herz, ausſendend freundliche Befehle —
Und o das Aug' für ſich war eine Seele!

Die ſchönen Arme ſittſam faltend
Auf ihrer ſanftgehobnen Bruſt,
Beim erſten Gruß ſie entgegenhaltend
Dem Vater, um ihn zu umſchlingen
Der ſie empfing mit ſtolzer Luſt,
Und hin ſich gab den holden Ringen —
So kam Zuleika — Giaffir empfand,
Wie ihm ſein Vorſatz bald entſchwand;
Nicht daß der alte, rauhe Mann
Mit Wiſſen ihr ein Leid erſann;
An ſeinem Kleinod der Ehrgeiz zerrte,
Dagegen ſich die Liebe ſperrte.

(Fortſetzung folgt.)

Ahasverus. Napoleon.

(Schluß.)

Wahrlich! man könnte verſucht ſeyn, die Schlußworte in einem ganz andern Sinn zu nehmen, als der Verfaſſer ſie wohl meinte. Wir müſſen die Nachſicht der Leſer, die vielleicht, ohne unſere Schuld aus dieſer Poeſie nicht klug geworden, in Anſpruch nehmen, daß wir ſie ſo lange bei dieſem ſonderbaren Werk aufgehalten haben, von dem dieſe Inhaltsanzeige denn doch nur eine unvollkommene Vorſtellung gibt. Aber wenn auch nicht durch ſeinen poetiſchen Werth, ſo doch durch ſeine Sonderbarkeit und durch das Charakteriſtiſche der ſich darin kund gebenden Tendenzen ſchien es dieſe Ausführlichkeit, ſo wie eine weitere Erörterung zu verdienen. Es würde ganz und gar nicht ſchwer ſeyn, dieß ganze Gedicht durchaus ins Lächerliche zu ziehen, und man könnte auf gar Vieles den Spruch anwenden:

Nichts Trauriger's kann dem Menſchen geſchehn,
Als das Abſurde verkörpert zu ſehn!

Aber, wie Goethe ſagt: dem Verſtändigen kommt faſt Alles lächerlich vor, dem Vernünftigen faſt nichts, ſo kann man auch dieſer Poeſie manche ſehr ernſte Seite abgewinnen. Mit den Ariſtoteliſchen drei Einheiten, überhaupt mit künſtleriſchen Anforderungen darf man nicht an dieſes Werk kommen; auch nicht mit der Hoffnung des Genuſſes — es iſt Alles unkünſtleriſch, chaotiſch, unerquicklich. Die Anlage des Gedichts im Ganzen iſt von der Art, daß an eine Kritik derſelben ſo wenig gedacht werden darf, als man den Canon des Praxiteles auf indiſche Götterungeheuer anwenden darf; aber auch die untergeordneten Geſetze — Entwicklung von Charakteren, Intereſſe des Dialogs und dergleichen — ſind keineswegs beobachtet. Es ſind faſt lauter Monologen, und die Monologen ſelbſt wieder ſind abrupte Sätze, durch welche ſich nur ſelten ein bindender Faden hindurchzieht. Die Diktion, die Bilder, die Schilderungen verſchiedener Art ſind oft treffend und ſchön, aber ſtreifen gar oft ins Ungeheuerliche, und nicht leicht wird man mehr das Wort beſtätigt finden: daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ſey; ja nur allzuoft bleibt Quinet unter dem Erhabenen, beim Lächerlichen ſtehen. Die Perſonifikationen von Städten, Kirchen, Statuen, der Zeit, vom Nichts u. ſ. w. würden wohl eher in ein humoriſtiſches Schattenſpiel in der Art unſeres J. Kerner paſſen, als in ein ernſt gemeintes Myſterium. Es werden wirklich darin der Einbildungskraft Dinge zugemuthet, an welchen nicht bloß eine occidentaliſche, ſondern auch eine orientaliſche Phantaſie muthlos erliegen würde, und wenn vielleicht auch manchmal ein Bild, eine Perſonifikation unter der Bedingung zuläſſig wäre, daß es nur als ein leicht gekommener, übermüthiger Einfall gelten ſollte, worauf aber kein Werth gelegt wird: ſo werden dergleichen Metaphern ganz und gar widerlich, wenn ſie bis ins kleinſte Detail verfolgt werden, wenn ſich der Verfaſſer Mühe zu geben ſcheint, durch eine minutiöſe und lächerliche Ausmalung das Unangemeſſene und Hinkende ins grellſte Licht zu ſetzen. Was ſoll man ſich dabei denken: eine Stadt ſtiege

Digitized by Google

auf ihre Zinnen und Thürme? Was dabei, wenn die einzelnen Glieder des Meeres geſchildert werden? Gerade bei dem Phantaſtiſchen, das hier ſo übermäßig reichlich eingemiſcht iſt, vermißt man die urkräftige, lebendige Phantaſie, es wird gewiſſermaßen nach Regeln, nach einem Syſtem perſonifizirt und metaphoriſirt, während die ächte Phantaſie über Regeln wegfliegt. Es iſt nicht mehr die Sprache der gewöhnlichen Welt — ſie geht überall auf hohen Stelzen, von denen ſie dann manchmal plötzlich herunterſtürzt. Die ſogenannte poetiſche Proſa iſt vielleicht bei der Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Sprache für ihre Poeſie ſehr zu empfehlen, aber dann darf ſie nicht, wie hier, ins Naturloſe und Ungeheure ausſchweifen, ſondern muß ihren Vorzug in ihrer Präciſion ſuchen. Die ſtrengere, rhythmiſche, Form, an welche ſich Quinet in ſeinem Napoleon band, hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, dieß Gedicht vor ſolchen Verirrungen zu bewahren, wozu die verführeriſche Ungebundenheit der Proſa eher Veranlaſſung gab. Daß übrigens Quinet dieſe Art der Sprache wohl zu handhaben weiß und mit Maß und Takt Großes hier leiſten kann, darf wohl nicht bezweifelt werden.

Bisher iſt die eigentliche Idee des Buchs noch nicht in Betracht gezogen worden; hat es einen ſolchen Lebenskern und wo ſteckt er? Der Verfaſſer ſagt: Ahasverus ſey die Menſchheit — aber dieß erklärt nicht viel. Er ſagt auch: dieß Buch ſey das Werk der Verzweiflung — und dieſem nach dürfte man ſich wenig Hoffnung machen, eine geſunde Idee darin zu finden. Was man als die Abſicht des Verfaſſers annehmen kann, dürfte vielleicht etwa ſo bezeichnet werden: er will eine gedrängte Anſchauung der Geſchichte der Menſchheit nach ihren natürlichen und geiſtigen Momenten von der höchſten Perſpective aus geben. Dieſe Idee, dieſen Plan ſcheint er jedoch vielmehr erſt in poetiſche Bilder überſetzt zu haben, als daß er ihm mit und aus dieſen hervorgegangen wäre. Um ſeine Idee darzuſtellen, hat der Dichter die ganze Welt und den Himmel und Gott herbeigezogen; aber er ſcheint vergeſſen zu haben, daß, je größer die Bühne iſt, deſto kleiner die darauf Handelnden erſcheinen, und daß umgekehrt die wahre poetiſche Größe auch die kleine Bühne zum Weltall ausdehnt. Er wollte ein Weltgedicht ſchaffen — er hatte das Vorbild Fauſt's im Auge. Aber nicht durch den Prolog im Himmel gerade iſt Fauſt ein Weltgedicht geworden, ſondern durch die irdiſchen, wahrhaft menſchlichen Scenen. Aber Quinet hat das innerlich, intenſiv Wirkende und Gewaltige durch das extenſiv, äußerlich Ungeheure zu erſetzen oder gar zu überbieten geglaubt, das die Seele Anfangs überraſcht und betäubt, aber ſie, ſobald ſie daran gewöhnt iſt, kalt läßt und langweilt. Die Scene, der Apparat, die willkürlich herbeigezogenen Gedanken und Bilder überwiegen immer weit das innere Intereſſe, das Charakteriſtiſche, die Entwicklung; die beiden Hauptſubjekte der Dichtung Ahasverus und die Menſchheit, deren Repräſentant er ſeyn ſoll, löſen ſich keineswegs in einander auf, wie man vermuthen könnte, daß es in der Abſicht des Verfaſſers lag, ſondern ſie gehen gleichgültig neben einander her; Ahasverus, durch ein ganz eigenes Geſchick von allen Sterblichen unterſchieden, kann aber auch gar nicht ihr Repräſentant ſeyn, wie er nicht mehr mit ihnen zu fühlen vermag. Rahel, die ihn rettet (die perſonificirte Liebe), iſt ebenfalls eine verunglückte, geſteigerte Nachahmung des Goetheſchen Gretchens. Quinet iſt nicht damit zufrieden daß ſie ein Weib iſt, ſie muß ein gefallener Engel ſeyn — und der Grund ihrer Verſtoßung aus dem Himmel iſt — Mitleiden!

Theils im Ganzen, theils im Einzelnen macht ſich eine außerordentliche Einwirkung fremder, beſonders deutſcher Poeſie auf dieſen Dichter bemerklich. Die vielen aus dem Fauſt entlehnten Züge ſind ſchon angemerkt worden; aber vielleicht dieß Thema ſelbſt, den Ahasverus, verdankt Quinet einem von Goethe gegebenen Wink, im ſechsundzwanzigſten Bande ſeiner Werke. Goethe nämlich, welcher ſich in ſeiner Jugend mit dem Chriſtenthum und ſeiner Geſchichte beſchäftigte, ergriff, wie er ſagt S. 309) den wunderlichen Einfall, die Geſchichte des ewigen Juden epiſch zu behandeln, um an dieſem Leitfaden die hervorſtechenden Punkte der Religions- und Kirchengeſchichte nach Befinden darzuſtellen. Anfang, Schluß und zerſtreute Stellen wurden niedergeſchrieben, aber es habe ihm die Zeit gefehlt die nöthigen Studien zu machen. Gewiß dürfen wir annehmen, daß Goethe, hätte er dieſen Plan ausgeführt, ſich nicht ſo ins Viſionäre und Abenteuerliche verloren hätte. Außer der oft ungeſchickten Nachahmung Goethe's iſt für die Poeſie ſehr nachtheilig die ſtarke Verſetzung mit einer nicht gehörig verarbeiteten, und wie es ſcheint oft mit Namen ſich begnügenden Gelehrſamkeit. Der Verfaſſer wollte alle Nationalitäten, Zeitalter und Religionen in ſein Gedicht hereinziehen, was aber natürlich nur auf höchſt oberflächliche Weiſe geſchieht. Sein Gedicht gewinnt den Anſchein wie das alte Rom unter den Kaiſern, das ſich mit allen Kulten und Göttern erfüllte, während es an keinen mehr glaubte; zwar verwahrt ſich Quinet gegen den Vorwurf der Irreligioſität und verlangt, daß man die Vollendung des dritten zu ſeinem Cyklus gehörenden Gedichts abwarte; aber jedenfalls, wenn man auch anerkennen muß, daß ein gewiſſes religiöſes Intereſſe ſich beurkunde, iſt eben ſo gewiß, daß dieſes von einem religiöſen Skepticismus ſehr hart befehdet wird und daß wir gerade in dieſer Beziehung nur zu ſehr dem Dichter glauben müſſen: ſein Buch ſey das Werk der, wenn auch ſich ſträubenden, Verzweiflung. Nicht der individuellen Geſinnung des Verfaſſers ſowohl, als der Geiſtesſtimmung des jetzigen Frankreichs gilt dieſer Vorwurf; der religiöſe Sinn ſcheint wieder da und dort auftauchen zu wollen, aber der geiſtreiche Luxus gerade, womit man ihn pflegt, als wenn er bei einfacherer Behandlung nicht gedeihen könnte, flößt keine große Hoffnung auf kräftige Entwicklung deſſelben ein.

Wir haben den Ahasverus weitläuftiger behandelt, weil Quinet ihn keineswegs desavouirt, ſondern auf ihn zurückweiſt; über den jüngſt erſchienenen Napoleon können wir in mehrfacher Hinſicht ein günſtigeres Urtheil fällen.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 19.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 April 1836.

Die Braut von Abydos.

(Fortſetzung.)

„Zuleika, du mein holdes Kind!
Wie theu'r — muß dieſer Tag dir ſagen,
Wo ich dem Liebſten zu entſagen,
Mich ſelbſt bezwingend, bin geſinnt.
Und dir verkünde: mit einem Andern
Sollſt du in ſeine Wohnung wandern!
Mit einem Andern — der ein Held
Wie keiner ſonſt im Kriegesfeld:
Uns Moslem kümmert nicht das Blut,
Doch iſt der Stamm von Carasman *)
Der unverwüſtliche, voran
Der kühnen Timarioten Bande,
Die tapfer behaupten eroberte Lande.
Genug daß der, deß Braut du biſt,
Von Bey Oglu der Vetter iſt.
Sein Alter macht wohl kein Bedenken;
Ich möcht' dich keinem Knaben ſchenken.
Ich geb' dir reiches Heirathgut!
Vereint wird groß genug unſre Macht
Daß ſie den Todesferman verlacht,
Der Andern ſtocken macht das Blut;
Wir zeigen wohl dem Ueberbringer
Wie man daran verbrennt die Finger! **)

Jetzt kennſt du deines Vaters Willen;
Nicht mehr braucht dein Geſchlecht zu wiſſen;
Zu lehren dich war ich befliſſen,
Was dir geboten, zu erfüllen;
Den Weg zur Liebe dich zu führen
Wird deinem künft'gen Herrn gebühren."

Ihr Haupt das Mädchen ſchweigend neigt;
Und wenn ihr Auge perlt von Zähren
Welchen ſie freien Lauf muß wehren,
Die Wange raſchen Wechſel zeigt
Von Roth zu Blaß, von Blaß zu Roth,
Als ob, gleich Pfeilen, ſchnellen Tod
Die Worte in ihr Herz getragen:
Was ſonſt war dieß als mägdlich Zagen?
So hold ſtehn Thränen ſchönen Augen,
Daß Liebe ſäumt ſie wegzuſaugen;
So ſüß die Wangen Schamroth kleidet,
Daß faſt das Mitleid ſich dran weidet! —
Der Vater fragte nicht — warum?
Und ahnt er's auch — er duldet's ſtumm.
Er klatſcht dreimal nach ſeinem Roß,
Legt weg die köſtliche Chibuke, *)
Schwingt raſch ſich auf das Pferd — im Troß
Folgt Mograbi **) und Mameluke.
Mit ſeinen Delis ritt er aus,
Zu ſchauen tapfern Uebungsſtrauß
Mit Damascenern, hell vom Glanze,
Mit Pfeil und hochgeſchwungner Lanze.
Der Kislar nur mit ſeinen Mohren
Hält Wache an des Harems Thoren.
Das Haupt ſtützt Selim auf die Hand;
Sein Aug' iſt ſtarr hinausgewandt

*) Carasman Oglu oder Cara Osman Oglu iſt der Hauptlandbeſitzer in der Türkei, er beherrſcht Magneſia; diejenigen, welche durch eine Art von Belehnung Land beſitzen gegen die Verbindlichkeit zu Kriegsdienſten, heißen Timarioten; ſie dienen als Spahis, im Verhältniß zum Umfang ihres Territoriums und ſtellen eine gewiſſe Mannſchaft, gewöhnlich Reiterei, ins Feld.

**) Wenn ein Paſcha zum Widerſtand ſich ſtark genug fühlt, ſo wird der einzelne Bote, der immer zuerſt mit dem Todesbefehl ankommt, und bisweilen fünf oder ſechs einer nach dem andern, als Ueberbringer der nämlichen Botſchaft, auf Befehl des widerſpenſtigen Verurtheilten, erdroſſelt; wenn er aber ſchwach oder unterwürfig iſt, verneigt er ſich, küßt des Sultans verehrungswürdige Unterſchrift und wird in beſter Manier erwürgt.

*) Chiboute, die türkiſche Pfeife, an welcher die Ambramundſpitze und oft der Kopf, worin der Tabak, mit koſtbaren Steinen beſetzt iſt.

**) Mograbi heißen ſchwarze Soldtruppen.

Digitized by Google

Auf die tiefdunkelblauen Wellen,
Sanft gleitend durch die Dardanellen;
Doch ſah er nicht das Meer, den Strand,
Nichts von der Paſchas Reiterſchwärmen,
Die, auf den Häuptern den Tulband
Im Schlachtſpiel durch das Blachfeld lärmen,
Wie ſie in vollem Roſſesrennen
Den Filz mit ſcharfem Schwertſtreich trennen;
Er ſah nicht, wie ſie mit den Spießen
Nach ausgeſteckten Zeichen ſtießen;
Er überhört ihr Allahſchrei'n —
Sein Herz nimmt Giaffirs Tochter ein!

Kein Wort aus Selims Buſen brach;
Ein Seufzer Zuleika's Herz ausſprach;
Noch ſtarrt er durch das Fenſtergitter
Blaß, ſtumm und ruhig — aber bitter.
Zuleika's Aug', auf ihn gekehrt,
Ward durch den Anblick nichts gelehrt; —
Eins war — und anders doch, ihr Schmerz!
Ihr füllte ſanftre Gluth das Herz;
Und doch dieß Herz in ſeiner Noth
Zu ſprechen dem zagenden Kind verbot —
Und dennoch muß ſie! — Wann es wagen? —
„Woher ſein ſeltſames Betragen?
So haben wir uns noch nie geſehn:
So dürfen wir nicht von einander gehn!"
Dreimal ſie das Gemach durchwandelt,
Belauſcht ſein Aug', das unbewegt;
Sie nimmt die Flaſche, welche hegt
Die Perſerroſen in Geiſt verwandelt,
Und ſprizt die Wohlgerüche alle
Aus auf die bunte Marmorhalle.
Der Regen, welcher durch dieß Spiel
Des Mädchens, auf den Kaftan fiel
Von Selim, blieb ihm unbewußt,
Als wär' auch marmorn ſeine Bruſt.
„Wie, finſter noch? Was fällt dir ein?
Kannſt holder Selim ſo du ſeyn?"
Sie ſah in reicher Fülle ſteh'n
Die ſchönſte Blum' im Morgenland;
„Er liebte ſie — wird er verſchmäh'n
Die Gabe von Zuleika's Hand?"
Kaum hat der Einfall ſie durchzückt,
Iſt ſchon das Roſenkind gepflückt;
Im nächſten Augenblick die ſüße
Geſtalt ſich ſchmiegt an Selims Füße:
„Zu ſänft'gen meines Bruders Gram
Die Roſ' als Bülbüls*) Botin kam;
Zu Nacht, verheißt er, doppelt lang
Soll ſeyn für Selim ſein Geſang;
Vielleicht Ein froher Ton gelingt
Einmal ihm, der ſonſt traurig ſingt;
Er hofft mit umgeſtimmten Tönen
Die Schwermuth Selims zu verſöhnen!"

„Was! nicht die arme Blume nehmen?
O dann, fürwahr, muß ich mich grämen!
Du kannſt mich anſeh'n ſo mit Groll,
Und kennſt mein Herz, wie's liebevoll?
O lieber Selim, mehr als lieb mir,
Fürcht'ſt, haſſ'ſt du mich? O Antwort gib mir!
Leg' an meine Bruſt dein Haupt voll Kummer,
Und küſſen will ich dich in Schlummer,
Wenn Ruhe dir mein Wort, der Schlag
Der Nachtigall ſelbſt nicht bringen mag.
Rauh, ſtreng ſchien oft der Vater mir —
Doch lernen kann er noch von dir!
Nicht fühlt für dich er Vaterliebe;
Doch wirfſt du weg Zuleika's Liebe?
Ha, ahn' ich recht? — des Paſcha's Plan —
Der Vetter — Bey von Carasman
Mag wohl zu Deinen Feinden gehören?
Wenn dieß — laß mich bei Mekka ſchwören,
Falls Frauenſchwur darf rufen an
Den Tempel, dem ſie nie darf nah'n:
Nicht ohne daß du's gut genannt,
Reicht' ich dem Sultan ſelbſt die Hand!
Meinſt du, ich könnte von dir eilen
Weit weg? mein eignes Herz zertheilen?
Ach! riſſe man mich von deiner Seiten,
Wer ſollt' mich lieben, wer mich leiten?
Kein Augenblick war und komme keiner,
Der meine Seele reißt von deiner!
Selbſt Azrael*) mit dem Todesbogen,
Dem alles Sterbliche wird zum Raub —
Sein Pfeil, wenn einſt er kommt geflogen,
Vereinige unſrer Herzen Staub!"

Er lebt — er athmet — fühlt und ſieht!
Er hebt das Mädchen auf, das kniet;
Seine Starrſucht fliehe,
Sein Auge glüht
Von Gedanken, die lang gewohnt im Dunkeln,
Von Gedanken, die jezt ſtrahlen und funkeln —
Wie der Strom, der zuvor
Unter Weiden gezogen,
Rauſcht ſchäumend hervor
Plözlich mit lichtſchimmernden Wogen —
Wie der Donnerkeil bricht
Aus den Wolken, den grauen,
Flammt dieſes Auges Licht
Unter den dunkeln Brauen!
Ein Schlachtroß beim Drommetengellen,
Ein Leu, bei wilder Meuten Bellen,
Ein Wüthrich, den im tiefen Schlaf
Ein ſchlechtgezieltes Meſſer traf,

*) Bülbül, die Nachtigall, iſt im Perſiſchen männlichen Geſchlechts. Deutſch: der Sproſſer.

*) Der Todesengel.

Wenn ſichs um Todesabwehr handelt —
Fühlt ſich nicht plötzlicher verwandelt,
Als Selim bei ihrer Rede empfand:
Jetzt ſein Gefühl die Sprache fand:

„Jetzt biſt du mein! ja mein für immer!
Im Leben laß ich, im Tod dich nimmer!
Jetzt biſt du mein! vom heil'gen Eide,
Den du ſprachſt, ſind gebunden beide!
Ihn hat die Weisheit eingegeben!
Was du gelobt, erhält zwei Leben.
O zag' nicht! deine Locke ſchon
Gilt meiner Zärtlichkeit eine Kron'!
Nicht würd' ich dir das leicht'ſte Haar
An deiner holden Stirn verletzen —
Nicht um den Preis von allen Schätzen,
Die ruh'n in den Höhlen von Iſtakar!
Gar dunkle Wolken heut mir grollten;
Ich habe Giaffir's Zorn entgolten —
Er hat faſt Memme mich geſcholten!
Jetzt mangelt mir der Sporn nicht mehr
Zur Tapferkeit, und ich, den er
Sohn einer Sklavenmutter nannte —
Ha! tief in meine Seele brannte
Der Titel ſich! — ich will ihm zeigen
Ein Herz, das, wenn's das Prahlen ſcheut,
Doch Trotz all ſeinen Worten beut,
Und das nicht ſeine Macht kann beugen!
Sein Sohn, fürwahr! Durch dich jedoch,
Bin ich's nicht, kann ich's werden noch!
Kein Andrer als wir zwei
Mitwiſſer vom Geheimniß ſey!
Der Elende iſt mir bekannt,
Der's wagt zu fordern deine Hand;
Es iſt im weiten Moslemreich
Kein Andrer dieſem Schurken gleich,
Deß Gut durch ſolche Schmach erworben
Und deſſen Seele ſo verdorben!
Stammt er von Negroponte nicht?
Nicht Israel hat ſolch Gezücht!
Doch laß das jetzt — von unſrem Eide
Sprich nicht! — das Andre die Zeit entſcheide.
Mir laß, und den Meinen, Osman Bei!
Geſellen hab' ich, kühn und treu!
Denk' nicht, ich ſey der, der ich ſchien!
Ich habe Waffen, habe Freunde,
Ich laſſe über meine Feinde
Herauf der Rache Wetter ziehn!"

„Nicht glauben, du ſeyeſt, der du ſcheinſt?
Selim, ich weiß nicht, was du meinſt!
Heut hab' ich hold dich, mild geſehn,
Jetzt kann ich dich nicht mehr verſtehn!
Du kannteſt längſt gewiß mein Lieben —
Es iſt ſich immer gleich geblieben;
Dich ſehn, dich hören, um dich ſeyn —
Die Nacht, ohn' andre Gründe, haſſen,
Als, weil ich dann dich muß verlaſſen —
Leben mit dir, mit dir erblaſſen —
Stets bleibe dieſe Hoffnung mein!
Dir küſſen Auge, Lippe, Wange
Wie jetzt — und jetzt — ha! mir wird bange,
Beim Allah! Feuer iſt dein Mund!
In deinen Adern brennt ein Fieber,
Und meiner Wange Glühn gibt kund,
Daß es in mich auch ſtrömt herüber!
Deine Geſundheit zu bewachen,
Dir Tröſt'rin deiner Krankheit machen,
Mit dir all deine Güter theilen,
Doch nicht, ſie zü verſchwenden, eilen,
Dir auch mit Lächeln, ohne Klagen
Der Armuth Bürde helfen tragen —
Ja Alles thun — nur ſchließen nicht
Dein Auge, wenn es ſterbend bricht,
Weil mir ſelbſt nicht das Leben bliebe,
Zu leiſten dieſe Pflicht der Liebe —
Nur hierauf iſt mein Sinn gerichtet;
Bin mehr ich dir zu thun verpflichtet?
Doch Selim, ſag' auch, was dich macht
So ſehr auf Heimlichkeit bedacht?
Nicht denken kann ich mir den Grund,
Doch ſey's ſo, wie's begehrt dein Mund,
Doch was von Waffen und Freunden er ſprach,
Bin, zu begreifen, ich zu ſchwach.
Ich meinte, daß ſelbſt Giaffir hören
Mich durfte mein Gelübde ſchwören,
Sein Zorn nicht würde das mir wehren,
Was ich gelobt; er würde mir
Gewiß die Freiheit leicht gewähren;
Und was iſt denn zu tadeln hier,
Wenn ich ſo, wie ich bisher war,
Zu bleiben wünſche immerdar?
Was hat Zuleika ſonſt geſeh'n
Seit der harmloſen Kindheit Stunden?
Auf was kann ihre Sehnſucht geh'n
Als dich, an den ihr Loos gebunden,
Der du der Kindheit Spielplatz theilteſt,
Mit mir in einem Zwinger weilteſt?
Die Zärtlichkeit — alt wie mein Leben,
Sollt' ich ſie jetzt nicht mehr geſteh'n?
Was, um die Wahrheit aufzugeben,
Die unſer Stolz war, iſt geſcheh'n?
Sich fremden Blicken auszuſetzen
Wehrt Gott in unſeren Geſetzen;
Nie ward auf Klagen ich betreten
Ob dieſer Satzung des Propheten;
Ja, dieß Gebot ſogar ich pries,
Das Alles nahm und Dich mir ließ!
Ein tiefes Grau'n mich übernahm,

Digitized by Google

Als von dem Mann ich mußte hören,
Dem ich als Weib ſollt' angehören,
Und der mir nie vor's Auge kam.
Was ſoll ich dieß nicht offenbaren?
Warum willſt du, ich ſoll's bewahren?
Ich weiß, des Paſcha's Uebermuth
Vertrug mit dir ſich niemals gut;
Gar oft um Nichts er mit dir grollte;
Denn ſey's, daß er durch mich es ſollte!
Ich weiß nicht: warum? doch ich empfinde,
Verheimlichung drückt mich wie Sünde!
Iſt ein Verbrechen dieß Geheimniß —
Und ſo gemahnt's dieß ſchwache Herz —
O Selim, ſag' mir's ohne Säumniß:
Befrei' mich von der Bangniß Schmerz!
Ha! ſieh, dort naht der Tſchokadar! *)
Mein Vater kommt mit ſeiner Schaar;
Vor ſeinem Auge muß ich zagen;
Warum? Kannſt Selim du mir's ſagen?"

„Zuleika, zieh du dich zurück
In dein Gemach; Giaffirs Blick
Begegn' ich; Viel gibt's zu verkehren
Von Steuern, Fermans, neuen Heeren;
Zeitung, die Schlimmes uns läßt hoffen,
Iſt von der Donau eingetroffen;
Die Reihen des Veziers ſich lichten;
Dafür ihm Dank mag der Giaur entrichten!
Doch unſer Sultan ſpendet ſchon
Solch theuerm Triumphe kürzern Lohn!
Doch höre! wenn zu Mahl und Raſt
Den Truppen nach der Tages Laſt
Die Abendtrommel gibt das Zeichen:
Will unter dein Gemach ich ſchleichen;
Dann leiſ' verlaß dein Harem du;
Wir wandeln dann im Schutz der Nacht
Am Meer; nichts ſtört unſre Ruh;
Der Garten iſt ummaur't, umwacht,
Kein Späher überſteigt die Mauern,
Uns auszuſpüren, zu belauern;
Wagt's Einer: fehlt mein Schwert mir nicht,
Das that und thun wird ſeine Pflicht.
Dann hörſt Du von Selim mehr,
Als du gedacht, geträumt vorher.
Nicht Furcht vor mir je nahe dir,
Vertraue ganz, Zuleika, mir!
Zum Harem iſt, wie dir bekannt,
Ein Schlüſſel ſtets in meiner Hand."

*) Einer der Diener, welche vor den Vornehmen hergehen.

„Dich fürchten, o mein Selim! nie
Vernahm bis jetzt ich Worte, die — —"
„O zögre du nur nicht! ich habe
Den Schlüſſel; manche reiche Gabe,
Und Hoffnung auf noch größre, macht
Mir wohlgewogen Harems Wacht.
Zu Nacht, Zuleika, wird dir klar
Mein Schickſal, Vorſatz und Gefahr —
Nicht bin ich, der zum Schein ich war!"

Ende des erſten Geſangs.

Die tauſendſte Nummer der Literary Gazette.

Das genannte Blatt wirft in ſeiner 1000ſten Nummer einen Rückblick auf ſeine beinahe 20jährige Exiſtenz. „Wir geſtehen es, mit Stolz fordern wir das Publikum auf, einen Blick zu werfen auf die 20 Quartbände welche die geſammelte Maſſe unſerer tauſend Wochen enthalten. Welch ein Gemälde bieten ſie dar von der engliſchen Literatur! kaum Ein Werk, das die Preſſe verließ, iſt ungewürdigt geblieben, keines überſehen worden. Zu Anfang unſerer Laufbahn wurden die ſchönen Künſte von allen Blättern Londons nicht zehnmal im Jahre erwähnt; jetzt, ſo groß iſt die Macht des Beiſpiels, ſind ſie ſo gewöhnliche Gegenſtände der Unterhaltung als die politiſchen Tagesbegebenheiten. Die Wiſſenſchaft war auf zwei oder drei dicke Journale beſchränkt, die, wie Engel, nur ſelten erſchienen. Jetzt wird jede Bewegung in jedem Gebiet raſch und mit Erfolg angekündigt und der Welt bekannt gemacht. Unſere nationalen, literariſchen und wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften, welche bei verſchloſſenen Thüren zuſammenkamen, bis die Literary Gazette ſie öffnete, ſehen ihre Verhandlungen jetzt ſo regelmäßig berichtet wie die des Parlaments." Unter Anderm erklärt ſich das Blatt bei dieſer Gelegenheit gegen die Abſchaffung (oder Herabſetzung?) der Stempeltare und behauptet: die Folge hievon würde allgemeine Herabwürdigung der Preſſe und Vernichtung ihrer heilſamſten und weſentlichſten Eigenſchaften ſeyn.

In einer Anzeige des Buchs: der deutſche Student von A. v. S., in der Revue des deux mondes, meint der Kritiker, es werde darin, dem Verfaſſer ſelbſt unbewußt, die Frage der Exiſtenz der deutſchen Univerſitäten diskutirt. Die Einſchränkungen der Univerſitäten ſeyen im Intereſſe der Wiſſenſchaften und des Gedeihens der Univerſitäten ſelbſt. Auch die Sache der Revolution habe durch die Unterdrückung der Verbindungen nichts verloren. „Was auch die Zukunft der deutſchen Univerſitäten und Deutſchlands ſelbſt, auf welches die Univerſitäten ſo großen Einfluß geübt haben, ſeyn mag; ſehr intereſſant iſt immer das Studium dieſer Ausnahmsſitten, dieſer Miſchung von Rohheit, von Feinheit, von mittelalterlicher Barbarei und hoher Civiliſation, die ſich in ihrer bizarren Originalität bis auf unſere Tage erhalten hat."

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 20.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 April 1836.

Die Braut von Abydos.

Zweiter Geſang.

Hoch peitſcht den Helleſpont der Wind,
Wie einſt in jener ſtürm'ſchen Nacht,
Wo Aphrodite's Göttermacht
Den Jüngling, den das Königskind
Von Seſtos bang erwartend wacht,
Vergaß zu retten aus der Fluth,
Darein ihn warf der Liebe Muth.
Oh! wie die Fackel, die einſam lodert
Vom hohen Thurm, hinaus ihn fodert:
Konnt' er nicht hören, nicht gewahren
Die Zeichen drohender Gefahren;
Ob auch der Windſtoß quirlt das Meer,
Seevögel kreiſchen um ihn her,
Und oben Wolken, unten Wogen
Vom Wageſtück zurück ihn zogen:
Sein Aug' ſah nur das Licht der Lieben —
Den einzigen Stern, der wach geblieben;
Im Ohr klingt ihm nur Hero's Sang:
„Trennt, Wellen! Liebende nicht lang'!“
Die Sag' iſt alt; doch ſtets aufs neue
Bewährt ſich Lieb' in gleicher Treue.

Hoch geht der Wind, und Helle's Fluth
Wälzt ſich, ein dunkler Strom, zum Meer;
Es deckt die Nacht, die ſchwer drauf ruht,
Die Ebene, die einſt das Blut
Umſonſt trank von der Helden Heer;
Den öden Raum von Priams Veſte,
Die Gräber, ſeines Reiches Reſte,
Deckt Alles — nur die ew'gen Träume nicht,
Die in des Barden Blindheit goſſen Licht!

Oh, noch — denn ich bin dort geweſen!
Mein Fuß betrat die heil'ge Küſte —
Mich hat jene brauſende Fluth getragen —
O Sänger! mit dir träumen, klagen,
Durchſtreifen der Vergangenheit Wüſte,
Auf all den grünen Hügeln leſen:
Daß von heroiſchen Geſtalten
Die Aſche wirklich ſie enthalten,
Wenn um den Platz, der nicht erträumt,
Dein breiter Helleſpont noch ſchäumt —
Das iſt mein Wunſch: Kalt wär' der Geiſt,
Der h i e r dich einen Fabler heißt!

Auf Helle's Strömung ſank die Nacht,
Doch ſtieg an Ida's Berg noch nicht
Der Mond, der Alles ſah mit an,
Was uns der Sänger kund gethan;
Jetzt keinen Kriegern Verdruß er macht,
Der Schäfer heißt willkomm ſein Licht;
Die Heerden auf dem Hügel graſen
Deß, den der Pfeil des Paris traf;
Der Haufen aufgeworfner Grund,
Den Ammons Sohn umfuhr im Rund —
Von Völkerſchaaren aufgeſchichtet,
Wo Kön'ge ihr Gebet verrichtet —
Jetzt iſt's ein namlos ſtiller Raſen,
D a r i n — wie eng der Raum zum Schlaf!
Und d r ü b e r flüſtern Fremde nur
Den N a m e n — ſonſt fehlt jede Spur;
Sonſt überlebt das Mal der Staub;
Dein Staub auch ward der Zeiten Raub!

Spät, ſpät erſt Nachts, der Hirten Freund,
Des Schiffers Troſt — der Mond erſcheint.

Digitized by Google

Bis dahin weiſt dem ſchwanken Kahn
Kein Feuerbecken ſeine Bahn;
Die rings die Bucht erhellt, die Flammen,
Sie ſanken nach und nach zuſammen.
In dieſer trüben Stund' iſt wach
Die Lampe nur in Zuleika's Gemach.

Ja! von hier nur ſchimmert des Lichtes Glanz:
Auf ihrem prächtig ſeidnen Pfühl
Liegt der duftende Ambra-Roſenkranz.
Der holden Finger ſüßes Spiel —
Dabei, mit Smaragden überſä't.
(Wie konnte der köſtlichen Juwele
So ganz vergeſſen ihre Seele?)
Ihrer Mutter heiliges Amulet.
Drauf Worte, die für dieſes Leben
Troſt und aufs andre Anſpruch geben.
Bei ihrem Comboloio ruht
Ein Koran, geſchmückt mit Farben voll Gluth,
Mit manchem ſchön ummalten Spruch,
Entnommen altem Perſerbuch;
Und, ſtumm jetzt, über dieſen Rollen
Die Laute, die ſonſt froh erſchollen.
Um die kunſtreiche Lampe, die golden glüht,
In Porzellan ein Blumenheer blüht.
Was Irans Webeſtuhl vollendet,
An Wohlgerüchen Schiras ſendet —
Was Aug' und alle Sinn' entzückt —
Damit iſt dieß Gemach geſchmückt.
Und doch fühlt ſie ſich drin gedrückt;
Sie — Herrin dieſer Feenpracht —
Was eilt ſie fort und in ſo rauher Nacht?

Im köſtlich ſchwarzen Zobelkleide —
Der höchſten Moslem Vorbehalt —
Daß des Himmels Sturm nichts thue zu Leide
Der Bruſt, die Selim den Himmel galt —
Durchs Dickicht wandeln mit leiſen Tritten,
Sie hemmend oft, wenn ungeſtüm
Kam heulend entgegen des Sturmes Grimm,
Bis zum ebnern Pfad ſie vorgeſchritten,
Wo freier ſchlug ihr zages Herz:
So folgt die Jungfrau fort und fort
Dem Führer, welcher ſprach kein Wort;
Wie könnte ſie ſich von Selim entfernen?
Wie könnt' ihr Mund ihn ſchelten lernen?

(Fortſetzung folgt.)

Napoleon von Edgar Quinet.

Wenn man etwa durch den Ahasverus auf die Vermuthung geleitet werden könnte, daß Quinet einem blinden poetiſchen Impuls folge, ohne klares Bewußtſeyn deſſen, was er leiſten wolle, ſo überzeugt man ſich aus der den Napoleon einleitenden Vorrede, daß er es durchaus nicht an Reflexion über die Poeſie, ihre Verſchiedenheiten und Bedingungen fehlen läßt — ja man könnte eher auf den Gedanken kommen, er werde in ſeinen Produktionen nur zu ſehr durch gewiſſe vorgefaßte Theorien beſtimmt. Aus ſeinem jedenfalls nicht unintereſſanten Vorwort heben wir Einiges aus:

„Fragt man, mit welchem Recht ein Schriftſteller ohne ganz beſondern Beruf den Gegenſtand, an welchem ich mich jetzt verſuche, zu behandeln gewagt habe, ſo antworte ich: die großartigſten Gegenſtände ſind nicht immer die ſchwierigſten für die Behandlung; die Obliegenheit des Dichters iſt, die Poeſie auszuſprechen, nicht ſie zu erfinden; die größten Vorwürfe — Gott, die Natur, der Held ſind die gewöhnlichen Aufgaben der Geſänge für die beſcheidenſten wie für die berühmteſten Dichter. — Ein ſcheinbarerer Grund, dieß Werk ohne Prüfung zu verwerfen, würde ſich auf die beinah allgemein zugeſtandene Annahme ſtützen, daß der franzöſiſche Geiſt nicht für die Epopöe geeignet ſey, daß die franzöſiſche Sprache des heroiſchen Genius ermangle.“ — Dagegen beruft ſich Quinet theils auf die franzöſiſchen epiſchen Gedichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, theils erinnert er daran, daß jene Anſicht ſich auf Voltaire's Henriade gründe, welche freilich in einer dem Epos entfremdeten und ungünſtigen Zeit gedichtet, kein ächtes Epos habe werden können — „in dieſer Art der Poeſie iſt, wenn der Gedanke und der Wille der Geſammtheit nicht die Hälfte des Werks thun, das Werk ſelbſt unmöglich.“ — „Aber ſeit der Zeit der Henriade hat eine Revolution ſtatt gefunden und die Geſchichte iſt wieder heroiſch geworden; wenn aber die Geſchichte einen epiſchen Charakter angenommen, wird die Poeſie es ihr nachthun.“ — „Wäre es nicht ſonderbar, wenn das Volk, das für das heroiſchſte in Thaten gilt, das einzige wäre, deſſen Literatur des heroiſchen Geiſtes entbehrte? *) Dieſer Geiſt iſt in der That nichts Anderes in einer Nation, als das Bewußtſeyn, das ſie von ſich ſelbſt und ihrer Wirkung auf die Welt hat.“ Von dieſer Nothwendigkeit überzeugt, unterzog ſich der Autor dem Verſuche eines epiſchen Gedichts, beſcheidet ſich jedoch, nur einer der bahnbrechenden Vorläufer eines glücklicheren epiſchen Dichters zu ſeyn. Um ſeiner Aufgabe möglichſt nahe zu kommen, habe er ſehr viele Schlachtfelder beſucht und ſich, ſo viel immer thunlich, von dem Charakter der Leidenſchaften unterrichtet, welche jedes Volk zum Kampf mitgebracht.

Dem vielbeſprochenen Unterſchied des Dramas und Epos widmet Quinet eine weitläuftigere Erörterung. „Lange Zeit haben die Kritiker den Unterſchied beider in dem Unterſchiede der

*) Fehlte doch auch den Römern ein wahrhaft nationales Epos!
Anmerk.

Digitized by Google

Erzählung und des Geſpräches beſtehen laſſen. Nichtsdeſtoweniger iſt gewiß, daß beide Arten von Poeſie oft ihre Formen vertauſchen. Die Erzählung kommt ſo häufig im Drama vor, als der Dialog im Epos. Man muß alſo einen tiefern Grund ihrer Verſchiedenheit ſuchen.“ „Es gibt zwei ewige Anſchauungsweiſen, in welchen die Poeſie die Welt auffaſſen kann. Entweder bezieht ſie, noch ihrem Urſprung (der Religion) nahe, das All der Dinge auf die Idee der göttlichen Wirkſamkeit und Weisheit. Sie ſucht die Einſtimmung zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpf auf, mit Zurückſtellung des Widerſtreits. Sie wird ergriffen von der Verkettung der Dinge und ihrer ewigen Ordnung; ſie begeiſtert ſich mit der Idee der Harmonie und der Vorſehung unter verſchiedenen Namen; ſo nennt ſie ſich epiſche Poeſie.“

„Oder ſie wird ergriffen nur von dem Widerſpruch des Menſchen mit der Natur, des Menſchen mit Gott, des Menſchen mit ſich ſelbſt. Sie ſucht eben ſo eifrig die Fälle des Streites und Kampfes, wie die vorige die Ruhe und den Frieden; ſie führt den Dialog oder vielmehr den nothwendigen Streit ein zwiſchen allen Gegenſtänden, die ſie darſtellt. Die Idee des Zufalls oder des Schickſals wird, ſtatt der Idee der Gottheit, ſie beherrſchen. Die Götter ſelbſt werden erſt gegen das Ende erſcheinen, bei der Auflöſung, um deſto deutlicher zu zeigen, daß ſie beim übrigen Theil abweſend und fern geweſen. Sie wird vom Haß, von Mißgriffen leben, ſie wird ſich in dem Dunkel des menſchlichen Herzens umtreiben; ſie wird dramatiſche Poeſie heißen.“ Hiſtoriſch bewähre ſich dieß, indem das Epos dem noch mehr vom urſprünglichen Geiſt der Religion durchwehten Orient angehört, das Drama dagegen ſich bei den, Menſchliches und Göttliches ſchärfer trennenden Griechen entwickelte. „Aus dieſer Verſchiedenheit des Urſprungs ergeben ſich von ſelbſt die beſondern Geſetze dieſer Dichtarten, die Verſchiedenheit ihres Baues, ihres Geiſtes, ihrer Schönheiten und wenn man weit genug die Unterſuchung fortführte, auch des Styls und der metriſchen Formen.“ Ohne über dieſe tiefzurückgehende Ableitung und Charakteriſirung der beiden verſchiedenen Dichtarten zu urtheilen, bemerken wir nur, daß Quinet, wenn er ſtatt des Gegenſatzes von Erzählung und Dialog, der freilich allzu äußerlich iſt, den der Erzählung und H a n d l u n g (welcher Begriff im Wort Drama liegt) aufgefaßt hätte, er ſchon zu einer befriedigenderen, unterſcheidenden Bezeichnung der beiden Dichtarten gelangt ſeyn würde. Daß im Drama die Handlung der Anſchauung dargeboten wird, führt eine unendliche Menge von Conſequenzen mit ſich, welche dann dieſe Art der Poeſien modifiziren müſſen. Alles Handeln iſt zugleich ein Kämpfen, der Kampf erzeugt und nährt die Leidenſchaften; daher im Drama dieſe mehr hervortreten, während im Epos das Medium der Erzählung ſchon mildert und beruhigt. Das durch die Anſchauung der Handlung ſelbſt bei weitem mehr geſteigerte Intereſſe verlangt einen entſcheidenden Abſchluß — eine Kataſtrophe, auf welche die ganze Entwicklung hindrängt; das ruhigere, ſich öfters hebende und ſenkende Epos kann ohne eine Kataſtrophe abbrechen — gleichſam verklingen, ohne daß man ſich unbefriedigt fühlte, obwohl es auch oft ſeiner ganzen Anlage nach zu einer Kataſtrophe führt — wie z. B. im Nibelungenlied. Im Roman, ſagt Goethe (und mit einiger Modifikation wird dieß vom Epos auch gelten) ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Charaktere und Thaten. — Hören wir Quinet weiter über das Epos ſprechen: „Da die epiſche Poeſie eigentlich die Poeſie der Vorſehung oder das göttliche Gericht der Geſchichte iſt, ſo begnügt ſie ſich nicht die Gegenſtände, womit ſie ſich beſchäftigt, zu malen und zu zeigen; ſie muß auch ihre Urſachen und Geheimniſſe enthüllen. Daher für ſie die Nothwendigkeit eines himmliſchen Eingreifens, was man in der Sprache der Kritiker als das Bedürfniß des Wunderbaren bezeichnet. Dieſe Nothwendigkeit fühlte man ſo ſehr, daß man den neuern Zeiten aus dem Grunde, weil ihnen das Wunderbare fehlt, die Möglichkeit des Epos abſprach. Offenbar hat man hier den Schein mit der Wirklichkeit verwechſelt. Ohne Zweifel muß die Epopöe der Gottheit voll ſeyn; man kann keinen Schritt darin thun, ohne die Gegenwart des Göttlichen zu fühlen. Aber nicht des (äußerlich erſcheinenden) Idols bedarf das Epos, ſondern der Gottheit. Nicht die göttliche Erſcheinung unter der Form einer verkümmerten Perſönlichkeit ſuche ich in dieſer brachliegenden Dichtart. Was ich verlange, iſt, daß die Thatſachen im Schooße des göttlichen Gedankens vorgehen, daß dieſer Gedanke ſo zu ſagen der Ort der Ereigniſſe ſey. Eine weitere ſich hieraus ergebende Folge iſt dieſe: die epiſche Perſon muß in einem ganz andern Licht erſcheinen als die dramatiſche. Dieſelbe Perſon, von dieſen zwei verſchiedenen Geſichtspunkten aufgefaßt, würde ſich, bei übrigens ähnlichen Verhältniſſen, dennoch ganz verſchieden darſtellen. Im Drama erſcheint der Menſch ausſchließlich unter dem menſchlichen Geſichtspunkt. Er iſt die Beute aller Ungewißheiten des irdiſchen Lebens; er treibt ſich um in den engen Gränzen der Zeit und der Geſchichte, und je mehr der Dichter ſich mit ihm in die Nacht verſenkt, deſto mehr wird er ſich ſeinem Ziele nähern. Ganz anders bei der epiſchen Perſon; ſie iſt über die Geſchichte hinausgeſchritten, ſie gehört einer höhern Region an; das drückten die Alten mit dem Namen Halbgott aus.

Die Idee iſt uns geblieben, das Wort fehlt uns. Der Held iſt in den Kreis und das Reich des Unabänderlichen eingetreten; er ſteht mit einem Fuß auf dem Olymp und an der Schwelle der Ewigkeit. Daher iſt die Pflicht des Dichters ihn nicht bloß ſo reden zu laſſen, wie er in der Wirklichkeit als Menſch geredet hat; er muß ihn nicht bloß Dinge ſagen laſſen, die nur ſein Herz gedacht, aber ſein Mund nie ausgeſprochen hat: ſondern er muß ihn auch das Geheimniß ſeines Lebens offenbaren laſſen, welches ihm ſelbſt unbekannt geblieben iſt. Mit Einem Wort: er muß durch ihn die Vorſehung und den Weltgeiſt reden laſſen, mehr als nur die Stimme einer einzelnen, willkürlichen Perſönlichkeit. Die epiſche Perſon iſt nicht allein eine beſtimmte Perſon; es iſt ein Typus, ein Jahrhundert, eine Epoche in ihr eingeſchloſſen und muß ſich in ihr ausprägen. — Hiemit iſt auch ſchon das Verhältniß von Epopöe und Geſchichte angedeutet. Die Epopöe copirt die Geſchichte nicht, ſie widerſpricht ihr auch nicht — ſie bildet ſie um. Sie bemächtigt ſich der Erinnerungen der Welt als ewig lebendiger That-

Digitized by Google

ſachen und verleiht ihnen eine neue Organiſation. Die Pflicht des Hiſtorikers iſt, ſich in die Vergangenheit zu verſetzen, ſich mit ihr zu identificiren; die Pflicht des Dichters dagegen: dem, was nicht mehr iſt, die Geſtalt des Seyenden zu geben, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunſt in einem einzigen Moment, im Moment der Kunſt, unſterblich zu machen.“ Hierauf bezeichnet der Verfaſſer die für das Epos tauglichen Stoffe; nur diejenigen Ereigniſſe und Perſonen eignen ſich für daſſelbe, welche den Stempel der Nothwendigkeit und des göttlichen Willens an ſich tragen. Der epiſche Dichter am wenigſten kann ſeinen Stoff ſchaffen, ſondern muß die Wahrheit zu ſeiner Baſis haben.

Nachdem er gezeigt, welche Form und Phaſen das Epos bei den verſchiedenen Nationen durchlaufen — im Allgemeinen die religiöſe, die heroiſche, die philoſophiſche Epoche — ſucht er zu beweiſen, daß auch die moderne Zeit des Epos fähig ſey. Das Epos iſt ja eigentlich nichts Anderes, als die Weltereigniſſe ſelbſt, im Schoße des Weltgeiſtes ſich entwickelnd, und iſt mithin ſo unvergänglich wie die Natur und wie die Geſchichte. Durch den Roman iſt das Epos keineswegs ausgeſchloſſen und entbehrlich gemacht; der Roman hält ſich an das Individuelle und wirſt nur einzelne Blicke auf die Welt im Großen; das Epos iſt univerſell.

In dieſen Fragmenten einer Theorie finden wir deutſche Anſichten, namentlich die von Solger wieder. Solger ſagt: „Im Epos wird der Stoff als vergangen aufgefaßt und zwar als abſolut vergangen und ſomit ſchlechthin gegeben. Dieß iſt der Sinn des Mythiſchen. Es kann daher kein rein hiſtoriſches Epos geben. In ſpäteren Zeiten, wo der Sinn für das Mythiſche verſchwunden iſt, muß ſich der Dichter willkürlich auf einen mythiſchen Standpunkt verſetzen. Dem Epos iſt es weſentlich, daß alles Handeln darin einen göttlichen Urſprung habe. Es darf kein bloß Zeitliches ſeyn; denn es iſt ein Handeln der Idee, wodurch dieſe ſich ihre Wirklichkeit ſchafft. Darin liegt aber zugleich, daß das Epos nie reine Darſtellung der Gottheit ſeyn darf. Das göttliche Princip muß als handelnd in der Wirklichkeit erſcheinen u. ſ. w. —“

Wir laſſen dieſe ſpeculativen Erörterungen auf ihrem Werthe beruhen, erlauben uns aber die Bemerkung: daß ſolche äſthetiſche Theorien, wenn ſie wirklich a priori aufgeſtellt werden, nie bis an die individuellen Produkte der Poeſie und Kunſt herunterreichen, daß ſie aber in den meiſten Fällen in Wahrheit von einem oder mehreren, dem Geiſte des Aeſthetikers vorſchwebenden Kunſtwerken oder Poeſien erſt abſtrahirt ſind und daher mit Unrecht auf Allgemeingültigkeit Anſpruch machen. Ob übrigens Quinet nach dieſen Grundſätzen gedichtet, oder zu ſeinem Gedicht erſt dieſe Grundſätze aufgeſucht habe, möge dem eigenen Urtheil eines Jeden anheimgeſtellt bleiben.

„In unſern Zeiten, fährt er fort, iſt das Epos nicht mehr das ausſchließliche Eigenthum eines Volks, es iſt bei keinem ganz, aber ganz in allen. Wenn alſo alle Völker im ſocialen Gedicht auftreten und handeln, kann die Poetik, welche dieß Kunſtwerk beſtimmt, ſich auch nicht ſtreng an die jedem Einzelnen eigenthümlichen Geſetze binden. Der Dichter darf ſich nicht mehr auf eine einzelne (poetiſche) Geſetzgebung gründen, ſondern auf das Geſetz der ganzen modernen Welt. — Nun ſteht ein Theil der Völker noch auf der Stufe einer gewiſſen natürlichen Einfachheit, und bei ihnen iſt die Poeſie — das Volkslied. Andere aber ſtehen auf der philoſophiſchen Stufe und herrſcht die Kunſtpoeſie.“ Daher müſſe der Dichter, welcher ein Bild der jetzigen Welt ſchaffen wolle, beides zu vereinigen ſuchen, das populäre und das philoſophiſche Element. —

In Frankreich habe die Kunſt drei Epochen durchlaufen — bis zum zehnten Jahrhundert war ſie kirchlich, dann feudaliſtiſch, dann monarchiſch; ſo bleibe ihr nur noch die Phaſe der Demokratie. Jede dieſer Perioden hatte ihren Helden; die erſte Arthur, die zweite Karl den Großen, die dritte Ludwig XIV, die vierte (die demokratiſche!) Napoleon. —

Ueber die Perſon dieſes ſeines Helden erklärt ſich Quinet noch weiter: „Napoleon, mit welchem Auge man ihn auch anſehe, mit dem der Neigung oder des Haſſes, entſpricht der erſten Bedingung einer epiſchen Perſon, nämlich der: eine ganze Generation in ſich zu abſorbiren. Sein hiſtoriſcher Charakter beſteht darin: die Entwicklung der Individualität in der modernen Zeit darzuſtellen. Das muß auch ſein poetiſcher Charakter ſeyn. Die Poeſie hat aber auch nicht bloß zum Zweck, Napoleon ſo darzuſtellen, wie er ſich ſeinen Zeitgenoſſen zeigte. In dieſem Fall wäre ſie Geſchichte und höbe ſich ſelbſt auf. Zwiſchen Napoleon und uns erhebt ſich ein Element, das unmöglich unberückſichtigt bleiben kann. Dieß Element iſt die Zeit, die uns von ihm trennt. Napoleon erſcheint nothwendig heute uns in einem ganz andern Licht und in anderer Geſtalt, als ſeinen Zeitgenoſſen. Wir, die wir ihn nicht geſehen, können uns nicht genau in die Stelle der uns vorangegangenen Generation verſetzen, ohne der Poeſie die Archäologie unterzuſchieben. Die Formen, unter welchen die Vergangenheit den jetzt Lebenden ſich darſtellt — das iſt für den Dichter die wahre Wirklichkeit. Uebrigens hat bereits jedes Volk in ſeiner Tradition ſich ſeinen eigenen Napoleon zurecht gemacht. In Frankreichs Zukunft werden die Kriege der Revolution und des Kaiſerreichs als das Heldenalter der Demokratie gelten; und ebenſo, wie Karl der Große, in der Morgenröthe des Feudalismus, der Held der feudaliſtiſchen Poeſie geworden iſt, ganz auf gleiche Weiſe wird Napoleon der Held der volksthümlichen Poeſie werden.“ — Was zu dieſem zu bemerken wäre, verſparen wir lieber auf den Schluß, wenn wir zuvor eine Skizze des Epos ſelbſt mitgetheilt haben.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 21.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 April 1836.

Die Braut von Abydos.

(Fortſetzung.)

Eine Grott' erreichten ſie zuletzt.
Natürlich, doch durch Kunſt erweitert,
Drein ſie oft ſich mit ihrem Koran geſetzt,
Sich oft durch Lautenſpiel erheitert,
Und oft in kind'ſcher Träumerei
Bedacht: wo ihr Paradies wohl ſey?
Wo der Frauen Seelen wohnen ſollen,
Hat der Prophet nicht zeigen wollen;
Doch Selim's Himmel war gewiß!
Und mußte ihm das Licht der Sonne
Nicht trüben ſich zur Finſterniß,
Wenn ſie ihm fehlte — ſeine Wonne
In dieſer Welt? — denn ohne ſie
Wär' ihm der Himmel — Himmel nie!
O, wer macht' ihm das Herz ſo froh?
Liebt eine Huri halb nur ſo?

Doch, ſeil zuletzt ſie weilte dort,
Schien ganz verändert ihr der Ort,
Sey's, daß, was ſonſt ſie ſah bei Tag,
Die Nacht entſtellt ihr zeigen mag —
Ein matt, unheimlich Licht nur goß
Die Lampe in der Höhle Schoß —;
Doch mußt' ihr Auge in den Ecken
Seltſame Gegenſtänd' entdecken;
Da waren Waffen, mit welchen nicht
Der turbantragende Deli ficht;
Da Säbel, wo ſich fremde Art
In Griff und Klingen offenbart —
Und Einer r o t h — durch Schuld vielleicht?
Wie färbte ſonſt ein Mord ihn feucht?
Ein Becher auf dem Tiſch auch ſtand,
Drinn ſchwerlich ſich Sorbet befand.

Was hieß dieß? Nach ihrem Selim ſah
Zuleika; iſt's E r es, der ſteht da?

Des Kaftans Pracht wich fremder Tracht —
Des Turbans iſt die Stirn beraubt;
Statt ſeiner ſchlingt ſich leicht geringt
Ein Shawl, ein rother, um ſein Haupt;
Der Dolch, an deſſen Griff der Stein
Leicht werth ein Diadem mag ſeyn —
Nicht ſtrahlt mehr auf der Bruſt ſein Glanz;
Er wich Piſtolen, ſchmucklos ganz;
Die Kuppel einen Säbel hält;
Von ſeiner Schulter loſe fällt
Der weiße Mantel — die Kapote —
Wie's trägt der wandernde Candiote;
Am Leib er, goldglitzend, die Jacke trägt,
Die panzergleich um die Bruſt ſich legt;
Beinſchienen unter ſeinen Knie'n
Von Silber Schuppenringe ziehn.
Doch, lag der Herrſchaft Ausdruck nicht
In Haltung, Hand und Angeſicht:
Stellt er dem Aug', das arglos war,
Als junger Galiongi ſich dar. *)

„Daß ich das, was ich ſchien, nicht bin,
Sagt' ich — du ſiehſt, nicht um zu prahlen:
Vernimm, was dir nie kam in Sinn!
Wenn's wahr iſt — müſſen's Andre zahlen!
J e tz t ſey dir mein Geheimniß vertraut;
Du darfſt nicht werden Osmans Braut.
Geſtand's dein ſüßer Mund nicht ein:
Wie ſehr dein junges Herz ſey mein,
So konnt' ich, durft' ich dir nicht zeigen,
Was jetzt ich nicht mehr will verſchweigen.
Nicht Liebe iſt's, was jetzt ich meine —

*) G a l i o n g i, ſo heißt der türkiſche Matroſe.

Digitized by Google

In Gefahr und Noth ihre Treu' erſcheine!
Keinem Andern gelobe Gattinpflicht.
Zuleika! ich bin dein Bruder nicht!“

„Oh! nicht mein Bruder! — Nimm's zurück!
Gott! Bleib' ich einſam in der Welt,
Um zu beweinen mein Geſchick,
Deß erſter Tropfen ſchon vergällt!
O! du willſt mich nicht lieben mehr?
Drum ſchlug das Herz mir ungeſtümer!
Doch wiſſ', ich bleibe, was vorher,
Dir Schweſter, Freundin, Zuleika immer!
Führt'ſt du vielleicht mich her zum Tod?
Haſt du zum Zorn Grund? Dieſe Bruſt
Durchſtoß', die willig ſich dir bot,
Und büße deiner Rache Luſt!
Viel beſſer iſt, zu ſterben mir,
Als leben und nichts gelten dir!
Vielleicht noch ſchlimmer! — mir wird klar,
Warum dein Feind ſtets Giaffir war;
Und ich bin Giaffir's Kind — um mich
Verachtete, verwarf er dich.
Nicht deine Schweſter! Soll ich leben,
Mußſt du deiner Sklavin Namen mir geben!“

„Meine Sklavin Zuleika? o ich der deine!
Beſänft'ge, Kind, dein brauſend Herz!
Dein Loos bleibt gekettet an das meine;
Dem Wort den heil'gen Schwur ich eine!
Sey Balſam dieß für der Liebe Schmerz.
Der Koransſpruch auf der Klinge ſtärke
So meinen Säbel im Schlachtenwerke
Zu unſrer Rettung aus Gefahren,
Als dieſen Eid ich will bewahren!
Der Name, dran dein Herz empfand
So ſüßen Stolz — Zuleika, wiſſen
Mußſt du's — iſt falſch; doch nicht zerriſſen,
Erweitert nur iſt jetzt das Band.
Unangeſehn, daß mir den Tod
Die Feindſchaft deines Vaters droht.
Mein Vater war dem Giaffir Alles,
Was bisher Selim galt für dich;
Boshafter Stifter ſeines Falles
Verſchonte doch der Oheim mich.
Mich lullt' er ein mit tück'ſcher Liſt,
Die mit Vergeltung ſchwanger iſt;
Er zog mich groß — kein güt'ger Pfleger!
Nein! wie ein gift'ges Cainskind,
Wie einen jungen Leu'n der Jäger
Belau'rt, den er geraubt, noch blind,
Der nagend an der Kette hängt
Und ſie vielleicht einmal zerſprengt.
In allen Adern gährt das Blut
Des Vaters mir — um deinetwillen
Will ich jetzt nicht die Rache ſtillen;
Doch bleiben — wäre mir nicht gut.
Zuerſt hör', holdes Mädchen, an
Was Giaffir Gräßliches gethan:

Wie erſt ihr Groll und Haß entbrannt,
Gilt gleich, und mir iſt unbekannt
Ob Liebeseiferſucht, ob Neid
Um Herrſchaft angefacht den Streit.
Bei ſtolzen Geiſtern reißt ein Wort,
Ein Hauch des Friedens Schranke fort.
Stark war im Krieg Abdallahs Arm;
Noch ſingt von ihm der Bosniaken Schwarm,
Es zeugen Paswans Rebellenhorden,
Daß ihnen leid der Gaſt geworden.
Ich melde dir nur, wie er ſtarb,
Und wie ihn Giaffirs Haß verdarb,
Und wie meiner Abkunft Offenbarung
Mich geſtärkt zu meiner Freiheit Bewahrung.
Als Paswan nach langjähr'gem Kriege
(Erſt galt's ſein Leben, ſpäter Siege)
In Widdins Mauern ſich verrammelt,
Hatten unſre Paſchas ſich verſammelt.
Die Brüder unter den Edelſten waren
Und jeder führte ſeine Schaaren.
Der Roßſchweif flattert frei im Wind,
Es wimmelt auf dem Plan das Heer.
Vertheilt ſchon alle Poſten ſind —
Geſteckt die Zelte — ach! eins bleibt leer!
Wozu viel Worte? der Todespokal,
Gemiſcht, gereicht nach Giaffirs Befehle,
Entſandte, unter bittrer Qual,
Zum Himmel raſch Abdallahs Seele.
Er ſaß im Bade, müd' und laß
Zurückgekehrt vom Jägerſpiele,
Nicht ahnend, daß des Bruders Haß
Den Durſt mit ſolchem Trank ihm kühle!
Ein feiler Sklav das Gift hertrug —
Er that einen Zug — und hatte genug.
Bezweifelſt du, was ich dir ſage,
Zuleika — Harun drum befrage!
Die That gethan — Paswan gedämpft,
Obgleich nicht ganz zu Grund gekämpft,
Macht Giafir ſich zu Abdallahs Erben.
Wie im Divan das Gold beſticht
Zu Jedes Gunſten — ahnſt du nicht:
Abdallahs Würden zu erwerben
Wußt' er, beſpritzt von Bruderblut.
Zwar all ſein ſchlimmerworbnes Gut
Verſchlang faſt dieſer ſchnöde Kauf;
Bald half ſeinem Schatz er wieder auf;
Wenn du: Womit er's that? willſt fragen,
Mag dir die Wüſte Antwort ſagen?
Den Bau'r in Lumpen frage: wie

Ihm wird vergolten Schweiß und Müh? —
Was den Tyrannen mein ließ ſchonen?
Warum er mich bei ſich ließ wohnen —
Nicht weiß ich's. Seiner Schuld Betrachtung?
Und meiner Kinderkraft Verachtung?
An Sohnsſtatt er vielleicht mich nahm
Weil ihm kein eigner Erbe kam;
Vielleicht das Werk von Launen, Ränken
Iſt meine Rettung — muß ich denken;
Doch darf ich keine Ruh mir ſchenken;
Er kann nicht laſſen den Uebermuth —
Ich nicht vergeſſen des Vaters Blut.

Feinde hegt deines Vaters Haus,
Treu ſind nicht alle, die nährt ſein Brod;
Spräch' mein Geheimniß ich nur aus:
Wär' ſeine nächſte Stunde bedroht.
Es fehlt ein Haupt nur, ſie zu leiten,
Die Hand nur hin aufs Ziel zu deuten.
Nur Harun iſt — oder war bekannt
Die Sach'; er ſteht am Grabesrand;
Auf wuchs er in Abdallahs Schloß,
In deß Serail ihm war vertraut
Daſſelbe Amt wie hier; geſchaut
Hat er, wie Jenes Aug' ſich ſchloß.
Doch was konnt' Einer -- ein Sklave thun?
Ihn rächen? — ach, zu ſpät kam's nun;
Vom Tode retten ſeinen Sohn
Er wählte dieß —; als auf dem Thron,
Stolz über unterworfne Feinde,
Stolz über hintergangne Freunde
Giaffir im Triumph ſich blähte:
Führt' er mich hülflos Kind aus Thor,
Stellte mich ſeinem Mitleid vor —
Ihm ward gewährt, was er erflehte.
Weß Sohn ich ſey — das blieb verborgen
Vor Jedermann — am meiſten mir!
Was hatte Giaffir zu beſorgen?
Rumelien verließen wir,
Um hier in Aſien zu bleiben.
Fern dem Land, wo der Donau Wellen treiben.
Harun nur folgt' uns in dieß Land,
Dem meine Abkunft war bekannt.
Der Nubier fühlt, daß das Geheimniß
Von Tyrannen eine Kette iſt,
Von der ſich des Gebundnen Liſt
Strebt loszumachen ohne Säumniß.
Er hat mir dieß und mehr enthüllt,
So ſehn wir ſtets das Wort erfüllt:
Daß Allah, der Gerechte, nicht
Von Schuld'gen wendet ſein Gericht —
Werkzeuge, Schergen haben ſie,
Mitſchuld'ge — aber Freunde nie!
Hört alles dieß, Zuleika! klingt;
Ich hab' für dich noch ſchlimmre Klarheit;
Wie auch mein Wort an's Herz dir dringt:
Ich bin dir ſchuldig volle Wahrheit.
Du ſtaunteſt über meine Tracht;
Die trug ich oft — trag' ſie noch lange —
Der Galiongi, vor dem dir bange,
Dem dich dein Schwur zu eigen macht,
Iſt Häuptling von Piratenhorden,
Deren Geſetz und Gewerbe ihr Schwert geworden!
Wollt' ich noch mehr dich hören laſſen,
Du würdeſt ärger noch erblaſſen;
Die Waffen meine Leute bringen!
Nah ſind die Arme, die ſie ſchwingen.
Der Becher winkt den rauhen Lippen;
Nichts quält ſie mehr, wenn hier ſie nippen:
Mög' ihnen dieß der Prophet verzeih'n!
Ungläubige ſind ſie nur im Wein.

(Fortſetzung folgt.)

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortſetzung.)

Die fünf erſten der zweiundfünfzig Gedichte, aus welchen das Epos beſteht, ſind in einem anderen, kürzeren und leichteren Versmaß gedichtet als die ſpätern, welche meiſt aus Strophen von je drei Paaren Alexandrinern beſtehen. Das erſte Gedicht heißt:

Die Wiege.

Wenn ich ein Meeresvogel wäre
Mit goldnen Schwingen, ehrnem Schnabel:
Flög' ich inmitten des Gewitters,
Frankreich, auf deines Ufers Höhe,
Zu ſchau'n von fern die grünen Wellen,
Den weißen Corſicaner-Felſen,
Der einem Schiff gleich, das verpflichtet
Dem Kriegsgott, ſeine Anker lichtet.

Wenn ich das Laub des Waldes wäre,
Das einmal alle tauſend Jahre
Verwelkt und in den Abgrund flattert:
Auf deinem Gipfel grünt' ich wieder
O korſiſche Eiche! ſäh' die Adler,
Wie ſie in deinen Thälern horſten,
Und, wenn ſie kaum das Ei geſprengt
Sie der Inſtinkt nach Blut ſchon drängt.

Wär' ich der Stern, der in den Nächten
Steht über'm Oceane leuchtend:
Würd' ich mich, halb entſchleiert, heben
Ueber die Wellen, über Wolken

Digitized by Google

Und vor dem Morgenroth zum Himmel,
Und würde dann dem Ew'gen ſagen
Den Namen, deſſen voll mein Ohr,
Der aus dem Traum mich ſcheucht empor.

So bin ich nicht der Meeresvogel,
Bin nicht das Blatt das grünt im Winter,
Bin nicht der Stern in dunkeln Nächten —
Ich bin nur ein Geſang des Ruhmes;
Bis morgen will ich aufwärts klimmen
Die Stufen meines Eiſenthurmes,
Wo vor dem Aug' die Bahn liegt da
Von Arcole bis Helena.

Will mit dem Echo, unaufhaltſam,
In ſturmesſchnellem Flug mich heben
Hoch über tauſend Königreiche,
Und ihre Grüfte und Phantome,
Und Eylau's ſchaurbewegte Fichten,
Die Ulme von Belle-Alliance
Und, flügelſpreizend, dann mich ſonnen,
Gleich Schwalben, die ihr Neſt gewonnen.

O höre du mich, Volk von Frankreich!
Ermanne dich in deinem Herzen!
Laß dein Geſchäft ein Weilchen ruhen
Und höre zu mir, troz des Sturmes,
So wie ein Pilger in der Wüſte
Halt macht, ſelbſt wenn die Winde toſen,
Und nach dem Liede neigt ſein Ohr
Des Hirten, der den Weg verlor.

Höre mich, morgenländ'ſcher Himmel!
Erinnerſt du dich noch des Sternes,
Der Tag und Nacht am Firmamente
Gleich einem Schwert entſchleiert glänzte?
O höre du mich, Aſiens Wüſte!
Erinnerſt du dich noch des Leuen
Der Syriens Löwen übermannte
Und der Napoleon ſich nannte?

Gedenkeſt du noch jenes Strandes,
Der wie ein Schwert um dich erglänzte?
O Meer von Corſica, bekenne:
Warum dem Roß gleich, das die Erde
Aufwühlt, warum mit zorn'ger Welle,
Vor dir herpeitſchend deine Ufer,
Haſt du die Berge aufgerührt
Und deinem Abgrund nachgeſpürt?

Warum haſt ſeit der Schöpfungsſtunde
Du unabläſſig fort gegraben
Dein Bett und deine tiefe Rhede,
Wo niemals deine Wellen ſchliefen?
Warum haſt du dir deine Ufer
Erbaut aus zerbrochnen Maſten,
Und aus Granit und Schiffbruchstrümmern,
Wie Vögel ihre Neſter zimmern?

Was krümmteſt du ſo deine Küſte
Wie einen Binſenkorb, der ſchwimmend
Hin auf der Strömung gleitet, bis er
Am Fuß der Berge bleibt hängen?
Warum auf halben Bergesrücken
Haſt du Gewitter aufgeſchichtet?
Zu gründen eine Wieg' im Meere,
Die würdig eines Rieſen wäre!

Erinnerſt du dich, Meer der Stärke,
Raſtloſes Meer — du Volk von Frankreich!
Wie du in deinem Bett erwachteſt,
Dich in des Ruhms Gewand zu kleiden?
Wie eine Frau mit nacktem Fuße
Aufſteht um Mitternacht — im Traume
Sah knieen ſie einen Wahrſager,
An ihres Neugebornen Lager.

Warum, barfuß im Sturme, haſt du
So ganz den Boden untergraben,
Wo Kön'ge ihre Zinnen bauten,
Daß: Wir ſind todt! ſie ſelber riefen?
Warum auf deinen ſchwanken Fluthen
Haſt umgeworfen du den Nachen,
Wo Kaiſer und wo Papſt, ſein Bruder,
Trieben als Ruderer und Ruder?

Warum zerſchlugſt du Königreiche?
Warum den reichen, vollen Himmel?
Warum der alten Könige Knochen
Wühlteſt du auf in ihren Grüften?
Zerreiß'ſt das Schweißtuch noch der Todten?
Und thatſt's, um zornig aufgerichtet
Ein Spielwerk in die Rieſenwiege
Zu werfen, daß das Kind vergnüge!

(Fortſezung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 22.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 April 1836.

Die Braut von Abydos.

(Fortſetzung.)

Was ſollt' ich thun? Daheim in der Acht,
Mit meinem kühnern Wunſch verlacht —
Unangehört — denn Giaffirs Bangen
Ließ mich nicht Roß, nicht Speer erlangen —
Und doch — wie oft, wie oft, o Gott!
Ergoß im Divan ſich ſein Spott,
Als wäre ich zu feig, zu jung
Für Roſſesführung, Säbelſchwung!
Allein zog ſtets in Krieg er aus
Und ließ mich, unerprobt, zu Haus,
Unter Haruns Hut, beim Weiberſchwarm,
Vom Ruhm enterbt, an Hoffnung arm,
Indeß dich, deren ſanftes Weſen
Längſt meiner Seele Troſt geweſen,
Und mich unwiderſtehlich bannte,
Wenn gleich mich dieſe Lieb' entmannte —
Beſchirmen ſollten Bruſa's Mauern,
So lang das Kriegsſpiel würde dauern.
Harun ſah meines Geiſtes Kraft
Gelähmt von ſchnöder Trägheit Joch;
Er ſchloß mir auf, voll Angſt jedoch,
Für kurze Friſt die Kerkerhaft,
Mit dem Beding: zurück zu ſeyn
Eh Giaffir zöge wieder ein.
Umſonſt iſt's, wenn ich dir erzähle,
Wie wonnetrunken meine Seele,
Als frei zuerſt mein Auge da
Meer, Erde, Sonn' und Himmel ſah,
Als ob mein Geiſt hinein ſich wühlte
Und ihre tiefſten Wunder fühlte!
Ein einzig Wort kann ſchildern treu
Den Wonnetaumel — ich war frei!
Nachließ um dich der Sehnſucht Pein;
Die Welt — der Himmel ſelbſt war mein!

Das Fahrzeug eines treuen Mohren
Ward, mich hinauszuführen, erkoren;
Ich wollte ſchau'n die Inſeln, glänzend
Des Meeres Purpurſaum bekränzend;
Der Reihe nach beſucht' ich alle; —
Doch, wie ich zu der Schaar mich fand,
Mit welcher treu im Sieg, im Falle,
Zu ſtehen, mich mein Eid verband —
Das zu berichten will ich ſparen,
Bis den Erfolg du haſt erfahren.

Zwar 's iſt ein Volk — geſetzlos, wild,
Von Art rauh, von Gemüth nicht mild,
Und jeder Race, jedem Glauben
Den Zutritt gerne ſie erlauben —
Doch offne Rede, raſche Hand,
Gehorchend ohne Widerſtand —
Ein Muth, zu jedem Wagſtück keck —
Gelähmt, verblendet nie von Schreck —
Freundſchaft für Jeden, Treue Allen
Und Racheſchwur für die, ſo fallen —
Macht ſie zu Vollſtreckern von Entwürfen,
Die mehr noch als mein Plan bedürfen,
Und Einige — denn ich kenne Alle,
Die höher tragen die Gedanken,
Und ſonderlich bei wichtigem Falle
Hör' ich den Rathſchlag kluger Franken —
Und Einige hegen höhern Plan —
Die Patrioten Lambro's ſinnen:
Wie Freiheit wäre zu gewinnen?
Am Höhlenfeuer heben oft an
Berathungen, die in Träume ſchweifen,
Der Rajah's Ketten abzuſtreifen.

Und ich will's ihnen nicht verwehren.
Ihr Herz mit ſolchem Traum zu nähren
Von gleichem Recht — wie's nie ſah die Welt;
Auch mir, auch mir die Freiheit gefällt!
Den Ocean möcht' ich, Noah gleich, befahren!
Zu Land — ſey mein die Wanderung des Tartaren —
Ein Zelt am Strand und auf der Fluth die Galeere —
Nicht Stadt und nicht Serail ich mehr begehre!
Vom Roß getragen — von ſchwellenden Segeln gezogen,
Durch die Steppen dahin oder über ſchäumende Wogen —
Doch wohin mein Schiff ſchwimmt, der Berber jagt mit dem Herrn —
Dem Schweifenden immer leuchteſt du als Stern.
Zuleika! theile, ſegne du meine Barke,
O Friedenstaube: damit meine Hoffnung erſtarke!
Und, wünſcht man hier den Frieden ſich vergebens,
Sey Regenbogen mir im Sturm des Lebens.
Der Abendſtrahl, deß Gluth die Wolk' erdrückt
Und purpurn uns das ſchönre Morgen ſchmückt:
Heilbringend, wie der Hall vom Muezzin,
Vor dem die frommen Mekkapilger knie'n:
Sanft wie der Kindertage harmlos Lied,
Das Thränen aus dem Born der Seele zieht:
Theu'r, wie der Heimath Sang Verbannter Ohr —
Kommt jeder Ton mir deiner Stimme vor.
Auf dieſen Inſeln iſt für dich erbaut
Ein Sitz, wie man in Eden nur geſchaut.
Und tauſend Schwerter — Selim führe ſie an —
Sind deinem Winke folgſam unterthan.
Um mich mein Volk — Zuleika mir zur Seite —
Bring' meiner Braut ich der Nationen Beute.
Des Harems üpp'ge Muße nicht beneiden
Werd' ich bei ſolchen Sorgen, ſolchen Freuden!
Mein ſind, ich ſeh's, wohin mein Stern mich triebe,
Gefahren ohne Zahl — nur Eine Liebe!
Doch alles Leid mir dieſes Herz vergütet,
Wenn's Schickſal grollt, Verrath die Freundſchaft brütet,
Wie ſüß der Traum: wenn meine Sterne ſchwinden
Und alles wankt — dann dich noch treu zu finden!
Glaub', wenn, wie Selims feſt iſt deine Seele,
Daß ihm der deinen Zärtlichkeit nie fehle!
Gemeinſam machen Kummer wir wie Freuden —
Ich ſcheue nichts als — von einander ſcheiden!
Die Bande hat zum Hauptmann mich beſtellt —
Freund unter ſich, ſonſt Feinde aller Welt;
Doch folgen wir nur der Natur Beruf,
Die kriegeriſch und kühn den Mann erſchuf:
Schau! wenn Blutwerk — Erobrung ihn ermüden:
Macht er Einöden — und das nennt er Frieden!
Ich muß, gleich Andern, brauchen Kraft und Liſt —
Der Grund iſt mein, ſo lang mein Säbel iſt.
Macht herrſcht durch Theilung! — und ihr Doppelhalt
Iſt das berühmte Paar: Trug und Gewalt.
Wir wählen dieſe; jener mag uns frommen,
Wenn uns der Städte Käfig ar'genommen;

Dort ſänk'ſt auch du vielleicht — oft unterliegt
Ein Herz dem Säuſeln, das den Sturm beſiegt.
Und Weiber, eh'r als Männer noch, wenn Tod,
Unglück und Schande dem Geliebten droht,
Sanken verführt von prächtig-üpp'gem Schimmer —
Doch weg Verdacht! — du Zuleika nimmer!
Das Leben bleibt ſtets ein gewagtes Spiel;
Nichts iſt zu ernten hier — zu fürchten viel!
Zu fürchten, ja! die Angſt dich einzubüßen,
Durch Osmans Macht und Giaffir's ſtreng Beſchließen.
Die Angſt ſoll ſchwinden mit dem günſt'gen Hauche,
Den Lieb' heut Nacht verheißt des Segels Bauche.
Nicht zagt das Paar, dem ſie gelächelt zu;
Noch irrt der Fuß, doch iſt ihr Herz in Ruh!
Du machſt die Mühen leicht — den Nord erwarmen!
Es iſt die Welt umſpannt von unſern Armen.
Ja, laß den tauben Sturm die Maſte packen,
Daß inniger dein Arm faßt meinen Nacken:
So iſt der Ton, der meiner Lipp' entweht,
Kein Schrei der Noth — für dich nur ein Gebet.
Nicht Elementenwuth die Liebe trifft,
Der Menſchen Kunſt reicht ihr das ſtärkſte Gift!
Dort bringen Klippen nur dem Lauf Gefahren!
Hier drohn Momente — dort iſt Friſt von Jahren.
Fort Graungedanken, die ihr mich verſucht!
Jetzt, oder nimmer, iſt vergönnt die Flucht.
Nur wen'ge Worte hab' ich noch zu ſagen,
Du Eins — uns unſrer Feinde zu entſchlagen;
Ja Feinde — wird wohl Giaffirs Haß je kleiner?
Iſt Osman, der uns trennen will, nicht deiner?

Zurück ich kam — die Furcht ich nahm
Des Tods von meines Wächters Seele;
Ob ich nicht meinem Worte fehle?
Es hatten's Wen'ge nur vernommen,
Daß ich indeß herumgeſchwommen
Grüßend im Meer das Inſelnheer.
Seitdem ich ſchied von meiner Bande,
Nur ſelten mich entſtehlend dem Strande;
Nicht Eine That ſie unternimmt,
Eh' ich's gehört und zugeſtimmt.
Den Plan mach' ich, theil' aus die Beute
Und nehme oft auch Theil am Streite.
Doch ſchon zu lang' hörſt du mich an;
Zeit drängt — es ſchwankt im Meer der Kahn.
Hier wetzt ſchon Haß und Grimm den Zahn.
Bis morgen zieht mit ſeinem Troß
Der Bräutigam Osman ins Schloß —
Die Nacht muß brechen deine Ketten;
Und wenn du willſt das Leben retten
Des übermüth'gen Bey's, und ſeines
Vielleicht, dem du verdankeſt deines:
So fliehe mit mir jetzt zur Stunde!
Doch noch — obgleich mit Herz und Munde

Du dich mir ſelber zugeſchworen,
Wenn Muth und Neigung du verloren
Durch das, was eben du erfahren:
Noch dein Gelübde zu bewahren:
Bleib' ich — dich nicht als **W e i b** zu ſehn,
Und trotzig der Gefahr zu ſtehn!"

Zuleika, ſtumm, erſtarrt und bleich,
Stand, jenem Schmerzensbilde gleich
Der Mutter, die, als ihr nicht Eine
Hoffnung mehr blieb, gefror zum Steine;
Das Mädchen, ſtumm vor Schreck und Weh,
War eine jüngre Niobe.
Doch eh' ihr Mund ſprach, ehe nur
Ihr Aug' zur Antwort blickte — fuhr
Fern an des Gartens Säulenthor
Flammend ein Fackelſtrahl empor.
Noch einer und noch weitre — ſieh!
„O du **n i c h t** mehr — und **m e h r** als Bruder — flieh!"
Fern überall aus allen Büſchen
Die furchtbar rothen Gluthen ziſchen —
Und nicht nur ſie — mit nacktem Schwert
Iſt jede rechte Hand bewehrt.
Sie trennen ſich — ſie ſpüren, kreiſen
Mit ſpäh'nder Fackel, blankem Eiſen.
Der letzte, hoch den Säbel ſchwingend,
Iſt Giaffir, ſeinen Grimm nicht zwingend —
Jetzt ſchließen ſie faſt die Höhle ein;
Soll ſie das Grab für Selim ſeyn?

Doch der ſtand ungebeugt und kalt:
„Schnell kam es, und vorbei iſt's bald —
Zu einem Kuß noch reicht die Friſt
Zuleika! der mein letzter iſt!
Nicht fern vom Lande
Harrt meine Bande;
Vielleicht erreicht doch das Signal
Ihr Ohr — ihr Auge trifft der Strahl —
Der Angriff war zu ſtürmiſch — doch
Einen Verſuch mehr gilt es noch!"
Vor trat er zu der Höhle Munde —
Seiner Piſtole Echo dröhnte
Gewaltig donnernd in der Runde.
Zuleika zuckte nicht, noch ſtöhnte —
Betäubend feſſelt Aug' und Herz
Ihr gänzlich der Verzweiflung Schmerz.
„Sie hören's nicht und wenn — zur Noth
Noch kommen ſie zu meinem Tod.
Denn der Piſtolſchuß führte nur
Die Jäger ſchneller auf die Spur.
Abdallahs Säbel jetzt heraus!
Nie ſahſt du ſo ungleichen Strauß.
Lebwohl, Zuleika! Holde, gehe
Zurück! bleib drinnen! ſeinen Grimm
Reiz'ſt du zu ärgrem Ungeſtüm!
Nicht rühre dich, daß nicht etwa
Auch dir komm' Kling' und Kugel nah!
Fürchteſt für **i h n** du? Mir geſchehe
Im Leben und im Sterben Wehe,
Wenn Giaffir ich nach dem Leben ſtehe!
Nein, ob er gleich das Gift gemiſcht,
Mich: **F e i g e M e m m e!** angeziſcht;
Doch, ob ich zahm mich laſſe finden,
Soll Jeder, außer ihm, empfinden!"

(Schluß folgt.)

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortſetzung.)

Das zweite Gedicht iſt Madame Laetitia überſchrieben. Die erſte Strophe erinnert, nicht zu ihrem Vortheil, an den Anfang des „Klaggeſangs der edlen Frauen des Aſan Aga."

Hört', was ich drunten ſeh' im Thal —
Iſt's ein alabaſterner Pokal?
Nein, eine Pflanzung iſt's von Reben!
Ein Adler von der Brut umgeben!
Nein, nicht ein Weinſtock iſt's, als Freier
Umſchlingend die Akazia:
Bedeckt vom ſchwanenweißen Schleier,
Das iſt Madame Lätitia!*)

Madame Lätitia beſpricht ſich weinend am Rocken ſpinnend, mit ihrem Gemahl über die Zukunft iheer Kinder, beſonders Napoleons (Napoléon est le plus sage) bei dem Verfall ihees Hauſes. Soll der letztere Page eines Königs, ſoll er Diakonus des Papſtes, ſoll er ein Seefahrer weeden — odee ein Jägee? Ja ein Jäger! aber nicht von Gemſen und Hirſchen — nein von Löwen und Leoparden, wie man ſie auf dem Wappen ſieht! **D a s Z i g e u n e r w e i b.** In der Nacht vor der Abfahet des Sohns deruft die Mutter eine Zigeunerin, um ihe das Schickſal des Lieblings zu wahrſagen. Sie faßt die Hand des Knaben:

„Wie eine ſchwere ehr'ne Laſt
Fühl' ich die Hand, die ich gefaßt!"

Sie weisſagt aus den Zügen ſeiner Hand in bildlichen Andeutungen ſeine Größe — aber auch das drohende Unglück — ſie ſieht die Pferde der Ukraine herannahen und das Unheil von Waterloo. **D e r A b ſ c h i e d.** Seine Hoffnung iſt, wohibehalten zurückzukehren und ſeine Abenteuer zu erzählen. **D i e R e p u b l i k.** Begeiſtertes Lob der franzöſiſchen Republik, ihrer Sitteneinfalt(!), ihree Tapferkeit, Treue. Wenn ſich die Thore des „volksthümlichen Zion" aufthaten, zogen eherne und granitn Bataillone heraus und Helden wie Desaix, Hoche, Marceau, und das Volk ſprach: Wer wird morgen noch übrig ſeyn von ihnen? Wer iſt der Stärkſte unter ihnen, daß er unſer Herr

*) Der Reim des Originals!

Digitized by Google

und König ſey? — Denn, noch hatten ſie nicht den jungen Corſen auf den Höhen des Apennins geſehen! **Das Lied von der Brücke von Arcole.** Der Dichter nimmt dieſe Schlacht als den Anfangspunkt von Napoleons Größe. Eng war die Brücke und gewaltig vertheidigt, ſchon wichen die Franzoſen, da nahm ein Reiter die von den Nationen geliebte Standarde wie eine Braut in ſeine Arme und pflanzte ſie ſiegreich auf. „Die Könige weinten; ihre lange Vergangenheit entflieht. Nachdem die Brücke über den Abgrund bei Arcole überſchritten, iſt der ganzen Menſchheit der Pfad geöffnet.“ **Der Geſang der Todten.** Die in Italien Gefallenen erinnern ſich ihrer Heldenthaten unter ihrem großen Feldherrn und fragen den nächtlichen Wanderer um Frankreichs und ihres Generals Schickſal. „Berauſche mit dem Wein unſrer Schlachten Frankreich; wenn die Lebenden taub ſind — die Todten werden dich hören.“ **Venedig.** Dem Sinken dieſer einſt ſo mächtigen Stadt iſt ein ſchönes Trauerlied geweiht. Sie erlag dem Gewaltigen, deſſen Bild hier entworfen wird:

Niemals erheiterte zum Lächeln ſich ſein Mund.
War jung er oder alt? — wie thät' ein Wort dieß kund!
An ſeine frühſte Zeit Niemand jetzt mehr gedachte;
Wie bei Metallen, die man ausgräbt aus dem Schachte,
Man nicht ums Alter fragt bei Kupfer, Gold und Erz,
Gleich Ausſehn trug bei ihm die Freude wie der Schmerz.

Zu den ſchönſten Abſchnitten zählen wir die **Briefe** von Napoleon und Joſephine, wo der Dichter auch nach ſehr anziehenden Originalen arbeiten konnte. Wir theilen dieſe mit:

Joſephine an Napoleon.

Inmitten unter'm Lärm der Pauken,
Wenn rings um dich die Kugeln fliegen,
Gedenkſt du meines Namens noch?
Wenn unter eines Heers Gelärme
Du träumeſt — träumſt du dann von mir?
Nein! nein! du träumſt nur Dampf der Schlachten,
Kanonendonner, Königszelte!
Mit hundertmal mehr Liebe liebſt du
Das Schwert, das an dir trieft von Blut,
Als deine Frau, die blaß und ſprachlos
Hinter Gardinen nährt den Gram.
Haſt deine Hochzeit du gehalten
Mit Arcole, mit Rivoli,
Mit Lodi's Kriegesjungfrau oder
Mit deiner Todten Grabgepränge?
Haſt deinen Ring du angeſteckt
Dem blut'gen Finger deiner Schlachten,
Um bis ans Grab ſie mehr zu lieben
Als deine Brüder, deine Schweſtern?
Kümmern dich meine bittern Thränen?
Sobald dein Stern am Himmel leuchtet,
Sagt man, daß du bei Nacht, bei Tage,
Seitdem ich hier als Wittwe traure,
Wie ein blutgier'ger Leu dich zeigeſt.
Wie ich mir wünſchte, vom Balkone
Auf deinem Schlachtroß dich zu ſehen
Vorüberziehn, wenn die Trompete
Mit goldnen Lippen ruft und ſchmettert!
Wenn eine Stadt, in Trauer ganz,
Vor dir die Schlüſſel niederleget;
Wenn dann ſich deine Schärpe lüftet,
Und wenn die italieniſchen Frauen,
Unter Orangenbäumen ſitzend,
Rufen: Wie war er heute ſchön!
Iſts wahr, daß deine langen Haare,
Die über deine Schultern fallen,
Hinſchleppen in dem blut'gen Staube,
Gleichwie ein Buſch auf einem Helm?
Wahr, daß im Schatten Rivoli's
Noch bleicher deine Stirn geworden,
Und daß der Durſt und Schlachtenarbeit
Ganz abgemagert dein Geſicht?
Ich harre alle Nächte deiner,
Und zähle ſchlaflos jede Stunde;
Ich weine, einſam, alle Nächte,
Wenn ich den Südwind heulen höre.
Wann kommſt du aus dem Krieg zurück?
Um weiter deinen Kampf zu führen,
Haſt du denn deine alten Krieger
Wieder aus ihrem Staub erweckt?
Willſt du bis an der Erde Gränzen
Bluttriefend, ohne Brod und Schuhe,
Dieſe mühſeligen Geſpenſter
Nachſchleppen deines Ruhms Geſpenſte?
Verziehſt du, mich zu ſehn, ſo lange,
Bis ich zu deinen Füßen ſterbe?
Bis jeder Sieg um deine Schläfe
Häuft, ſtatt des Stirnbands, eine Falte,
Bis du erdrückt erliegſt der Bürde!
Bis eine Wunde macht erſtarren
Dein Herz — das kälter noch als ſie?
Bis, tief in Trauer, dich im Sarge
Die Grenadiere balſamiren?
Wenn du mich liebſt — verlaß dein Heer!
Verlaß das Lager — Pulverdampf —
Ich träume — kann ich einmal ſchlafen —
Von Eulen nur und Todesvögeln.
Nicht mehr vermag ich dir zu ſagen,
O komm zurück, ſonſt muß ich ſterben!
Ich ſchreibe dir mit meinen Thränen.
Lebwohl! ich harre deiner Botſchaft.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 23.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 May 1836.

Kleinere Gedichte
von
Thomas Moore.

(Aus den Sammlungen: „Sacred Songs,“ „National Airs“ und: „Ballads, Songs etc.“)

6.

Hark! the vesper hymn is stealing.

Horch! wie über's Waſſer hallend,
Klar die Veſperhymne klingt!
Näher jetzt und näher ſchallend,
Jubilate, Amen!
Ferner jetzt und ferner hallend,
Bis ſie ſanft dem Ohr verklingt,
Jubilate, Amen!

Jetzt, wie Mondſcheinwellen, rollend
An das Ufer ſtirbt ſie hin;
Jetzt, wie zorn'ge Brandung, grollend
Wächst die Fluth des Liedes kühn.
Jubilate, Amen!
Wieder horch! wie Wellen, rollend
An das Ufer ſtirbt ſie hin;
Jubilate, Amen!

7.

Bei der Vorüberfahrt an der Todteninſel (Deadman's Island) in der St. Lorenz-Bay.

Seht unter dem finſtern Gewölk ihr dort,
Das dunkle Schiff? raſch gleitet es fort.
Seine Segel ſind voll, doch der Wind iſt ſtille,
Und kein Lüftchen weht, das die Segel fülle.

O, was trägt das ſchaurige Fahrzeug? kann
Das Grab ſo ſtill ſeyn? horch: dann und wann
Nur Todtengeläut und Leichenvögel
Und das Klappen der nebelbehangnen Segel.

Auf dem kalten Strande von Labrador
Liegt ein Wrack, die Maſten zerknickt wie Rohr.
Dort, auf Bänken von Eis, im Mondenſchein,
Wäſcht die See der ertrunkenen Schiffer Gebein.

Dort war das Schiff; — eine Flamme, blau
Und zitternd, flackert um Maſt und Tau,
Die ihr Licht auf ſo fahle Geſellen wirft,
Als je nur den Thau des Kirchhofs geſchlürft.

Nach der Todteninſel ſauſ't ſein Kiel!
Nach der Todteninſel! dort iſt ſein Ziel!
Skelette reffen die Segel gewandt,
Nicht von dieſer Welt iſt am Steuer die Hand.

O, ſauſe vorüber! o, ſegle ſchnell,
Du ſchreckliches Schiff! bald wird es hell,
Verbirg dich dem Morgen! ſein Roſenſchimmer,
Erblickt' er dich noch, würde blaß für immer!

F. Freiligrath.

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortſetzung.)

Napoleon an Joſephine.

Wein' hinter der Gardine nicht!
Mein Herz in meinem Buſen ſchlägt
Für dich nur! Ehern iſt's im Kampf!
Im Kugelregen, wenn der Plan
Der Schlacht entworfen, und am Abend
Auf einem Feuerſchlunde ſitzend,
Denk' ich an dich. Dein Nam' erfüllt
Mein Herz, wenn mit der Todten Blut
Der Raſen ſeine Blumen netzt.
O nimmermehr ſey eiferſüchtig
Auf Arcole und ihre Schweſtern!
Ihr Spiel iſt nur ein Spiel von Kindern,
Von Jungfrau'n mit verſchämten Wangen.

Digitized by Google

Mein Tagewerk iſt kaum begonnen,
Und hinter mir ſchon liegt mein Ruhm.
Der Ew'ge gab in meine Hand
Den Hammer, der die Welt zerſchlüge —
Und ich — an meines Weges Schwelle
Verliere meine Zeit und Kraft.
Da, wo ich meinen Pfad getreten,
Sank noch kein Reich in Trümmern ein,
Das Gras wächſt über meinem Siege.
Im Nil, im Jordan tränkt' ich noch
Mein Roß nicht mit den Eiſenhufen —
Und Philipps Sohn — in meinem Alter
Hatt' er erſchöpft ſchon den Stamander,
Des Perſers Diadem erbeutet,
Tyrus ihr Marmordach genommen
Und ſeinen Stolz dem Libanon.
Wenn jetzt zurück ich kehren wollte,
So lang' noch E i n Soldat mir folgt,
Der meine Aſche dir kann bringen:
Du jagteſt mich aus deinen Armen!
Aus meinem roſt'gen Schwerte würdeſt
Für mich du einen Rocken machen!
Wenn Kinder deinem Leib entblüh'n:
Sie würden mich nicht Vater nennen,
Wenn ich nicht ihnen in der Wiege
Die Erde ſchon zu Füßen legte!
Ich las die Krieges-Aehren auf,
Die Cäſars Sichel in den Furchen
Italiens noch vergeſſen hatte.
Des Occidents bin ich jetzt müde;
Kraftlos iſt ſeine magre Sonne
Um meines Genius blut'gen Baum
Für alle Zeiten einzuwurzeln.
Das Echo wird ſobald hier matt;
Der Weihrauch iſt ſo ſchnell verflogen,
Sein bittrer Wein berauſcht ſo ſchnell.
Ein Blatt nur iſt in ſeinem Buch,
Das Wind auf Wind mit jedem Tag
Mit ſammt dem Namen ſeiner Herrſchaft
Von dannen wehet und zerreißt.
Das Land, wornach mein Sehnen ſteht,
Das iſt das weite Morgenland!
Da ſind die hohen Pyramiden,
Sind Berge unfruchtbaren Sandes,
Sind alte Städte von Granit,
Wo ſich ſein Neſt mein Adler baut.
Dort finden ſich berühmte Brunnen
Um meine Schaaren zu erquicken,
Dort der ſchauluſt'gen Wüſte Echo,
Das von den Rieſenſchlachten ſpricht,
Mit elfenbeinernen Stirnen Sphinxen
Wachen zu meines Ruhmes Füßen,
Damit vorüberzieh'nde Böcke
Die ehrnen Zeh'n ihm nicht benagen. (!!)
Dort wölbt ſich prächtiger mein Zelt,
Das, das iſt meiner Träume Land!
Lebwohl! die Wüſte ſuch' ich auf,
Nicht mehr kann ich davon jetzt ſagen.
Schick' deine Botſchaft nach Aegypten
Mir zu, wo ſich der Nil verliert.

Die folgenden ſechs Gedichte verſetzen uns nach Aegypten, wo die Muſe unſers Dichters, an orientaliſchem Schwung und Bilderkühnheit ſich ergötzend, beſonders gern zu verweilen ſcheint. Die Pyramiden erwarten Napoleon und befragen den Abendwind um ſeine Ankunft. Die Paſchas fordern einander zur Kriegsrüſtung auf und träumen von großen Siegen. Ein Kameelhirt erzählt von Buonaberdi, dem Sultan ohne Turban, deſſen Haremsfrauen vierzig Schlachten, deſſen Eunuchen hundert Gefechte ſeyen und ermahnt den Löwen der Barbarei ihn zu zerreißen. Der Iman verheißt den Beiſtand Allahs zu Beſiegung des Feindes — aber am Abend haben die Löwen des Nils ihre Mähne verloren, die Roſſe von Aſſur knirſchen nicht mehr ins Gebiß, die Turbane ſind mit Staub befleckt und die Frauen ſtimmen den Klaggeſang an. In dem Gedicht: d i e W ü ſ t e tritt Napoleon ſelbſt auf.

Es ſchweigt das Land um Eindabeh herum;
Der Schakal heult; auf dem geſtreiften Stamm
Wiegt ſich der Dattelbaum; im Morgenland
Sprach laut das Grab, die Brunnen ſind erſchöpft.
Am Fuß der Pyramiden lechzt die Wüſte
Und ſehnt zu trinken ſich der Wolken Brüſte.

Das Morgenland! der Stürme Welt! das Land
Des weiten Himmels, der Propheten Land
Hat unter eines einz'gen Mannes Tritt
Weithin gebebt, der Sinai erwacht,
Der Wurm der Wüſte horcht, um zu vernehmen
Die Völker, die jetzt an die Reihe kämen.

Des Abendlands Trompete hat verjagt
Die Antilopen an des Moſes Quell;
Empört hat ſich der Jordan; Hiobs Roß,
Abſchüttelnd unter Cedern ſeinen Staub,
Fühlt bei dem Kriegslärm ſich ſein Herz bewegen
Und ſpricht: Auf! ziehen Jakob wir entgegen!

Der Uebermuth von Tyrus iſt gedämpft;
Das Schwert von Lodi, welches Syrien ſchlägt,
Sprengte der jüdiſchen Propheten Gruft;
Der Tag den ſie verheißen, ſteigt wie Rauch
Aus ihrem weihrauchduft'gen Grabesſchreine;
Rivoli's Aar zerſtreut ihre Gebeine.

Die hirtenloſen Sphinxen, tief im Sand
Entſchlafen, wie ein arbeitender Stier;
Erheben bei Abukir neu ihr Haupt;
Cambyſes' Heere ſahen ſie aufs neu;
Der Vorzeit altes Räthſel iſt zerſchlagen,
Und nach der Zukunft Namen ſie jetzt fragen.

Digitized by Google

Horch! in der Fern ruft eine Schildwacht an.
In weitrer Ferne von Gazellen nur
Bewohnte Städte, Götter von Metall,
Von Holz und Stein, viel todte Bilder die
Der Aloe Wuchs mit ihren Leichen pflegen —
Mit leiſer Antwort rufen ihr entgegen.

Arcole's Fahnen Aſien begrüßt.
Es winkt ein Mann. Gehorſam ſeinem Wort
Verläßt der Ibis Pharao's ſein Neſt.
Der Tempel ſtürzt ſein Dach auf ſich herein.
Theben bricht ſeines Thors granitne Maſſen,
Um ſchneller das Erſtaunen einzulaſſen.

Wie junge Löwen mit geſenkter Stirn
Und keuchend, leckten der Oaſen Staub
Kanonen auf. An ferner Brunnen Rand
Hat Klebers Schwert, gebadet in dem Schlamm,
Der Horebpalmen Schatten aufgefunden,
Es harrt das Land aufs Loos der nächſten Stunden.

Die Stunde war's wo ſchläft der Dattelbaum,
Wo todesſtill die weite Wüſte ſchläft,
Wo ſich die Ameiſ' im Altar verkriecht
Verſunkner Tempel; wo die Nacht ergänzt,
Wo eingewiegt der Habicht nicht mehr krächzt;
Wo nach des Himmels Naß die Erde lechzt.

Doch Er, deß Schwert — ein andres Morgenroth —
Wenn's glänzt am Nil, am Bospor widerſcheint —
Er athmet nicht mehr der Lebend'gen Schlaf.
Hell leuchtet auf, vom Samum angefacht,
Sein gluthroth Aug' und ſeine Stirne glänzt
So bleich wie Taurus' Spitzen, ſchneebekränzt.

Der ſchwarzen Wolke gleich, von Syrien her,
Sein ſchwarzes Haar die magre Wang' umhängt.
Er ſchlägt den Pfad ein der zur Wüſte führt —
Geht vorwärts und zurück — er eilt — ſteht ſtill —
Gekreuzt die Arme, zweifelnder Geberde —
So leis er ſpricht: es hört ihn doch die Erde!

Betreten wir, o meine Seel', allein
Der Wüſte Kreis, wo ſich entſpinnt mein Loos!
Für eine Stunde fliehen wir den Lärm
Von Einem Namen und die Welt die kniet!
Gleich einem läſt'gen Kleid laß ab uns ſtreifen
Den Ruhm, und frei in andre Sphären ſchweifen!

Erſt ſag' mir; wenn auf meinen leiſen Wink
Sich jeder Feind zu meinen Füßen ſchmiegt:
Wer bin denn ich! Menſch — oder mehr als Menſch?
Prophet? Wahrſager? Bin ich, was die Welt
Nennt einen Halbgott, der aus ſeinen Trümmern
Sich ſeinen ewigen Altar muß zimmern?

Vielleicht noch mehr! Weiß'ſt das Geheimniß du
Jupiter Ammon — Gott von Sand und Staub
Den werden — ſterben — dieſe Wüſte ſah!
Vergeh' auch ich, ein Gott wie du; gleich dir?
Bin Alexander ich, dein großer Sohn
Der wieder ſucht deinen verſunknen Thron?

Verloren hat jetzt ihren Weg die Welt;
In ihrer Nacht thät' ihr ein Führer noth.
Seitdem ſie hier, wo Sand den Tritt begräbt,
Nur mir bewußt, verloren meine Spur:
Seitdem ſucht ſie bis an den Nil vom Rhein
Nach einem Herrn und ruft: Wo mag er ſeyn?

Die große, ungeheure Stunde ſchlägt;
Ermann' mein Glück, ermanne dich mein Geiſt!
In der Oaſe ſchau dich um, ob nicht
Jemand das Wort ſprach: König — das wirſt du!
In der Oaſe? Nein! nach innen richte
Den Blick und lab' ihn an der Krone Lichte!

In meinem Innern, ja, als einem Schloß
Hab' ich gelebt meinen erhabnen Traum.
Da ſah ich meines Ruhms Phantom im Sumpf
Verſinken — ſah dem grauſen Schiffbruch zu —
Und jene Stimme, die mein eigner Geiſt,
Die Stimm' iſt, was man das Verhängniß heißt!

Und doch — ich will's! der Sieg ſey auch verfolgt!
Zu der Geſchichte Gipfel klomm ich auf;
Wo geht der Weg hin, wenn den Fuß man hebt?
Kehrt je man auf demſelben Pfad zurück?
Gibt's einen Punkt, wo ſtill ſteht das Verlangen
Und ſpricht: ich bin jetzt weit genug gegangen!

Und morgen — König, Konſul, Kaiſer, Karl
Der Große, Cromwell, Doge, Lord Protektor —
Wie heißt der rieſige Erobrer dann
Deß Haupt die Welt — den Himmel überragt?
Die Knechtſchaft prunkte ſchon in vielen Namen —
In welchen neuen ſoll ich ein ſie rahmen?

Zwei Welten ſtellen allwärts ſich mir dar —
Was — Brutus oder Cäſar — ſoll ich ſeyn?
Das iſt der Streit! Brutus ein edler Mann —
Cäſar die Seele und das Band der Welt.
Cäſar iſt einzig — Brutus fleckenfrei —
Was denkſt du Seele, daß zu wählen ſey?

Als ſeines Glaubens Opfer Brutus ſtirbt,
Einführt ins Leben Cäſar ſein Geſetz,
Brutus die Tugend — Cäſar iſt die Macht!
Entſcheide tapfer meine Seele dich!
Brutus ein Menſch — im Loostopf eine Zahl —
Cäſar ein Gott — Cäſar heißt meine Wahl!

In dem Geſang: **der erſte Conſul** wird der Beginn der Herrſchaft Napoleons mit manchen treffenden, aber auch

Digitized by Google

übertreibenden Zügen geſchildert. Die Völker werden darin angeredet. Ihr Gladiatoren, vertreibt dem Cäſar die Langeweile! Er kommt! lauft alle ſeinen Wagen entgegen! Ruft, um ſeine Euch tödtenden Vergnügungen zu vollenden: die Völker ſterben! die Völker grüßen dich! Fallt mit Anſtand im Cirkus zu ſeinen Füßen! Cäſar lächelt Euch zu und damit iſt Euer Leben bezahlt! — Dann wieder: Seine geſpornten Füße zerreißen die Nationen. — Ein einziger Mann iſt alles, und alle Uebrigen nichts. Er allein hat Alles gethan, das Gute und das Böſe. — Die Greiſe ſtaunten über ihn als Geſetzgeber und ſprachen: Er übertrifft uns Alle, woher kommt ihm ſeine Weisheit? Er hat doch nicht wie wir Tag und Nacht in den alten Geſetzbüchern geforſcht; ſein Finger hat nur in ſeinem blutigen Buch geblättert! —

So fürchten Alle ihn. Vom Trancke den er liebt.
Bis daß er trunken wird, ihm Gott zu trinken gibt.
Die Völker folgten ihm liebkoſend ihre Kette;
Stark war und ruhig er. Auf ſeiner Stirne Glätte
Hat noch die Krone nicht von Blei, die ihm das Haupt
Auf Helena gedrückt, die Eichenkron' entlaubt.

Ein Geſang iſt dem Uebergang über den heil. Bernhard gewidmet. Das zwanzigſte Gedicht heißt das Te Deum. Dieß wird aber nicht von den Lebenden, ſondern von den Todten geſungen, welche in den Kriegen und Schlachten die Lenkung des allmächtigen Gottes, die Fügung ſeines Zorns ſehen, jetzt aber dieſen Zorn geſtillt glauben, und eine friedliche ſegensreiche Zukunft für die Erde hoffen.

Gib Herr, daß bis zu uns dein Name widerhalle!
Daß das zerſtampfte Gras aufs neue grünend walle:
Aufrichte die zertretne Saat!
Gib den Lebend'gen, was die Todten ſchon beſitzen!
Mit Söhnen, welche ſich als Brüder unterſtützen,
Bevölkre den entleerten Staat!

Laß ſich ein Bruderband, Gott! um die Völker winden,
Daß ihre Stirnen leicht des Joches Laſt empfinden
Wie unſre Blumenkränze wir;
So wollen wir, o Gott, in unſrer Nacht dir ſingen,
Daß unſern Mund beſchloß dein Siegel, und Dank bringen
Für unſers Herzens Wunde dir!

So ſangen die Todten; aber die Lebendigen ſpotteten der alten Kirchen, denn ſie hatten damals das Gebet vergeſſen. Sie dachten: wer glaubt noch daran, daß ein Menſch lebe, wenn ſeine Aſche ausgeſtreut iſt, und daß es im Himmel einen Gott der Heerſchaaren gebe? In der **Krönung** wird geſchildert, wie der Greis von Rom nach Paris kommen mußte, um dem neuen Kaiſer eine religiöſe Sanktion zu geben. „O Frankreich das iſt zu viel!" ruft der Dichter ſelbſt aus. „Gründe in einer Stunde deinen Cult und deinen Himmel wieder, um dich ſelbſt auf dem Altar zu vergöttern. Morgen wirſt du, nach Laune, dein Ciborium wieder zerbrechen, wenn es angefüllt vom Weine deines Siegs, und in Stücke reißen wirſt du den Gott deines Stolzes wie eine Erbſchaft vor Ablauf der Trauerzeit!" Das **Bivouac** und **Auſterlitz** folgen, dann der **Tag nach der Schlacht**.

Es kommt und flieht die Nacht — das Morgenroth
Darauf, — der Tag — der Abend wieder dann;
Wer auf dem Schlachtfeld, nach des Tages Schluß
Wacht ohne Grau'n, wenn's nicht der Geier iſt,
Der, in Schabracken ſchlagend ſeine Krallen,
Schmaußt mit dem Mann vom Roſſe das gefallen.

Wie ein Raubmörder, plündert ſchweigend er
Den Fußſoldaten der am Wege liegt,
Wühlt unter'm Goldharniſch, dem Geizhals gleich,
Das warme Herzblut des Tartaren auf;
Es reichen für die Brut in ſeinem Neſte
Wohl einen Winter dieſe Opferreſte.

Ein Kaiſer folgt auf ſeiner Spur ihm nach,
Wie hinter ſeiner Herde geht der Hirt,
Er zählt die Krieger, ſterbend ausgeſtreckt,
Blaß iſt er ſelbſt — mit Namen grüßt er ſie.
Wer ſind ſie? Läßt nicht ihre Stirn noch leſen,
Daß bei den Pyramiden ſie geweſen?

Und wenn die Todten im Triumphbett friert,
Deckt er den Königsmantel über ſie.
„Warum auf dieſer Stelle wo wir gehn
So viele Waffen, dieſer Leichenberg?"
Er wiſcht, gebeugt, von ihrer Bruſt das Blut;
Die Hand von Erz auf ehrnen Herzen ruht.

Die Todten raffen ſich vom Raſen auf,
Und ſchlagen auf das Aug', im Schatten knie'nd,
Sie küſſen ihm das Kleid und fragen ſich:
Ob dieß die Wüſte, ob's der Himmel ſey?
Ob dieß von Arcole die Weiden ſey'n?
Woher um ihre Stirn der Heil'genſchein?

Warum ein Grablied ſingt das nackte Schwert?
Warum nicht am Gebiß das Pferd mehr knirſcht?
Dann, ſchau'nd die tiefen Wunden ihrer Bruſt,
Sanken ſie weinend auf das Gras zurück.
Die Roſſe ſuchen, mit geſträubten Mähnen,
Die Reiter auf. — verfolgt von den Hyänen.

O könnten mit der Sonne ſie erſtehn —
O weckte morgen mit dem Pfluge ſie
Der Bauer, eh' in ſeinem Feld vom Roſt
Geſtumpft, zerfreſſen wär' ihr ſcharfes Schwert.
Hoch auf dem Hügel würden ſie noch ſeh'n
Den Kaiſer mit verſchränkten Armen ſtehn.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 24.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 May 1836.

Die Braut von Abydos.

(Schluß.)

Ein Sprung — ſo ſtand er auf dem Sande —
Schon lag zu ſeinen Füßen nieder
Der Vorderſte der Spürerbande,
Geknickt das Haupt, gelöst die Glieder.
Ein Zweiter fällt — doch um ihn dicht
Der Kreis ſich der Verfolger flicht;
Bald ſo, bald ſo
Er täuſchend floh —
Das Waſſer iſt erreicht beinah;
Das Boot erſcheint — nur fünf Ruderlängen —
Die Rudrer die äußerſte Kraft anſtrengen —
O! ſind noch zu rechter Zeit ſie da?
Seinen Fuß die Welle ſchon benetzt —
In das Meer ſeine Leute ſich werfen jetzt —
Der Blitz von ihren Säbeln leuchtet
Schon durch den Schaum — von der Fluth durchfeuchtet,
Kühn, unermüdet hin zum Strand;
Sie ringen — jetzt iſt berührt das Land,
Sie nah'n — erneuend nur des Kampfes Wuth —
Sein Herzblut röthet ſchon die Fluth!

Entflohn der Kugel und dem Schwert,
Von leichtem Streifhieb kaum verſehrt,
Gewann Selim verfolgt die Stelle
Wo Ufer ſich berührt und Welle,
Beim letzten Schritt auf feſtem Land,
Beim letzten Schwertſtreich ſeiner Hand
Ach warum ſchaut' er noch zurück
Nach ihr, die doch nicht fand ſein Blick?
Der Blick, dieß Zögern kann nichts retten, —
Bringt Tod ihm oder flicht ihm Ketten!
Unſeel'ge Probe, wie lang' in Gefahren
Liebe die Hoffnung will bewahren!
Den Rücken ihm die Brandung netzt —
Ganz nah ſind die Kameraden jetzt —
Da hört man eine Büchſe knallen —
„So mögen Giaffir's Feinde fallen!“
Weß Stimme ſprach's? Weſſen Wehr hat gekracht,
Weß Kugel ziſchte durch die Nacht,
So nah gezielt daß ſie nicht fehlt?
Deß, der Abdallah einſt entſeelt!
Den Vater langſam du umſtrickteſt —
Doch ſchneller den Sohn hinüberſchickteſt!
Aus ſeiner Bruſt ſtrömt raſch das Blut,
Röthend den weißen Schaum der Fluth,
Wenn er noch was verſucht zu ſtöhnen,
So ward's übertäubt von der Wellen Dröhnen.

Der Morgen treibt die Wolken fort;
Nur wenig ſind des Kampfs Trophäen;
Die Stimmen, die umhallt den Port,
Sind ſtumm — doch Spuren ſind wohl dort
Am Strand vom Streit zu ſehen.
Zerbrochne Schwerter man da fand;
Fußtapfen, eingeprägt dem Sand,
Das Merkmal mancher ringenden Hand
Sind ſichtbar und davon nicht fern
Ein Fackelſtumpf — und ohne Herrn
Ein Leichnam von einem Boote,
Und unter das Geſträuch gemengt
Das von der Fluth wird angedrängt,
Liegt eine weiße Kapote —
Zerriſſen — es beſpühlt die Fluth
Umſonſt den dunkeln Fleck von Blut;
Doch wo iſt, der ſie getragen?
Wer der Leiche ein Todtenopfer will bringen,
Der ſuche ſie dort, wo in Wirbelringen
Die Wellen ihr Lied bei Sigäum ſingen,
Und an Lemnos' Strand anſchlagen,
Seevögel ob der Beute kreiſchen

Mit hungrigen Schnäbeln Futter heiſchen,
Wenn, umgetrieben, der Ruh beraubt,
Mit der Hebung der Welle ſich hebt das Haupt.
Die Hand — nicht mehr bewegt vom Leben —
Scheint drohend noch nach Kampf zu ſtreben,
Hoch von der Fluth emporgewiegt,
Gezeigt der freien Luft —
Was thut es, daß der Leichnam liegt
In der lebend'gen Gruft?
Der Vogel, der am Leichnam hängt,
Hat nur den ſchnödern Wurm verdrängt —
Das einz'ge Aug', das einz'ge Herz,
Das über ſeinen Tod der Schmerz
Hätt' weinen oder bluten machen —
Das den zerriſſnen Körper hätte
Gebracht zu ſeiner Ruheſtätte,
Um an dem Turbanſtein zu wachen:
Starr war das Aug', das Herz zur Ruh,
Eh' ſich ſ e i n Aug' that zu.

Ein Klagen wird am Helleſpont begangen;
Naß Frauenaugen — blaß ſind Männerwangen.
Zuleika! Giaffirs einz'ger Sproß —
Der dir beſtimmte Lagergenoß
Er kam zu ſpät — er ſchauet nicht —
Sieht nie mehr dein Angeſicht!
Vernimmt ſein Ohr
Nicht fern ſchon heulend den Walwalleh-Chor?
Die Mägde die am Thor die Hände ringen,
Die Sänger die des Korans Sterblied ſingen —
Die Stummen die auf der Bruſt die Arme verſchlingen,
Seufzer im Saal — das Schluchzen in den Lüften
Mag ihm des Räthſels Schleier lüften!
Du ſahſt nicht deines Selims Fall!
Der Schreckensaugenblick wo er allein dich ließ,
Goß in dein Herz die Todeskälte!
Er war dir Hoffnung — Freude — Lieb' — dein All!
Und der Gedank' an ihn, deß Schickſal ſchien gewiß,
Gleich einem tödtlichen Beile fällte
Dich, reines Opfer, daß du ſankeſt nieder —
Ein wilder Schrei den Garten noch durchgellte —
Dann ſtill war Alles wieder!
Sanft ſchlummre! rufen wir dem Herz das brach
In ſein jungfräulich Grab noch nach!
Des Lebens Hefe nur nimmt weg der Todesſchlummer!
Wie tief, wie ſchrecklich auch — es war dein erſter Kummer!
O dreimal glücklich, daß du nie gefühlt,
Wie Trennung, Schaam, Stolz, Reu' und Haß ein Herz zerwühlt!
Und o! die Pein die ärger als Wahnſinns Wuth,
Den Wurm, der niemals ſtirbt und niemals ruht —
Den Gedanken trüben Tags und unheimlicher Nacht
Der ſcheut vor dem Dunkel; dem Ekel das Licht nur macht —
Der lange dehnt des gemarterten Herzens Leiden!
O lieber es raſch zerſtören und ſterbend ſcheiden!

Weh dir, o Fürſt von unbeugſamem Muth!
Umſonſt magſt Aſche auf dein Haupt du verſchwenden,
Umſonſt mit dem Sacke gürteſt du die Lenden,
Umſonſt zerraufſt du mit den Mörderhänden
Jetzt deinen Bart in eitler Schmerzenswuth!
Dein Kleinod, das Osman zum Eidam dir erwarb —
Um die, Einmal geſeh'n, wohl der Sultan warb —
Zuleika ſtarb!
Deines Alters Hoffnung, deiner Dämmrung Leuchte,
Der Stern vom Helleſpont erbleichte —
Was löſchte ſeinen Strahl? das Blut
Das du vergoſſeſt in deiner Wuth!
Horch! wenn die Frage deiner Lipp' entfloh:
„Wo iſt mein Kind?“ ſo ſpottet das Echo: „Wo?“

An jener friedevollen Stelle
Von tauſend weißen Gräbern helle,
Hoch über welchen ſchwankt, lebendig,
Die düſtere Cypreſſe, die
Stets trauert und doch welket nie,
Wenn Zweig und Blätter auch beſtändig
Von unverwindlichem Leid ſind trübe —
Wie unerwiederte frühe Liebe. —
Da blüht ein Plätzchen immerdar
In dieſem Todrevier ſogar;
Ausſchüttet eine einz'le Roſe
Dort ihren Glanz — ſo blaß und rein!
Es iſt als pflanzte in die Mooſe
Sie der Verzweiflung Hand hinein.,
So weiß, ſo zart — den Blättchen droht
Der leicht'ſte Lufthauch Tod;
Doch trotzt dem Mehlthau ſie, dem Wind;
Wenn Hände, die fühlloſer ſind
Als Froſt und Stürme, ſie zerpflückt:
Bis morgen blüht ſie neugeſchmückt.
Ein holder Geiſt ſtützt ihren Stengel,
Netzt ſie mit Thränenthau der Engel.
M·t Recht die Mädchen dort vermuthen:
Irdiſch ſey dieſe Blume nicht,
Die keines Sturmes Zürnen bricht,
Die auf Beſchirmung thut Verzicht,
Nicht dorrt wenn Frühlingsregen gebricht,
Nicht welkt in Sommers Gluthen.
In ihr hört man die Nacht durch ſingen
Einen Vogel — aber unſichtbar
Sind ſeine luftgewohnten Schwingen;
Dem Wohllaut gleichen ganz und gar
Von Harfen, welche Huri's ſchlagen,
Die tiefgezognen Töne ſeiner Klagen.
Bülbül könnt's ſein — doch deſſen Kehle
Strömt aus nicht ſ o l c h e n Schmerz der Seele;
Denn wer dort horcht, der bleibt gebannt
Feſtſtehn, von Wehmuth übermannt,
Als ob ihm Hoffnung der Liebe fehle;

Digitized by Google

Und doch ſo ſüß die Zähren ſtrömen —
So ohne Grau'n iſt dieſes Grämen —
'S kränkt Einen, daß der Morgen, der Dränger,
Den Zauber der Schwermuth verſagt;
Man weinte und wachte gern noch länger —
So wild und ſo lieblich der Vogel klagt!
Doch wenn der Oſt ſich beginnt zu färben,
Die zauberſüßen Laute erſterben.
Und Manche wähnten gar zu hören
(So läßt ſich Jugend von Träumen bethören,
Dach o! laßt ſolchen Traum nur Allen!)
Daß dieſe Töne voll tiefer Macht
Sich mühten durch die ganze Nacht
Zuleika's Namen zu lallen!
Von ihrer Cypreſſe Wipfel rauſcht
Der Ton, dem dieß Wort man abgelauſcht;
Man ſagt: von ihrem jungfräulichen Grabe
Die weiße Roſe den Urſprung habe.
Ein Marmorſtein — gegründet dort
Am Abend — war am Morgen fort.
Es trug nicht eines Menſchen Hand
Den ſchweren, feſten Stein zum Strand —
Man traf, berichtet die Legende,
Ihn da, wo Selim fand ſein Ende,
Gepeitſcht vom Meere, das dem Todten
Kein ruhigeres Grab geboten.
Oft ſich hier Nachts, zurückgebeugt,
Ein Haupt mit einem Turban zeigt;
Drum der Stein, umrauſcht vom Wellenſpiel,
Heißt: der Piratengeiſterpfühl.
Wo erſt er lag, entſproß dem Grunde
Die Trauerblum' und blüht zur Stunde
Einſam und thauig, kalt und rein und blaß,
Wie der Schönheit Wange bei ſchmerzlichen Mährchen blaß!

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortſetzung.)

Montebello iſt das folgende Gedicht überſchrieben. Zu dem auf den Tod verwundeten Herzog dieſes Namens (Lannes) kommt der Kaiſer:

„Schläfſt Montebello du, wenn Alles wacht?
Kämpfen die Todten, wenn das Leben träumt?“
„„Sire, kommt und ſeht, rührt meine Sänfte an!
Mich heilt, wenns Euch gefälle, ein Blick von Euch!““
„O Lannes umſonſt! Zu groß iſt deine Wunde!
Zu viele Raben harren ihres Raubs!
Nein! Todte ſind zu müd um mir zu folgen;
Ihr ſonnlos Leben hat kein Morgen mehr.
Erwarte du mich in der Wolke droben!
Im ehrnen Himmel rüſte mir mein Zelt!“

„„O, müd ſind die Lebend'gen wie die Todten!
Sire, über'm Rand iſt das Gefäß ſchon voll.
Gethan ſchon das kaum Mögliche! Kehrt um;
Leiht Einmal dem aufricht'gen Wort das Ohr!
Ihr liebet nur Euch ſelbſt — mit Euren Sporen
Zerfleiſcht Ihr fort und fort der Völker Weichen!
Beſorgt, daß einſt das wilde Roß ſich bäume
Und Euch vom kaiſerlichen Sattel ſtürze!
Glaubt mir! die Welt iſt nicht ſo wie ſie ſcheint;
Wähnt nicht ſie lieb' Euch! Wißt daß ſie Euch haßt!
Schwer auf die Völker drückt der Knechtſchaft Wucht;
Sie lecken, Rache brütend, Euch die Hand,
Zu viele Kön'ge ſchmeicheln, grollend, Euch!
Entvölkert iſt Eu'r Land und Euer Reich
Iſt gleich dem Reich der Schatten. Keinen Schritt
Kann man darin, als über Trümmer, thun.““

„Mein Reich iſt ehern und mein Schwert beſchützt's,
Der Ewigkeit gleich gilt mir mein Jahrhundert,
Freund, was von meinen Schätzen wünſcheſt du,
Eh' anbricht meine Nacht? die Welt iſt mein!
Willſt du zum Herzogthum das Morgenland?
Den Sand der Wüſte, willſt die Tiber du?
Die Pyramiden, Spaniens Alhambra,
Die Hirtenvölker reiſiger Numidier?“

„„Ich wünſche nicht der Wüſte Sand und nicht
Der Tiber allzuwechſelvolle Fluthen,
Den Raſenhügel gib von deinem Reich
Mir unter dieſer windurchwühlten Eiche!““

„Nicht dieſen Raſen wo die Heerden weiden;
Hier würde dein Gebein der Wind zerſtreu'n;
Nein! eine Säule von Geſchützmetall!
Zulächelſt du mir unter ſolcher Krone!“

Der Todte lächelt und es weint der Held,
Stumm, langſam geht er in ſein Zelt zurück,
Das Zeltdach zittert und die Lamp' erliſcht,
Windſtill wird's mit dem Tag. Die Erde horcht.

Die Schweſtern. Lätitia kommt mit ihren Töchtern nach Frankreich. Sie mahnt den ſtolzen, auf dem Gipfel ſeiner Größe ſtehenden Sohn an die Umſtände und Scenen ſeiner Kindheit; ſie mahnt ihn an ſein Verſprechen, ſeine Schweſtern auszuſtatten. „Ja“ verſetzt er, „ich will allen meinen Geſchwiſtern, um bis zu mir heraufzuſteigen, Diademe und Königsmäntel geben, leichte Kronen den Schweſtern und bleiſchwere Scepter den Brüdern!“ Die ahnende Mutter, wie eine Kaſſandra, erinnert die Töchter, ſchnell die Königsbinden ſich um die Stirne zu befeſtigen, denn bald würden ſie wieder zur Spindel greifen müſſen. Auf Euern eintägigen Thronen erſpart Euch für den morgenden Tag das Salz, den Wein und das Brod der Verbannung! ſie warnt die Söhne und vor Allem Napoleon! Jetzt folgt ein von dem Dichter in die Geſchichte und in den Charakter Napoleons hineingetragenes Gedicht, der Schwindel, dergleichen das Vorwort angekündigt hat:

Sag', Dichter, an, wenn's dein Gedicht vermag:
Warum denn iſt des Kaiſers Stirn ſo bleich,
Wenn er ſein Reich beſchaut? Sein Thron iſt Gold —

Digitized by Google

Was träumt er denn und was begehrt er noch?
Ihr Völker kommt und ſtumm das Ohr mir leiht,
Und weint! Ich ſag' Euch ſeiner Seele Streit!

Den kahlen Gipfel meines Glücks erreicht,
Betret' ich jetzt den Pfad des Mißgeſchicks;
Wie viel ergebne Völker faßt mein Reich!
Wie viele Sklaven macht mein Lächeln froh!
Dem Adler auf dem Felſenſitze gleich
Beherrſcht mein Aug' manch dienend Königreich!

Treten wir näher zu des Abgrunds Rand!
Wohin ein Jeder tritt — und gleiten muß.
O! wohl ſeh' ich dicht neben mir den Schlund
Der meinen Schatten und mein Glück verſchlingt;
Es dehnt ſich, gähnt und bebt und kreist die Kluft;
Der Schwindel meinen Königsnamen ruft.

Wart' nur! Verblendet ſtürz' auch ich hinab;
Gönn' auf der Höh' nur eine Stunde mir,
Gott! der die Bind' ums Kaiſerauge legt,
Wie Blumenkränze, wenn du ſie verläß'ſt.
Nur eine Stunde hier, von Sorgen los!
Wird doch dem Wurm ein längres Lebensloos!

Ha! keine Stunde, (iſt der Hang ſo jäh!)
Mein Zelt zu ſpannen, iſt mir hier vergönnt!
Am Gipfel angekommen tauml' ich ſchon!
Mein Reich, gegründet, löst ſo ſchnell ſich auf?
Noch ſteigt mein Stolz, doch ſtehen bleibt mein Glück;
Von meiner Höhe ſink' ich gleich zurück.

In Einem Athem, meiner Größe muß
Ich bieten den Willkomm und das Lebwohl!
Wenn unter mir die Welt, die ſchwache, ruft:
„Er hat die Zinn' erreicht! auf, betet an;"
Von meines Glückes ſchmalem Boden trennt
Ein Punkt mich — den die Ewigkeit man nennt!

Leb' meine helle Schlachtenſonne wohl!
Bis an mein Grabgepräng' verhülle dich,
Leb' wohl, Ruhmesgipfel! wo nichts reifen kann
Als eine Frucht des Stolzes — giftig dem
Der davon ißt. Leb' wohl du mein Verhängniß,
Deß Rad ſo bald gehemmt wird in Bedrängniß.

Noch geſtern, geſtern ſchlug der Menſchheit Herz
In meiner Bruſt und lenkte meinen Arm;
Wie lang' noch führt, auf ſeinem ſtaub'gen Gleis,
Der Zufall mich an ſeinem Gängelband?
Des Sklaven Sklav' ich ſeinen Wink erfülle,
Gut oder bös — nichts gilt mein eigner Wille.

Ich ſchloß des Chaos tiefe, ſchwarze Nacht,
Der Welt zerbrochne Achſe ſtellt' ich her,
Setzt' Kön'ge ein und ab zu ſeiner Luſt;
Nur Werkzeug war ich, wähnend Herr zu ſeyn;
Ein Stärkerer mir meine Macht entreißt;
Ein Zufall war ich, der Vorſehung heißt:

Beſchränken, o mein Herz, wir unſern Wunſch
Auf das was nicht der Zukunft Gang berührt!
Sey unſer Will' uns oberſtes Geſetz!
Nur uns zu leben wagen wir einmal!
Sey'n wir uns Gottheit ſelber einen Tag,
Wo aller Weihrauch uns berauſchen mag!

Freu' deines Traums dich eine Stund', o Herz,
Erbau' dir im Unmöglichen dein Zelt!
Verſuch' es ſelbſt, wenn du es kannſt, zum Spiel
Mir umzuſtürzen all mein Rieſenwerk!
Mein Glück langweilt mich endlich, daß ich gerne
Auch den Geſchmack des Unglücks kennen lerne.

Iſt er ſo bitter wie die Menge klagt
Und der Beſiegte, deſſen Spur erliſcht?
Miſcht ſich nichts Süßes ſeinem Gifte bei?
Wär' ohne Honig, was ſo theu'r man zahlt?
Unglück — ein ſtolzes Wort! zu wiſſen lüſtet
Mein Herz, ob es ſo iſt wie es ſich brüſtet:

So weit ich aufſtieg ſehn' ich mich hinab,
Um, über meine Aſche ſchreitend hin,
Gleich einem Gott, der über Welten ſchwebt,
Das Schlimme, Schlimmre, Hoch und Tief, zu ſchaun.
Wer weiß, was beſſer iſt: emporzuſchreiten
Zum Gipfel — oder in den Abgrund gleiten?

Wär' ich nicht mehr — was thäte dann die Welt?
Den Weg verlöre ſie — ein einſam Kind;
Könnt' einen Tag ſie, nicht von mir gelenkt,
Erfüllen ihren Kreis, ihr Tagewerk?
Wie wüßten noch die Völker, die verwaisten,
Was ihnen ihr Geſchick gebeut zu leiſten?

Mehr werd' ich hier, abweſend, Herrſcher ſeyn
Als ich es je in meiner Allmacht war,
Mehr würde, als mein Ruhm und als mein Glück,
Mein Nichts erfüllen die Unendlichkeit.
Es führt, verſtärkt durch Rauch und Widerhall,
Zu ſeinem Gipfel meinen Ruf — mein Fall!

Geſcheh'n iſt's; meines Stolzes Wein ich trank,
In ſchwindeligen Höh'n fiebl' ich mich an;
Mein Reich ſey' ich im Spiel auf einen Wurf.
Der Ew'ge hält die Würfel. Wer gewinnt?
Nichts oder Alles, Herr — das Loos es fällt —
Verloren! Ewigkeit ſey mein Entgelt!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 25.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 May 1836.

Intellektuelle Statiſtik in Frankreich, im Jahr 1835.

Aus einem, die angegebene Ueberſchrift tragenden A. T. C. unterzeichneten, Aufſatz der Revue des deux mondes theilen wir das Weſrntliche hier mit.

Die Preſſe iſt nicht mehr, wie ſie urſprünglich war, der ausſchließliche Vorbehalt der Männer, welche durch ernſte Studien ſich das Recht errungen haben, zum Publikum zu ſprechen. Beflügelt durch die Wunder der Mechanik, durch die Allmacht der Dampfkraft, iſt ſie ohne Unterſchied für alle Welt thätig. Der Staat, die Prieſterſchaft, die Geſetzgebung, die Verwaltung, die Schulen, die Theater, alles was die Meinung aufregt, alles was die Anſichten und Sitten beſtimmt, faßt ſeine Belehrungen zuſammen und verbreitet ſie durch den Druck. Das Werk der Preſſe in ſeiner Totalität ins Auge faſſen, die mehrere hundert Millionen Bogen, welche ſie jährlich an das Publikum ausſendet, claſſificiren, heißt eine Reihe von Problemen eröffnen; denn die Zahlen haben eine eigenthümliche Beredſamkeit. Das Wenige was ſie ſagen, weckt den Gedanken, und es iſt ein ſeltner Fall, daß ſie nicht ſelbſt dir durch ſie angeregten Fragen beantworteten.

Die genaue Zahl der 1835 erſchienenen Werke (außer den Journalen) iſt 4656, und die Summe der Druckbogen 82,298. Eine Durchſchnittsberechnung der Stärke der Auflagen gibt 125 Millionen Bogen. Die Werke werden nach den verſchiedenen Wiſſenſchaften und Fächern gezählt. Voran ſtehen die metaphyſiſchen Wiſſenſchaften.

1) Theologie. 708 Werke geben 14,365 Bogen. Wenn man eine Lehre nach der Maſſe der Werke beurtheilen dürfte, welche ſie erzeugt und verbreitet, ſo wäre noch immer die fruchtbarſte, die feſtgegründetſte diejenige, welche ſich auf die Traditionen des Katholicismus ſtützt. Seit den erſten Jahren der Reſtauration hat die Theologie eine beträchtliche Zahl Bücher in Umlauf geſetzt. Die Julinsrevolution hat ihr nichts von ihrer Thätigkeit benommen, mitunter hat ſie ſogar ihren Mittheilungen den zuvor mangelnden Ernſt verliehen. Aber man würde mit Unrecht ſchließen, dieſe Fruchtbarkeit habe ihren alleinigen Grund in der Wiederbelebung der religiöſen Gefühle. Man muß in Rechnung nehmen die Gewandtheit der Speculanten, welche für die Geiſtlichkeit und die Frommen arbeiten. Die Etabliſſements, welche ſich hierauf gelegt haben, anſehnlich genug, um vor koloſſalen Unternehmungen ſich nicht zu ſcheuen, haben ihre Operationen auf einen ſolchen Fuß eingerichtet, daß ſie durch die große Mäßigkeit der Preiſe anlocken; ihre Korreſpondenzen ſind ſo ausgebreitet, ſind durch die Proſelytenmacherei der Geiſtlichkeit ſo gut unterſtützt, daß eine neue Erſcheinung denen, welche ſie intereſſiren kann, nie unbekannt bleibt. Ein Buch, angeprieſen und gar herumgetragen von einem Prieſter, verbreitet ſich leicht durch eine ganze Provinz, während ein Erzeugniß von hohem Werth oft durch die Vorurtheile oder die Unwiſſenheit eines Buchhändlers abgewieſen wird. Im Gegenſatz gegen jenes Publikum, das einen Heißhunger auf Neues hat, hegt das chriſtliche Publikum einen wahren Abſchen gegen Neuigkeiten. Der größte Theil beſteht in Wiederabdrücken von ältern Werken. Die in England und Deutſchland *) ſo eifrig betriebene Kritik der heiligen Schrift bleibt bei uns gleichgültig gegen die vereinigten Unterſuchungen der Orientaliſten und Archäologen. Kurz die Theologie hält ſich abgeſondert, hinter ihrer Infallibilität verſchanzt. — Bei dieſem Stand ihrer Studien — welchen Einfluß wird die Geiſtlichkeit auf die frommen Seelen üben, die ſich ihr hingeben? Welche Sprache wird ſie führen gegen die Deiſten, die Materialiſten, die Indifferentiſten, lauter Leute, welche ihrer Vormundſchaft ſich entzogen haben, und welche wieder zu gewinnen ſie das gutmüthige Vertrauen hegt? Die unerbittliche Statiſtik muß hierauf antworten. Die für Laien beſtimmten, unter dem Einfluß der Geiſtlichkeit verbreiteten Bücher machen einen großen Theil von den Geſammterzeugniſſen der Theologie aus. Man zählt 513 kleinere Werke. Nach Abzug der Kirchen-Geſangbücher und Katechismen bleibt faſt nur eral-

*) Wir erinnern nur an die jüngſt erſchienenen Werke von Strauß und Vatke. Anmerk.

Digitized by Google

tirter Myſticiomus oder Nahrung des fadeſtrn Aberglaubens übrig. Bald müßte rin Volk regenerirt ſeyn, wenn wahrhaſt gutr und nützliche Werke in ebenſo großrr Anzahl verbreitet wären wie die der Väter Boudon, Baudrand, Liguori und hundert Anderer. Ihr wahrhaſt wunderbarer Abſatz iſt aber doch erklärlich; ſie wirken auf die Frommen wir dir Romane auf die Leſerinnen der Boudoirs; es iſt das Phantaſtiſche der Gattung. Sie gewähren ſchwachen oder matten Naturen rinr Ueberreizung und die oſt phyſiſchen Genüſſe der Gefühlstrunkenheit. Die kränklichen und niedergedrückten Seelen ſuchen darin eine Art Einſchläferung, welche ſie Reſignation nennen. Aber man biete ein ſolches Buch einem poſitiven Geiſte, der vielleicht gern die Sprache einer feſten und kräftigen Moral hören würde: er wird zurückgeſtoßen werden durch rinen ſeltſamen, gequälten und allein den Adepten verſtändlichen Jargon. Man wird ihn lächeln ſehen über Titel wie: das Schloß der göttlichen Lirbe; die vier Thore drr Hölle. — Die gleiche Apathie, dieſelbe Ohnmacht in den vom Katholicismus geſchiedenen Sekten. Die Proteſtanten leben von der Erbſchaſt, wie ihre Gegner; ſie drucken den berrbten Saurin wieder ab. Der St. Simonismus, die franzöſiſche Kirche, der Illuminatismus und andere Religionsunternehmungen haben nur durch eine unwichtigr Broſchüre ein Lebenszeichen gegeben. — Wie hat man ſich unter dieſen Umſtänden ein Phänomen unſerer Epoche zu erklären, ich meine die Wiederbelebung des Katholicismus? Seit 1830 hat er ſich überall in der Haltung einer ſtreitenden Lehre, feſt und entſchloſſen gezeigt, ein wenig prahleriſch vielleicht, aber ſeine Gegner zum Kampf mit gleichen Waffen herausfordernd und geneigt, die öffentliche Vernunft zur Kampfrichterin anzunehmen. Er macht eine Schule unter den Künſtlern und ſein honigſüßes Reden wird der modiſche poetiſche Firniß. — Den Grund davon findet der Verfaſſer des Aufſatzes in der nach und nach zum Bewußtſeyn gekommenen Unzureichenheit der philoſophiſchen Syſteme und Methoden, zu einer abſoluten Gewißheit zu gelangen, ohne den Glauben an Gott. Aber es entſteht jetzt auch das Beſtreben, den Glauben in Berührung und Uebereinſtimmung mit den weltlichen Intereſſen zu bringen — La Mennais, deſſen Worte eines Gläubigen das Manifeſt der Demokratie genannt werden. — Die Theologie, mißhandelt in den Seminarien, iſt in neueren Zeiten aus ihnen herausgetreten und läuft jetzt durch dir Welt. Um die Polizei der von Natur unfrommen Kritiker zu täuſchen, ſtellt ſie ſich in der Tracht der weltlichen Wiſſenſchaften dar, und unter verändertem Namen. Die alte Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge nennt ſich heutzutage Spiritualismus; die Löſungen der großen Männer, der Geſetzgeber der Chriſtenheit erſcheinen wieder unter den von der Mode gebilligten Titeln: Geſetze der Menſchheitsentwicklung, ſociale Lehre, Theorie der Zukunft, providentielle Anſichten, Fortſchritt.

2) Philoſophie. 75 Werke mit 1151 Bogen. Dieſe Zahlen zeigen, daß dieſes Fach eines der unproduktivſten iſt. Der Grund davon iſt einfach der: daß ſie ſelten der (kaufmänniſchen) Speculation Ausſichten eröffnet. Das Publikum iſt im Ganzen mißtrauiſch gegen ernſthafte Bücher; die Abſtraktion iſt ihm ein Abgrund, vor dem es mit einer oft komiſchen Angſt flieht. — Es wird eine Ueberſetzung von Kants Kritik der reinen Vernunft von Tiſſot aufgeführt, woraus die franzöſiſchen Ideologen wenigſtens etwas mit Gewißheit erfahren können: nämlich die Ungewißheit der menſchlichen Erkenntniß. Im Ganzen beurkundet ſich der Sieg des Spiritualismus; man findet ſogar ſo unerwartete Bekehrungen, daß man ſich fragen muß, ob es zum neueſten Ton gehöre an Gott und die Seele zu glauben? Unter den der Gefühlsphiloſophie angehörigen Werken ſind die Ueberſetzungen von Silvio Pellico's Prigioni aufgeführt. Zehn Autoren beſchäftigten ſich mit der Erziehung der Kinder. Eine höher ſtrebende Wiſſenſchaft aber iſt diejenige, welche ſich mit der Erziehung der Menſchheit befaßt. So viele Geiſter haben ſich ſeit kurzem auf die Entdeckung eines Mechanismus der Geſellſchaft, einer Philoſophie der Geſchichte geworfen, daß es nothwendig iſt, auf eine Klippe aufmerkſam zu machen. Es iſt augenfällig, daß das Individuum ebenſo wie das Kollectivweſen, das Volk, wenn es ſich ſelbſt aufgiebt, wenn es ſich ſo zu ſagen durch den Egoismus materialiſiren läßt, nothwendig dem die Materie beherrſchenden Geſetz anheimfällt; der Trieb des Augenblicks, die Kurzſichtigkeit des Inſtinkts geben ſich machtlos allen äußern Einwirkungen hin. In dieſem Fall zieht der Grund die Folge nach ſich. Immerhin beobachte man die ſich oft wiederholenden Erſcheinungen, man mache die guten oder ſchlimmen Symptome bemerklich, nichts iſt empfehlenswerther; aber wenn man vergißt auf das erſte Blatt zu ſchreiben: der Menſch ſey mit freier Thatkraft geſchaffen und ſein Wille vermoge immer gegen das Böſe zu kämpfen: dann hat man ſich zum Apoſtel eines groben und gefährlichen Fatalismus gemacht; man hat mehr gethan als ein ſchlechtes Buch geſchrieben. Dieſe Lehre findet ſich z. B. in dem Buche des Herrn Quetelet: Ueber den Menſchen und ſeine Entwicklung, oder Verſuch einer ſocialen Phyſik, worin folgende Sätze ausgeſprochen werden: „die Thätigkeiten der einzelnen Individuen haben ihre Nothwendigkeit. . . Aus einem gegebenen ſocialen Organismus entſpringen als nothwendige Folge eine gewiſſe Anzahl Tugenden und Verbrechen. Dieſe Nothwendigkeit findet ſich im Guten wie im Böſen; in der Hervorbringung des Heilſamen wie des Schädlichen; in dem Entſtehen von Meiſterwerken und Großthaten, welche ein Land ehren, wie in der Erſcheinung von Geißeln welche es verwüſten.“ Ein Gegengewicht gegen ſolche Lehren findet ſich in dem Natürlichen Recht von H. Jouffroy: „Durch die Hemmung erſt erreichen wir unſere Beſtimmung; ſie zwingt uns, unſere Aufgabe zu begreifen und uns unſerer ſelbſt zu bemächtigen; ſie erweckt die Perſon im Naturweſen und erſt als Perſon werden wir Urſache im wahren Sinn des Worts, freie, intelligente Urſache mit einer Aufgabe, einem Plan, welche in die Zukunft ſieht, begehrt, ſich entſchließt und das Verdienſt ſo wie die Verantwortlichkeit ihrer Entſchließungen hat; Etwas, mit Einem Wort, was Gott ähnlich iſt, ein ſittliches und vernünftiges Weſen — ein Menſch!“

3) Jurisprudenz. 102 Werke, 3289 Bogen. Das Weitere übergehen wir und ebenſo das über 4) Politik Geſagte, welche

Digitized by Google

275 Werke liefert. Auch was über die Erfahrungswiſſenſchaften beigebracht wird, gehört weniger für unſern Zweck.

Allgemeine Erziehung. Die Meiſter der Civiliſation, die Gelehrten und Philoſophen wirken nicht unmittelbar auf die Menge. Zahlreich ſind die ihrer Popularität entgegenwirkenden Hinderniſſe. Die rechten Kernbücher ſind theuer; ihre Lektüre erfordert viel Zeit; da ſie gewöhnlich ſich auf ein einzelnes Problem ausſchließlich werfen, gehört ſchon eine gewiße umfaſſendere Einſicht dazu, ſie mit Nutzen auf das Allgemeine einer Wiſſenſchaft anzuwenden. Und überdieß kann nur die leidenſchaftliche Wißbegier oder die Nothwendigkeit der Erwerbung ſolcher Kenntniſſe den fruchtbaren Lehren die gewöhnliche Nachläſſigkeit des Ausdrucks verzeihen. Somit wären die Entdeckungen der tiefſinnigen Geiſter verloren, wenn nicht Arbeiter einer andern Klaſſe die Kunſt beſäßen, ſie dem ſchwächeren Verſtändniß zuzurichten. Theilen wir dieſe Bücher, beſtimmt Kenntniſſe zu verbreiten, in zwei große Kategorien; erſtlich diejenigen, welche zur Belehrung des zarteren Alters dienen, und zweitens ſolche, welche für das große Publikum berechnet ſind, für Leute die wegen ihrer Berufsgeſchäfte oder auch aus bloßer Faulheit der Lektüre nur wenig Zeit und Aufmerkſamkeit widmen.

In jener Klaſſe, ungefähr 40,000 Ballen Papier einnehmend, findet man 33 Abc Bücher und 21 neue Methoden des Leſelernens. Die ganze Frucht der Schulſtudien, ſagt der Verfaſſer, beſteht in einer Summe von dem Gedächtniß eingeprägten Notizen, die man aber nicht wahrhaft durch das Verſtändniß zu eigen hat, das iſt ein trauriges Reſultat, das Jeder beim Austritt aus dem Kollegium beſtätigen muß. Sollte die Schuld davon nicht auch den Büchern beizumeſſen ſeyn, deren man ſich beim Unterricht bedient? — Eine weitere Gattung von Schriften hat, wenn man den Katalogen glauben darf, zum Zweck: den Geiſt und das Herz der Jugend zu bilden, das iſt die Literatur, die an Berquin ihren Voltaire hat. Dieſer Induſtriezweig iſt wichtig genug, mehrere Handlungshäuſer ausſchließlich zu beſchäftigen. 422 Werke. Um ein ſolches Buch recht abgehen zu machen, darf es nur im Ammenſtyl geſchrieben und das Wörtchen klein in den Titel verwoben ſeyn: Die kleinen Reiſenden, die kleine Arbeiterin. Die Verleger welche ſich der Erziehung widmen, bedienen ſich meiſt nur der Federn der Schiffbrüchigen der Literatur; oder wenn etwa zuweilen ein ausgezeichneter Mann ſeinen Namen dazu hergibt, ſo iſt es, weil er dringend Geld nöthig hat. Endlich kommen die Buchhändler auf einen beſſern Weg, auf den der Inſtinkt der Speculation ſie geführt; ſie haben geſehen, wie die aus dem Deutſchen überſetzten Erzählungen des Kanonikus Schmid, etwa 40 kleine Bändchen bildend, von einem einzigen Verleger, trotz der Concurrenz von drei andern Ueberſetzungen, in einer Auflage von 15,000 Exemplaren verkauft wurden.

Erziehung der Erwachſenen. Es gibt auch große Kinder, welche das Schickſal verzärtelt hat und welche die geringſte Anſtrengung erſchreckt. Für dieſe zahlreiche Klaſſe hat man Werke erſonnen, welche ſchwer zu charakteriſiren ſind. Sie regen alle Sätze der Moral und Metaphyſik an und ſind doch nicht philoſophiſch; ſie berühren alle Wiſſenſchaften und ſind doch nicht wiſſenſchaftlich; ſie ſtellen einen großen Ueberfluß von Bilderwerk zur Schau und reden die Sprache aller Künſte, ohne daß wahre Künſtler ſie eines Blicks würdigten. Die Buchhändler kündigen ſie an als beſtimmt zum Gebrauch für die Leute von Welt. — Dahin gehören die Konverſationslexika und Encyklopädien. —

(Schluß folgt.)

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortſetzung.)

Es folgt der Bannfluch des Papſts. Eines der ſchönſten Stücke iſt, und wäre ohne rhetoriſche, übelangebrachte Uebertreibungen noch ſchöner, das Feſt. Beim prachtvollen Feſte von Königen und Fürſten ſitzt obenan das kaiſerliche Paar, in ſchöner, ſtolzer Majeſtät — die Kaiſerin mit den ſchwarzen, ſchmachtenden Augen der Turteltaube; des Kaiſers funkelndes Auge hat den Blick des Adlers — ſie flüſtern zuſammen — keine ſüßen Worte mehr — ſie ſprechen von ihrer Scheidung. In die rührendſten Klagen ergießt ſich Joſephine, heute noch Königin — und morgen eine Verſtoßene! Er will ſie verlaſſen für eine Kaiſerstochter, die ihm Erben gebären ſoll. Kalt beantwortet er ihre ſanften und zärtlichen Vorſtellungen und Vorwürfe, und iſt nur ängſtlich, man möchte ſie belauſchen.;

Lebt wohl denn, Sire, und Gott Euch dieſe That nicht lohne!
Nehmt Euern Ring zurück und nehmt zurück die Krone.
Ich brach den ſcharfen Dorn; die Roſen pflückt die Andre;
Der Balſam iſt für ſie; fort mit dem Schmerz ich wandre.
Sie ruht im Schatten aus — ich trug die Laſt der Sonnen;
Mir bleibt die Hef' im Kelch — ſie hat den Schaum gewonnen.

Sie ſchwelgt beim frohen Feſt: — die Trauer bleibet mir;
Ich hab' den Todtenſchrein — ſie der Guirlande Zier;
Denkt morgen meiner, wenn durchs Land ein Seufzer geht
Und über Eurem Reich die ſchwarze Wolke ſteht.
Lebwohl! Ich war dein Stern! Nacht muß mich jetzt verhüllen!
„Man ſieht uns! Lächelt doch, Madame, um Gotteswillen!“

Saragoſſa. In dieſem Gedicht, deſſen Inhalt der Name genügend bezeichnet, gibt ſich mehr Kenntniß der Oertlichkeiten, der Geſchichte und der Heiligen Spaniens zu erkennen, als der Hauch wahrer Poeſie. So ſind z. B. zwölf Heilige namentlich angerufen! Moskau. Napoleon, in einem Selbſtgeſpräch, hofft vielleicht dort, in der Zarenſtadt, die Unruhe ſeiner Seele zu ſtillen. Aber die Flammen verzehren die Stadt und der Hauch Gottes flüſtert ihm ins Ohr: Ebenſo werde ſeine Größe zuſammenſtürzen und ſein Werk zu Aſche werden. Die Bereſina. Die in ihren Wohnſitzen ſich erhebenden Koſaken verei-

Digitized by Google

nigen ſich mit der Wuth der Elemente, das unglückliche Heer zu vernichten. Der Zug der Koſaken iſt ſehr ſchön geſchildert.

Der Reiſende.

Doch ſieh! nicht weit davon, in Eis und Schnee
Den mächt'gen Löwen deſſen Tatzen Erz!
Ein kahler Leu, getrennt von ſeiner Löwin,
Fern ſeiner Palme die der Blitz zerſpellt.
Er brüllt nicht mehr auf ſeiner raſchen Flucht;
Vergebens er die Wüſtenheimath ſucht.

Sieh hin! nicht weit davon, auf blut'gem Feld
Ein Kaiſer ohne Krone, führerlos,
Ein Kaiſer, namenlos, vereiſt und kahl,
Der ſeines Wagens Spur verloren hat,
Durchirrt allein die düſtre Nacht der Wüſten;
Er ſucht ſein Reich — doch Schatten nur ihn grüßten.

Sein Roß — nicht wiehert's, knirſcht nicht ins Gebiß;
Wie ein geſpenſtiſch Pferd trug's keuchend ihn
Vorbei an mancher hohen Mauer, durch
Manch bittres Thal und manches Schlachtgefild.
Die Völker fragten: Wer der Reiter ſey,
Der eilig wie ein Schatten flog vorbei?

Iſt Er's nicht, der, wenn nur ſein Haupt genickt,
Gleich einem Sturm zertrümmert unſer Dach?
Dem Völker, unter ſeinen Fuß gebeugt,
Den Bügel hielten wenn zu Pferd er ſtieg?
Der in den Staub vor ſich die Kön'ge ſtieß,
Sie ſeines Zornes Geißel fühlen ließ?

Iſt Er's nicht, deſſen Schwert, ſtets kalt und blaß
In ſeiner Scheide, grub ſo manches Grab?
Deß ehrner Wagen nachzog ſeinen Ruhm,
Der über Thürme ſchritt mit ſeinem Heer,
Der, wie der Schnee in dichten Flocken fällt,
Mit Eskadronen überſä't das Feld?

Doch er blieb ſtumm; die kalte Rüſtung barg
Die kalte Wunde und die bleiche Stirn.
Wenn er geweint — hat's Niemand doch geſehn
Als nur ſein Pferd, wenn's zu ihm aufgeſchielt.
Im Stolze ſtumm und ſtumm im Fall und Schmerz
Schlug ſchneller nicht in ſeiner Bruſt ſein Herz.

Von ſo viel Völkern, die er angeführt,
Bleibt heute nicht Ein Mann zum Boten ihm;
Vorläufer ſeines eignen Schiffbruchs bringt
Er ſelbſt zuerſt die Kunde ſeines Falls.
Die Welt, erſtaunt ihn ſo zu ſeh'n, weiß kaum:
Soll ſie der Trau'r, der Freude geben Raum?

Der Freude? Nein, o großer Gott! Sobald
Er ſeine Botſchaft ſagt, wird manches Weib
Aufſtöhnen, zittern mancher ſtarke Thurm,
Entvölkert wird an Einem Tag manch Land,
In manchem Becher, jüngſt noch voll von Glück,
Bleibt jetzt die gall'ge Hefe nur zurück.

Denn als er ſeines Staates Schwell' erreicht
Und abgeſchüttelt von dem Fuß den Reif:
Befragt die Gränzwache ſeines Königreichs
Den Mann, der blaß wie ein Geſpenſt ſich naht:
Wer biſt du denn und welches Landes Sohn?
Der Kaiſer ſpricht: Ich bin Napoleon!

Der König von Rom. Der Vater empfiehlt ſein Kind dem Volke, das ewige Treue gegen daſſelbe gelobt. Der Ausgang der Schlacht von Leipzig iſt eigentlich erſt im folgenden Gedicht Poniatowsky, der polniſche Held, welcher auf der Flucht in der Elſter ertrank — angedeutet. Th. Körners Schwertlied wird hier erwähnt. Aber der geſchlagene Kaiſer rafft ſich zu neuer Stärke und Größe auf. Er ruft ſeine gefallenen Krieger und Feldherren von Italien und Syrien um ſich und ſeine alten Schlachten, damit ſie ihre jüngern Schweſtern Champ-Aubert, Montmirail, Craon, Montereau begrüßen.

Er ſchwieg und ſieh! die Todten ſtanden auf!
Auf ſeinen Ruf erſchienen in der Nacht
Bleiche Geſchwader auf geſpenſt'gen Roſſen.
Schon fraß der Roſt am Helm auf ihrem Haupt,
Und, die dem Adler ſeine Wege bahnen,
Zernagt vom Wurm waren die ſeidnen Fahnen.

Man ſagt: drei Nächte lang, im Leichentuch
Hielten ſie Gränzwacht; in der Fauſt das Schwert.
Bevölkert ward in einem Augenblick
Von den Geſpenſtern Thal, Wald, Stoppelfeld;
Indeß ihr Schwert, auch noch im Grabe ſcharf,
Licht auf den Kaiſer, hell wie Fackeln, warf.

Und als die Welt ſah ſolchen feſten Muth,
So viele Todte helfend auferſtehn,
Fing ſie zu zittern an und ſprach: Was thun?
Der Rieſe ſiegt! Umfaſſen wir ſein Knie; (!!)
Der Loſung, welche ſie gewählt, zum Hohn
Vor Einem Manne hundert Völker flohn!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 26.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 May 1836.

Intellektuelle Statiſtik in Frankreich, im Jahr 1835.

(Schluß.)

Seit man ſo viel von der Emanzipation der arbeitenden Klaſſen ſpricht, iſt die *Volkserziehung* für den Buchhandel auch ein auszubeutender Schacht geworden. 234 Büchelchen, 773 Druckbogen. Die umfangreichſten Weltgeſchichten dieſer Art ſind hundert Seiten groß. — Die Maſſe der Bücher, welche die Anmaßung haben belehren zu wollen, läßt diejenigen nicht mehr unterſcheiden, welche mit Talent und Redlichkeit geſchrieben ſind. Im Allgemeinen dienen ſie dazu, vage Begriffe zu verbreiten über das, was, nach einem ſtolzen Ausdruck unſeres Jahrhunderts, *nicht mehr erlaubt iſt nicht zu wiſſen.* Aber ſie ſind ohne moraliſche Autorität und auf eine ganz paſſive Rolle beſchränkt, wenn es darauf ankommt die Geiſter zu beherrſchen und ſie in einer beſtimmten Richtung zu beſtärken. Man frägt ſich dann: unter welchem Einfluß denn ſich die ſogenannte öffentliche Meinung bilde? Um dieß Problem zu löſen, muß man daran erinnern, daß man im Schooße der franzöſiſchen Geſellſchaft mehrere Nationen findet, deren jede ihr eigenes Geſetz und ihre Propheten hat. Zugleich jedoch hat ſich ein gemeinſamer Mittelpunkt gebildet durch die gegenſeitige Annäherung aller derjenigen, welche ſich irgend eines ausgezeichneten Vorzugs zu erfreuen haben, beſtehe nun dieſer in hoher Würde oder Adel, Schönheit oder Reichthum, Intrigue oder Talent. Das iſt das Volk der Salons, die gute Geſellſchaft, die *Welt.* Wohl verdient ſie dieſen allumfaſſenden Namen, da ſie den bewegenden Anſtoß gibt und alle ſekundären Welten in ihr Syſtem hineinzieht. Man weiß jedoch, in welcher Schule ſich dieſe herrſchende Kaſte bildet. Ihre Einſichten und Vorurtheile, ihre Abneigungen und Sympathien, ihre Argumente für und wider jeden Gegenſtand werden ihnen an die Hand gegeben durch Werke, deren Form angenehm und dem guten Ton gemäß iſt; denn ſie macht aus Allem eine Sache des Vergnügens und der Mode. — Unter der Ueberſchrift: *Schöne Künſte,* ſagt der Verfaſſer: Unter dieſer Rubrik wird man nicht eine einzige ernſte äſthetiſche Abhandlung finden. Die Erzeugniſſe in dieſem Felde kommen nur in ſehr langen Friſten zur Reife und überdieß hegen diejenigen, welche durch Ausübung des Kultus ihrer Kunſt ihre Empfindungsweiſe geläutert haben, eine Scheu, das Verfahren des ſchöpferiſchen Genius durch Bekanntmachung zu entweihen. Sie haben zu viel von den Leuten zu fürchten, die aus der trefflichſten Idee eine Abſurdität machen, indem ſie dieſelbe ſich aneignen wollen. *Literatur.* Hieher werden erſtens die ſogenannten Klaſſiker, franzöſiſche und ausländiſche, gezählt, dann die gelehrten wiſſenſchaftlichen Wörterbücher. Die erſten Lieferungen des *romaniſchen Lexikons* von Raynouard ſind gedruckt aber noch nicht ausgegeben. Seine Methode beſteht darin, das *romaniſche* Wort zu erklären, indem er in dem entſprechenden *lateiniſchen* Worte die Buchſtaben, welche die galliſche Ausſprache hören ließ, von denen unterſcheidet, welche ſie verwiſchte. — Ueber das Dictionaire der Akademie äußert er ſich ſo: Man hat ihm Unvollſtändigkeit vorgeworfen und ſich zur Pflicht gemacht, ergänzende Nachträge zu liefern. Uns ſcheint es im Gegentheil überladen mit Ausdrücken die keiner Sprache angehören und mit Erklärungen aus welchen Niemand etwas lernt. Handelt es ſich denn nur darum, alle Worte zu ſammeln, welche in der Sprache aufzufinden ſind, oder deren ſich Schriftſteller ohne Autorität bedienten? Das iſt die Arbeit eines Kompilators; aber von einer Akademie hätte man das Recht ein philoſophiſches Werk zu erwarten. — Voltaire erlebte in dieſem Jahr die 51te Auflage. — *Romane.* 210 Stücke mit 8358 Druckbogen. Auf jeden Tag käme ein Band von 23 Bogen. Wenn Alles verkauft würde, käme eine Summe von 2 Millionen heraus. Aber auf eine vortheilhafte Unternehmung kommen zehn, welche nicht die Koſten decken. Es wäre irrig, wenn man glaubte, nach dem Maße des Erfolgs genau den Grad des Talents abmeſſen zu können. Die dem Verkauf eines Romans günſtigen Umſtände wirken in folgender Ordnung: Gunſt der Journale — Gewandtheit des Verlegers, welche darin beſteht, die Buchhändler für ſein Verlagswerk zu intereſſiren — Ruf des Autors,

Digitized by Google

den er entweder ſeiner Stellung oder frühern literariſchen Leiſtungen verdankt — wirkliches Verdienſt des Buchs; dieſer letzte Grund aber wird null, wenn er nicht in den erſten vierzehn Tagen wirkt, d. h. ehe die Mode eine noch neuere Neuigkeit aufbringt. — Unter den 135 Namen ſind 27 Damen, d. i. ein Fünftheil. Hat wohl, fragt der Verfaſſer, die Vereinigung ſo vieler Anſtrengungen ein einziges vollendetes Buch geliefert, eine Schöpfung, mächtig genug um die ſtrenge Prüfung auszuhalten, welche nach dem erſten kleinen Aufſehen ſich einſtellt, das man übereingekommen iſt einen günſtigen Erfolg zu nennen? — Nur ſehr wenige Ausnahmen darf man hier machen, und hier ſtehen nothwendig die Namen George Sand und Alfred de Vigny voran. Dem *Leone Leoni* — eine jener Geſtalten, welche man zuweilen wagen muß zu zeichnen und gerade durch ihre Nacktheit abſchreckend zu machen — hat George Sand *Andreas* zum Gegenſtück gegeben, deſſen Gegenſtand ſanfter und milder Art iſt. Dieß letztere Werk beweist, daß in Wahrheit der verführeriſche Reiz, welchen die Verfaſſerin ausübt, auf der Schärfe der Beobachtung, auf der Friſche des Styls und überhaupt auf dem warmen und reichen Licht beruht, welches immer ihre Werke belebt. Unter dem Titel: *Militäriſche Knechtſchaft und Größe* hat uns Alfred de Vigny mit einer neuen, des *Stello* würdigen Trilogie, beſchenkt. 3) *Theater.* Die für die Bühne beſtimmten Kompoſitionen unterſcheiden ſich weſentlich von denjenigen, welche nur dem Druck übergeben werden. Sie wollen von einem eigenthümlichen Geſichtspunkt aus beurtheilt werden, weil ſie Bedingungen unterliegen, von welchen ſich auch der unabhängigſte Geiſt nicht loszumachen vermag. — Die Moraliſten möchten aus dem Theater einen Ort der Nationalbelehrung machen. Wir bedauern ſo ſehr wie ſie, daß es nicht ſo iſt; aber dieſe Umgeſtaltung hängt ſo wenig von der Regierung als von der Vernünftigkeit des Publikums ab. Wenn ſie eintreten ſollte, ſo könnte dieß nur vorübergehend geſchehen und unter dem Einfluß eines thätigen, uneigennützigen, muthigen Autors, der zugleich ein ausgezeichnetes Genie für das Drama beſitzen müßte. Bis ein ſolcher auftritt, wird das Theater bleiben was es heutzutage iſt — der Gegenſtand induſtrieller Spekulation. Die Schauſpieldirektoren, beſtrebt neue Stücke zu bringen, entreißen den Dichtern die unvollendeten, unzuſammenhängenden Arbeiten und verſchaffen ihnen durch alle mögliche Mittel Gunſt. Ausnahmen bilden Alfred de Vigny, Caſimir Delavigne, Viktor Hugo u. A. Dumas. 273 Nummern ſind im Jahr 1835 erſchienen. 151 Stücke wurden auf die Bühne gebracht und die Journale rühmten von 130 eine günſtige Aufnahme! 4) *Poeſie.* Wir leben in einem antipoetiſchen Zeitalter — ſo behaupten wenigſtens die Verſemacher. Ohne Zweifel wiſſen ſie nicht, daß das Viertheil des vergangenen Jahrs nicht hingereicht hätte, Alles zu leſen was in dieſem Gebiet producirt worden. — 299 Nummern, darunter mehr als 100 dicke Bände. 17 Gedichtſammlungen. Die vom Sänger der Orientales hat kein großes Aufſehen gemacht; ſie zeigt keine Veränderung in der Manier des Dichters. Die Manie der Nachahmung, welche viele Leute für das Fieber des Genie's halten, zeigt ſich bis auf die Wahl der Titel hinaus. Die *Dämmerungsgeſänge* haben *Morgenſtrahlen*, *Abendlüftchen* und verſchiedentliche *nächtliche Stunden* hervorgerufen. Die Frauen ſind für unſere Poeten nicht mehr das bezaubernde Geſchlecht; die an ſie gerichteten Bücher heißen: *Engel und Teufel!* oder auch: *das Chaos*, *die Menſchheit*, *die Harmonie.* Ein St. Simoniſt ruft: *Vorwärts!* einer der Glücklichen des Jahrhunderts ohne Zweifel antwortet: Far niente! Wir bedauern, nicht alle poetiſchen Blumen aufzählen zu können; es gibt deren aus allen vier Jahreszeiten. — 14 Verſuche von rhythmiſchen Ueberſetzungen fremder Dichter. Hierüber wird ſo geurtheilt: Studien dieſer Art, ſehr nützlich gewiß für den der ſich damit beſchäftigt, ſollten, ſchon aus Achtung gegen den Meiſter den man copirt, nie veröffentlicht werden. Die Allmacht der großen Dichter beruht auf der geheimnißvollen, unerklärlichen Vermählung des von ihnen ausgedrückten Gedankens mit dem Wort, der Wendung, gleichſam dem Materiellen der Sprache. Es iſt dieß die Harmonie von Körper und Seele; wird dieſe auch nur wenig geſtört, ſo verſchwindet das Leben. — Die Richtigkeit und der Glanz des Ausdrucks, der metriſche Inſtinkt, der Bilderreichthum — dieſe Eigenſchaften finden ſich nicht ſelten bei unſeren Poeten; aber ihre Stimme vermag wenig Mitgefühl zu erwecken; ihre Empfindungen ſind beinah immer nur perſönlich. Bei den meiſten jedoch trifft man ein charakteriſtiſches Symptom: eine unheilbare Melancholie, die Verachtung alles deſſen was da iſt, einen unermeßlichen Drang nach — ich weiß nicht Was? Der Ueberdruß am Leben iſt bei Mehreren ſo groß, daß ſie davon ſprechen ſich deſſelben zu entledigen; zwei unter ihnen, die jedoch nicht einmal auf das Verdienſt der Erfindung Anſpruch machen können, verſichern in der Vorrede: ſie ſeyen ſchon ein halb Jahr todt! *Hiſtoriſche Wiſſenſchaften.* 290 Werke. 10331 Bogen. — Die Aufmunterungen ſchaden den Unternehmungen in dieſem Gebiet nicht. Es iſt ein ſeltener Fall, daß ein wichtiges und reinwiſſenſchaftliches Werk keine Unterſtützung von Seiten der Regierung erhält. Die Buchhändler nehmen gerne hiſtoriſche Schriften, neben den Hauptwerken der Literatur beinahe die einzigen, welche in der Bibliothek des ſchlichten Privatmanns eine Stelle finden. Dieſer Wetteifer führt auf ſchöne Reſultate. Aus ſo vielen Forſchungen, Erörterungen, Hypotheſen wird am Ende eine Anzahl erwieſener Thatſachen und unwiderſprechlicher Begriffe hervorgehen. Ein überlegener Geiſt wird alle die vereinzelnten Punkte ſammeln, ſo daß eine für Jedermann klare moraliſche Lehre daraus abgeleitet wird. So wird ſich die wahre hiſtoriſche Wiſſenſchaft bilden, d. h. die Regel, nach welcher man alle Handlungen der Geſellſchaft und der Individuen wird beurtheilen müſſen. — Die philoſophiſche oder vielmehr die ſentenziöſe Schule, die im vorigen Jahrhundert gegründet ward, iſt beinahe ganz verlaſſen; und die meiſten hiſtoriſchen Schriftſteller haben keinen andern Ehrgeiz, als den, die Scenen zu beleben in der Weiſe Walter Scotts oder aufregende Perſonen wie Froiſſart's Paladine zu produciren. Einige fleißige Männer ließen ſich nennen, ergeben der wiſſenſchaftlichen und zugleich erfahrungsmäßigen Methode, deren Entdeckung einer der ſchönſten Triumphe des gelehrten Deutſchlands iſt. Die Compilatoren ſpeculiren auf

die Neigungen einer Kaſte, die Intereſſen einer politiſchen Partei und ſchneiden, ihren Zwecken gemäß, den hiſtoriſchen Stoff zu. Vor wenigen Monaten trug ein Buchhändler einem ſeiner Faiseurs eine Geſchichte Napoleons zu ſchreiben auf: „Vor Allem — kein Wort gegen ihn! das Buch iſt für die Provinz beſtimmt! Das nennt man ſein Publikum kennen! 15 Werke behandeln die Religionsgeſchichte. Die neueſten vier gehören dem Proteſtantismus oder der aus deſſen Prinzip fließenden Philoſophie an.

Eine genaue Statiſtik der Journale läßt ſich, bei dem täglichen Wechſel, welchem ſie ausgeſetzt ſind, nicht geben. Am erſten Januar 1835 exiſtirten in Paris 317, worunter 14 der Literatur (in dem oben angedeuteten Sinn) gewidmete, in den Departements 238, worunter vier rein literariſche. — Wenn man, ſagt der Aufſatz gegen das Ende, den jährlichen Anwachs der Erzeugniſſe der Preſſe überblickt, kann man ſich kaum der banalen Redensarten von der Thätigkeit der Geiſter und der Verbreitung der Aufklärung enthalten. Kommt man aber vom erſten Erſtaunen zurück, ſo erkennt man, daß die Maſſe geſchwärzten Papiers vielmehr eine hemmende Laſt als ein Reichthum iſt und daß man nur die wirklichen, vollendeten, nothwendigen Leiſtungen, mögen ſie ſich auf die materiellen oder die geiſtigen Bedürfniſſe beziehen, in Rechnung bringen darf. Und wenn nach dieſem Grundſatz ein gewiſſenhaftes Inventarium von mehr als viertauſend Werken nur eine ſehr kleine Anzahl Bücher von dauerndem Werth aufweiſt, ſo muß man ſchließen, daß das Jahr 1835 eines der unfruchtbarſten geweſen. Dieſe Unergiebigkeit verkündet jedoch keine Entkräftung des Geiſtes der Nation, ſie erklärt ſich ſehr natürlich durch die dermalige Verfaſſung des literariſchen Geſellſchaftszuſtandes bei uns. — Der Aufſatz führt aus, wie die Bildung Fortſchritte gemacht, das Bedürfniß der Lektüre ſich mehr und mehr geltend gemacht habe, wie aber zu gleicher Zeit die Induſtrie ſich dieſes Bedürfniſſes bemächtigt und darauf Speculationen gebaut habe. Einige glückliche Speculationen ließen hier unerſchöpfliche Goldquellen ahnen, und der Schwindel der literariſchen Induſtrie griff überall um ſich. Wenn die Induſtrie nur auf Vervielfältigung guter Werke ausginge, dann wäre Alles recht; aber nothwendig geſchieht das Gegentheil. Man kann dem Speculanten nicht zumuthen, daß er auf ſeine Koſten unternehme, die Geſellſchaft wieder in die Fugen und ins Gleis zu bringen. Er ſpielt vielmehr den Gefälligen gegen ſie, und wenn er die Schwächen des Publikums erräth, ſo benützt er dieß, um ihnen zu ſchmeicheln. Mit aller Macht begünſtigt er die raſchen Umſchwünge der Mode, welche die Ausſicht des Verkaufs fördern. — Hiebei findet aber weder die Literatur ſelbſt ihren wahren Gewinn, noch auch werden in die Länge dieſe Speculationen ſich erhalten können — und hier wird nun berechnet, daß die viertauſend Bücher des Jahrs 1835 und die 700 Journale eigentlich nur etwa 100,000 Leſer haben — ein Verhältniß, bei welchem eine ſolche Produktion freilich nicht in die Länge ſcheint beſtehen zu können.

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortſetzung.)

In dem Gedicht: der Stachel, ſpricht der Dichter ſeine Indignation über die unauslöſchliche Schande des entarteten Frankreichs aus.

Ha, Frankreich! haſt du noch ein Herz,
Haſt du noch Augen um zu ſehn?
Haſt du zum Beißen Zähne noch?
Kreist noch in deinen Adern Blut,
In den erſchöpften? Haſt du noch
In deinem Köcher einen Pfeil?
Iſt dir, giftloſe Schlange, um zu haſſen,
Die Zunge ſtatt des Stachels nur gelaſſen!

Sag', Frankreich! mir, ob du mich hörſt?
Muß lauter, Frankreich, wenn du ſchläfſt,
Ich reden, daß es rührt dein Ohr?
Was ſoll ich ſagen dir, was nicht?
Der Schlachttrommete ſchönes Land,
O Jungfrau du, an Krieg gewöhnt —
Hüll' dich in Stahl, der trotzt des Roſt's Verwüſtung,
Statt zu dem Rocken greife nach der Rüſtung!

Erhebe lauter deinen Ruf
Wenn ſtumm dein Horn; — zu kühner That
Aufraffe dich, wenn kurz dein Schwert.
Die Hoffnung rette ſchwimmend ſich,
Wenn deine Barke ſinkt — dein Muth
Rag' über deine niedre Mau'r!
Wenn ſtumpf dein Schwert, wetz' deine Wuth am Schmerz!
Zur Waffe nimm, wenn's Schwert zerbricht, dein Herz!

Wo nicht, ſo wirſt du fühlen, wie
Der Schande Stachel tödlich iſt:
Wirſt ſehen, wie ſo trocken iſt
Der Becher des Beſiegten, wenn
Der Sieger dürſtet — und wie bloß
Das Herz in ſeiner Höhlung liegt;
Und wie das Haupt, das einmal ſich bog nieder,
So langſam ſich vom Staub aufrichtet wieder.

Wo nicht, ſo wirſt du fühlen bald,
Wie des Beſiegten Lager hart,
Und wie ſein Himmel finſter iſt:
Wirſt ſehn, von welchem Gold gemacht
Iſt ſeine Krone, und ob's ſüß,
Wo andre ernten, ſey zu ſä'n;
Ob's ſüß iſt, mit gebeugten Knieen küſſen
Die Hände, die die Söhne uns entriſſen.

Armloſes Ungeheu'r, Paris!
Ohn' Ohr und Auge, lernſt du nie
Was andres, als, ein Bienenſchwarm,
Zu ſummen um den Bienenſtock
Und aus ſaftloſen Worten Lug
Und Galle kneten — deinen Seim.
Wird, Buhlerin, nichts deine Sitte heilen:
Zu ſchminken dein Geſicht — dein Herz zu theilen?

Wird man dich ſehen fort und fort,
Schmachvoller Angewöhnung treu,
Liebloſ, liebkoſen Gut und Bös,
Das Für und Wider und das Nichts?
Mordeſt ſtets deine Söhne du?
Erhöhſt um umzuſtürzen nur?
Wirſt ſtatt der Waffen du ſtets Reden geben?
Vergiſten in den Quellen ſtets dein Leben?

Sag', Frankreich! mir, ob du mich hörſt?
Wie im Frimaire iſt kalt dein Thal —
Dein Himmel überwölkt und trüb,
Wohin denn pflanzteſt du den Baum
Des Fructidor? Wo ſä'teſt du
Denn aus die Frucht des Meſſidor?
Haben die Vögel, die zu naſchen kamen,
Denn ganz zerſtört die Keime und den Samen?

Wo haſt, baarfuß, mit langem Haar,
Du deine ältern Söhne dann,
Die, Bettlern gleich und namenlos,
Man nur nach Schlachten lechzen ſah,
Die ſich begierig ſtets gezeigt
Nach einem ruhmvoll raſchen Tod?
Die Blinden wußten nicht zu jener Friſt,
Was um ein Stückchen Gold zu kaufen iſt!

Nicht trugen reiche Stickerei'n
Am Hals ſie, nicht das Seidenband
Und nicht den prächt'gen Wappenorune.
Es beugte kein verſilbert Joch
Die Stirnen; Herzoge gab's nicht,
Auch Grafen und Barone nicht;
Nicht Pagen, die um Knechtſchaft ſich bewarben;
Damals trug auf der Bruſt man nichts — als Narben.

Nicht das Flaumkiſſen drückten ſie,
Wenn die Trompete rief heraus;
Verriethen ein Geheimniß nicht,
Sie logen nicht die Sonne an,
Sie ſah'n dem Sturz des Vaterlands
Nicht mit ſtumpfſinn'ger Neugier zu;
Nicht feil war ihnen Proſa und Gedicht;
Sie flehten bei der Welt um Gnade nicht.

Doch wenn aufdämmerte der Tag,
Sah man ſie ohne Schuh' und Brod,
Und ohne Diener, ohne Herrn,
Mit heiterer und ſtolzer Stirn
Den Alpen und dem Thabor zu,
Und nach dem Nil ziehn und dem Rhein,
Und gleich den Wellen, die ans Ufer ſpülen,
Den Sand von einem Königreich aufwühlen.

O, Frankreich! haſt du noch ein Herz?
Haſt du noch Augen um zu ſehn?
Haſt du zum Beißen Zähne noch?
Kreist noch in deinen Adern Blut,
In den erſchöpften? Haſt du noch
In deinem Köcher einen Pfeil?
Iſt dir, giftloſe Schlange, um zu haſſen
Die Zunge ſtatt des Stachels nur gelaſſen?

Fontainebleau. Napoleons Größe und Macht iſt dahin — ein blaſſer, kahler Mann nur iſt er noch, der nichts mehr hat als ſeinen Namen — Napoleon der Corſe. Er nimmt Abſchied von ſeinen Soldaten; er geht „zu den Todten in die Nachwelt hinüber, wo die unbewegliche Zeit den Augenblick verewigt; denn das Unglück hat allein noch zu ſeiner Krönung gefehlt.“

Die Invaſion. Nicht Worte genug findet der Dichter, dieſe Schmach zu beklagen; nur eine Probe davon!

O wehe, wehe, weh! ein großes Königreich
Dorrt unter ihrem Fuß den fahlen Stoppeln gleich!
Im Lehmen und im Fels, im Thal, auf Bergeswand,
Auf blumenreicher Triſt, im Eiſe und im Sand,
Im Bache ließ, im Fluß, im grünen Gras der Flur
Ließ, o der Schmach! der Fuß des Fremden ſeine Spur.

Das Gras wächst morgen neu, und morgen fließt die Welle,
Vergeſſend aller Schmach, neu in azurner Helle;
Die Nachtigall beginnt zu ſchlagen in den Weiden;
Der Gallier Eiche wird in Grün ſich wieder kleiden;
Doch morgen löſcht und nie in dem entehrten Lande
Des Fremden Fußtritt aus — das ew'ge Mal der Schande.

Die Inſel Elba. Napoleon landet wieder in Frankreich — wie ein Schiffbrüchiger — es blieb ihm nur ſein Name, ſein Echo an der Elbe, am Tajo, am Nil, ſein kleiner Hut, ſein grauer Mantel und ſein kurzes Schwert — und doch ſprachen viele Könige: Er iſts! macht uns das Grab zurecht.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 27.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 May 1836.

Neugriechiſche Volkslieder.

Photis.

Die Nachtigall ſingt im Gebirg, das Rebhuhn auf den Feldern;
Es ſingt ein ſchönes Vöglein dort hoch auf des Photis Grabe.
„Hat es dir Syros nicht geſagt, ein Mal und drei und fünf Mal:
Mein Photis, putze dich nicht ſo mit deinem Silberſchmucke;
Trag' deinen Kopfputz nicht ſo hoch, laß nicht dein Silber blitzen;
Die Albaneſen ſehen es und knirſchen mit den Zähnen.“ —
„Das Silber hat mich nicht verderbt, der Uebermuth noch wen'ger;
Primaten haben mich verderbt, Primaten von Liwadia.
Ich hatte ihnen Geld gelieh'n, es waren ſiebzig Beutel;
Und da ich noch ein Klephte war, verſprachen ſie's zu zahlen;
Doch als ich in Alaſſona mich hatte unterworfen,
Da ſprachen zu einander ſie, der eine ſagt's dem andern:
Den Photis wollen tödten wir, den Photis, Sohn des Zidros. —
Und ſandten einen Brief alsbald hinauf nach Alaſſona:
Gruß dem Achmet, Belukbaſchi, und allen Palikaren!
Wir haben Brod und Salz getheilt, und werden's wieder theilen:
So tödtet nun den Photis auch, den Photis, Sohn des Zidros;
Denn alle Dörfer will er uns und Alles drin verheeren.“

Nikotſaras.

Geh, Nikos, durch den Engpaß hier, Nikos, du Sohn des Tſaras!
Zum zweiten Male wirſt du nicht durch dieſen Engpaß wandern. —
Woher, mein Vogel, weißt du das, daß du mir's offen ſageſt? —
Als geſtern und vorgeſtern ich herflog von Wlachochori,
Da hört' ich in Liwadia ſo die Primaten reden:
„Auf! laßt den Nikos tödten uns, den Nikos, Sohn des Tſaras,
Der gleich der Blume im Gebirg, im Felde der Cypreſſe,
Den Nikos, der dem Thurme gleich, im Meere feſt gegründet.“ —
Da Nikotſaras das vernahm, erzürnte er nicht wenig,
Rief ſeinen Pflegeſohn herbei und ſprach zu den Genoſſen:
„Umgürtet mit den Schwertern euch, und nehmet eure Flinten;
Laßt nach Liwadia uns ziehn, daß wir es niederbrennen.“ —
Sie zogen aus und gingen hin und kamen nach Liwadia,
Und warfen Feuer in die Stadt, und banden die Primaten,
Und nahmen ſo gebunden ſie mit ſich nach dem Gebirge. —
Wen wollt, Primaten, tödten ihr? den Nikos, Sohn des Tſaras?
Den Nikos, der der Roſe gleich und in der Welt berühmt iſt?“

Der Wunſch.

Schätze nicht will ich,
Will auch nicht Würden
Und Ruhm nicht haben,
Will auch kein Wiſſen,
Nicht das geringſte.
Alle die Güter
Sind zwar beglückend,
Aber auch drückend.
Frieden nur will ich
Und Ruh der Seele;
Mit Amorinen
Spiele und Tänze;
Ich will Geſänge,
Blumen und Kränze,
Und auf den Wieſen
Liebliche Scherze.
Das nur begehr' ich,
Das nur verlang' ich;
Kann ich's erwerben,
Will ſo ich ſterben.

Die Küſſe.

Bei dieſer nächt'gen Stille,
Beim ungemeſſ'nen Aether
Und bei dem ew'gen Himmel
Beſchwör' ich dich, Selene,
Nie unſre ſüßen Küſſe
Jemanden zu verrathen.

Digitized by Google

Thun wir doch Dir nicht Unrecht,
Wenn wir einander küſſen;
Und Eros nur gebeut es!
Was magſt du drum dich kümmern?
Vor ſeinen Flammenblicken,
Vor ſeines Worts Geboten
Wer müßte nicht ſich beugen?
Und ſelbſt auch du, Selene,
Liebſt dieſe ſüßen Spiele,
Und eileſt, den zu finden,
Den du vor Allen liebeſt.
So mag uns denn, Selene,
Niemand darum verdammen;
Sind wir ja nicht die Einz'gen!

Des Vögleins Klage.

(Von Alexander Ypſilanti.)

Ach! armes Vögelein,
Biſt ja ſo ganz allein?
Wohin denn eileſt du?
Fliegſt wohl dem Neſte zu? — —
Ach! ein Neſt hab' ich nicht,
Dahin bald, bald dorthin
Fliege ich unſtet hin;
Kenne die Ruhe nicht,
Kenne die Freude nicht!
Als ich noch kleiner war, hatt' ich ein Vaterland!
Da unter Myrten lebt' ich im Heimathland!
Lebte voll Hoffnung da, ſang ſpät und früh!
Hatte ein Liebchen auch, das ich ſchon lang' geliebt.
Aber ein Geier kam,
Und vor den Augen weg
Raubt' er das Liebchen mir,
Mordete grauſam das Liebchen mir.
Ach! und ſeit damals weil' in der Fremde ich,
Habe kein Vaterland, habe ein Liebchen nicht! —
Mit lahmem Fittig,
Mit kranken Gliedern
Irr' ich ſeitdem herum,
Wohin das Schickſal mich, wohin der Sturm mich treibt,
Bis endlich dort ich bin, wo Alles endiget,
Wo auch der Geier hin,
Wo auch das kleine unſchuld'ge Vöglein kommt!

Th. Kind.

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortſetzung.)

Das Gedicht: die Hirten ſchildert, unter einem etwas erzwungenen Bild, die bei Waterloo verſammelten Schaaren der Schotten, Engländer und Irländer. Der Sturm. Dieß iſt die Schlacht von Waterloo. Der erbitterte Kampf wird lebhaft beſchrieben. Dreimal wiederholt der Dichter die Worte: Alles geht gut!

Wenn müd' die Streiter ſind, wenn will ihr Zorn ermatten:
Lächelt Er ihnen zu, als wie ein Fürſt der Schatten!

Alles hängt an dem (bekanntlich verſpäteten) Marechal Grouchy. Er kommt nicht und ein Anderer vollendet ſein Werk. Eine Wolke von Reitern wird ſichtbar und ein Marechal ſagt: „In der Hand von Zwergen iſt das Schwert des Verhängniſſes!“ Eine furchtbare, übermenſchliche Stimme rief: Alles iſt verloren, rette ſich wer kann! Gleich von Anfang her war Alles zu Ende!

Zu ſehen glaubte man — o! ja man ſah bei Nacht
Zu Pferd einen einz'len Mann, entronnen dieſer Schlacht,
Der floh vor'm Siegerſchwert und ſeiner Seele Schmerzen;
Doch das erlahmte Schwert wird ſtumpf an ſeinem Herzen.
Verzweifelt ſucht er auf ſein großes Königreich;
Und allwärts ſein Geſpenſt nur traf er — graß und bleich.

St. Helena. Der Dichter erzählt einem alten Soldaten die Leiden und Mißhandlungen Napoleons auf der Inſel ſeiner Verbannung mit all den längſt bekannten Uebertreibungen des Schickſals dieſes „neuen Prometheus;“ und ſchleudert Strophen voll Haß gegen das niederträchtige, elende England, deſſen Schande das Meer nicht abwaſchen könne, deſſen Maske die Freiheit, deſſen wahrer Name die Sklaverei ſey; „die Treue von Albion iſt die Treue von Carthago.“ Ob es dem Dichter ernſt iſt, wenn er betheuert: er haſſe deßhalb England in ſeinen Fluthen, in ſeinem blaſſen Kaminfeuer, in ſeinem trüben Himmel, ſeinen duftloſen Nächten, ſeinen Tagen ohne Morgenroth — laſſen wir dahingeſtellt; aber eine ſolche Apoſtrophe erſcheint weder ſonderlich poetiſch, noch vernünftig. Longwood. Der Held ſelbſt, blaß, ſterbend, erklärt und deutet das Räthſel ſeines Lebens, verkündet ſeinen Tod auf den nächſten Tag und macht ſein Teſtament. — Dieſe Gefangenſchaft gebe erſt ſeinem Leben Bedeutung und einen würdigen Schluß. Während ſeiner Größe habe er ſelbſt ſein Thun nicht verſtanden und die Hand die ihn geleitet, nicht geſehen. Der Tod nur weiß die Geheimniſſe des Lebens. Er habe mit dem Schwert die gordiſchen Knoten der Zukunft gelöst und eine neue Menſchheit gebildet! Er habe für immer das Schwert geſtillt, habe aus hundert Völkern Ein Volk, Eine Welt gemacht und immer habe ſeine Lanze die durch ſie geſchlagene Wunde auch wieder geheilt. „Ich habe dem Volk in Frankreich, in Deutſchland die Krone aufgeſetzt,“ — ich bereue nichts — es war das Werk Gottes; er hob mich, er zerſchmetterte mich; meine Fehler fallen auf mich, mein Genie gehört der Welt.“ Die Wittwen ſind die um Napoleons Tod klagenden — Schlachten; (eine bis zum Ueberdruß wiederholte Perſonifikation, die ſich wohl nur Einmal, im Munde des Epaminondas gut ausnahm). Die Säule ſchließt den Cyklus, und enthält die Apotheoſe Napoleons. Auf der Vendome-Säule verlebt er die Tage der Unſterblichkeit; hier ſieht er die Geſchlechter, die Jahrhunderte vor ſich vorübergehen.

Digitized by Google

Die franzöſiſchen Kritiker ſprechen ſich, groſsentheils ſchon durch den nationalen Gegenſtand gewonnen, im Allgemeinen günſtig über dieß Gedicht aus. J. Janin der eine glänzende Skizze davon entwirft, fordert wenigſtens das Zugeſtändniß, daß es von großem Talent zeuge. Marmier rühmt beſonders die Wahl des Stoffes. „Jede Nation hat ihren Helden. Napoleon iſt der Held der neuen Zeit. Sein ganzes Leben iſt voll von Schlachten, wunderbarer als die, wovon die Troubadours und Minſtrels ihren Zeitgenoſſen ſangen. Seine Marſchälle und Soldaten ſtehen den zwölf Pairs und den Männern der Tafelrunde nicht nach; und haben nicht die alten, mit Narben und dem Kreuz der Ehrenlegion geſchmückten Krieger in ihren Strohhütten ſo wunderbare Dinge zu erzählen, als die Männer von Ithaka? So hat das Volk ſelbſt ſich dieſe Epopee gemacht. Es kennt alle die großen Gemälde und alle Epiſoden. Die Einbildungskraft des Volks hat ſich nicht mit den wirklichen Thatſachen begnügt! ſie hat ihren Helden auch mit dem Glanz des Wunderbaren umgeben. Napoleon hat den Skepticismus unſers Zeitalters überwunden und eine Nation zum Glauben geneigt gemacht, die ſich rühmte es nicht mehr zu ſeyn. So fehlt denn dieſer Epopee nichts, weder die großartigen Thatſachen, noch das dramatiſche Intereſſe, noch das Wunderbare, noch die Einheit. Aber man mußte ſie ſtudiren im Herzen des Volks, die zerſtreuten Erzählungen zuſammenrücken, die heroiſchen Elemente verbinden, ihnen einen gemeinſamen Charakter aufdrücken und dieß hat Edgar Quinet unternommen." — „Seiner Idee nach iſt dieß Werk ohne Widerrede ein ſehr gediegenes Erzeugniß. Seiner Form nach entfernt es ſich von all unſeren gewöhnten Syſtemen der Verſifikation. Sie iſt kühn und abenteuerlich — andere ſagen vielleicht: keck und unbeſonnen. Abwechſelnd geht dieſe Dichtung vom lyriſchen Enthuſiasmus zur naiven Erzählung der Romanze über; ſie ſtellt die populäre Ballade neben den orientaliſchen Dithyrambus; ſie erhebt ſich zur bibliſchen Symbolik und ſteigt zum Biovuaklied herab. Bemerkenswerth iſt der pantheiſtiſche Geiſt, der mit der Spitze ſeines Flügels allen Gegenſtänden die er berührt Beſeelung und Leben mittheilt — den Wäldern, Flüßen, Städten, Pauken und Hörnern, ſogar den Todten" (und beſonders oft den Pferden).

Einer ſtrengeren und gründlicheren Kritik unterwirft Sainte-Beuve das Gedicht. Seit ſechs Jahren ungefähr, ſagt er, ſeyen eine Menge epiſche Verſuche gemacht worden, welche ſich von den bisherigen Kreiſen entfernten und welche ſich als Napoleoniſche, ſociale, St. Simoniſtiſche, palingenetiſche u. ſ. w. bezeichneten, in welchen ſich zum Theil viel Talent kund gebe, die aber vom großen Publikum nicht gelesen werden und dem Kritiker Verlegenheit bereiten, weil er ſie nicht loben dürfe und nicht gern tadle. Ihr Hauptfehler ſey die Verworrenheit bei allem Ideenreichthum und es gehe ihnen die wahre Kunſt ab. Dahin gehöre auch Ahasverus, der Vorläufer Napoleons, zu deſſen Beurtheilung der Kritiker übergeht. Er wirft die Frage auf: ob Napoleon eine epiſche Perſon ſey? Vieles ſpreche dafür; die Sage, die Mythe habe ſich ſchon ſeiner bemächtigt; die Araber beſingen ihn; die norwegiſchen Bauern identificiren ihn mit Frankreich; aber er erblickt hierin nur eine Tendenz, eine Diſpoſition, keinen fruchtbaren Keim für das Epos. Höchſtens laſſen ſich etwa daraus einzelne ſchöne Lieder ſchöpfen, wie Beranger gethan. In einem Epos aber, das freilich das ganze Leben eines Dante oder Milton in Anſpruch nehmen würde, müßte der ganze, hiſtoriſche Napoleon, „der die Intelligenz verletzt, verkannt, brutaliſirt hat," es müßte auch „der Napoleon des Herrn von Talleyrand" dargeſtellt werden. Unmöglich ſey es, nach Ablauf einer ſo kurzen Friſt, Napoleon ſchon zu idealiſiren, und unerlaubt zu rufen: Napoleon iſt die Demokratie! „Darf man ſo die Menſchen der Geſchichte in Symbole verwandeln? Dürfen hiſtoriſche Perſonen nur ſterben, um Ideen zu werden?"

„Der Napoleon Quinets hat ein etwas nebelhaftes Profil, er hat Etwas von den Helden Oſſians. Man weiß nicht phyſikaliſch genau, wo er aufhört, wo der Menſch, das Individuum wirklich exiſtirt und von welchem Punkt an der Wirbel der Ideen ſein Bild nachahmt und fortſetzt. Ich weiß, man kann daſſelbe von Dante's Beatrice ſagen; man weiß auch nicht recht wo die Perſon, die liebende Geliebte ſelbſt aufhöet und wo die Theologie beginnt; aber doch mit welcher Schärfe und lichtvollen Genauigkeit iſt ſie gemalt! Und dann war doch Napoleon poſitiver als Beatrice; und wenn man auch die idealen Anſichten auf einſichtsvolle Weiſe mit der Wirklichkeit verſchmelzte, mußte das Hauptintereſſe dieſer ſich zuwenden. Nun aber hat dieſer Napoleon viel vom feudalen Helden an ſich; die Menge der chevaleresken Bilder, womit das Gemälde durchflochten iſt, die Ausdrücke der Falknerei, welche den Kaiſeradler begleiten, erinnern an einen mittelalterlichen Baron. Andererſeits vergoldet er ſich im Uebermaß mit dem phantaſtiſchen Glanze des Orients und verbrämt ſich mit zahlloſen Arabesken. Und dann drängt ſich wieder die ſociale, prophetiſche Idee, die künftige Apatheoſe der Demokratie in ſeiner Perſon hervor. Zwiſchen dieſen drei Reflexen, wie zwiſchen drei ſtrahlenden und ſtrömenden Regenbogen, zwiſchen Karl dem Großen oder Sigfrid, Buonaberdi, und dem perſonificirten Volk verſchwindet allzuſehr der wirkliche leibhaftige Napoleon, wie man ihn geſehen hat, wie ihn die Männer des ägyptiſchen Inſtituts, des Staatsraths und des Generalſtabs gekannt und bewundert haben."

„Was das Verdienſt und das Leben dieſer Dichtung ausmacht und dem Hrn. Quinet einen ehrenvollen Rang unter den heutigen Dichtern ſichert, iſt, neben der Größe des Unternehmens und der Beharrlichkeit der Durchführung, die durchgehende, ergreifende, mächtige Poeſie, welche im Ganzen herrſcht und wie der Geiſt über den Waſſern ſchwebt. Ich ſehe in Quinet einen irrenden und ein wenig wilden Verwandten Corneille's und Schiller's, beſonders des letztern, einen lyriſchen Zögling von Görres, der ohne Zweifel für uns Franzoſen zu viel auf dem Rhein geweſen iſt und unter den Balkonen von Heidelberg, und der ſich unter uns nicht genug ernüchtert hat von ſeiner poetiſchen Trunkenheit, welche jedoch immer noch einer allzuweiſigen Abklärung vorzuziehen iſt."

„Um 1813 hatte in Preußen und bald in ganz Deutſchland die verbündete teutoniſche Jugend ihre patriotiſchen Dichter, ihre Tyrtäus. Der ſtete Gedanke, der Schmerz Herrn Quinets

Digitized by Google

iſt, daß in den Jahren 1814 und 1815 nicht auch Frankreich ſein Aufgebot, ſeine Soldaten-Dichter gehabt habe. Seine patriotiſche Entrüſtung hat er in dem ſchönen Gedicht: der Stachel, niedergelegt. Die herrſchende Idee des Dichters iſt der Ingrimm über die Invaſion, die doppelte Schmach von 1814 und 1815,*) eine ſolche Kränkung erſcheint ihm entehrend, beinah unerſetzlich. Der Krieger-Dichter, den Frankreich damals nicht hatte, der teutoniſche Gallier, der einem Körner und Uhland entgegenzuſtellen iſt, dieſer erſteht jetzt in Edgar Quinet und Napoleon iſt ſein Geſang. Seine Verſe erſcheinen mir wie ein Aufgebot in Maſſe, undiſciplinirt, ſtürmiſch, glühend; wenn er triumphirt, iſt es mehr durch die Zahl und die ſtürmiſche Hitze, durch die Tapferkeit des Talents, als durch die Kunſt; es ſind die Angriffe von Arabern, von Hunnen oder Uhlanen; es ſind keine römiſchen Siege."

Dem Urtheil von Sainte-Beuve können wir uns größtentheils anſchließen, und namentlich dem, was er über das Epos ſagt. Quinet behauptet die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Epopee auch für die modernen Zeiten, wenn einmal der Stoff derſelben, der Held, unwiderſprechlich gegeben ſey; der Roman aber könne dieſelbe weder erſetzen noch verdrängen, da dieſer, abgeſehen von ſeinen zweideutigen Anſprüchen auf den Titel der Poeſie, ſich immer in untergeordneten Sphären halte, ſeine Helden wirklich wähle, nicht aber dem Helden κατ᾽ ἐξοχὴν ergreife und ſich zur Aufgabe mache. Aber, wie unbeſchränkt man auch die Freiheit und Schöpferkraft des poetiſchen Genius laſſe und wie bereitwillig man darauf verzichte, von vorn herein die Sphäre ſeiner Möglichkeit abzugränzen, anerkennen muß man doch, daß die poetiſchen Produktionen auch unter äußerlichen Bedingungen ſtehen, daß gewiſſe Gattungen nur unter gewiſſen gegebenen Vorausſetzungen, gedeihen können und ſo namentlich das Epos im ſtrengeren Sinne, das heroiſche, nationale Epos. Ein Gedicht dieſer Art mag von den Kritikern mit Recht noch ſo hoch geſtellt werden, wenn ihm nicht das größere Publikum mit Wärme zufällt, ſo kann es, dem Talent oder Genie des Dichters unbeſchadet, auf jenen Titel keinen vollgültigen Anſpruch machen. Bei einem Epos fragen wir nicht bloß nach ſeinen poetiſchen Blüthen, ſondern auch nach ſeinen nationalen Wurzeln. Aber im Volk ſich einzuwurzeln iſt noch keinem modernen Epos gelungen; die Kunſtpoeſie konnte ſich der Volkspoeſie nicht unterſchieben. Taſſo's befreites Jeruſalem iſt das letzte Epos, welches national wurde — man denke an die venetianiſchen Gondoliere, welche die Stanzen deſſelben (und zwar in einem ganz veränderten Dialekt!) ſangen. Taſſo, ſagt Roſenkranz, lebte in einer Zeit, wo der Kampf gegen den Orient durch die in Europa eingedrungenen Türken noch ein lebhaftes Intereſſe hatte und die Wahl ſeines Stoffs zu einer wahren Heldendichtung war vortrefflich, auch gelang ihm die Geſtaltung deſſelben ſo, daß ſein Epos allein für die europäiſche Welt die Bedeutung erwarb, jene Zeit des begeiſterten Glaubens vollkommen poetiſch dargeſtellt zu haben; aber eine chriſtliche Ilias iſt es nicht; es iſt nur ein Kunſtepos, aus der Neigung und dem Talent des Dichters, nicht wie die Ilias, die Nibelungen, die Romanzen vom Cid und die Luiſiade aus dem Boden einer lebendigen Volksüberlieferung zur höchſten Schönheit der Kunſt verklärt.

Ueber die Gründe, warum das Epos nicht mehr an der Zeit ſey, laſſen wir den Landsmann Quinets, Lamartine*), reden: Wir erkennen Alle, ebenſo ſehr inſtinktmäßig als auf dem Wege des Nachdenkens, daß die Zeit der heroiſchen Epopee vorüber iſt, dieſe Form der Poeſie gehörte der Kindheit der Völker an, ſo lange, bei mangelnder Kritik, Geſchichte und Fabel, Einbildung und Wahrheit vermiſcht und die Dichter nur die wunderbaren Chroniſten der Nationen ſind.

In ſolchen Zeiten übertragen auch die Völker, die um zu entſtehen und ſich zu vergrößern, des Schutzes großer Männer und Helden bedürfen, natürlich ihr Intereſſe und ihre Dankbarkeit auf die gewaltigen Perſönlichkeiten, welche ſie frei gemacht oder geſittigt haben.**) Sie feiern und bewahren ihr Gedächtniß in volksthümlichen Geſängen, welche, niedergeſchrieben, ſpäter zu Gedichten werden; und ſo iſt die Epopee individuell und heroiſch. Aber ſpäter, aber heutzutage verſchwinden die Individualitäten, oder ſie treten in all ihrer Wahrheit in dem Drama der Geſchichte auf. Da hat man ſie zu ſuchen. Der Umſchwung der Dinge iſt ſo reißend ſchnell, das Drama der Geſchichte beruft ſo viele Perſonen auf die Bühne, die Kritik übt an allen Geſtalten der Zeit einen ſo ſkrupoloſen Spür- und Scharfſinn, daß der Zauber der Einbildung bald zerſtört iſt, und den großen Männern nur der Zauber ihrer Macht oder ihres Genie's bleibt; der der Poeſie aber gehört ihnen nicht mehr. Außerdem hat ſich der menſchliche Blick ſelbſt erweitert in Folge einer höhern und ausgebreiteteren Civiliſation, durch den Einfluß von Inſtitutionen, welche die Mitwirkung von Mehreren oder von Allen am ſocialen Werke aufbieten, durch Religionen und Philoſophien, welche den Menſchen belehrten, daß er nur ein unendlich kleiner Theil einer unermeßlichen, zuſammengehörigen Einheit, daß das Werk ſeiner Vervollkommnung ein gemeinſames und ewiges ſey. Die Menſchen intereſſiren ſich nicht mehr in ſo hohem Grade für Individuen; ſie nehmen ſie für das was ſie ſind: für Werkzeuge oder Hemmungen in dem begonnenen Werk. Das Intereſſe des menſchlichen Geſchlechts iſt auf das menſchliche Geſchlecht ſelbſt gerichtet. Die Poeſie wird wieder geheiligt durch die Wahrheit, wie ſie es ehmals durch die Fabel war; ſie wird wieder religiös durch die Vernunft und populär durch die Philoſophie. Die Epopee iſt nicht mehr national oder heroiſch, ſie iſt viel mehr — ſie iſt menſchlich (humanitaire).

(Schluß folgt.)

*) Dieß wird auch von E. Gans in ſeiner Schilderung des Salons der Madame Recamier beſtätigt.

*) Im Vorwort zu Jocelyn.

**) Dieß paßt aber auf das Epos der Griechen nicht.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 28.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 May 1836.

Der poetiſche Nachlaß von Mrs. Hemans.

Dieß Vermächtniß der beliebten Dichterin, von welcher wir gelegentlich Mehreres mittheilen werden, zeigt das Athenäum mit folgendem an:

„Lebwohl hat immer einen trüben Klang!“

Das Erſcheinen dieſes Bandes, des letzten in einer Reihe, welche ſo viele zarte, ſchöne und reine Gedanken und Empfindungen enthält, im Rahmen von Verſen von ſeltnem und vollendetem Wohllaut, muß nothwendig, ſo gerne man ihn begrüßt, doch auch wehmüthig ſtimmen. Er enthält mit einigen Ausnahmen alle die zerſtreuten lyriſchen Sachen, welche in verſchiedenen Zeitſchriften mitgetheilt und bisher noch in keine Sammlung aufgenommen worden waren. Außerdem findet man einige wenige, bisher nicht veröffentlichte Stücke — unter andern eine metriſche Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert, vor vielen Jahren gedichtet, ehe noch Mrs. Hemans die ihr eigenthümliche Stärke gefunden hatte, und als ihr Vers mehr wegen der Anmuth des Flußes und der Mannigfaltigkeit des Baus ausgezeichnet war, als wegen des ihr vorzugsweiſe eignenden Tons der Empfindung oder der trefflichen Aneignung der vielen ſchönen und köſtlichen Schätze, welche die Dichterin in dem ſtrebſamen Eifer ihrer Jugendſtudien geſammelt hatte, was ihre Vorzüge in ſpäteren Zeiten ausmachte.

Den Band eröffnet das ſchöne lyriſche Gedicht: Verzweiflung und Sehnſucht, und ſchließt mit dem Sabbath-Sonett; den letzten friedlichen und freudigen Hauchen eines Weſens, deſſen Leben nur eine Ausſtrömung poetiſcher Empfindungen war, und deſſen Geiſt mit der Annäherung an das Ziel der irdiſchen Laufbahn immer heller leuchtete. Obgleich das erſte Gedicht ſchon bekannt iſt, können wir doch nicht umhin, einen Abſchnitt von ausnehmender Harmonie und Kraft einem Theil unſerer Leſer wieder ins Gedächtniß zu rufen und Andere damit bekannt zu machen. In einem Augenblick geiſtiger Niedergeſchlagenheit war die Dichterin von jenen troſtloſen Ahnungen, jenen ſcheinbaren Vorboten nicht des Todes nur, ſondern gänzlicher, kalter, traumloſer Vernichtung heimgeſucht worden, welche zu Zeiten auch den entſchloſſenſten und feſteſten Geiſt verdunkeln.

Da ſank mein Geiſt; es legt' ein Zauber, ſchwer
Sich wie ein Thau des Todes drüber her,
Gleich Blättern, regenſchwer'n, ſich ſeine Kräfte ſchloßen;
Und, wie von Meereswogen, wuthentbrannt
Geſchleudert an den kahlſten, nackten Strand,
Lag ſtumm und hoffnungslos ich hingegoſſen.

Da plötzlich dünkt' es mich
Als ob ein Nebel ſich
Vor meinem Auge, glänzend, leis geſtalte,
Und wechſelnd Form und Licht
— Ein träumeriſch Geſicht —
Wie ein geſticktes Banner ſich entfalte;
O welche reiche Bilder quollen da
Die nur mein inn'res Auge ſah,
Mir raſch vorbei! da waren Silberſee'n,
Worin ſich ſpiegelte ein Sterngewimmel,
Blau, wie um Mitternacht des Südens Himmel.
Es ragte drin manch Eiland, wild und ſchön,
Das mit mir in den hellen Morgen flog,
Und durch die Fläche Glanzesfurchen zog,
Bis daß die Wunderblüthen ſeiner Bäume
Färbten des Waſſers Silberſchäume.

Dann ſtieg von Bergen eine Kette, hoch —
Wie Rieſenkuppeln nicht!
Es deckte Wald und Schnee ihr einſam Joch,
Getaucht in goldnes Licht;
Sie zog vorbei, die Gipfel mir entſchleiernd,
Und ich vernahm gewalt'ger Flügel Schwingen,
Und mächt'ge Töne, die Erſcheinung feiernd,
Von tauſendſait'gen Leiern zitternd klingen;
Wie wenn die Waſſer, von Muſik geſchwellt,
Aus manchen Höhlen, Echo's Alpenhallen.

Digitized by Google

Auf ihrer Bahn ſich im Triumph geſellt
Zu prächt'gen Hymnen; während klar aus allen
Den Wogen, welche ſchwellen und fallen,
Kryſtallne Stimmen hauchten in die Luft
Wortloſe Melodien; die durchbebten
Mein Seyn; dann Worte daraus entſchwebten —
Süß g'nug zu wecken Todte aus der Gruft,
Von mir auch heiſchend meinen Tribut der Töne
Wie Lieb' und Glauben ſie weckt in der Bruſt der Menſchenſöhne.

Ein anderes unſerer Lieblingsgedichte iſt: *das Grab in der Wüſte*, das, als weniger bekannt, angeführt zu werden verdient.

Das Grab in der Wüſte.

> Wie weint die tapfre Bande
> Um ihn, den das Eiſen gefällt!
> Denn das Bajonett iſt roth von Blut,
> Und er, der Schöne, der Held,
> Schläft in Aegyptens Sande.
>
> *Wilſon.*

Wo den Schatten die Pyramide wirft
Da gruben den Bruder wir ein,
Als der Tag der Schlacht war dahin,
Als die Wüſtenſonne beſchien
Das Todfeld mit ſinkendem Schein.

Der blutgefärbte Himmel
Verdunkelte ſich zur Nacht;
Lauernd hat unſre Leichenfeier
Der Araber bewacht.

Dem alten Nil eine Stimme
So tief und hohl entſchwebt;
Ein einz'ler Palmbaum auf dem Platz
Hat geſchaudert und gebebt!

Der Schatten der Pyramide nur
Fiel über das Grab herein,
Als der Tag der Schlacht war dahin,
Als die Wüſtenſonne beſchien
Das Todfeld mit ſinkendem Schein.

Die Ahnen unſers Bruders
Trug man zur Rittergruft;
Mit Fackelglanz und Chorgeſang;
Federn wallten in der Luft.

Doch Er, der letzte edle Sproß
Den der Stamm des Normans trägt —
Mit kurzem Waffenbrüdergruß
Wird er zur Ruh gelegt:

Wo den Schatten die Pyramide wirft,
Wo den Jüngling wir ſcharrten ein,
Als der Tag der Schlacht war dahin,
Als die Wüſtenſonne beſchien
Das Todfeld mit ſinkendem Schein.

Doch laßt ihn ſchlummern! nicht mehr
Des Niles Well' ihn weckt;
Heil Allen, die den Ruf gebracht
Zum Grab ſo unbefleckt!

Wenn ſich der hellſte Name trübt,
Wenn raſch der Höchſte fällt;
Da rufen wir nicht den Bruder zurück
In dieſe dunkle Welt

Aus der Pyramide Schattendach,
Wo ſein Herz wir legten hinein,
Als der Tag der Schlacht war dahin,
Als die Wüſtenſonne beſchien
Das Todfeld mit ſinkendem Schein.

Noch ein bisher nicht veröffentlichtes Gedicht wollen wir mittheilen, das ſchon vor vielen Jahren gedichtet ward.

An mein Bild.

Wie kommt's, daß, wenn ich dich ſeh' an,
  Mein frührer Lebenslauf
Gleich wie in einem Spiegel mir
  Steigt vor den Augen auf?
O, welch ein Zauber wohnt in dir
Und zeigt die eig'ne Seele mir?

So wie ein altbekanntes Lied
  Vergeßnes neu empört;
So wie der Abendglocke Laut
  Vergang'nes aufbeſchwört:
Wie der Herbſtblumen Duft zurück
Uns ruft der Lenzesſtunden Glück:

Gemahnſt du mich! — die Todten läßt
  Los ihres Grabes Bann,
Sie ſtellen ſich mit Lächeln ein
  Und ſeh'n dich liebend an;
Auf Stimmen, welche längſt verrauſcht,
Mein Ohr, wie neubelebt, lauſcht.

Bis ſchwer auf meine Seele fällt
  Der ſchönern Jahre Bild;
Von kindliſcher Weichmüthigkeit
  Das Auge überſchwillt —
Ein Drang, den ich zu ſchwach zu hemmen,
Ein Bronnen den ich nicht kann dämmen.

Doch du indeß — wie ganz mir fremd,
  Mein bildlich Selbſt! — mich däucht,
Von *meines* Schickſals Wechſeln blieb
  Dein Antlitz unerreicht;
Vom Spiel des Schattens und des Lichts
Find ich an *dir*, mit Staunen, *nichts*!

Ich ſeh' *dich* ruhig, während *mir*
  Die Seele, ſtets bewegt,
Erinnrung, Gram und Zärtlichkeit,
  Wie Wind das Laub erregt.
O ſenke deines Auges Ruh
Auf mich, wenn mir der Sturm ſetzt zu!

Doch ſchau' du heiter immerdar!
  Wenn holde Freundſchaft dich

Digitized by Google

Einſt, wenn mein Lied im Grab verhallt,
  Befragen wird um mich;
Dann zeug' von *ihr*, der's ſo willkommen,
Zur Heimath und zur Ruh zu kommen.

Wir erwähnen hier auch der Thatſache, daß die Dichterin einmal in einem Wettſtreit alle männlichen Preisbewerber beſiegte. Es wurde von einigen Freunden der Poeſie ein Preis von fünfzig Pfund ausgeſetzt für das beſte Gedicht über die denkwürdige Zuſammenkunſt zwiſchen Wallace und Bruce nach dem unglücklichen Gefecht von Falkiek. Der Bewerber waren Viele; aber die Muſe begünſtigte vorzugsweiſe unſere Dichterin, welche den Preis und den Ruhm davon trug.

Napoleon von Edgar Quinet.

(Schluß.)

Quinet hat ſelbſt die ſtrengere Gleichförmigkeit des Epos aufgegeben; er zerfällte den Stoff in viele kleine *Geſänge* — was er im eigentlichen Sinne verſtanden wiſſen will; aber wir bezweifeln ob ſeine Gedichte in ihrem rhetoriſchen Pathos ſich zum Geſang eignen. Die Wahl abwechſelnder Versmaße iſt aber auch für den Inhalt bedeutend und bezeichnend; es wird damit anerkannt, daß dem Stoffe ſelbſt die Einheit des Tons und die epiſche Ruhe fehle. Die Romanzen vom Cid ſind auch ein Epos in Bruchſtücken, die aber doch aufs innigſte durch Einen, in allen wehenden, Geiſt zuſammengehalten werden; *dieſe* Gedichte aber ſind *Sprünge*; der Dichter verweilte nur bei Punkten, welche ihm als die glänzendſten im Leben ſeines Helden erſchienen, was freilich bei der Größe des Gegenſtandes nothwendig war, aber auch die Folge hat, daß man von den wahren Motiven allzuwenig erfährt. So muß man auf die Geſchichte rekurriren — aber gerade die Vergleichung mit der Geſchichte, welche ſo nahe liegt, hält dieß Gedicht nicht gut aus. Es deutet oder verklärt dieſelbe nicht — es ſammelt nur einzelne Lorberkränze und Blumen auf dem großen Gebiet derſelben und — es entſtellt ſie! Wir behaupten: Quinet hat, um ſeine individuelle, nichts weniger als unparteiiſche und über der Geſchichte ſchwebende, vielmehr leidenſchaftliche und einſeitige Anſicht von Napoleon durchzuführen, der Geſchichte Gewalt angethan, und ſtatt, unterſtützt durch ſo große hiſtoriſche Hebel, eine mächtige Wirkung hervorzubringen, arbeitet er ſich in eigenſinnigem Widerſtreben gegen das Zeugniß der Ereigniſſe ab. Napoleon, vielleicht der Retter Frankreichs, der Sieger von Italien und Aegypten, war etwa bis zum Conſulat der Vorwurf eines Epos — er mochte als Repräſentant und Genius Frankreichs gelten. Aber ſeit er nicht mehr *für* Frankreich kämpfte und ſiegte, ſondern Frankreich *für ſich* und ſeine Plane ſtreiten und bluten ließ, das Volk zum Sklaven ſeines Egoismus machte — konnte er nur etwa noch der Abgott der Marſchälle und der Soldaten, aber nicht mehr des franzöſiſchen Volks ſeyn; und noch mehr müſſen die andern Völker dagegen proteſtiren, daß man ihn als den Helden des Jahrhunderts und der Menſchheit ihnen anpreist, zumal da, was etwa Gutes durch ihn bewirkt wurde, nicht in ſeinem Wohlwollen gegen ſie ſeinen Grund hatte. Das berüchtigte Wort jenes Ludwigs: l'état c'est moi! hat Napoleon wahrhaftig in einem viel weiteren und ſchonungsloſeren Sinn praktiſch adoptirt, und der von Quinet ſo bitter gerügte Abfall Frankreichs von ihm war die ſehr entſchuldbare Verneinung jener deſpotiſchen Anmaßung. Sein Glück, weil er es mißbrauchte, hat ſich gegen ihn gekehrt — dieß iſt doch wohl die ziemlich unwiderſprechliche Auffaſſung ſeines Geſchickes; die Nemeſis hat ihn getroffen — und ſo erſcheint ſeine Laufbahn und das Ende derſelben als tragiſch — Napoleon, begabt mit Allem die Menſchheit zu fördern, unterliegt — zur Sühnung und Genugthuung dafür, daß er ſie mißhandelt und gekränkt hatte. Daß in der erſten Freude des Siegs der Haß ſich in gewaltigen Ergießungen gegen den furchtbaren Feind Luft machte, war verzeihlich; bei kälterer, beſonnener Betrachtung ſiegte über die Leidenſchaft die ernſte Trauer theils darüber, daß ein Mann der ſo hoch geſtanden, durch eigenen Mißbrauch ſeiner Macht ſo tief gefallen, theils darüber, daß die europäiſche Menſchheit gelitten und geblutet, um ſich eines Mannes zu erwehren, der ihr Wohlthäter hätte ſeyn können — aber ganz und gar falſch, unhiſtoriſch und daher anwidernd war die neuerer Zeit beliebte, das friſche Gedächtniß Europas verhöhnende Fiktion, daß er, der *moderne Prometheus*, der Märtyrer für das Wohl der Menſchheit, St. Helena gleichſam das Grab der Freiheit geweſen! Er war nicht Märtyrer, ſondern der Gegner der Humanität; als ſolchen ihn zu behandeln, mußte der Dichter wagen und konnte gewiß immer noch die Mittel finden, auch in dieſer Rolle für ihn zu intereſſiren, wenn er nur nicht ſtatt des Intereſſes — unbeſchränkte Bewunderung für den Helden erwecken wollte — wenn er darauf verzichtete, ihn apotheoſiren zu wollen, wo die Hand der Nemeſis ihn erreichte. Kurz, der ganze Vorwurf ſtellt ſich als ein *tragiſcher* dar, und wenn ſchon auch das Epos (z. B. die Nibelungen) einen ſolchen Stoff behandeln kann, ſo dürfte er ſich doch vielleicht mehr für das Drama eignen, in welchem ohnehin eine reichere und tiefere Verwicklung und eine, bei modernen Charakteren ſo nothwendige, ſchärfere Charakteriſtik ihre Stelle finden. Ob es nicht noch bedenklicher iſt: Zeitgenoſſen auf die Bühne zu bringen, als nur ſie dichteriſch behandeln, laſſen wir dahingeſtellt; allerdings exiſtirt noch keine dramatiſche Behandlung des Stoffes, welche ſeiner würdig wäre; denn die franzöſiſchen Theaterſtücke ſind doch nur dialogiſirte und dramatiſirte Fragmente, einzelne Züge und Anekdoten. Dagegen hat ein deutſcher Dichter, Grabbe, von großem, aber ungeregeltem dramatiſchen Talent ein Drama: *Napoleon oder die hundert Tage* gedichtet und damit wenigſtens die Bahn zu brechen geſucht. Iſt nun dieß gleich mehr nur eine Skizze als ein ausgeführtes Kunſtwerk und hat ſich der Dichter nur auf ein kleines Segment des Lebens Napoleons beſchränkt: ſo iſt doch eine oft ſehr glückliche Zeichnung mit wenigen Zügen und eine dichteriſche Unparteilichkeit nicht zu verkennen, welche den gewaltigen Geiſt Napoleons vollkommen anerkennt, aber eine abſolute Bewunderung deſſelben nur ſeinen nächſten Freunden und franzöſiſchen Soldaten in den Mund legt, ſo daß die Sache ſeiner Gegner deßhalb nicht als eine ungerechte und ſchlechte er-

Digitized by Google

ſcheint, wie bei Quinet. Man hört in dieſem Drama die Flügelſchläge des Schickſals rauſchen.

Dem Gedicht Quinets näher ſtehen dagegen die Kaiſerlieder von Freiherrn von Gaudy, im vorigen Jahr erſchienen. Der Hauptunterſchied in der Auffaſſung iſt der, daß jener, obgleich er ein gewiſſermaßen univerſelles, kosmopolitiſches Gedicht geben will, doch ganz und gar auf franzöſiſchem Standpunkt ſteht und Napoleon mit Frankreich und ſeinem Ruhme identificirt; der leztere dagegen, mit dem für einen Deutſchen wahrlich unpaſſenden Ausdruck Kaiſerlieder (als ob wir nur von Einem Kaiſer wüßten!) ſich in einen franzöſiſchen Geſichtspunkt ſtellt, aber weil doch das Intereſſe der Nationalität ihm abgeht, eben in einen franzöſiſchen Soldaten, berauſcht von dem Siegesglück und ein paar gewinnenden Worten des Gewaltigen, aber nicht in einen franzöſiſchen Bürger ſich hineindenkt. Sofern aber ebendeßhalb Gaudy den Gegenſtand nicht ſo ernſt nimmt, behandelt er ihn mit glücklicherer Leichtigkeit und indem er nur Lieder zu geben verſpricht, kommt er der Löſung ſeiner Aufgabe näher als Quinet, welcher den Geiſt des Epos wieder heraufbeſchwört. Gaudy nimmt zum Motto die Worte von Las Caſes: die Leidenſchaften ſterben mit den Zeitgenoſſen, aber die Thaten leben mit der Nachwelt fort. — Aber, entgegnen wir, wenn auch die Leidenſchaften ſich abkühlen, ſo hört deßwegen nicht das ſittliche Urtheil auf und die Nachwelt — wenn zwanzig Jahre ſchon eine Nachwelt ſchaffen! — braucht, wenn ſie aufhört zu fluchen, nun nicht ſofort zu vergöttern. Abgeſehen von dieſen, den Deutſchen mehr als den Franzoſen treffenden Vorwürfen, muß man geſtehen, daß jener in glücklicher Auffaſſung einzelner Momente dieſem nichts nachgibt; oft treffen ſie wunderbar zuſammen. Beide beſingen die Schlacht von Arcole, die Schlacht bei den Pyramiden. Beide haben ein Gedicht: die Wüſte und Moskaus Brand. Lätitia iſt bei Quinet das zweite, bei Gaudy das Schlußgedicht. Das deutſche Gedicht: Joſephine, ſtimmt genau mit dem Feſt zuſammen, ſogar bis auf einzelne Worte; zarter iſt vielleicht das deutſche gehalten — nur ein paar Zeilen zur Probe:

In der kaiſerlichen Halle thronet. jezt zum leztenmal,
An des Kaiſergatten Seite ſein tief trauerndes Gemahl.
Von der Stirne, von dem Buſen glänzen Perlen des Geſchmeids.
In dem Auge ſchimmern Perlen aus dem Meer des Seelenleids.

Was der Herrſcher auf dem Throne mit bewegter Stimme ſpricht;
Wie des Reiches Kanzler ſchmeichelt. Joſephine hört es nicht.
Worte mögen nicht betäuben des zerriß'nen Herzens Qual,
Und der Blumenkranz verſöhnet nicht das Opfer mit dem Stahl.

Und die Kaiſerin erhebt ſich, zeichnet raſch das Pergament,
Das ſie von der Herrſcherkrone, das ſie von dem Gatten trennt;
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern,
Weinet bis zum Tod: entwichen iſt mit ihr des Kaiſers Stern.

In dem Gedicht Buonaberdi hat Gaudy wohl bei weitem beſſer den orientaliſchen Ton getroffen als Quinet in den dieſem correſpondirenden Geſängen.

Von engliſchen Dichtern hat bekanntlich Walter Scott das Leben Napoleons in einem geſchichtlichen Werke auf eine nichts weniger als befriedigende Weiſe behandelt und ſich den Vorwurf einſeitiger Beſchränktheit damit zugezogen. Byron ſprach offen ſeinen Haß aus, der aber gerade aus ſeiner Bewunderung der Geiſteskraft und des Glücks des franzöſiſchen Eroberers ſeine Bitterkeit und ſeine Galle zog. In Quinets Gedicht, die Wüſte, beſchließt Napoleon Cäſar zu ſeyn; Byron zieht im Childe Harold IV. 90, eine Parallele zwiſchen beiden Männern, welche wir in freier Uebertragung zum Schluß mittheilen. Napoleon iſt zuvor als ein eitler Mann, noch nicht im Grabe, durch eigene Schuld beſiegt, bezeichnet, und dann fährt der Dichter fort:

Unächter Herrſchſucht Narr und eine Art
Von Baſtard-Cäſar, mit ungleichem Schritt
Dem Erſten folgend; denn des Römers Geiſt
War aus unirdiſcherem Stoff geformt,
Mit heißern Leidenſchaften — kühl von Blick,
Und dem Inſtinkt des Ew'gen, der verſöhnt
Des Herzens Fehle, das ſo ſanft als kühn.
Alcides mit dem Rocken ſchien er jezt
Zu Füßen der Cleopatra — und dann
In ſeinem eignen Strahle glüht' er auf
Und kam und ſah und ſiegte! doch der Mann,
Der ſeine Adler hätte gern gezähmt,
Daß niedriger, gebeizten Falken gleich
Sie flogen im Vortrab des Gallierheers,
Das er in Wahrheit, lang' zum Sieg geführt.
Mit taubem Herzen, das zu hören nie
Die eig'ne Stimme ſchien, war rauh und hart
Doch ſchwach durch Eine Schwäche — Eitelkeit!
Mit Ehrſucht buhlend ſtrebt' er immerdar —
Nach was? — Gab er davon je Rechenſchaft?
Kann er rechtfert'gen, was er ſich vermaß? *)

*) Zedlitz gibt, in ſeiner eben erſchienenen Ueberſetzung, dieſe Stelle im Versmaße des Originals wie folgt:

Thörichter Herrſchſucht Narr, ſo eine Art
Von Baſtard-Cäſar! nur unſicher wallt'
Er auf des Römers Bahn; denn jenem ward
Ein Geiſt von minder irdiſchem Gehalt;
Mehr Leidenſchaft, indeß ſein Urtheil kalt;
Ein Herz, zärtlich und kühn, vom ew'gen Funken
Durchglüht, der alle Schwächen reich vergalt!
Alcides, mit dem Rocken hingeſunken
Vor Cleopatra, ſchien er jezt; bald, feuertrunken,

Kam er und ſah und ſiegte! — Doch der Mann,
Der ſeine Adler zahm hieß niederſchweben,
Jagdfalken gleich, vor Frankreichs Heeresbann,
Den, traun! er lang' mit Siegesglanz umgeben:
Er horchte, tauben Herzens, nie im Leben
Dem innern Ruf! Troz ſeltner Gaben, plagt'
Der Schwächen ſchwächſt' ihn: Eitelkeit! Sein Streben,
Ehrgeizig tändelnd, ſuchte — was? Er ſagt
Uns ſchmerzlich ſelbſt, wornach ſo eifrig er gejagt!

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 29.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 May 1836.

Bruchſtücke aus Don Juan,

von Lord Byron.*)

Erſter Geſang.

1.

Mir fehlt ein Held! Wie kommt's daß der gebricht?
Schafft Jahr und Monat einen doch dazu an;
Bis man entdeckt, noch iſt's der rechte nicht,
Fing nach dem Zeitungslärmen wieder Ruh' an.
Zu preiſen ſolche bin ich nicht erpicht.
Drum nehm' ich unſern alten Freund Don Juan;
Wir Alle haben ihn geſehn im Spiel
Vom Teufel holen, eh' es ihm gefiel.

2.

Es hatten Wolf, Hawke, Cumberland, Vernon,
Prinz Ferdinand, Granby, Bourgoyne, Keppel, Howe,
Ihr Zehntel bös' und guten Redens ſchon,
So groß, wie das von Wellesley jetzt, genau.
Gleich Banquo's Königen ziehn ſie davon,
Ruhmſprößlinge, „neun Ferken" jener Sau.
Auch Frankreichs Bonaparte und Dümouriez,
Sie feierten der Moniteur und Courrier.

3.

Barnave, Briſſot, Condorcet, Mirabeau,
Petion, Cloos, Danton, Marat, Lafayette,
Franzoſen waren's und berühmte, ſo
Auch andre mehr, erſt kürzlich noch am Brette;
Joubert, Hoche, Marceau, Lannes, Deſaix, Moreau,
Der man vom Militair noch viele hätte,
Zu ihrer Zeit genannt nicht im Geheimen,
Doch ſtimmend keineswegs zu meinen Reimen.

4.

Wie Nelſon einſt der Britten Kriegsgott war,
So ſollt' er's noch ſeyn; doch die Flut ſtoß ab.
Hier ſpricht man niemals mehr von Trafalgar,
Bei unſerm Helden liegt es ſtill im Grab.
Das Heer ward populärer offenbar,
Was denn der Flotte Grund zu klagen gab.
Weil ſich der Prinz dem Landdienſt nur nach Wunſch erwies,
Vergaß er Duncan, Howe, Nelſon und Jervis.

5.

„Es lebten Tapfere vor dem Atriden"
Und nach ihm, weiſ' und muthig ungemein!
Auch gutentheils ihm gleich, obſchon verſchieden.
Da Dichterblätter ihnen Glanz nicht leih'n,
Sind ſie vergeſſen. Laß' ich ſie in Frieden,
Fällt mir doch von der Mitwelt keiner ein
Für mein Gedicht, das nämlich fängt im Nu an,
Drum, wie geſagt, greif' ich zu Freund Don Juan.

6.

Der Epiker fährt meiſt in medias res,
(Des Heldenſangs Landſtraße nach Horaz,)
Was vorherging, Eu'r Held erzählet es
Dann, wann Ihr wollt, in einem Zwiſchenſatz
Und ſitzt nach Tiſch behaglich unterdeß
Bei ſeiner Dam' an einem ſüßen Platz,
Sey es nun Pallaſt, Garten, Höhle, Paradies,
Zur Ruheſtätte dient dem frohen Paare dieß.

*) Aus dieſem berühmten oder berüchtigten Gedicht werden von Zeit zu Zeit Fragmente in neuen Uebertragungen mitgetheilt werden; auch wird das Gedicht im Ganzen, ſeinem äſthetiſchen und moraliſchen Charakter nach, in dieſen Blättern bald ausführlicher beſprochen werden.

Digitized by Google

7.

Gewöhnlich iſt die Weiſe, doch nicht meine,
Beim Anbeginnen pfleg' ich zu beginnen;
Der Regelmäßigkeit des, was ich meine,
Iſt's ſchlimmſte Sünd' auf Abſchweifungen ſinnen.
Und darum fang' ich an mit einer Leine,
Muß ich daran auch ein Halbſtündchen ſpinnen.
Von Juans Vater meldend ein'ges wenige,
Auch von der Mutter, zieht Ihr vor dasjenige.

8.

Sevilla, ſie die ſchöne Stadt gebar ihn.
Berühmt durch Weiber und Orangen, den
Beklage man, der nie geweſen darin,
So ſagt das Sprüchwort, ich will's zugeſtehn.
Schöner iſt keine ſpaniſche Nachbarin,
Cadiz vielleicht, doch das ſollt Ihr bald ſehn.
Es wohnten dort Don Juans Aeltern, die wir
Gekannt, am edlen Strome Quadalquivir.

9.

Es hieß ſein Vater Joſe, Don ſomit;
Hidalgo, ächt und jedes Fleckens baar
Von Mau'r= und Judenblut; durch Edle glitt,
Die Gothiſchſten in Spanien, ſeines klar.
Kein beßrer Cavalier ein Pferd beſchritt
Und ſtieg herab, wenn er beritten war,
Als Joſe; der erzeugte Juan, der
Erzeugte — doch das kommt erſt; dieß vorher!

10.

Berühmt iſt ſeine Mutter als gelehrt
In jedes Menſchenwiſſens jedem Zweig,
In jeder Chriſtenſprache je gehört.
Mit Tugendzier, der nur ihr Geiſt kommt gleich,
Hat ſie Roués ſogar zur Schaam bekehrt;
Selbſt Gute macht' ein innrer Neid oft bleich,
Die übertroffen ſich im eig'nen Gleiſe
Durch ihre Thaten ſah'n auf alle Weiſe.

11.

Eine Min' iſt ihr Gedächtniß: Inne hat
Sie Calderon, von Lope auch das Meiſte.
Leicht würd' es ihr, daß an Einhelfers Statt
Sie ſtockenden Schauſpielern Hülfe leiſte.
Feinagels Kunſt wär' nutzlos hier und matt,
Die Bude müßt' er ſchließen. Mag dem Geiſte
Er ein Gedächtniß bilden, nie erſchien' es
Dem gleich, das ziert das Hirn von Dona Ines.

12.

Ihr Lieblingsſtudium iſt das Mathematiſche,
Hochherzigkeit der Tugenden vorzüglichſte;
Ihr Witz (oft macht ſie Witz) durchaus der attiſche,
Sublim erdunkelt's, redet ſie aufs Klüglichſte;
Ein Wunder nenn' ich ſie, liebt Ihr's Emphatiſche.
Zum Morgen däucht ihr Dimity das Füglichſte,
Zum Abend Tafft, Muslin an Sommertagen
Und andrer Stoff; doch das ſoll mich nicht plagen.

13.

Sie kann Latein, — des Herrn Gebet, das ganze;
Griechiſch — das Alphabet, irr' ich mich nicht,
Franzöſiſch lieſt ſie — die und die Romanze,
Obgleich ſie es nicht eben rein ausſpricht;
Schlecht ſorgt ſie für der Mutterſprache Pflanze,
Denn ihrer Unterhaltung fehlt's an Licht.
In Theoremen denkt, Probleme ſagt ſie,
Damit, ſo ſcheint's, das Dunkel Würde nachzieh'!

14.

Sie liebt Hebräiſch, Engliſch, es verbindet,
Bemerkt ſie, beide Sprachen viel Verwandtſchaft;
Was irgendwo ſie auf im Pſalter findet,
Mag's prüfen, wer mit dieſem hat Bekanntſchaft;
Sie ſagen hört' ich, folglich iſt's gegründet,
Und ſehe Jeder wie er's von der Hand ſchaft:
S' iſt eigen, was vor damn der Britte ſetzet,
Das heißt ich bin, hebräiſch überſetzet.

15.

Sie gleicht der wandelnden Berechnung immer,
Als ſchritten her Miß Edgeworth's Novellen,
Die Bücher von Erziehung der Frau Trimmer,
Des Cälebs Weib für liebende Geſellen;
Moral verkörpert in ein Frauenzimmer,
Wo ſelbſt der Neid nicht findet ſchwache Stellen.
Ob Weiberfehler man auf andre lade:
Nicht Einen hat ſie — s' iſt der ſchlimmſte grade.

16.

O, ſie iſt ſo vollkommen! Sie vergleichen
Mit einer neuern Heil'gen wär' Beleidigung;
So wenig kann ſie Höllenliſt erreichen,
Daß ganz aufgab ihr Schutzgeiſt die Vertheidigung.
Dem beſten Zeitſtück Harriſon's nicht weichen
Die kleinſten ihrer Handlungen an Schmeidigung.
So viel des Guten nirgens ſonſt vereint ſich,
Als nur in Dir, Maccaſſardl alleinzig!

17.

Sie iſt vollkommen; doch Vollkommnes muß
Schaal ſeyn in dieſer unſrer Welt der ſündigen,
Wo die Stammältern erſt gelernt den Kuß
Nach ihrer erſten Wohnung ſtrengem Kündigen,
Wo Frieden, Unſchuld, Glück im Ueberfluß!
(Wie brachten ſie den Tag hin, den zwölfſtündigen?)
Don Joſe als ein ächter Sprößling Eva's
Bricht manche Frucht, nicht weiß davon ſie je was.

Digitized by Google

18.

Er iſt ein Sterblicher, ſorgloſer Art,
Hält nicht vom Wiſſen und von Weiſen viel.
Wohin ihm's anſteht, rüſtet er die Fahrt,
Nie träumt er ſeine Frau dabei im Spiel.
Die Welt, die wie gewöhnlich gern gewahrt,
Wenn hier ein Königreich, ein Haus dort fiel,
Flüſtert von einer, ja von zwei Maitreſſen;
Zum ehelichen Zwiſt g'nügt Ein' indeſſen.

19.

Frau Ines hat, trotz allen den Vorzügen,
Von ihren Eigenſchaften große Meinung,
Und Heil'ge wären's auch, die das ertrügen;
Nun iſt ſie's zwar, in der Moral Umzäunung,
Allein ihr Kopf könnt' einem Teufel g'nügen
Und oftmals miſcht ſie Wahrheit mit Erſcheinung
Und läßt Gelegenheit nicht leicht entſchlüpfen,
Ein Schlingchen für den Herrn Gemahl zu knüpfen.

20.

Das iſt nicht ſchwer bei einem ſolchen Schächer;
Der oft im Unrecht, nie ſich nimmt in Acht;
Iſt ja der Weiſ' in Augenblicken ſchwächer,
In Stunden, Tagen, wie er ſich bewacht,
Und dann erſchläg' ihn ſeiner Dame Fächer;
Die Damen ſchlagen öfters gar nicht ſacht,
Der Fächer wird in ſchöner Hand zum Schwerte,
Und Keiner, der das Wie? Warum? erklärte.

21.

Gelehrten Jungfrau'n wär's ein rathſam Mittel,
Nie Menſchen ohne Bildung ſich zu frein,
Auch die nicht, die bei guter Schul' und Titel
Doch wiſſenſchaftliche Geſpräche ſcheu'n.
Nicht gern erört'r' ich weiter dieß Capitel.
Ich bin ein ſchlichter Mann und ſteh' allein;
Doch o! ihr Ehemänner dieſer Geiſtreichen,
Müßt ihr die Segel nicht, bekennt es frei, ſtreichen?

Adolph von Mareés.

Jocelyn,

von Lamartine.

Als in Frankreich während der Ruhe der Reſtauration das poetiſche Bedürfniß erwachte, und die Dichtkunſt der Rednerſtuben, die auch eine Gattung von Stubenpoeſie iſt, nicht mehr dem Geiſte des Volkes genügen wollte, das an den mächtigen Eindrücken einer noch friſchen Vergangenheit, voll von großen Ereigniſſen und Thaten zehrte und ſie innerlich zu verarbeiten anfing, da machten ſich in den begabteſten Naturen, welche immer die Bahn zu brechen beſtimmt ſind, zuerſt das tiefere Gefühl, ſpäter die producierende Phantaſie, die zwei Hauptfaktoren ächter Dichtung, plötzlich und in überraſchenden Erſcheinungen Luft. Durch die blendenden Verſuche phantaſtiſcher Darſtellung iſt jedoch der erſte Gründer tieferer Gefühlspoeſie im neuen Frankreich, Alphonſe de Lamartine, allmählich in den Hintergrund getreten. Er iſt auch einſamer geblieben, während ſich die ſcheinbar ſchöpferiſchen Dichter in Unzahl vermehrt haben; denn ſo ſelten die ächte Erfindungsgabe iſt, ſo läßt ſie ſich doch leichter heucheln, als das Gefühl. Inzwiſchen wird Lamartine von ſeinen Landsleuten, ſo oft er, nach ziemlich langen Zwiſchenräumen, wieder ganz als Dichter auftritt, mit ſtets erneutem Jubel empfangen, und die Nation ſcheint zu fühlen, daß er eine Saite auf der franzöſiſchen Leier angeſchlagen hat, die ſo leicht nicht zu treffen iſt, und daß er in ſeiner Dichtweiſe noch lange ohne Nebenbuhler bleiben wird. Worin beſteht dieſe Eigenthümlichkeit ſeiner Poeſie, die ihm eine ſo hohe und iſolirte Stelle unter den Sängern ſeines Volkes verſchafft hat?

Sein Landsmann, der bekannte Lyriker Sainte-Beuve, der ihm auch dem Weſen ſeines Talents nach am nächſten ſteht, ſetzt in einer Beurtheilung von Lamartine's neueſter Dichtung jenes Eigenthümliche hauptſächlich darein, daß ſich in ſeiner Poeſie nichts Bizarres, Außerordentliches, Wildes findet, nichts was im Uebrigen bewunderswürdige Dichter in krankhaften, wenn auch unſterblichen Typen darzuſtellen unternommen haben. Das Weſen ſeiner Poeſie beſteht in einer gewiſſen natürlichen Wendung derjenigen Empfindungen, die allen Menſchen gemeinſam ſind. Nie fängt er mit einer Ausnahme an, weder in Idee noch im Gefühl; aber in dem was er mit Allen gemein hat, erhebt er ſich und idealiſirt er. Und ſo geſchieht es, daß man ihm leicht folgen kann, wie hoch er auch gehen mag, und daß jedes empfindende Herz ohne Ermüdung mit ihm zu ſteigen vermag. Seine Moral iſt der Art, daß ihr Keim in jeder Seele liegt, und ihr Ausdruck beinahe auf Aller Lippen ſchwebt. Andere Dichter erheben ſich eben ſo hoch, aber ſie thun es nicht in derſelben Linie von Ideen und Gefühlen, welche Jedermann theilt. Er gleicht einem Schwan, der aus der Mitte der Schaaren aufſteigt, die ihn geſehen und geliebt, während er ihnen zur Seite ging und ſchwamm; nun folgen ihm ihre Augen in den Himmel, wo er ſchwebt, wie einer der Ihrigen, nur mit mehr Flügelkraft und mehr Gabe des Geſangs ausgerüſtet. Andere Dichter ſind vielmehr wilde Schwäne, unnahbare Adler, welche ihren erhabenen Flug aus einſamen Wäldern und auf öden Bergesgipfeln anheben; die Menge ſieht ſie von ferne, ohne recht zu begreifen, von wo ſie ausgegangen ſind, und ſie folgt ihnen nicht mit derſelben ſympathetiſchen und einſichtigen Theilnahme.

Der franzöſiſche Kritiker hat gewiß hier eine Haupteigenſchaft der Lamartine'ſchen Muſe ganz richtig bezeichnet; es iſt die Popularität der Gefühlswahrheit und der Gemüthstreue, die ſittliche Verſtändlichkeit, durch welche ſich Lamartine ſo ſchnell

Digitized by Google

im Urtheil aller ſeiner Landsleute feſtgeſtellt hat. Es wäre aber dieß, ſetzen wir hinzu, nicht ſo ſchnell, nicht ſo laut geſchehen, wenn jene ſo natürliche Empfindungsweiſe, die freilich in den Gemüthern aller Sterblichen ſchlummert, nicht gerade in den Franzoſen ſchwerer und ſeltener zum Bewußtſeyn käme, und durch das Streben noch tauſend Aeußerlichkeiten in der Poeſie wie im Leben unterdrückt würde. Weniger als bei allen andern Völkern wird dort Moral und Religion zum Gegenſtande ernſten Nachdenkens und ſteter Empfindung gemacht; die letztere namentlich entweder blind geübt oder verachtet. Um ſo mehr Aufſehen mußte ein Sänger machen, der als begeiſterter Verkündiger ſo oft und viel verkannter Wahrheiten auftrat, der eine Saite vibriren ließ, die in tauſend Herzen vielleicht noch nie voll und rein angeklungen hatte, und deren Klang, weil er nur angeborne Gefühlr erweckt, doch jeder Hörer, wie wenn er ihn im Traume ſchon einmal vernommen hätte, als einen wohlbekannten begrüßte. Auch dadurch wirkte Lamartine um ſo ſicherer auf ſeine Nation, daß ſeine poetiſche Religions- und Sittenmoſtik nicht in eine ſeinem Volk unverſtändliche Tiefe ging, ſondern daß ſich alle ſeine frommen Meditationen, über Gott, Welt, Menſchenherz und Natur, bei aller Wahrheit und Innigkeit doch immer auf der Oberfläche momentaner Rührung zu erhalten wußten: und dieß wurde ihm in der Religion um ſo leichter, da er die Myſterien des katholiſchen Glaubens als unerforſchlich vorausſetzend, ſich nicht wie unſere proteſtantiſchen Myſtiker mit ihrer Ergründung abmüdete, ſondern ſie als bequeme Symbole mehr zur Ausſchmückung und zur Folie ſeiner natürlichen Religionsgefühle, die im Grunde nichts anderes ſind, als ein ſeinem ganzen Volke durchaus zugänglicher Deismus, anzuwenden kein Bedenken trug. Aber ſchon dieſe Behandlungsweiſe der Moral und der Religion mußte einer Nation, welche die anhaltende Betrachtung des Ethiſchen und des Ueberſinnlichen bisher in das Gebiet des ungenießbaren und undarſtellbaren Aberglaubens verwieſen hatte, ſo neu, ſo tief erſcheinen, daß der Begründer einer ſolchen Sangesweiſe von ihr wie ein Seher verehrt wird, und ſeine Geſänge ihr wie Offenbarung tönen.

Dir Bewunderung, welche Lamartine's Poeſie in Deutſchland zu Theil geworden iſt, hat nicht ganz dieſelbe Baſis. Die Luſt welche wir bei ihrer erſten Erſcheinung empfanden, war keineswegs die, welche das abſolut Neue einflößt, ſie glich vielmehr der, welche man fühlt, wenn Wohlbekanntes am unerwarteten Orte angetroffen wird. Seine Gefühlsweiſe erſchien an Ernſt, Innigkeit und Stärke in vielen Beziehungen der deutſchen ähnlich, ſeine religioſe Betrachtungsweiſe des Menſchenlebens, wenn wir ſie auch hier und da tiefer und durchdringender gewünſcht hätten, heimelte uns doch an, ja die Kühnheit ſeiner Metaphern, der ungewöhnlich weite Umfang ſeines Bilderkreiſes, der friſche Ausdruck, den wir der franzöſiſchen Sprache nicht zugetraut hatten, von Gefühlen und Gedanken, welche wir jenſeits des Rheines nicht mehr anzutreffen hofften, — das alles brachte in dem deutſchen Leſer jenes Wonnegefühl hervor, das ſich unſerer bemeiſtert, wenn wir mitten in der Fremde auf die Heimath ſtoſſen. In wunderbarer Verwandlung duftete uns der Franzwein, den wir in der Schale des Dichters erwarteten, nach Firn und Blume zu urtheilen, als eine neue Gattung Rheinweins entgegen.

In gleichem Verhältniſſe wirkte die Sprache des Sängers, in welcher ſich immer der originelle Dichter vorzugsweiſe offenbart, auf die Leſer beider Nationen verſchieden. In Frankreich ſchien die Poeſie ſeit Jahrhunderten die Rangliſte hof- und dienſtfähiger Wörter, Wendungen und Reime geſchloſſen zu haben; Alles wofür ſich in ihren drei Tragikern, in Moliere und den wenigen lyriſchen oder eigentlich Odendichtern, die für eine Autorität galten, nicht vorfand, wurde für proſaiſch und auf immer verworfen geachtet. Lamartine war der erſte, der ſich über dieſe Schranken mit Erfolg hinwegſetzte; er zeigte, wie viel Reime ſeiner Mutterſprache der poetiſchen Befruchtung noch fähig ſeyen, durch wie unerwartete Converſionen der Trott des franzöſiſchen Verſes aus ſeiner Einförmigkeit aufgeſtöbert werden könne, wie viele Reime, klangvoll und edel, noch unbenutzt in dem Schatz einer vergleichungsweiſe wohl armen, aber von ihren Dichtern doch noch lange nicht ausgeſchöpften Sprache ſchlafen. Bei keinem frühern Dichter mußte der ausländiſche Leſer ſo oft das Vocabular zur Hand nehmen, und er fand faſt nie ohne Bewunderung, daß Wörter, welche hier freilich eine höchſt proſaiſche Miene machen, in den Verſen des Dichters durch ſeinen Genius eine verklärte Geſtalt erhielten und in einem Aether von Poeſie ſchwimmend erſchienen. In ſeinem Vaterlande ſelbſt nun hatte Lamartine die größte Mühe mit dieſer Neuerung durchzudringen; ſie verſchloß ihm viele Gemüther, ſtatt ſie ihm zu öffnen, verzögerte die Anerkennung ſeiner Poeſie, und verſperrte ihm ſelbſt lange den Sitz in der Akademie; bis kühnere und unförmlicher revolutionirende Dichter zum Theil durch wirklichen Mißbrauch der Sprache den Franzoſen die Augen darüber öffneten, was vernünftige Erweiterung der poetiſchen Diktion und freier Gebrauch der Sprache ſey, und damit Lamartine's ſcheinbare Abnormitäten in ein ausgleichendes Licht ſtellten. In Deutſchland bedürfte es für ihn dieſer Rechtfertigung durch die Zeit nicht: die Keckheit ſeiner Metaphern und Bilder, der freiere Wogenſchlag ſeines Verſes, der nur einen geſchickten Vorleſer verlangte, um ganz harmoniſch auf das Ohr zu wirken, die pikante und doch nicht affektirte Auswahl ſeiner Reime — Alles das war dem deutſchen Geiſte und der deutſchen Dichtkunſt ſo angemeſſen und verwandt, daß man verſucht war, den Dichter ſelbſt hierin als einen Schüler deutſcher Poeſie zu begrüßen und daß der Verfaſſer gegenwärtiger Anzeige nicht wenig erſtaunt war, als ihm vor zehn Jahren Alphonſe de Lamartine brieflich das Bekenntniß ablegte, „daß ihm unglücklicher Weiſe die Sprache Goethe's und Schillers verſchloſſen ſey."

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. **30.**

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 May 1836.

Die Geſchichte der franzöſiſchen Marine,

von Eugene Sue.

Der durch ſeine Erzählungen bekannte, und bei Vielen beliebte, obengenannte Schriftſteller hat ſich in dieſem Werke der Geſchichte zugewendet und ſucht jetzt dieſe durch den Reiz ſeiner Darſtellung zu ſchmücken, zu beleben und ſie in der Form der Unterhaltungslektüre ſeinen Landsleuten noch annehmlicher zu machen, während ſein früherer Beruf als Seeoffizier ihn mit dem Gegenſtand vertraut gemacht hatte und die Gefälligkeit Rigny's ihm die Archive des Marine- und des auswärtigen Miniſteriums eröffnete. Die bis jetzt erſchienenen achtzehn Lieferungen ſind mit dem Namen des Seehelden *Jean Bart* bezeichnet, deſſen Leben den Rahmen für die Ereigniſſe und Thaten der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts bildet. Wir werden gelegentlich Einzelnes aus dieſem Werke mittheilen und machen hier nur auf folgende Stelle der Einleitung aufmerkſam:

„Ich erzähle hier (im Leben Barts) beglaubigte, offenkundige Thatſachen. Ich bin Schritt für Schritt, blind der Geſchichte gefolgt; und ich geſtehe: die Entdeckungen welche ich auf dieſem neuen Weg machte, erſchienen mir, ohne mich eigentlich zu überraſchen, ſehr ſonderbar. Ich erkläre mich näher. Müde, von der Einbildungskraft Perſonen und Ereigniſſe zu entlehnen, welche ich, durch einen ohne Zweifel unglücklichen, aber unfreiwilligen Inſtinkt getrieben, doch immer in demſelben Schickſalskreis ſich bewegen laſſen würde; — müde, mich des ſyſtematiſchen Peſſimismus anklagen zu hören und in dem Glauben, daß ich vielleicht die trüben Folgerungen einer perſönlichen Ueberzeugung bis zum Paradoxen getrieben, entſchloß ich mich dieſe Geſchichte zu ſchreiben. So hoffte ich, einem untröſtlichen Ideenkreiſe mich zu entziehen, indem ich mich der Schilderung von vergangenen Zeiten widmete. Ich traf Anfangs über mein Erwarten im ſpeciellen Theile dieſer Studien, ich fand wieder beinahe die nämlichen Menſchen, die nämlichen Sitten, die nämliche Sprache die ich ſchon kannte; das befremdete mich nicht — ich hatte es ſo geahnt. Aber die Wahrheit, die hiſtoriſche Autorität verlieh dieſen Männern, dieſen Sitten, dieſer Sprache etwas Ernſtes und Feierliches, das mir imponirte . . . ich ſtudirte das alles mit Luſt und Liebe, weil das alles farbenbelebt, energiſch und ſchön war. Als ich aber, um dieſe Arbeiten zu vervollſtändigen, die wirklichen Urſachen und die Reſultate dieſer Kriege enthüllen und entdecken wollte, wo ſo viele Matroſen, Kapitäne, Admirale ſich ſo tapfer gehalten hatten, als ich mich an dieſe Entdeckungen machte: da überfiel mich Anfangs, ich geſtehe es, eine Furcht. In der That, dieß iſt keine Uebertreibung. Man erfinde und ſtelle in einem Buche dar ein Muſterbild von Selbſtſucht, von Grauſamkeit und Verdorbenheit; man häufe auf dieſe excentriſche Natur alle Unthaten und alle Genüſſe der Welt und man kröne dieſes ſchuldvolle Daſeyn mit einem ſanften Tode; im Gegenſatz von dieſem Ungeheuer erſchaffe man einen jener Charaktere, welche den Menſchen adeln und die Uebrigen vor Stolz erröthen machen; man laſſe dieſes ideale Weſen keiner Wiſſenſchaft, keiner Aufopferung fremd ſeyn; man ſchildere ihn als ſchön, ruhig, unerſchrocken, beredt — und dann laſſe man dieſen Menſchen nach einem Leben, das unter lauter Proben des reinſten Patriotismus und der erhabenſten Tugenden verfloß, eines unerhörten Todes ſterben — eines Todes, eben ſo gräßlich als unverdient . . . Man wird einem mit Grund einwenden: dergleichen Kontraſte gibt es nicht; das iſt der Traum einer fieberhaften Einbildung und es iſt ſchlimm dergleichen zu erfinden; ja was noch mehr iſt: derjenige ſelbſt, der dergleichen geſchildert in einem jener exaltirten Augenblicke, wo man ſo zu ſagen nicht mehr ſieht und weiß, daß man ſchreibt, wird beim Wiederleſen zu ſich ſagen: das exiſtirt nicht, das kann nicht vorkommen!

Aber hundertmal in der Geſchichte das als eine Wirklichkeit finden, was man den Traum eines trübſinnigen und verſtimmten Geiſtes nennt; auf jedem Blatt der Geſchichte niedergeſchrieben finden den unbarmherzigen Hohn des Schickſals: *Glück den Tapfern und Niederträchtigen! Wehe den Schwachen und Gerechten!* ſehen, wie die ſchmutzigſten

Digitized by Google

und ungeheuerſten Erfindungen noch weit unter dem ſtehen, was ſich wirklich begeben hat: ſehen wie die übermüthigſte und ſchamloſeſte Verdorbenheit noch unbefangen und beſcheiden erſcheint neben der Wirklichkeit; ſehen wie die brutalſte Rohheit nie etwas im Traum erſonnen hat, was ſich meſſen könnte mit der Wirklichkeit ... das, ich wiederhole es, ſtößt einem Anfangs Furcht und Grauen ein.“

Der Gedanke Sues: Die Excentricitäten und Monſtruoſitäten der hyperphantaſtiſchen Roman- und Novellenſchreiber und namentlich ſeine eigene durch Hinweiſung auf die Greuel und Gräßlichkeiten der Geſchichte zu rechtfertigen, iſt in der That nicht übel und könnte Manchem plauſibel ſcheinen; aber es will uns doch bedünken, daß die im Obigen ausgeſprochenen Anſichten ihn weder zum Hiſtoriker ſonderlich befähigen, noch auch ein günſtiges Vorurtheil von ſeinen äſthetiſchen Grundſätzen erwecken. Er ſpricht ironiſch von dem zauberiſchen Vermögen der großen Hiſtoriker, ſich über das wahre und wirkliche Elend der Menſchheit emporzuſchwingen und mit ſo ſtrahlendem Flug den Aether zu durchſchweifen, daß ſie die armſeligen Einzelnheiten nicht mehr wahrnehmen: er hat zum Theil Recht gegen manche überſchwängliche Hiſtoriker, welche in der That den Boden zu verlieren ſcheinen, aber er hat Unrecht, wenn er verlangt, die Geſchichte ſolle die Geſetze der Perſpektive ganz und gar aufgeben und das Detail ebenſo hervortreten laſſen, wie das univerſell Wichtige. Der Gang der Ereigniſſe ſelbſt wird den beſonnenen Hiſtoriker davor bewahren, ein allzuheiteres Bild von der Entwicklung der Völker und der Menſchheit zu entwerfen, ohne daß er deßhalb nöthig hätte, jede Unthat, jede Intrigue durch ſchwarze Kreuze zu bezeichnen, und jeden Seufzer eines ungerecht Leidenden nachzuführen. Gefühlloſigkeit und lächelnder Optimismus ſteht dem Hiſtoriker allerdings ſchlecht an; aber wer die Welt nur für ein Jammerthal oder ein Tollhaus oder eine Räuberhöhle anſieht, wird noch viel weniger zum Geſchichtſchreiber ſich eignen. Zugegeben aber, daß es in der wirklichen Welt, in der Geſchichte arg genug zugeht: wie ſoll hierin die Rechtfertigung oder gar die Nöthigung liegen, auch die Poeſie zu einem Giftgarten umzuwandeln? Der Grundſatz von der Nachahmung der Natur in der Poeſie und Kunſt reicht nicht aus; die bloße Nachahmung iſt gar nicht äſthetiſch. Nachahmung der ſchönen Natur (Natur im weiteſten Sinne, als Inbegriff des Wirklichen verſtanden) möchte der Poeſie zu enge Schranken ſetzen; aber ſchöne Nachahmung der Natur läßt ihr einen hinlänglich weiten Spielraum; der Schönheit iſt aber weſentlich das Maß und die Begränzung. Auch das an ſich Unſchöne, das Häßliche kann in die Sphäre der Schönheit gezogen werden, ſofern die Poeſie es zu bewältigen und dem Schönen dienſtbar zu machen verſteht; daher gibt es keine abſolute Gränze der poetiſchen Behandlung auch des häßlichen; aber trotz aller Naturwahrheit iſt die Darſtellung des Widrigen und Häßlichen unäſthetiſch, wenn es dominirt, ſtatt als Folie zu dienen. Dieß ſehen Viele der neuen franzöſiſchen Romantiker nicht ein. — Das Werk ſelbſt lieſt ſich angenehm genug weg; aber die diplomatiſche Genauigkeit in Angabe von Geſetzen und Verordnungen, Schiffskatalogen u. dgl. kontraſtirt ſeltſam mit der Schilderung der Details von Familienſcenen. Die Lektüre wird den Einen zu trocken, Andern wieder zu maleriſch ſeyn. Als Probe theilen wir eine Beſprechung von Louis XIV mit Colbert mit.

„Dieſer majeſtätiſche Anzug (der zuvor beſchrieben worden) paßte vollkommen zu dem Angeſicht Louis XIV, das ein Wald von ſchwarzen krauſen Haaren noch impoſanter machte, die in reicher Fülle über Schultern und Bruſt herabfallend, beinahe die Silberplatte ſeines Heiligengeiſtordens verbargen, den er unter ſeinem breiten, blauen Band trug. Der friſche, blühende Teint Louis XIV, die Männlichkeit ſeiner Formen, die ruhige Heiterkeit ſeines Blicks — Alles an ihm verkündigte eine Conſtitution von unglaublicher Lebenskraft, eine jener ſeltenen Organiſationen, welche eine eiſerne Geſundheit vor phyſiſchen Schmerzen bewahrt und eine mitleidsloſe Selbſtſucht gegen geiſtige Leiden waffnet; auch war dieſer König in der That während ſeines langen Lebens ſelten krank oder niedergeſchlagen. Gefühllos beim Tode derer, die er zu lieben ſchien, den Anſtrengungen und der Ungunſt der Witterung trotzend, aß er mit einem Heißhunger, der der Helden Homers würdig geweſen wäre und genoß immer den ruhigſten und tiefſten Schlaf; es war mit Einem Wort einer jener kerngeſunden Menſchen, die große Triebe und wenig Leidenſchaften haben. In dieſem Augenblick ſchien der König nachdenklich und eine leichte Bewegung ſeiner Oberlippe ließ eine Ungeduld errathen, welche ſich auch in der Lebhaftigkeit kund gab, womit er einen prächtigen Ring am kleinen Finger unaufhörlich abzog und wieder anſteckte; drei ſchöne ſpaniſche Hunde drängten ſich umſonſt an ihn; ſtatt der gewohnten Liebkoſungen erhielten ſie nur einiges trockene Backwerk. Der König befand ſich aber nicht allein in dieſem Gemach. Vor einem Tiſch ſaß auf einem kleinen Tabouret, mit Schreiben beſchäftigt, ein Mann von etwa 45 Jahren, mittlerer Statur, mager und vorwärts gebeugt. Sein blaſſes, knochiges Geſicht war von zwei grauen Augen erleuchtet, tiefliegend und beinah bedeckt von großen, ſchwarzen ungleichen Brauen, in welchen einige ſehr lange und ſtarre Haare ſchon weiß zu werden begannen; ſeine breite, gelbe, wie aus altem Elfenbein gemeißelte Stirn trug zwiſchen beiden Brauen eine doppelte und ſo tiefe Falte, daß dadurch ſein Angeſicht den Ausdruck von Grauſamkeit und Unverſöhnlichkeit bekam. Er ſchrieb ſehr ſchnell und kaute unaufhörlich an ſeiner langen Feder. Dieſer Mann war Jean Baptiſte Colbert, der große Colbert, vir marmoreus, wie ihn Guy Patin nannte. Colbert ſchrieb immer fort und der König wußte ſeine üble Laune nicht zu verbergen. Voll Ungeduld hatte er ſo eben ſeinem Miniſter befohlen, einen Streit zwiſchen den Ciſterzienſern und ihrem General zu beendigen; dieſer neue Handel der Geiſtlichkeit hatte ihm ins Gedächtniß gerufen, daß er zu Anfang dieſes Jahres ſich hatte einige beſondere Mühe geben müſſen, um von dieſem Stand einen Geldbeitrag zu erlangen. Heftig ſprach ſich der König gegen die von der Geiſtlichkeit angeſprochene Freiheit von Steuern aus. Hat es einen vernünftigen Sinn, daß mein Adel ſein Blut für die Vertheidigung meines Reiches hingebe; daß mein Volk, das ſo viele Köpfe zu ernähren hat und das die Soldaten zu meinen Heeren

Digitized by Google

liefert, allein die Bürde der Auflagen trage, während die Geiſtlichen, durch ihren Beruf den Gefahren des Kriegs, dem Aufwand des Luxus und der Laſt der Familie enthoben, ſich allein im Ueberfluß aller Wohlthaten des Staats erfreuen, ohne je zu ſeinen Bedürfniſſen beizutragen, — nein, Herr, das darf nicht ſeyn, das kann nicht ſeyn; denn ich will nicht, daß es ſo ſey!

Ach, Sire, erlauben Sie mir Ew. Majeſtät das Glück auszudrücken, das ich darüber empfinde, daß Sie die allgemeinen Intereſſen ihrer Völker gegen die übermüthigen Anmaßungen einiger verirrten Glieder des Clerus in Schutz nimmt!

Dieſe Zuſtimmung ſchien dem König zu gefallen und die letzte Wolke, die noch ſeine Stirne trübte, zu zerſtreuen; auch nahm er jetzt mit mehr Zärtlichkeit die Liebkoſungen ſeiner ſpaniſchen Hunde auf, mit welchen er einige Augenblicke ſpielte. Darauf nahm der König aus einem reich verzierten Käſtchen ein Fläſchen mit wohlriechendem Waſſer von ſo ſtarkem und durchdringendem Geruch, daß, ſobald er es geöffnet, das ganze Zimmer durchduftet war; der König, damals ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Wohlgerüchen, ſog dieſen Duft mit Entzücken ein, ohne daran zu denken oder denken zu wollen, daß dieſe Gerüche ſeinem Miniſter das heftigſte, einſeitige Kopfweh verurſachten. Aber das war der unwandelbare Brauch bei Louis XIV, was ſeine perſönlichen Gewohnheiten anlangte, bei den geringfügigſten wie bei den wichtigſten Gelegenheiten, gegenüber ſeinen Hofleuten und ſeinen Maitreſſen, ſich nie um jemand zu bekümmern und nie zu bemerken oder bemerken zu wollen, wenn ſeine Art zu ſeyn oder zu handeln Andern Verdruß und Schmerzen machte. Er trat Colbert näher und befragte ihn um etwas — dem Miniſter ſtand der Schweiß auf der Stirne — er entſchuldigte ſich, daß ihn ein plötzliches Unwohlſeyn angewandelt; aber der König beachtete das nicht, und beſtändig ſich die Stirne abwiſchend, mußte der unglückliche Colbert ſeinem Monarchen Rede ſtehen.“

Jocelyn.

(Fortſetzung.)

In Einem allerdings weſentlichen Punkte weicht jedoch Lamartine's Poeſie von der deutſchen Dichtweiſe gänzlich ab und iſt der alten franzöſiſchen Lyrik gleich, und überhaupt national geblieben. Die Liederpoeſie der Deutſchen ſetzt ihren künſtleriſchen Stolz in den gegliederten Bau der Dichtungen, ſie will, daß ihren Schöpfungen eine Seele, eine Monas inwohne, die aus ſich heraus in harmoniſcher Begränzung und natürlichem Ebenmaß ſich ihren Leib ſchaffe; Ueberfluß an Geſtalt, und was man im Franzöſiſchen longueurs nennt, gilt dem Deutſchen für den Tod aller Poeſie, und wenn in jener Zugabe unorganiſcher Theile noch ſo viel wuchernde Fülle, noch ſo viel Schmarotzerleben ſich entwickelte. Von dieſer Strenge hat der Franzoſe keinen Begriff, und er hält ſie bei den deutſchen Meiſtern wohl gar für Mangel und Dürftigkeit. Die franzöſiſche Lyrik, ſey ſie nun Rhetorik oder Poeſie, phantaſirt über ihren Gegenſtand in freien Variationen deſſelben, je begeiſterter ſie iſt, deſto weniger folgt ſie einem Plane, noch ſchwebt ihr eine vorläufige Geſtalt des werdenden Gedichts vor Augen, die bei dem deutſchen Dichter das Herrlichſte, die das jedesmalige Ideal iſt, dem er in der Ausführung nachringt. So im Allgemeinen hat ſich der Franzoſe wohl eine Vorſtellung von dem Objekte ſeiner Dichtung gemacht, aber die Ausführung überläßt er dem, was er Inſpiration nennt, und je reichlicher und feuriger der Strom ſeiner Empfindung und Phantaſie dann fließt, deſto mehr ſpricht er von verve und von bewundernswürdigen Verſen. So ſind auch die ſchönſten Gedichte Lamartine's mehr einer träumeriſchen und romantiſchen Gegend, von nicht ſtets maleriſcher Einheit, vergleichbar, einem durch wechſelnde Ufer dahinrauſchenden Bache, einer Natur mit einer vagen Weltſeele; während die vollendetſten Produkte deutſcher Lyrik mit dem Vollkommenſten zu vergleichen ſind, was unſer Planet hervorbringt, mit einer edeln Menſchenſeele in wohlgeſchaffenem Leibe.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen über den Dichter gehen wir zu ſeinem neueſten Werke über, deſſen Friſche und jugendliche Idealität deutſche Leſer nicht weniger überraſcht, als ſeine Landsleute, unter denen der ſchon genannte, die Bemerkung macht: daß es mit den Talenten ſey, wie mit den Schönheiten: Halbtalente überleben ihre Jugend, den erſten Glanz der Hoffnungen, die ſie erregten, nicht oft erſchöpfe ſie eine erſte und einzige glückliche Produktion, wie jene zerbrechlichen Schönheiten, die das erſte Wochenbett zerſtört. Die wahren Schönheiten ſind nicht ſo, und noch weniger die wahren Talente; ſie erneuen ſich, ſie wachſen lange, erhalten ſich und wechſeln mit den Lebensſtufen. Die lyriſchen Talente fangen gewöhnlich damit an, die Liebe zu ſingen; jedes andere Intereſſe, jeder andere Reiz verliert ſich in dieſem; aber in dem Maße, als dieſe innere Entzückung aufhört, erweitert ſich die Dichterſeele für andere Gegenſtände. Eine uneigennützigere Thätigkeit wird in ihr rege; die Menſchheit, die Welt wird ihr Objekt.

So ungefähr erklärt ſich Herr Sainte-Beuve das Entſtehen Jocelyns als epiſcher Dichtung. Eine weitere Wahrnehmung von ihm iſt, daß die äußern Ereigniſſe, die Revolutionen, welche kurzathmige Talente irre machen und verderben, dem wahren lyriſchen Dichter vielmehr dienſtbar werden. In dieſem Sinne findet er es für Lamartine's Talent zuträglich, daß die Reſtauration in Frankreich gefallen iſt. Die Juliusrevolution hat ihn dem engen poetiſchen Ideenkreis, in welchen ihn die Treue gebannt hielt, entriſſen, ſie iſt für ihn, wie für einige andere Genien, die Gelegenheit rechtmäßiger Vergrößerung geworden.

Lamartine ſelbſt gibt uns in der Vorrede zu ſeinem Gedichte folgende Orientirung zum Behufe ſeines Verſtändniſſes: Die Zeit der heroiſchen Epopeen iſt vorüber, ſagt und entwickelt er. Das Intereſſe knüpft ſich in unſerer Zeit nicht mehr an Individualitäten, der Geſichtskreis des menſchlichen Auges hat ſich erweitert durch eine höhere und breitere Geſittung durch den Einfluß von Inſtitutionen, welche die Zuſammenwirkung einer größern Anzahl oder Aller zum Werke der Geſellſchaft heiſchen,

Digitized by Google

durch Religionen und Philoſophieen, welche den Menſchen belehrt haben, daß er nur ein kaum bemerklicher Theil einer unermeßlichen und ſolidariſch verbundenen Einheit ſey, und daß das Werk ſeiner Vervollkommnung ein collectives, ein ewiges ſey. So gelten die Individuen jetzt nicht mehr ſo viel, ſie ſind uns nur noch Mittel oder Hinderniſſe für das begonnene Werk. Das Intereſſe des Menſchengeſchlechts knüpft ſich nur noch an das Menſchengeſchlecht ſelbſt. Wie ehemals die Fabel, ſo heiligt jetzt die Wahrheit die Poeſie; ſie wird religiös aus Vernunft und populär aus Philoſophie. Die Epopee iſt hinfort weder national noch heroiſch, ſie iſt viel mehr, ſie iſt menſchheitlich (humanitaire).

Zur rechten Zeit und inſtinktmäßig von dieſer Transformation der Poeſie durchdrungen, ſuchte Lamartine, welcher epiſche Stoff unſerer Epoche unſeren Sitten, der Zukunft am angemeſſenſten wäre, welcher dem Dichter erlaubte, zugleich lokal und univerſell zu ſeyn, wunderbar und wahr, unendlich und eins. Dieſer Gegenſtand bot ſich ihm, ſagt er, von ſelbſt an; es gibt deren nicht zwei. Er iſt die Menſchheit, die Beſtimmung des Menſchen; es ſind die Phaſen, die der menſchliche Geiſt durchlaufen muß, um auf dem von Gott vorgezeichneten Wege ans Ziel zu gelangen. Der Dichter hofft kaum, dieſen Gegenſtand in ſeinem Leben erſchöpfen zu können, er iſts zufrieden, wenn er von Zeit zu Zeit Fragmente davon liefert, die groß genug ſind, daß man den Plan des Ganzen in ſeiner Mannichfaltigkeit und Einheit daraus erkennen kann; wenn ein Lebenskeim darin wohnte, ſo werden vollkommnere Dichter nach ihm kommen und ihn befruchten. Mehrere dieſer Bruchſtücke hat Lamartine unter dem Geräuſch des geſelligen und politiſchen Lebens (denn ein Dichter darf kein Träumer ſeyn, und ſich nicht dem Dienſt des Vaterlandes und der Civiliſation entziehn) angefangen und wieder verworfen. Jocelyn iſt ein ſolches Fragment, das ſtehen geblieben iſt. Er hat aus den verſchiedenen Scenen ſeines „epiſchen Dramas“ eine der lokalſten und neuzeitlichſten gewählt; ſie iſt das Bruchſtück eines „Gemüthsepos“ (épopée intime); ſie ſtellt den chriſtlichen Typus unſerer Epoche dar, einen Dorfpfarrer, einen Prieſter des Evangeliums, eine der rührendſten Geſtalten der modernen Geſittung. Um aus dieſer Epiſode eine Art kleinen Gedichts zu machen, das ſeinen Anfang und ſein Ende hat, brauchte er es nur mit einem Prolog und Epilog einzufaſſen. Er bittet den Leſer nichts anderes als Poeſie in dieſer Produktion zu ſehen, keine verſteckte Abſicht, kein Syſtem, keine religiöſe Controvers dahinter zu ſuchen; es iſt nichts darin dargeſtellt, als das moraliſche und religiöſe Gefühl, aufgefaßt in der Region, wo Alles, was ſich zu Gott erhebt, ſich begegnet und vereinigt, nicht da, wo Einzelnheiten, Syſteme und Streitfragen die Gemüther und Geiſter entzweien.

Wir laſſen dieſe Aeußerungen Lamartine's vorerſt dahingeſtellt und verſuchen unſern Leſern ein Geſammtbild von der Dichtung zu geben, welche derſelbe mit dem Namen einer Epopee, oder eines epiſchen Dramas zu bezeichnen für gut findet. Wo die Gelegenheit es giebt, werden ſich Proben in metriſcher Ueberſetzung, den Ton des Ganzen veranſchaulichend, einweben laſſen.

Der Prolog zeigt uns einen Botaniker (eigentlich den Dichter) die Flinte im Arm, von zwei Jagdhunden gefolgt, im höchſten Gebirge. Er iſt der einzige Freund eines Landpfarrers, der in einem dieſer Bergthäler einer armen Gemeinde vorgeſetzt war. Heute, an Sommer-Johannis, freut er ſich, nach vielen Jahren wieder einmal an ſeine Pforte klopfen und am frugalen Tiſche bis in die Nacht ſich in Geſpräche verlieren zu können. Aber das Haus iſt öde, und auf der Treppe findet er nur eine ſchwarze Geſtalt im Schatten ſitzen: die Dienerin, die den Tod ihres Herrn beweint. Der Dichter verwacht die Nacht bei dem Leichnam des geliebten Freundes. Die nachfolgenden Papiere, ein biographiſches Tagebuch ſeiner Jugend, finden ſich in dem Nachlaſſe des Verſtorbenen. Der Dichter ſetzt die zerriſſenen Blätter dieſes Journals wieder zuſammen und führt ſie in neun Epochen eingetheilt vor unſern Augen vorüber.

Jocelyn iſt, nach des franzöſiſchen Kritikers Belehrung, ein bretagniſcher Name ſeiner und ſeltner Race. Die unmittelbare Heimat des Helden ſucht inzwiſchen ebenderſelbe eher in der Nachbarſchaft der Loire in jenen reizenden Dörfern der Touraine, wo einſt Goldſmith die unſchuldige Jugend zum Schall ſeiner Flöte tanzen ließ. Jocelyn iſt ein Kind des Dorfes, von gebildeten und vermöglichen, jedoch ländlich einfachen Eltern entſproſſen. Am 1ſten Mai 1786 iſt er 16 Jahre alt geworden, und von dieſem Tage datirt die erſte poetiſche Mittheilung über die Träume ſeiner Jugend. Das Feſt rauſcht noch am ſpäten Abend in ſeinen Ohren; er kann nicht ſchlafen und beten, die holden Phantome des Tanzes drehen ſich in tauſend Schatten von Schönheiten vor ſeinen Augen; welke Roſen fallen von Mädchenſtirnen; von geliebten Lippen hallt ihm ſein eigner Name wieder. Anna, Blanche, Lucie! holde Bilder, was wollt ihr? Was muß die Liebe ſeyn, wenn ſchon ihr Traum ſo ſchön iſt!

Dieſe Ahnungen eines ſechzehnjährigen Herzens unterbricht die Wirklichkeit mit ihrem Ernſte. Jocelyn's Schweſter erblaßte auf dem Heimweg vom Dorfballe. In Gebüſche verſteckt, hat der Bruder Juliens ſchüchternes Bekenntniß gegenüber von der Mutter gehört. Erneſt iſt ihr Geliebter, aber ſeine Aeltern ſind begehrlich und Julie iſt arm. Der ſechzehnjährige Knabe begreift das Alles wohl: ſein Entſchluß iſt gefaßt. Wenn er ſich der Kirche widmet, wenn er ſeinen kleinen Theil am Erbe Julien überläßt, kann dieſe heirathen. In dieſem Sinn erklärt er ſich vor den Eltern und der Schweſter, und mit gebrochenem Herzen, aber glücklich im Bewußtſeyn des gebrachten Opfers, verläßt er die liebliche Heimath und das Vaterhaus, um das Seminar zu beziehen. Hiermit ſchließt die erſte Epoche.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 31.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Junius 1836.

Jocelyn.

(Fortſetzung.)

Die zweite zeigt uns ihn im Beginne des Jahres 1793; 6 Jahre von ſeinem jungen Leben ſind vorübergegangen ohne äußere Spur. Frühe und Abend, Heute und Morgen waren alle gleich; ſein Leben iſt ohne Widerhall im ſchwarzgepfeilerten Kloſter dahingefloſſen. Andacht und Studium haben ſeine Sinne mit ihrer kalten Gewohnheit eingeſchläfert; die glühenden Erinnerungen ſeiner Jugend, die Bilder von Freiheit, Liebe und Natur ſind kaum bis hieher in ſeine Nächte ihm nachgedrungen, hier färbt ſich allmählig Alles mit dem Frieden Gottes, wie ins Schiff der Kirche durch die bunten Fenſterſcheiben das Licht der Morgenröthe bricht. Auch ſind die Blätter in ſeinem Tagebuch noch alle weiß, was hätte er niederſchreiben ſollen? Er diente Gott alle Tage, mit demſelben Dienſte. Ach, könnte ſein ganzes Leben auch ein einziges weißes Blatt ſein! Auch was er jetzt ſchreibt, ſind nur friedliche Hymnen auf Gottes Gegenwart im Tempel. Inzwiſchen ſtürmt draußen das Wetter der Revolution. (15 Februar 1793.) *)

Indeß wir hier in einer eignen Welt,
In Gott, für Gott, vor ſeinem Blick nur leben,
Weht um uns her ein andrer Lebensgeiſt;
Von Todesathem, Zorn und Neid geſchwellt,
Brüllt rings um uns die Zeit, und ihre Wuth
Verfolgt die Diener Gottes bis vors Kreuz.
Ein Geiſt des Sturzes zerrt an einem Volk,
Reißt nieder über ihm, was es beherrſcht,
Will Thron, Altar, Geſetz und Sitte wandeln,
Und Alles taucht in Staub und Blut zu Grund.
. . . .
Wohl mir, wohl mir, daß noch des Glaubens Licht
In meinem Auge lebt, und vor mir wandelt,
Und von der Menge, die geſchleudert fliegt
Abſcheidend meine Schritte, ſondren Pfad
Bereitet meinem zagenden Gedanken,
Den Pfad der nicht der Erde Pfaden folgt,
Den Gott erleuchtet, der kein Ende hat.

*) Wir überſetzen die weniger ſich erhebenden Stellen des Gedichts in reimloſen, fünffüßigen Jamben, die pathetiſcheren im gereimten Sylbenmaß des Originals.

Der Sturm naht ſich, nach des Königs Opferung, auch dem heiligen Hauſe. In der Heimath hat er ſchon gewüthet. Jocelyns Mutter, Schweſter und ganze Familie ſind auf der Flucht und ſuchen jenſeits des Meeres ein Aſyl; der junge Prieſter ſelbſt mit zwölf Louisdor's, die ihm heimlich zugekommen ſind, hat kaum noch Zeit ſich zu retten. In Verkleidung gewinnt er das Dauphiné, Grenoble, endlich die Alpen. Hier findet ihn ein Senne und zeigt ihm den Weg zu einem ſichern und unverletzlichen Aſyl, in ein abgeſchloſſenes, Niemand bekanntes Hochthal des Gebirges, wohin man nur über ſchmale Bergabſätze, auf gefährlichen Steigen kommt. Hier, in der Adlergrotte, ſeinem künftigen Wohnſitz angelangt ſchildert er (15 April 1793) ſein Geſchick und ſeinen Aufenthalt, und der Dichter hat Gelegenheit, ſich ſeiner zauberiſchen Gabe idealiſirender Naturſchilderung zu überlaſſen.

O hoch erhabne Nacht! endloſer, tiefer Bogen,
Durch den man Gott erblickt, ſo wie den Grund durch Wogen;
Wo ſo viel Stern' im Feu'r, daraus ſein Name bricht,
Den Horizont durchglüh'n mit dieſes Namens Licht,
Auf denen Gottes Blick, Hand, Schatten und Gedanken
In leichter Curve fährt durchs Weltall ohne Schranken!
Und du, durchſicht'ger Mond, aus deſſen Spiegelglanz
Zurückzuſtrahlen ſcheint der Berge ganzer Kranz,
Auf daß zwo Welten ſich vom Schöpfer unterhalten,
Die ein' in Silberlicht, die andr' in Dunkels Falten.
Und Winde, die ihr hoch die nächt'gen Flügel ſchwingt,
Der Erde Haupt umtoſt, die Luft mit Duft durchdringt!
Ihr Ströme, rauſchend laut, ihr Wolken die ihr badet
Bleich in dem Strahlenmeer, und ſeinem Licht nicht ſchadet,
So wie in reiner Bruſt, durch heiligen Azur
Die dunkle Leidenſchaft hindurchzieht ohne Spur!
Myſterien der Nacht, die nur der Engel ſchauet,

Digitized by Google

Die, vorbanglüſtend, mir dieß Stündlein anvertrauet,
Der Alpengipfel hat mich näher euch gebracht!
Ich blick' euch Aug' in Aug', begeh' den Dienſt der Nacht,
Und ſehe kniegebeugt das Schauſpiel ſich ergeben,
Das Gott im heil'gen Zelt die Geiſter läſſet ſehen.

. . . .

Ihr Tannen, Wohlklangs voll! ihr Harfen in dem Wald,
Drauf jeder Himmelswind in eig'ner Stimme hallt,
Ihr ſeyd das Saitenſpiel, wo Alles weint und ſinget,
In tauſend Echo's ſich Natur mit Luſt verſchlinget;
Kein Menſchenſeufzer iſt, der nicht in ſüßem Hall
In einem Aetherhauch fänd' einen Widerſchall.
Ihr heil'gen Bäume wißt, was Gott uns zubeſchieden;
Singt, weinet, tragt mit mir die Trauer wie den Frieden;
Gott aber weiß allein, ob euer ſüßer Klang
Sey Weinen über uns, ſey froher Lobgeſang!

Doch bleibt Lamartine nicht bei dieſen ſubjektiven Phantaſien ſtehen. Sein Jocelyn ſchildert uns die Alpennatur auch mit objectiveren Farben: den donnernden Abgrund, in welchen der Gletſcher ſich gießt, und über den die Felſenbrücke wie mit einem Sprung über den Tod ſetzt; die Gipfel mit ewigem Schnee, und drunten die Felſen, die den Gletſcherfluß plötzlich dämmen und mit einer Böſchung frei in der Luft halten; auf dem glatten Geſtein kein Gras, keine Blume; keine Hirtenſtimme, die dorbar herausdränge. Unter dem Schutze dieſer Fluthen, dieſer Felſen, dieſes Schnees findet der Flüchtling vor allen Fallſtricken der Menſchen Schutz. Wie der Adler in ſeinem Horſt, findet er in ſeiner Bergmulde Alles, was nur das Verlangen eines Dichters wünſchen kann: ſturmgebeugte Eichen, deren Wipfel nur der Blitz abzuäſten gewagt hat, vom Fuße bis zum Haupt mit Lianen umſchlungen; des Tags vergoldeter Strahl ſpielt mit ihrer Nacht; über dem windbewegten, goldgrünen Raſen ſchwimmen Schmetterlinge, tauſend Düfte regt ſein Fußtritt auf; Waſſer ſchläft im ſchattenbraunen Laube, oder füllt granitene Becher bis zum Rand; über blumige Hügel wallt der ſchäumende Bach, und verliert ſich im Grün der Wieſen wie Milch; dort ſchimmert ein durchſichtiger See wie ein Stück Azur vom Nachthimmel gefallen, in dem, wenn der Tag erloſchen iſt, die Nacht ſich ſtirnt (s'étoile), wo Lotusblätter ſchwimmen und der ſilberne Flaum wogt, den der wilde Schwan badend am Ufer zurückgelaſſen. Enge Thälerfalten; unermeßliche Durchblicke; Abgründe, die nur das Ohr nach der Schneelavine Toſen mißt; Gipfel, die ihre weißen Spitzen ins Aetherblau tauchen, braune, breite Schatten an den Rippen der Berge — und laue, elaſtiſche Luft, und Windesathem, und Schweigen in welchem die Seele ſchläft und ſich träumen hört. Allenthalben Frieden mit beſeelender Bewegung; Gemſen in Heerden über dem Abgrund ſitzend; Ziegen die an der Rinde nagen, Eichhörner auf den Bäumen, Geſang von tauſend Vögeln, Flügelſummen goldener Inſekten, Blumenduft in den Lüften — das iſts, was der Himmel aus dieſen Einöden gemacht hat.

Der Dichter kann von ſolchen Beſchreibungen gar nicht loskommen; die Adlergrotte ſelbſt ſprengt ſeine Phantaſie in rieſiger Dimenſion in die Felſen, und läßt dann in ihr ſeinen Helden die dritte Lebensepoche mit Gebet beginnen. Jetzt erſt wird ſein Leben gewiſſermaßen wieder flüſſig; er ſieht ein glückliches Hirtenpaar und bald geht er einer größeren Begebenheit entgegen. Eines Tages hat ſich Jocelyn aus ſeinem Verſteck hervorgewagt und iſt auf dem gefährlichen Fußpfad abwärts geſchritten. Hier begegnet er im Gebirg einem Konſkribirten, von ſeinem Sohne begleitet, von zwei Soldaten der Republik verfolgt. Am Rande des Bergpfades entſpinnt ſich ein Gefecht; die Soldaten glitſchen aus, und rollen zerſchmettert, in den Abgrund; aber der Flüchtling, zum Tode wund, hat, in der Grotte angekommen, nur noch Zeit, ſein Kind Laurence dem jungen Einſiedler anzuempfehlen. Sein Tod, die Verzweiflung des Knaben, die trauervolle Freude Jocelyns, Alles wird mit Meiſterzügen geſchildert. Die Schönheit dieſes Kindes läßt dieſen zweifeln, ob es ein Knabe oder ein Engel iſt. Aber ſein Herz fühlt ſich wunderbar durch den Umgang mit dem Kinde befriedigt:

Du haſt ihn mir gegeben, Gott! du haſt
Ergänzt mit ihm das Bruchſtück meines Lebens!
Geſtillt iſt endlich meiner Liebe Durſt.
Wie dieſes Kind in meine Grotte kam,
An ſelbem Tag ward all mein Traum mir klar.
Ich deſſen abgeſchloßner Geiſt bis jetzt
Sich unter andre nicht gemiſcht, der ſtets
In Allem, was mir nahte, weniger,
Als was mein Herz begehrt', im Blick, in Mienen,
Im Schall der Stimm', und in Gebärde fand:
Beim Ausfluß dieſes Himmelsſtrahls zuerſt,
Beim erſten Reiz der erſten Unterhaltung
Erkannt' ich in des Kindes Herz mein Herz.
Die ganze Fülle meiner Seele, dran
Die Einſamkeit mit öder Leere zehrte,
Ergoß ſich über dieſes Kind; mein Herz
Enttäuſcht, zählt nicht nach Tagen mehr, es hat,
Seit geſtern liebend, immerdar geliebt.

Der gemeinſame Genuß der Natur gibt zu neuen Beſchreibungen Gelegenheit. Inzwiſchen wird Laurence immer größer und ſchöner. Am 28 Oktober 1793 ſchreibt Jocelyn in ſein Tagebuch:

Das Kind? — ich kann ihn nicht mehr nennen ſo;
Mit ſechzehn Jahren iſt er Jüngling worden;
Schon reichet ſeine Stirn' an meine faſt,
Mein Fuß, im Lauf, holt kaum den ſeinen ein;
Sein zart, fein ſilbern Engelsſtimmchen nur
Behält noch immer ſeinen Kinderlaut,
Und ſeiner Töne ſanfte Schwingung mahnt
Mich an die Stimme meiner Schweſter oft —

Bald darauf bricht er in eine Hymne auf die geſchlechtloſe Schönheit aus, welche, ſagt er, auf jedes Herz, wie der Magnet auf das Eiſen wirkt. In mancherlei Geſtalten wohnt ihre Gewalt; ſie iſt's, die unſere Blicke nach den Strahlen des Sternes, den Wogen des Meeres, dem Bogen des Himmels hinzieht, den beweglichen Bächen, den Bäumen voll Grazie zu.

Oft zeigſt du auch dich uns in ſprechenderem Spiegel,
Und drückſt lebendigen Geſchöpfen auf dein Siegel,
Dem Löwen legeſt du Entſetzen in den Blick,

Digitized by Google

Und heißt die Mähnen wehn entlang dem Roßgenick;
Dem Adler färbeſt du die ſchwarzen Flügelbreiten,
Und läßt den Taubenhals in ſanfter Flechtung gleiten.
Und endlich glänzeſt du auf Menſchenangeſicht,
Dem Ausbund deiner Kunſt, dem Licht von deinem Licht.
In Farb' und Mienenſpiel ſieht man dich, ausgegoſſen,
Auf Frau'n= und Männerſtirn in heil'gem Frühling ſproſſen;
Du biſt's die jenen Strahl voll Stolz und Huld ergoß,
Darauf kein Auge ruht' und bliebe thränenlos.

. . . .

Wer weiß es, ob wir nicht in dir ein Bildniß ſchauen
Von Gott ſelbſt, deſſen Glanz dringt durch das ird'ſche Grauen,
Ob dieſe Seele, die der ſchöne Leib jezt ſchmückt,
Des Himmels Urbild nicht in ihm hat ausgedrückt?

(Fortſezung folgt.)

L. Schefer's Laienbrevier in England.

Wir theilen die Beurtheilung des Athenäums von obengenanntem Buch mit. — Es iſt heutzutage Mode — eine Mode die wie man bemerken kann, auch in früheren Zeiten ſchon beliebt geweſen — den neugierigen Leſer durch irgend einen fantaſtiſchen Titel zu ſpannen, ohne irgend eine Anzeige von dem Inhalt des Buchs zu geben, dem er vorgeſezt wird. Deßhalb muß man dem Kritiker eine kleine Ueberraſchung zu gut halten, bei der Entdeckung, daß der zierliche Name, welchen Leopold Schefer ſeinem Werke gegeben, durchaus kein unpaſſend gewählter iſt. Dieß mag die Erwartungen Solcher täuſchen, welche ſich darauf gefaßt machten, einen Spaß zu finden, noch pikanter gemacht durch den Ernſt des ankündigenden Titels; wahr iſt es allerdings, daß hier keine luſtigen Sprüche, keine hundert Erzählungen oder ſchlaue Satyren weltlichen Leſern in munterer Laune geboten werden. Kurz das Buch iſt nicht mehr und nicht weniger als der Titel beſagt: ein Brevier oder eine Sammlung von Betrachtungen und Lehren zum Gebrauch und zur Belehrung für Laien, zum Unterſchied von ausſchließlich religiöſen Leſern ſo genannt.

Ein Buch ſolcher Art iſt in dieſen unſern ungeduldigen Zeiten ein ziemlich gewagter Verſuch; der Autor hat die Feſtigkeit ſeines Entſchluſſes dadurch bewährt, daß er ſeinen Plan in gebundener Rede ausführte. Wir entdecken in ihm einen ernſten, nachdenklichen Mann, der auf dieſe Art ſeine Anſichten über die Philoſophie des Lebens und der Natur, über Pflicht und natürliche Religion darlegt, und um ſie andern tiefer einzuprägen, ſie in eine Kette von Gedichten zertheilte, entſprechend den Jahrestagen, ſo daß jeder Tag ſeine eigene Betrachtung oder Ermahnung hat. Man darf wohl vorausſetzen, daß ſeine Abſicht war, den Leſer zum Nachdenken über die in regelmäßiger Ordnung ihm nahe gebrachten Gegenſtände zu veranlaſſen, ſo daß am Schluß des Jahres die ganze Maſſe der Belehrung allmälig von ihm verarbeitet und das Weſentliche davon ſeinem Gemüth angeeignet worden ſey. Dieſe Idee allein kann man in einer Anordnung finden, welche ſonſt rein willkürlich iſt, und ein wenig nach Pedanterie ſchmeckt, da die Beſchaffenheit der erörterten Gegenſtände eine genaue Austheilung derſelben an einzelne Tage rein unmöglich macht. Sezt man aber die angedeutete Abſicht wirklich voraus, ſo dürfte bezweifelt werden, ob eine große Zahl Leſer ſo beharrlich ſeyn möchte, dieß Brevier zu ihrem täglichen Geſellſchafter zu machen. Und dieß ſoll geſagt ſeyn, ohne irgend dem Verdienſt des Buchs etwas entziehen zu wollen; nos, nos, inquam, desumus! Die Zeiten der emſigen ausdauernden Leſer ſind längſt vorüber.

Deſſenungeachtet brauchen wir uns nicht zu entſchuldigen, wenn wir einem Werk dieſer Art einige Aufmerkſamkeit widmen. Die Idee, die Menſchen durch einen an Alle ohne Unterſchied gerichteten Aufruf zu veranlaſſen, mit verſtändiger Liebe das Leben und die Natur zu betrachten — in Liebe, Geduld und Hoffnung zu wandeln — mit redlich gemeintem Fleiß zu arbeiten, jeder in dem ihm angewieſenen Pflichtgebiet — emporzuſchauen, mit herzlichem Vertrauen — und vor ſich ohne eitle Furcht. — Dieß iſt namentlich eine Idee, die, wenn entſprechend ausgeführt, achtungsvolle Aufmerkſamkeit verdient. Auch hat der Verfaſſer ſeine Aufgabe nicht ſchwach oder ohne Vorbereitung gelöst; er iſt kein gewöhnlicher Deklamator, ſondern ein Mann von Empfindung und Nachdenken, der überall mit ſinnigem und oft mit poetiſchem Auge die Gegenſtände betrachtet die er darſtellen will. Man bemerke, daß wir ſein Buch, obgleich in metriſche Form gekleidet, nicht als ein poetiſches Werk betrachten. Das Weſen dieſer Kunſt will ſich nicht mit einem ſtreng didaktiſchen Zweck vertragen. Was auch von Poeſie ſich bei einem ſolchen Gegenſtand findet, das kann doch nur als zufällig und untergeordnet gelten, in dem es entweder eine gewiſſe Form darbietet, oder Epiſoden und einzelne ſchmückende Schönheiten herleiht. Die Entwicklung eines Syſtems — einer Wiſſenſchaft — einer Reihe von Wahrheiten kann an ſich nie poetiſch ſeyn; nicht als ob Poeſie und Wahrheit im Widerſpruch mit einander ſtänden, ſondern weil dort das Prinzip ein nothwendig ſchöpferiſches Vermögen iſt, das in Bildern und Symbolen ſich ausſpricht, hier aber die abſtrakte Form ohne Einkleidung vorherrſcht. Die Aufgabe der Philoſophie iſt die Wahrheit zu zergliedern und zu claſſificiren — die der Poeſie dagegen, ſie in lebendige Geſtalt einzukleiden. So viel im Vorbeigehen über einen Gegenſtand von hohem Intereſſe für die Kritik, über welchem man jezt bei uns mehr ins Klare zu kommen anfängt.

Jedoch, ohne dem zu beurtheilenden Werk, als ein Ganzes betrachtet, einen poetiſchen Charakter zuzugeſtehen, müſſen wir doch ein gebührendes Maß vom Lob den häufigen Beweiſen von poetiſcher Sprache und Empfindung, welche den vorherrſchenden Ernſt des Buchs heben, nicht vorenthalten. In lezterer Hinſicht erſcheint der Glaube des Verfaſſers als ſehr human und ziemlich orthodox, obgleich ſeine Naturanſichten einer Färbung von Pantheismus an ſich tragen. Seine Moral iſt ſehr rein und edel — verfeinert vielleicht bis zu einem Grad von Selbſtaufopferung, der kaum erreichbar ſeyn dürfte, doch nicht herb oder phantaſtiſch. Als Führer für den aufmerkſamen Betrachter des täglichen Lebens in ſeinem Zuſammenhang mit den Gegenſtänden höherer und allgemeinerer Betrachtung, kann der Autor wohl

Digitized by Google

empfohlen werden; aber nicht zu erwarten ſteht, daß ſein Brevier, außer dieſer Klaſſe von Leſern, viel Beifall finden werde; es iſt ein Werk des Gedankens, beſtimmt für die Denkenden; und wie viel Raum bleibt heute noch übrig für den Gedanken unter dem Mühlrädergeklapper des Lebens? — Der Kritiker gibt als Proben treue und fließende Ueberſetzungen einiger Abſchnitte: auf den 31 Mai, 23 Oktober, 2 Februar und ſchließt: Nachdem wir ſo hinreichend gezeigt, daß der Autor dieſes Laienbreviers das Amt eines Lehrers mit allem Recht anſprechen darf, verlaſſen wir das Werk, das ihm unſere volle Achtung gewinnt, mit der Verſicherung, daß ein genaueres Eindringen in das was es darbietet, eine reiche Ausbeute von Stoff für die Uebung des Gedankens gewährt und Betrachtungen enthält, welche mehr als eine flüchtige Aufmerkſamkeit verdienen.

Dieſe ausländiſche Beurtheilung eines deutſchen Buchs wird es rechtfertigen, wenn wir auch ein paar Worte darüber ſagen. Die deutſche Kritik, immer nachſichtiger werdend in ihren Forderungen an die poetiſche *Form*, welche doch von dem Weſen der Poeſie am Ende unzertrennlich iſt, und zu ſehr außer Acht laſſend, daß die Schönheit der Form, die ſicherſten Päße in die Nachwelt ausſtellt, hat dieß in Frage ſtehende Buch vielfach mit den ausgezeichnetſten Lobeserhebungen empfangen, als ein ächt poetiſches Produkt und ähnlicher Beifall iſt den bis jetzt erſchienenen *Bruchſtücken aus dem Lehrgedicht eines indiſchen Dorfweiſen von F. Rückert* zu Theil geworden. Letztere paſſen noch mehr in eine bisher anerkannte poetiſche Form, die der Gnome oder des Epigramms, als das Laienbrevier; beiden aber iſt gemeinſam, daß das Didaktiſche, die Reflexion, die Hauptſache iſt. Beſtochen von der Schönheit der Sprache, der Innigkeit der Empfindungen, der überraſchenden Eigenthümlichkeit der Gedanken freute ſich die deutſche Kritik des edlen Gehaltes, und davon ausgehend, daß das Gute in jeder Form, zumal in einer, abgeſehen von den ſtrengern Kunſtforderungen, ſo ſchönen, willkommen, geheißen werden müße, machte ſie ſich über die Eintheilung dieſer Erzeugniſſe nicht viele Scrupel. Auch wir huldigen gern dem Grundſatz, daß das Genie der Kunſt die Regeln gebe und ſich nicht von dieſen abſolut bemeiſtern laſſen müße; aber gar leicht führt die Autonomie des Genie's zur Anarchie des Talents und ſtatt daß die hergebrachten Regeln und Formen nur darum verlaſſen und überſprungen würden, weil ſie zu eng und ungenügend für die Fülle des Dichters wären, entzieht ſich häufig der begabte Autor den ernſteren und wohlbegründeten Geſetzen aus Willkür oder aus Weichlichkeit gegen ſich ſelbſt. Der engliſche Kritiker, weniger auf den reichen Inhalt und die Eigenthümlichkeit der in dem Buche niedergelegten, zuſammenhängenden Weltanſchauung eingehend, hat das Laienbrevier ganz aus der Reihe der eigentlichen Poeſie ausgeſchloſſen und die poetiſche Form nur als eine überverdienſtliche Zuthat betrachtet; was dann vielleicht auf der andern Seite etwas zu weit gegangen iſt, aber inſofern Beifall verdient, als dadurch die eigentliche Provinz der Poeſie und Kunſt beſſer abgegränzt und verwahrt wird, als wenn man den Produkten von irgend zweifelhafter poetiſcher Abkunſt ſogleich das poetiſche Bürgerrecht entgegenträgt.

Das Laienbrevier iſt ein poetiſches Buch, aber kein Poeſiewerk, wie es poetiſche Menſchen gibt, die deßhalb doch keine Dichter ſind — und wir dürfen hinzuſetzen: wie ein ächt poetiſcher Menſch Einem weit mehr gelten und gewähren kann, als ein ſehr fruchtbarer und wohlbegabter Autor, ſo ziehen wir daſſelbe vielen kunſtgerechten Poeſien vor.

Als verwandt mit dem Laienbrevier können in der engliſchen Literatur Youngs Nachtgedanken genannt werden, ein didaktiſches Gedicht von ſtreng chriſtlicher Tendenz, das ſich bedeutenden Einfluß errungen hat und durch die Erhabenheit ſeiner Anſchauungen, durch ſeinen majeſtätiſchen Ernſt und die Kühnheit ſeiner Bilder wohl verdiente. Nie wird das deutſche Buch die Verbreitung gewinnen, wie die Nachtgedanken und dieß aus folgenden Gründen: Schon das Thema des engliſchen Dichters: Leben, Tod und Unſterblichkeit, ſpricht das Intereſſe, man kann ſagen eines *Jeden* mächtig an, während das Thema des deutſchen Dichters ſich nicht ſo leicht in einen kurzen Begriff zuſammenfaſſen läßt, deſſen leiſe Nennung ſchon Tauſende von Herzen herbeizöge. Die Nachtgedanken kommen einem, zu gewißen Zeiten Jedem fühlbaren, Bedürfniß entgegen; das Laienbrevier ladet nur die contemplativeren Geiſter in die duftenden Irrgewinde ſeiner Roſengärten und rührt mehr muſikaliſch, als daß es geiſtig ergreift. Sein Element iſt *Milde*, das der Nachtgedanken hoher *Ernſt*. Sodann iſt die Weltanſicht des Britten gar ſehr von der des Deutſchen verſchieden und für eine große Anzahl viel anſprechender und geläufiger — es iſt die chriſtliche; ihrem *Gehalt* nach alſo allgemein bekannt und anerkannt und in dieſer erhabenen, feierlichen Form durch die Anſprüche der alten Bekanntſchaft und den Reiz der Neuheit empfohlen. Schefers Weltanſchauung beruht auf einer philoſophiſchen Bildung, ſie ſchwingt ſich ſelbſt über das Chriſtenthum empor, in ihrer alle Gegenſätze als ſchon verſöhnt betrachtenden Milde und Freudigkeit, in ihrer Schönheits-Trunkenheit, ihrer Naturvergötterung; ſie iſt nicht die Weltanſchauung eines Kreiſes, ſondern eines Individuums. Dieß zeigt ſich auch im Einzelnen. Seine beſondere Stärke hat Schefer in einer gleichſam mikroſkopiſchen Betrachtung von ſcheinbar oder wirklich kleinen Gegenſtänden und Verhältniſſen, an welchen er durch das eigenthümliche Organ ſeines Fein- und Tiefſinnes ganz neue, überraſchende Entdeckungen macht, die er auf's fruchtbarſte für ſittliche und religiöſe Empfindungen ausbeutet. Aber ſolche, dem *Dichter* nach ſeiner Eigenthümlichkeit *natürliche* Anſchauungen und Wendungen haben für den *Leſer* doch meiſt etwas Fremdes und *Künſtliches* und er glaubt von dem Autor durch eine ſpecifiſche Verſchiedenheit des Denkens und Empfindens getrennt zu ſeyn, während ein chriſtlichfrommes Gemüth auch in den gewaltigſten Bildern Youngs doch nur einen Unterſchied des *Grades* empfindet.

Beiträge bittet man an *Guſtav Pfizer* in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. *Cotta*'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. *Widenmann*.

Digitized by Google

Nr. 32.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 Junius 1836.

E. L. Bulwer.

Man kann die Popularität welche ſich E. L. Bulwer in ſeinem Vaterland und vielleicht in noch höherem Grade in Deutſchland erworben hat, nicht kürzer und ſtärker bezeichnen, als durch die nicht zu beſtreitende Behauptung: daß er der Nachfolger und Erbe der Beliebtheit von Walter Scott geworden, ja daß er dieſen theilweiſe verdrängt hat. Eine Vergleichung der beiden Romandichter drängt ſich hier von ſelbſt auf, wobei freilich zu berückſichtigen iſt, daß die Leiſtungen Scotts als ein geſchloſſenes Ganzes vor uns liegen, Bulwer aber in der lebendigſten Thätigkeit des Schaffens noch begriffen iſt und man noch nicht abſehen kann, welche neue Quellen ſein Geiſt noch eröffnen, welche Minen er noch entdecken wird. Wenn aber Walter Scott durch ſeine ſpäteren Novellen die früheren nicht übertroffen, ja oft nicht erreicht, wenn er durch ſeinen Napoleon ſeinem als Novelliſt und Dichter erworbenen Ruhm eher Abbruch gethan als ihn geſteigert hat; ſo iſt es vielleicht für Bulwer am vortheilhafteſten, jetzt ſchon, obgleich noch manche Entwürfe und Schöpfungen in ſeinem Geiſte verborgen liegen, mit dem der Zeitlichkeit entnommenen Verfaſſer der Waverley-Novellen zuſammengeſtellt zu werden, und überdieß kommt ihm zu gute, daß ſeine Werke, die Produkte der letztverfloſſenen Jahre, den Meiſten wohl in friſcherem Andenken ſtehen, als die ſchon etwas verwiſchten, beſtaubten und zurückgeſtellten Erzeugniſſe Walter Scott's.

Gemeinſam iſt den beiden Schriftſtellern die poetiſche Gattung, in welcher ſie hauptſächlich ihre Lorbeere ernten — wenn anders der Roman wirklich für die Sphäre der Poeſie vindicirt werden darf, was bekanntlich vielfach beſtritten wird. Unſeres Erachtens iſt der Roman gleichſam neutraler Boden zwiſchen der Proſa und Poeſie, es gilt: Wer ſich deſſelben bemächtigen kann? Den Don Quixote wird Jedermann — wer nicht etwa ſtreng und eigenſinnig dabei bleibt: Poeſie ſey nur in gebundener Sprache — für ein ächt poetiſches Werk erklären müſſen; aber freilich laſſen ſich dagegen eine Menge Romane und Novellen anführen, welche die Poeſie nicht anerkennen mag, obgleich ſie oft mit höchſter Anſtrengung der angeleimten Flügel einer abenteuerlichen und faſelnden Einbildungskraft vom Boden der Wirklichkeit loszukommen trachten. Phantaſtiſch zu ſeyn, ohne ächte, künſtleriſche Phantaſie, iſt der eine Abweg im Roman; der andere, eigentlich entgegengeſetzte und doch wieder zum Theil damit zuſammentreffende, iſt der: mit kleinlicher Sorgfalt die Wirklichkeit zu ſchildern, ohne ideale Wahrheit; aus der Vermiſchung dieſer beiden Manieren geht das Phantaſtiſchgemeine, Abenteuerlichplumpe hervor, womit ſo viele unſerer heutigen Erzeugniſſe beladen ſind, die dennoch leider ein nicht geringes Publikum finden und ein immer größeres ſich ſchaffen. Es iſt in der That an dem, daß man auf dem Gebiet des Romans ſolche Leiſtungen, welche nur von jenen Extravaganzen ins Plumpe oder Verzerrte ſich fern halten, willkommen heißen muß, auch wenn ſie durchaus nicht die höheren Anforderungen der Kunſt und Poeſie befriedigen, wenn ſie nur dem Zweck einer gefälligen Zeitverkürzung und Unterhaltung dienen. Noch kleiner wird die Zahl der wirklich gelungenen, wahrhaft poetiſchen Erzeugniſſe auf dieſem Gebiet, wenn man die mit einer didaktiſchen Abſicht geſchriebenen Romane und Novellen, wie beſonders in Deutſchland manche und nicht eben die ſchlechteſten, zu Tage kommen, ausnimmt. Belehrend ſoll oder vielmehr wird jeder ächte Roman ſeyn, aber unwillkürlich, ohne daß er die Abſicht ausſpricht oder auch nur merken läßt; tiefe Aufſchlüſſe wird er geben über das Größte und über das Kleinſte, aber nicht in weitläuftigen Erörterungen und Räſonnements, nicht in geſuchten und ſchwerfälligen Deklamationen, ſondern durch die erleuchtenden Blitze des, alle Dinge mit dem wahren Namen nennenden Genie's, durch die neuen und glücklichen Anſchauungen eines viel umfaſſenden, ſcharfen Auges. Können Walter Scott und Bulwer Anſprüche machen, den Koryphäen in dieſem Gebiet beigezählt zu werden? Tragen ihre Werke denſelben Stempel, wie die eines Goethe und Tieck? Und wenn eine weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen den neueſten engliſchen Ro-

Digitized by Google

mandichtern und den deutſchen ſich findet, auf welche Seite neigt ſich die Wage?

Die Verſchiedenheit der engliſchen und der deutſchen Nationalität ſpricht ſich hier ſehr deutlich aus; bei den Engländern iſt das Vorherrſchende das Streben in die Welt hinauszugreifen, woran ſich denn die Schilderung des Innerlichen anknüpft — Handlung und Begebenheit ſpielen eine große Rolle; bei den Deutſchen dagegen iſt die innere Verwicklung und Entwicklung das Wichtigſte und das Aeußere dient mehr nur jenem; ſo iſt der engliſche Roman mehr dramatiſch, der deutſche mehr contemplativ. Man vergleiche einmal die beiden claſſiſchen Romane: Tom Jones von Fielding mit den Lehrjahren von Goethe; wie viel raſcher iſt in jenem der Fortſchritt, wie viel bunter die Abwechslung der Scenen, ohne daß doch das Innere, das Pſychologiſche vernachläßigt wäre; und im Meiſter — mit welcher Vorliebe verweilt der Dichter bei den inneren Seelenzuſtänden, bei den zarten, verwickelten, geiſtigen Beziehungen, ohne daß dabei die äußere Scenerie dürftig erſcheint; ſo daß der in der Verſchiedenheit der Nationalität gegründete Unterſchied hier deutlich hervortritt, obgleich keiner der beiden Dichter deßhalb gegen den andern im Nachtheil erſcheint; denn es gibt nicht nur Eine Weiſe, das Schöne und Vollkommene hervorzubringen. Ein äußerer Grund tritt noch zu dem innern der urſprünglich verſchiedenen Geiſtesrichtung und Stimmung hinzu: gewöhnlich kennen die deutſchen Dichter das äußere und öffentliche Leben weit weniger als die engliſchen, welche nicht ſelten den höheren Klaſſen der Geſellſchaft angehören und durch Beruf und Reiſen in die mannichfaltigſte Berührung mit der Welt gekommen ſind, unendlich viel geſehen und erfahren haben, während in Deutſchland die meiſten Schriftſteller und Dichter, wenn auch Viel gelernt, doch nicht Viel erfahren und erlebt haben und mehr aus Büchern, aus ihrer Imagination und Speculation, als aus dem Füllhorn des Lebens ſchöpfen. Goethe kannte freilich die Welt und das Leben, aber lieber ging er die Wege „durch das Labyrinth der Bruſt.“ Tieck weiß die Scene meiſterhaft auszuſchmücken; aber auch in Novellen wie der Aufſtand in den Cevennen lenkt ſich das Hauptintereſſe von den äußern Ereigniſſen auf das Innere und Geiſtige, während bei Scott und Bulwer die Umgebung der Natur und der Geſchichte mit in das Intereſſe der Erzählung hereingezogen, mit belebt werden, ja ſich oft der eigentlichen Hauptfabel gleich ſtellen. Der Engländer iſt mehr Erzähler, der Deutſche mehr Schöpfer und Dichter, jener läßt unbefangener den Knäuel der Begebenheiten abrollen, bei dieſem ſieht man, wie er aus ſeinem eigenen Innern die Fäden herausſpinnt und ſich nicht ganz von ſeinem Erzeugniß trennen kann. Daraus iſt vielleicht auch die größere Fruchtbarkeit der engliſchen Romanſchriftſteller zu erklären; ihre Produkte ſind nicht ſo durch und durchgedacht und aus dem Innerſten geboren wie bei den beſten deutſchen Dichtern in dieſer Gattung — aber der Leſer wird auch nicht ſo leicht zum zweiten, dritten Male und immer wieder zu einem durchleſenen Roman Walter Scotts oder Bulwers zurückkehren, (wenn ſchon Einzelnes zu öfterer Lektüre einladet), während er doch in Goethe's Romanen z. B. im Wilhelm Meiſter ſich bei wiederholter Lektüre immer befriedigt findet.

Den genannten deutſchen Roman- und Novellendichtern gegenüber haben die beiden britiſchen Autoren immer noch ſehr viel Gleichartiges, aber mit einander verglichen erſcheinen ſie als ſehr verſchieden. Wir möchten behaupten, mit Unrecht ſey in neuern Zeiten Walter Scott theils faktiſch, theils im Urtheil des Publikums und der Kritiker gegen Bulwer zurückgeſtellt worden; Walter Scott hat allerdings ſeine Mängel und ſeine unpoetiſchen Seiten, aber vom Standpunkt der Kunſt, der Poeſie aus betrachtet, dürften ſeine Romane doch leicht höher ſtehen als die von Bulwer. In unſerer, das Nützliche aufſuchenden aber die Anſtrengung doch wieder ſcheuenden Zeit, hat ſich mancher Leſer, wenn er ſich in Scotts Erzählungen verſenkte, insgeheim über ſeine Zeitverſchwendung damit getröſtet, daß er dabei in der Kenntniß der Geſchichte etwas profitire aus ſolchen hiſtoriſchen Romanen; in dieſer Beziehung mochte nun freilich nicht viel zu gewinnen ſeyn; aber wenn die Scottiſchen Erzählungen auch nicht als angenehme Kompendien der ſchottiſchen und engliſchen Geſchichte zu betrachten ſind — (und dieß um ſo weniger, als Scott von der Unparteilichkeit des Hiſtorikers ziemlich weit abſtand) — ſo beſteht doch einer ihrer Hauptvorzüge in ihrem nationalen, wenn man will mythiſchen Charakter. Sein poetiſcher Blick beſeelte die Vergangenheit wieder, nicht als eine hiſtoriſche Totalität, aber als reizende, romantiſche Bruchſtücke, und wie er aus den Sagen des Volks ſchöpfte, ſo fanden ſeine Dichtungen auch wieder den Weg zu allen Herzen. „Der Kerker von Edinburg“ ſagt Allan Cunningham, „hat ihm eine Geſchichte eingegeben, die ſo lange dauern wird als Arthurs Sitz: aus den dürren und trocknen Materialien unbeſtimmter Tradition, hat er den prachtvollen Bau Ivanhoe aufgeführt; aus den wilden Thaten und den fanatiſchen Worten der Cameronier hat er eine Geſchichte von dauerndem Intereſſe gemacht, und aus einem Grobſchmied, der im Ruß ſeiner Schmiede arbeitete, ſchuf er einen Helden an Seele und Muth.“

Walter Scotts Muſe war die Vergangenheit ſeines Vaterlandes, ihr verdankt er die ſchönſten ſeiner poetiſchen Eingebungen, wiewohl auf der andern Seite dieſe Neigung und Begeiſterung für die alten Zeiten mit manchen Schwächen Scotts zuſammenhing, ihn mißtrauiſch und ungerecht machte gegen die neuen Entwicklungen, ihm den heftigſten Widerwillen gegen alles Franzöſiſche einflößte, ihn den feudalen Baron in Abbotsford ſpielen, und den Umgang und die Verbindung mit großen Familien ängſtlich ſuchen ließ. Aber in ſeinen Erzählungen verwiſchte die Ferne und die Poeſie das was an der Parteilichkeit etwa widrig ſeyn konnte, und auch die Gegner ſeiner politiſchen Anſichten mußten ſich an ſeinen mit Wohlwollen und Milde überhauchten Schöpfungen erfreuen. Sein Mißverhältniß zur Gegenwart ſtellte ſich erſt in ſeinem hiſtoriſchen Werk Napoleon recht heraus.

Waren ſchon die von Scott gewählten und bearbeiteten Stoffe in hohem Grad für ſeine Landsleute durch das nationale, bald mehr lokale, bald mehr hiſtoriſche Intereſſe an-

Digitized by Google

ſprechend und für Ausländer kaum weniger anziehend durch die concrete Anſchaulichkeit in Zeichnung der Scene, der Zeiten und Perſonen, ſo trug die Form noch gar viel zur Erhöhung des Reizes bei. Der Ton epiſcher Ruhe hat für den nicht allzueilfertigen und ungeduldigen Leſer etwas Behagliches und verſetzt ihn in eine angenehme Stimmung — eine unbeſtreitbare Probe von der in Scotts Novellen liegenden Poeſie. Die Kompoſition iſt glücklich und künſtleriſch, und bald vergißt man die etwas breiten und ſchwerfälligen Introduktionen über dem immer mehr anwachſenden und überwaltigenden Intereſſe der Entwicklung, das auch in der Regel in einem angemeſſenen Schluß ſich befriedigt. Wenn man gleich Scott vorgeworfen, daß er die Phyſiognomien und die Koſtume mit größerer Schärfe und Genauigkeit gezeichnet habe, als die innere Individualität und den Charakter — ſo iſt dieß doch immer relativ zu verſtehen, und er hat immerhin nicht wenige Charaktere der verſchiedenſten Art aufzuweiſen, welche, höchſt glücklich gezeichnet und durchgeführt, die entſchiedenſte Theilnahme gewinnen — wir erinnern unter den weiblichen Charakteren nur an Rebekka und an Diana Vernon, und wenn er eigentliche Helden im höchſten Sinne nicht ſchuf, ſo behaupten doch beinah alle ſeine Perſonen ihre beſtimmt geſonderte Eigenthümlichkeit. Die etwas zu große Redſeligkeit deſſelben artet doch nie ins ganz Triviale aus und nach ſeichteren Stellen gewinnt der Verlauf der Erzählung immer bald wieder eine kräftigere, friſche Strömung. Die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die Anſchaulichkeit der Scenen, die glückliche Herbeiführung neuer Situationen, der Humor und Kenntnißreichthum des Dichters ſchließen Einförmigkeit aus. Man fühlt bei der Lektüre von Walter Scott immer, daß man bei einem ſehr reichen Mann zu Gaſt iſt, der verſchwenderiſch ohne ängſtliche Berechnung alles Mögliche auftiſcht, wo man nirgends Sparſamkeit und Knauſerei entdeckt, und in ſolcher behaglichen Fülle, in ſo ſorgloſem Ueberfluß wird Einem wohl; der freigebige Laird läßt es an nichts fehlen, aber ein König der Poeſie, der goldene Früchte in ſilbernen Schaalen darböte, der ſeine Gäſte mit Pracht und traumhafter Herrlichkeit berauſchte, ein wunderthätiger Zauberer iſt er nicht. Wenn es geſtattet iſt, das unſichtbare Reich der Muſen in Sphären zu theilen, möchten wir ſagen: Walter Scott ſey einer der ausgezeichnetſten Jünger der Muſen auf dem Gebiete der F i k t i o n (um dieſen Ausdruck von der engliſchen Sprache zu entlehnen) aber keiner der Eingeweihten der P o e ſ i e. Was eigentlich das Spezifiſche der ächten Poeſie ſey und was wir bei Scott vermiſſen, iſt freilich nicht ſo leicht und in der Kürze zu bezeichnen; das ächt Poetiſche im höchſten Sinn kann zwar, wo es vorhanden iſt, begriffen und analyſirt werden, aber wo es nicht da iſt, vermag die Kritik nicht anzugeben, wie es ſeyn ſollte — ſonſt müßte ſie ſelbſt ſchöpferiſch, poetiſch ſeyn — ſondern nur auszuſprechen, daß ſie etwas vermiſſe. Die Abweſenheit der Poeſie iſt nicht eine Verſündigung gegen eine Regel, ſondern ein Mangel, ein Minus, wofür der Maßſtab im eigenen Geſchmack oder vielmehr im Gemüth eines Jeden liegt. Will man aber auch einen äußerlich gegebenen Maßſtab, ſo verweiſen wir auf eine Vergleichung der Scottiſchen Romane mit dem Don Quixote und Wilhelm Meiſter. Das Intereſſe von jenen beruht hauptſächlich auf Ereigniſſen und Situationen, die allerdings oft trefflich motivirt ſind; mehr die Neugier und Einbildungskraft werden geſpannt und gereizt, als das innerſte Gemüth angeſprochen; das Intereſſe iſt weit mehr tranſitiv als reflexiv; das dem Leſer bleibende Reſultat ſind eher hiſtoriſche und etwa auch pſychologiſche Thatſachen, als große, allgemeingültige, erhebende und erſchütternde Wahrheiten. Der Schimmer, der Hauch der Poeſie umſchwebt wohl Schöpfungen Scott's, es fehlt nicht an Glanzpunkten; aber das Licht concentrirt ſich nicht in einem Fokus, und Poeſie iſt nicht der innerſte Lebensathem in ihnen.

Wenn Bulwer in vielen Beziehungen den Gegenſatz von Walter Scott bildet, ſo iſt dieß doch keineswegs dahin zu verſtehen, als ob das nach unſerer Anſicht dem letztgenannten fehlende hochpoetiſche Element jenem in höherem Grad eignete; durchaus nicht um Bulwer deſto höher zu ſtellen, haben wir jenen Mangel Scotts bemerklich gemacht; im Gegentheil wagen wir die Behauptung, daß Walter Scott mehr Poeſie, mehr plaſtiſche Schöpferkraft habe als Bulwer. Hinſichtlich der Produktivität zwar dürfte es Bulwer, wenn ihm die Vorſehung ein langes Leben ſchenkt, Walter Scott wohl gleich oder noch zuvor thun; er hat vielleicht umfaſſendere Talente, einen ſtrebſameren Geiſt und größere Biegſamkeit, aber ſchwerlich jene unwillkürlich überſtrömende Ader und den ſchöpferiſchen Drang Walter Scotts. In ſeinen Produkten beurkundet ſich mehr die große Leichtigkeit eines willkürlich ſchaffenden Talents als die unwillkürliche Ergießung des Triebs, er weiß dieſelben wohl zu beleben, aber Scott l e b t ſ e l b ſ t in den ſeinigen.

(Schluß folgt.)

J o c e l y n.

(Fortſetzung.)

Immer mehr entwickelt ſich die Liebe zu dem Knaben in Jocelyns Seele und Verſen. Der Frühling entfaltet auch die volle Schönheit des Kindes und gibt dem Dichter, in der vierten Epoche, die glanz- und duftreichſten Bilder ein:

Es gibt erwählte, ſel'ge Frühlingstage
Frühzeit'gen Lebensblüthen gleich, ganz blau,
Ganz ſchillernd von dem hellſten Farbenſpiel,
Von Thau und Wohlgerüchen ganz getränkt,
Entſproſſen einer einz'gen Wetternacht.
Man koſtet, athmet ſie wie Morgenroth,
Und fragt, berauſcht von ihrem Blüthenodem:
Hab' ich denn wirklich eingeathmet ſie?
Wird ſo viel Duft im engen Kelch empfunden,
Und ſo viel Wonneluſt in zwölf Sekunden?

Die Schilderung eines ſolchen Tages (I, 194 — 214) iſt das non plus ultra beſchreibender Poeſie in dem Gedichte. Uebrigens geht die Gewitternacht dieſem Frühlingstag im Liede nicht voraus, ſondern ſie folgt auf ihn, wenn auch erſt im December, denn nachdem beide Seelen den Moment des Erkennens

in einem wonnevollen Wechſelgeſange gefeiert und einen würzigen Sommer und Herbſt zuſammen genoſſen haben, fährt der Blitz in Jocelyns Leben plötzlich mitten aus dem Winterhimmel herab und das Tagebuch enthält vom 7 December 1794 die vier Zeilen:

Zerriſſen iſt der Schleier meiner Seele!
Dieß Kind, der Freund, Laurence — er iſt ein Weib!
Die blinde Freundſchaft war nur tolle Liebe;
Felsnächte, bergt dem Tage meine Schaam!

Nach dem erſten Schauder erzählt er den Gang den dieſe furchtbare Entdeckung genommen hat. Jocelyn war, verführt von einem ſchönen Wintermorgen, aus ſeiner Höhle gekrochen, wo er Laurence im Mooſe ſchlummernd zurückgelaſſen hat. Auf dem Wege wird er in der Gebirgsſchlucht von einer Schneelawine verſchüttet und wie durch ein Wunder gerettet, was, wie ſich denken läßt, mit allem Luxus der Farben und Empfindungen geſchildert wird. So wie er ſich frei fühlt, fällt ihm der Gedanke an ſeinen jungen Freund, wie eine neue Lawine auf die Bruſt; er ahnt es wohl, daß der Knabe ihn vermißt und ihm in die gräßliche Gefahr nachgegangen ſeyn wird. In dieſer Angſt begegnet ihm die zahme Hindin, die er und Laurence ſich zur treuen Begleiterin aufgezogen (ein Dichtgebild das aus der Sage von der heiligen Genofeva entlehnt iſt). Sie leckt ihm die Hände, und ſich als Wegweiſerin gebärdend, zeigt ſie ihm den Weg zu einem Schlunde wo er im Schnee verſchüttet, ſeinen geliebten Knaben findet, die ſchönen Haare mit Blut und Eis verklebt mit dem Tode ringend; aber noch iſt Lebenswärme in ihm. Er trägt ihn, leicht wie einen Traum, wie eine Mutter ihr Kind trägt, ohne einen Fehltritt auf dem eiſigen Pfade zu thun. In der Höhle wärmt er ihn, küßt er ihn, zerreißt das blutige, angefrorne Gewand, um zu ſeinen Wunden zu gelangen.

O Himmel! unterm blut'gen Linnen ſchlägt
Ein Frauenbuſen! kalt fährt meine Hand
Zurück, mein Angeſicht verhüllet ſich,
Es ſummt, es pulst mir fühllos in der Stirn,
Und dieſe Qual iſt eine Ewigkeit!

Aus der Ohnmacht erwacht, erzählt ihm Laurence, daß ihr Vater ſie zur Erleichterung der Flucht in Knabentracht gekleidet, und daß der Sterbende ihr einen Eid abgenommen habe, ihr Geſchlecht niemand zu entdecken. Sie bittet ihn dringend, ſie nicht zu verſtoßen, ſie brüderlich zu lieben, denn, wenn er ſie verläßt, ſchwört ſie zu ſterben. Ein Blick, ein Wort verſpricht es der Geängſteten. Jetzt erſt geneſt die Jungfrau und blüht in erneuter Schönheit auf. Jocelyn genießt an ihrer Seite ein qualvolles Glück:

Manchmal ergreift, ich weiß nicht, welche Angſt,
Wie das Gefühl von unſrer Nacktheit, mich,
Schnürt mir die Seele, nimmt die Stimme mir,
Wenn ich dran denken muß: ſie iſt ein Weib!
Sie, in der keuſchen Unſchuld, fühlet nicht
Die Schaam der Sinne, die ins Herz mir ſteigt,
Ihr hold Gefühl in dieſer reinen Seele
Hat Namen wohl geändert, nicht Natur.
Sie iſt das Kind voll glühender Liebe ſtets.
Nur Eine Leidenſchaft, und Ein Gedanke
Bewegt ſie; ſüß unwiſſend, ahnt ſie nicht,
Daß fromme Liebe nicht die Unſchuld iſt.
Seit unſern ſüßen Eingeſtändniſſen
Iſt freier, zärtlicher ſie, denn zuvor;
Die Jungfrau, die an gleicher Mutterbruſt
Mit einem Bruder trank den Lebensquell,
Iſt weniger hingebend gegen ihn.
Sie faßt es nicht, warum ſeit jenem Tag,
Ich, bei mehr Liebe, doch verſchloſſner bin;
Warum ich ihrer Lippe ſüßen Druck
Auf meine Stirn mit Zittern von mir ſtoße.
. . . .

Auch bleibt ſein Leben mit ihr ein heiliges. Im März 1794 (einen Monat ſpäter) ſchreibt er:

Uns rein zu halten durch die Nacht vor Gott,
Wenn wir zuſammen das Gebet geſprochen,
Sagt eins dem andern Lebewohl; wir gehn,
Ein Jedes ſucht ſein einſam Lager ſich,
Sie unterm Fels, ich unterm Himmel draußen,
In Moos und Blättern, wo ich mir ein Bett
Im Schutz des Felſenvorſprungs eingegraben.
Und hier bewach' ich, wie ein treues Thier,
An ihrer Schwell' ihr Leben, ihren Schlaf,
Und keine Störung kann von außen kommen,
Sie geh' denn weckend über meinen Leib.
Im Schnee, im Regen denk' ich freudig dann
Wie ſie geſchirmt in ſichrer Stätte ſchläft.
Um dieſen Preis bewach' ich meinen Engel,
Rein, gottgeweiht, bis ſie der Herr von ſelbſt,
Der Herr, der Alles ſegnet, was ſich liebt,
In einem wonnevollen Augenblick
Sie werfen wird an dieß mein dürſtend Herz!

Dieſem Troſt hängt Jocelyn lange nach; tauſend goldene Träume baut, verwirft er, und baut ſie wieder für die Zeit wo ihnen aus dieſer Einöde in die Ebene herabzuſteigen vergönnt ſeyn wird; ſey es, daß ſie vom väterlichen Erbe Laurences einige Trümmer gerettet finden und im bequemen Glücke der Wohlthätigkeit leben können; ſey es, daß ſie von allen irdiſchen Gütern enterbt einen Winkel Erde urbar machen, oder in den Städten mit ihrer Hände Arbeit ihr Geld verdienen müſſen, in legend einer nackten Kammer ihr verborgenes Lebensglück genießend.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 33.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Junius 1836.

E. L. Bulwer.

(Schluß.)

Walter Scotts Muſe ergeht ſich am liebſten und glücklichſten in der an ſich romantiſchen, oder durch die Einbildungskraft verſchönerten, theils in ehrwürdigen und bedeutſamen Ruinen und Reliquien, theils in Traditionen und Volksliedern fortlebender Vergangenheit ſeines Volkes; in den ſtillen Tempel der Erinnerung flüchtet ſie aus dem geräuſchigen Treiben und Kampf der Gegenwart; Bulwer dagegen iſt, wo nicht inſpirirt, doch mit fortgeriſſen von der Gegenwart und aus ihr entnimmt er großentheils ſeine anſprechendſten Motive, mit ihren Intereſſen verflicht er häufig das Intereſſe ſeiner Romane. In die ſchönere Vorzeit richtete Walter Scott ſeine Blicke zurück; ſie war ihm die Fundgrube der Poeſie; Bulwer hat ſich der Partei des Fortſchritts, der Bewegung angeſchloſſen; er zählt ſich ſelbſt, wie man vernimmt, ſeiner politiſchen Farbe nach zu den Radicalen, und wenn man lieſt, wie er hin und wieder in ſeinen Romanen manche Mißbräuche aufs treffendſte aufdeckt und mit Spott und Ernſt bekämpft, könnte man verſucht ſeyn, ihn für den entſchiedenſten Bewegungsmann zu halten; aber ſonderbar! Trotz der ariſtokratiſchen Neigungen Walter Scotts und trotz der populäreren Sympathieen Bulwers erſcheint doch, nach dem Ton in den Schriften beider Autoren, jener als der Volksthümlichere, ſeinem innerſten Weſen nach Einfachere und ſelbſt Humanere, während Bulwer, mit geheimen, unauflöslichen Banden an die von ihm verſpottete Ariſtokratie gefeſſelt ſcheint. Man hat gewiß Unrecht, wenn man in ihm, als Schriftſteller, die radicale Partei vertreten finden will; er befleißt ſich einer Unparteilichkeit, welche der Klarheit und Schärfe ſeines Verſtandes alle Ehre macht, die aber mit einer großen Wärme politiſcher Geſinnung vielleicht kaum verträglich iſt. Er verhehlt die Eitelkeit, die Lächerlichkeit, die Verkehrtheit in der Geſellſchaft, beſonders in den hohen Kreiſen, keineswegs; er gibt ſie gern dem Spott preis — aber man vergleiche mit ſeinen Schilderungen des engliſchen high life die der Lady Morgan, ſo wird man nicht umhin können, jene harm- und ſtachellos zu nennen, gegen die ſchonungsloſen Züge, mit welchen die Schriftſtellerin die Verworfenheit in manchen Verhältniſſen der Ariſtokratie zeichnet. Immer legt Bulwer, wenn er die Ariſtokratie angreift, mindeſtens ein eben ſo ſchweres Gewicht in die andere Wagſchale und z. B. im Rienzi fällt auf die Volkspartei, abgeſehen von dem Helden des Romans ſelbſt, ein mindeſtens ebenſo ſchlechtes Licht als auf die Barone. Dieſe Unparteilichkeit ſichert den Autor davor, als der Repräſentant einer Faktion betrachtet zu werden, wie man wohl ſchon Luſt gehabt hat zu thun und macht ſeine Schriften von Allen geleſen, weil Jeder von den darin vorkommenden, dem Leben des Tages näher liegenden Intereſſen und Motiven (und hin und wieder Skandalen) berührt und angezogen und durch die Art der Behandlung keine Klaſſe eigentlich verletzt wird. Fragen kann man, ob Bulwer, mit ſeiner Richtung auf die Gegenwart, nicht allzuſehr an die Proſa ſtreife, welche man als ein Hauptmerkmal derſelben glaubt anſehen zu müſſen? Dieß ſoll nicht in Abrede geſtellt werden; die große Vorliebe für dieſen Autor bei dem heutigen Publikum ſelbſt mag als Beweis davon geltend gemacht werden, denn die große Maſſe der Leſer wird vom wahrhaft Poetiſchen weniger als von dem was ziemlich ſtark mit Proſa und Alltäglichkeit verquickt iſt, befriedigt und findet gar zu gern in den Blättern des Buchs, das man um ſich zu zerſtreuen in die Hände nimmt, das wieder, was Einen im Leben verdroß und langweilte. (So entſchuldigt ſich Bulwer einmal darüber, daß er die allerfadeſten Wechſelreden bei Begrüßungen und in Geſellſchaften mittheile, damit, daß ihm ein Buchhändler geſagt: ohne dergleichen gehe ein Roman gar nicht.) Und ebenſo wie mit den Begebenheiten und Situationen iſt es auch mit Gedanken und Empfindungen; eine frappante, neue Wahrheit erfreut Manchen kaum ſo ſehr, als das Wiederfinden einer eigenen, vielleicht nicht einmal ſonderlich wahren Bemerkung, einer ſchon erlebten eigenen Empfindung, zumal wenn ſolche ſcheinbare Edelſteine in das Gold einer ſchönen und edeln Sprache gefaßt ſind. Gewiß iſt dieß eine der vorzüglichſten Empfehlungen von Bulwer, er ſcheint

Digitized by Google

Alles beobachtet, über Alles reflektirt und nichts vergeſſen zu haben; Jeder trifft bei ihm Heimiſches und Bekanntes in ſchöner Form; er kommt auf Alles zu ſprechen, kein Lebens- und Wiſſensgebiet iſt ihm ganz fremd und gleichgültig, und wo ihm gründlichere Kenntniſſe abgehen, zieht er ſich doch mit einigen geiſtreichen Bemerkungen, mit einigen brillianten Worten geſchickt aus dem Spiel. Er weiß Alles zu populariſiren und doch durch den Glanz der Darſtellung den Schein der Trivialität zu vermeiden; geht ſein Radicalismus auch nicht darauf aus, die Unterſchiede der Geburt und des Vermögens auszugleichen, ſo ſcheint es doch gewiſſermaßen ſeine Abſicht, Gemeinſchaft und Gleichheit des Wiſſens, der Bildung vorzubereiten; — ein ſehr lobenswerthes Streben, gewiß! bei dem ſich nur bezweifeln läßt, ob es durch Romane große Erfolge erreichen werde.

Wir betrachten noch etwas genauer Compoſition und Idee, Charakteriſtik und Styl Bulwers. Hinſichtlich der Compoſition, welche wohldurchdacht und auf Feſthaltung und Steigerung des Intereſſes gut berechnet genannt werden muß, könnte man vielleicht darin einen Mangel an Erfindungskraft entdecken, daß Bulwer in drei Romanen — in Eugen Aram, in Pelham und im Devereux — ein Verbrechen, einen Mord zum Haupthebel des Intereſſes macht; bei Walter Scott findet man größere Mannichfaltigkeit. Aber allerdings ſind im Uebrigen dieſe Romane ſehr verſchieden und behandeln ganz auseinanderliegende Ideen oder Themata. In Eugen Aram hat Bulwer einen vorgekommenen pſychologiſch ſchwierigen Kriminalfall zum Vorwurf genommen und anſchaulich zu machen geſucht, wie es möglich ſey, daß ein geiſtig hochſtehender, ein ſeiner innerſten Natur nach edler Menſch durch den Drang der Umſtände verleitet, ein gemeines und gräßliches Verbrechen, einen Raubmord begehen, und wie er dann ſpäter, wiewohl nie von der Reue freigegeben, ſondern bis in das Heiligthum des ſich ihm eröffnenden ſüßeſten Glücks von ihr verfolgt, dennoch ſich geiſtig in der Höhe halten konnte, bis ihn die ſtrafende Gerechtigkeit ereilt. Die romantiſche Zuthat zu dieſem Kriminalſtoff — die Schilderung der zwei Schweſtern, der Liebe Eugen Arams u. ſ. w. iſt ſehr zart und ergreifend und gewiß hat dieß jenem Roman ſo viele Gunſt gewonnen; aber das Hauptproblem iſt doch wohl nicht befriedigend gelöst und war vielleicht, nach den vom Dichter einmal angenommenen Vorausſetzungen, von dem Charakter ſeines Helden überhaupt unlösbar. Es will uns bedünken, Bulwer habe, ohne Zweifel die Thatſachen des wirklich vorgekommenen Falls hinter ſich laſſend, auf ſeinem Helden eine ſolche Fülle von Vortrefflichkeit gehäuft — neben den geiſtigen und gemüthlichen Vorzügen hat er ihm auch eine rieſenſtarke Natur gegeben, damit er nicht unter den innern Folgen ſeiner That erliege — um den Leſer durch dieſen Ueberfluß von Vorzügen mit der längſt begangenen, ſchmerzlich bereuten That im Voraus zu verſöhnen: daß dadurch die Annahme ſelbſt unmöglich wird, ein *ſolcher* Mann habe ein *ſolches* Verbrechen ſich zu Schulden kommen laſſen. Schwerlich kann Bulwer ſich auf die *Thatſache* berufen; denn — war auch das *Faktum* ungefähr ein ſolches wie er erzählt, ſo war doch gewiß der *Thäter* ein Anderer als wie er ihn ſchildert. Beruht nun aber das vornehmſte Intereſſe jener Erzählung auf der Perſönlichkeit des Helden und iſt dieſe eine unmögliche, ſo iſt der Roman trotz der Schönheiten im Einzelnen nicht gelungen zu nennen. Im Devereux iſt die Entwicklung eines tüchtigen, von Natur ernſten und tiefen Charakters durch eine trübe Schule von Leiden, Kummer und innern Zerwürfniſſen glücklich geſchildert. Ein geheimnißvoller Mord iſt auch hier das wichtigſte Motiv; aber dieſer Mord wurzelt in einer gewaltigen und hier mit Meiſterhand gezeichneten, bis in ihre tiefſten Wurzeln verfolgten Leidenſchaft — der Eiferſucht! In Devereux dient die Erzählung allzuhäufig nur als Vehikel der Schilderung von immerhin intereſſanten hiſtoriſchen Perſonen und geſellſchaftlichen Zuſtänden, die jedoch in einem loſeren Zuſammenhang mit der Fabel ſelbſt ſtehen. Pelham iſt eine der beliebteſten und gewiß geiſtreichſten Schöpfungen Bulwers. Der Mord und deſſen Entdeckung, wodurch die Kataſtrophe herbeigeführt wird, ſpannt in der That das Intereſſe aufs höchſte und das romantiſchere Publikum mag ſich an der vornehmprächtigen Geſtalt des melancholiſch-krankhaften Glanville und an ſeiner tragiſchen Liebesgeſchichte unter Thränen ergötzen, während der aus einem oberflächlichen Dandy zu einem aufgeklärten und redlichen Staatsmann und Patrioten ſich entpuppende Pelham minder gefühlvoll mehr der Wirklichkeit zugewendeten Geiſtern zuſagen wird. Vielfach hat man in dem beſonders von vorn herein nicht eben geſchonten Helden, der, ſelbſt ſeine Geſchichte erzählend, gerade dadurch, daß er ſeine Schwächen offenherzig und mit Selbſtironie aufdeckt, ſich auch für ſeine rühmlicheren Zeugniſſen über ſeine ſpätere Entwicklung, Glauben und Zutrauen erkauft, das Portrait Bulwers ſelbſt zu erkennen geglaubt; und der Verfaſſer hat dagegen wenigſtens nicht mit der Miene eines ernſthaft Beleidigten proteſtirt. In Pelham iſt eine ſolche Friſche, daß man behaupten möchte: hier habe der Verfaſſer nicht, wie in anderen Produktionen, ſich durch ſein großes Talent in eine Stimmung willkürlich verſetzt, ſondern er überlaſſe ſich der natürlichen, eigenſten Stimmung ſeines Talents ſelbſt. In Paul Clifford machen die Räuber-Karikaturen einen wunderlichen Kontraſt zu der ſonſt mit ſo ergreifender Wahrheit geſchilderten Wirklichkeit ſowohl des *hohen* als des *niedern* Lebens; die Durchführung eines Scherzes, der an ſich ergötzlich genug iſt, ſchwächt das Intereſſe und iſt gewiß ein großer Fehler in der Kompoſition des Ganzen. Eine ſehr ernſte Wahrheit aber iſt in dieſem Roman auf erſchütternde Weiſe veranſchaulicht: die Faulheit und Verkehrtheit ſo vieler ſozialen Inſtitutionen — die Ohnmacht des Geſetzes, da Gerechtigkeit und Ordnung zu erzielen, wo zum voraus durch eine, wenn auch ſchwer zu ändernde, dennoch empörende Ungleichheit der Zuſtände der verſchiedenen Geſellſchaftsklaſſen dem Einen gewiſſermaßen das Privilegium zu Sünde und Unrecht gegeben iſt, während Andere zu Elend, Niederträchtigkeit und Verbrechen beinahe prädeſtinirt erſcheinen.

Bulwers Charaktere ſind meiſt gelungen zu nennen. Er weiß die dem Novelliſten in reicherem Maß als dem Dramatiker zu Gebot ſtehenden Mittel der Charakter-Zeichnung ſehr gut zu benützen, indem er dem, was aus Reden und Handlungen ſich ergibt, noch durch berichtende pſychologiſche Analyſe, deren geiſtreiche Freiheit viel Anziehendes hat, nachhilft. Sein inne-

Digitized by Google

rer Reichthum, ſeine Bekanntſchaft mit dem Leben ſetzt ihn in Stand, alle Kinder ſeiner Phantaſie gehörig auszuſtatten und ſein freier Takt bewahrt ihn vor Karikirung, wo er dieſe nicht abſichtlich will. Dennoch gemahnen uns ſeine meiſten Perſonen, als ob ſie mehr modificirte Portraits oder durch wenn ſchon geiſtvolle und glückliche Kombination entſtanden, als die Geſchöpfe einer wahrhaft produktiven Intuition wären. Allerdings gibt die feine Ausmalung, die Fülle treffender Züge, womit er ſeine Perſonen ausſtattet, ein anſchauliches Bild; aber zugleich läßt eben dieß Detail der Empfindung Raum: daß Bulwer ſeine Charaktere erſchöpfe, während die Kunſt der größten Dichter, das Geheimniß des Genie's, darin beſteht, auch ſchon durch wenige Züge treu zu zeichnen und der Einbildungskraft des Hörers und Leſers noch ein unendliches Feld offen zu laſſen, für welches jedoch immer die leitenden Punkte und Linien angegeben ſind. Der prägnante, typiſche Charakter der Perſonen, welche durch denſelben keineswegs in ſchwebende unreelle Abſtraktionen verwandelt, ſondern vielmehr zu einer höhern Lebendigkeit erhoben werden, iſt eine der höchſten, aber auch am wenigſten durch Studium und Kunſt zu erreichenden Aufgaben. Sodann glauben wir an Bulwers Charakteren auch zu bemerken, daß ſie ihm erſt im Verlauf der Erzählung ſich vollenden; es iſt ein Vorzug, wenn ein Charaktre in einem Dichtwerk ſich nach und nach entfaltet, ohne daß nöthig wäre, ihn vornherein weitläufig zu ſchildern und zu analyſiren; aber bei dieſer allmäligen Entwicklung muß doch der Charakter dem Dichter ſelbſt urſprünglich ſchon in ſeiner Totalität vor der Seele ſtehen und was im Verlauf hervortritt, immer ſchon angelegt ſeyn; bei den Charakteren Bulwers ſcheint nicht ſelten durch einen Zuſchuß von bisher nicht angedeuteten Eigenſchaften nachgeholfen zu werden, wenn der Gang der Ereigniſſe es erheiſcht, ſtatt daß ſie ſich organiſch aus ſich ſelbſt entwickelten. In den männlichen Charakteren iſt mehr Mannichfaltigkeit als in den weiblichen. Der Styl Bulwers iſt leicht, glänzend, mannichfaltig, mehr üppig als prägnant; er verſchmäht es nicht, Bilder, Vergleichungen, Anſpielungen aus allen Sphären des Lebens und Wiſſens in Menge hereinzuziehen und, freilich auf Koſten der wahrhaft künſtleriſchen Einfachheit, den Effekt einer geiſtreich beweglichen Converſation zu bewirken. Ehe wir ſein neueſtes Werk: Rienzi der letzte Tribun, etwas näher beleuchten, theilen wir Einiges aus dem Urtheil Allan Cunningham's über Bulwer mit: „Er beſitzt kräftige und mannichfache Fähigkeiten; in Allem was er angriff, zeigte er große Meiſterſchaft; er beſitzt einen lebendigen Sinn für das Edle, das Schöne und das Lächerliche, nach Willkür iſt er feierlich oder ſarkaſtiſch; er iſt gleich vortrefflich in der Schilderung eines Hofs wie einer Hütte; er iſt ſo vertraut mit goldenen Sporen wie mit geſtickten Schuhen. Er verbindet ſeine buntfarbigen Materialien mit derſelben Geſchicklichkeit, welche er in der Sammlung derſelben zeigt, während durch das Ganze hindurch, bald heller, bald dämmernder, das Licht einer freien und lebendigen Phantaſie ſchimmert. In einem Werk führt er den Hof und das Parlament vor, wo die Federn der Damen ſchwanken und die Redner ſich erheben; in einem andern ſchildert er London im Dunkel der Nacht, wenn die Klugen mit ihren Thorheiten, die Laſterhaften mit ihren Anſchlägen auf der Bahn ſind und der Beutelſchneider und die ſchamloſe Dirne aus ſind auf Raub, in einem dritten zeigt er uns den Stolzen und Liſtigen, die durch Armuth Herabgewürdigten, durch Verbrechen Befleckten, auf der Folter ihres Gewiſſens ausgeſpannt, die fürchterlicher iſt als alle Martern des Geſetzes. Bulwer iſt jung, aber ſein Leben war der Beobachtung gewidmet; er beſitzt alle Kenntniſſe, welche das Studium gibt, geziert durch einen anmuthigen und poetiſchen Genius. Sein dichteriſches Vermögen kommt ihm bei allen ſeinen Schilderungen zu Hülfe; und während er auf Alles, was er berührt, Leben ausgießt, und ſeinen Charakteren die Sprache der Natur leiht, hat er gewöhnlich einen moraliſchen Zweck, den man mehr empfindet als wahrnimmt — es iſt die Moral des Beiſpiels in Tugend und Laſter. Seine Sprache iſt frei, ausdrucksvoll und kühn; er iſt reich an ſchönen Stellen, die ihm keine Mühe koſten.“ Als Schattenſeite hebt der Kritiker beſonders die Ungleichheit hervor: „die Materialien aus welchen er ſein Gebäude aufführt, ſind nicht alle gleicher Art; er vermiſcht polirten Marmor mit grobem Sandſtein und gleicht den Römern, wenn ſie die Breſchen der Belagerer in ihren Mauern mit Götterbildern und Pflaſterſteinen, mit porphyrnen Altären und zerbrochenen Ziegeln ausfüllten. Man ſtaunt über ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft mit der Welt und ſeine ſchönen Anſichten über innere Politik und ſociales Leben, aber bald empfindet man auch die Gegenwart von etwas Störendem und Unwillkommnem.“

Das Intereſſe Bulwers an der Wirklichkeit, an der Geſchichte, am Poſitiven ſprach ſich ſchon in frühern Schriften unverkennbar aus; für ſein neueſtes Werk: Rienzi hat er ſich nun wirklich einen geſchichtlichen Stoff auserſehen. Der hiſtoriſche Roman, ſo beliebt und ſo vielfach bearbeitet in neuren Zeiten, hatte meiſt zu ſeinem Haupthelden eine geſchichtlich untergeordnete oder auch wohl ganz unhiſtoriſche Perſon genommen und die wirkliche Geſchichte gab nur den Hintergrund oder die Scene; Bulwer hat einen der ausgezeichnetſten Männer des Mittelalters zum Helden ſeines Buches gewählt und dieſe Wahl iſt eine ſehr glückliche und ſeinem Genius entſprechende. Die Würde und das Intereſſe des Vorwurfs und das geheimnißvolle Dunkel, welches über dem Charakter des Tribuns ſchwebt, machen ihn zu einem höchſt günſtigen und dankbaren Stoff. Der klägliche Zuſtand Roms im 14ten Jahrhundert, wie es allen Unterdrückungen und Mißhandlungen einheimiſcher adeliger Tyrannen und fremder Räuber preisgegeben immer tiefer ſinkt, entzündet in dem Plebejer Rienzi der durch ſeine Studien mit der alten Größe Roms vertraut iſt, den heißen Wunſch, die Größe und Freiheit der Hauptſtadt der Welt in der alten und in der chriſtlichen Zeit wiederherzuſtellen. Sein ſchwärmeriſcher, aber zugleich gewandter, kühner und kräftiger Geiſt ſetzt ihn in Stand, durch Demüthigung und Verjagung der Barone und der Fremden ſeinen Zweck zu erreichen; und als Tribun des Volks ſcheint er Rom einer neuen Epoche des Glücks und Glanzes entgegenzuführen. Aber das unbeſtändige Volk verläßt ihn, geſchreckt durch den Bann des Papſtes. Nach mehrjährigem Exil kehrt er, mit dem Papſt ausgeſöhnt, nach Rom, nunmehr

Digitized by Google

mit dem Titel eines **Senators**, zurück, wird aber bald durch eine Verſchwörung und Aufſtand des mit ihm unzufriedenen Volks umgebracht. —. Dieß die kurze hiſtoriſche Skizze; mit großer Anſchaulichkeit hat Bulwer die damaligen Zuſtände geſchildert und den Charakter ſeiner Helden aus den vorhandenen Quellen mit großer Vorliebe und zugleich, wie er behauptet, mit größerer Treue als manche oberflächlich über den erfolgloſen Plan Rienzi's urtheilende Hiſtoriker, entwickelt und ausgemalt. In der That iſt der Charakter Rienzi's bei Bulwer ſchön gehalten — ob aber eben ſo wahr, iſt eine andere Frage. Ein engliſches Journal meint in der Anzeige einer Schrift: das Leben und die Zeit Rienzi's, die Wahrheit liege in der Mitte zwiſchen der Darſtellung dieſer Schrift und des Bulwerſchen Romans; während in dieſem der zurückgekehrte Rienzi als beinahe von allen Schlacken gereinigt erſcheint, wird er dort als in Ausſchweifungen und Gemeinheit verſunken geſchildert. Immerhin iſt es erfreulich, wenn dichteriſche Erzeugniſſe gründliche hiſtoriſche Forſchungen und Unterſuchungen hervorrufen! — Das romantiſche Element wird theils durch Nina, die hochſinnige Gattin des Tribuns, theils hauptſächlich durch Adrian Colonna und Irene, die Schweſter des Tribuns, vertreten. Adrian, der Baron und Liebhaber Irene's, iſt in einer ähnlichen Colliſion wie Corneille's Cid. Dieß liebende Paar jedoch will uns nicht ganz dem italieniſchen Charakter entſprechend erſcheinen. Eine der wichtigſten Perſonen iſt dann noch Montreal, der mächtige Führer der Freicompagnie, deſſen Geſchichte ſehr kunſtreich mit der Rienzi's verflochten und deſſen Charakter und Treiben ſchön geſchildert iſt. Wenn das hier gegebene Beiſpiel Nachahmung fände, könnte der hiſtoriſche Roman, treuer und mit größerem Sinn der Geſchichte ſich anſchmiegend, eine ganz neue Bedeutung gewinnen.

Dante.

In Florenz wird eine neue Ausgabe des Dante vom Marcheſe Gino Capponi, von Niccolini und Borghi beſorgt. Das erſte Heft iſt erſchienen; es gibt den bloßen Text nach den beſten Codices mit ganz wenig Varianten. Es hat ſich bei dieſer Ausgabe von Neuem bewährt, daß oft die ältern und beſſern Handſchriften die ſcheinbar neumodiſcheren Lesarten hatten; die Meinung Ciampi's alſo, daß der Text des Dante, entſtanden aus den ſogenannten beſten Lesarten, eher entſtellt, als hergeſtellt ſey, gewinnt auf dieſe Weiſe immer mehr Wahrſcheinlichkeit. Von einer vollſtändigen Sammlung der kleinern Werke Dante's (alle mit Ausnahme der divina commedia) ſind bei Allegrini und Mazzoni die zwei erſten Bändchen erſchienen. Eine gründliche Unterſuchung der lyriſchen Gedichte Dante's, welche ihre Aechtheit nicht allein nach Codices, ſondern aus einer, durch genaueſtes Studium des Dante, des Cino di Piſtoja, ihrer Nachahmer und Zeitgenoſſen gebildeten, äſthetiſchen Kritik zu beſtimmen vermöchte, wäre ein eben ſo nothwendiges, als zeitgemäßes Unternehmen. Die Sache wird aber deßwegen ſchwierig, weil die frühern Herausgeber des Cino eine in ähnlichem Sinn unternommene Arbeit umgangen haben. Fraticelli hat hier ein Bedürfniß der Art gefühlt, und im erſten Bändchen eine philologiſch-kritiſche Unterſuchung über die lyriſchen Poeſien des Dante vorangeſchickt.. Iſt auch nach dem, was jetzt vorliegt, die ganze Bedeutſamkeit dieſer Aufgabe kaum vom richtigen Standpunkt aufgefaßt und gewürdigt worden, ſo iſt doch ſo viel Altes von Neuem, und gründlicher als bisher, zur Sprache gekommen, daß die Arbeit aller Aufmerkſamkeit würdig und als Material für Dante'ſche Literatur beachtungswerth iſt. Gegen die gewöhnliche Annahme, daß die divina commedia im J. 1306 entſtanden ſey, behauptet der Verfaſſer nach bedeutenden Autoritäten, daß die erſten ſieben Geſänge bei Lebzeiten der Beatrice, im 25ſten Jahre des Dichters, um 1295 begonnen und vor dem Exil beendigt ſeyen. Dem Einwurf, daß ja der erſte Geſang deutlich vom Dichter in das Jahr 1304 verlegt werde, begegnet er dadurch, daß er meint, dieſer und die Rede des Florentiners im ſechsten Geſang (im dritten Cirkel: per la dannosa colpa della gola) ſeyen bei der im J. 1308 wieder aufgenommenen Arbeit umgeſchmolzen worden. Dabei wird natürlich von der Hand gewieſen, daß unter dem Namen Beatrice bloß eine ideelle Bedeutung verborgen ſey; ja die Vergehen, welche Beatrice ihrem Dichter im Purgatorio ſo ernſt verweiſ't, werden vom Verfaſſer lediglich auf Liebesverhältniſſe bezogen, in die Dante ſich nach dem Tode der Beatrice verwickelt hätte. Hiſtoriſch haltbar aber dürfte nach ihm in dieſer Beziehung höchſtens die Luccheſiſche Gentuccia ſeyn. Indem der Verfaſſer nun über die andern Beweggründe ſich verbreitet, welche außer der Liebe den Dichter zu ſeinem erhabenſten Werke begeiſterten, charakteriſirt er den Patriotismus deſſelben, und geht von Neuem auf die ſchwierige Frage ein, wer denn der Veltro ſey, den Dante als einen politiſchen Meſſias in jenen Verſen verheißt:

in fin che il Veltro
Verrà, che la farà morir di doglia.

Da an andern Stellen, im 33ſten Geſang des Purgatorio und im 27ſten des Paradiſo, Aehnliches verkündigt wird, und eine genaue Unterſuchung lehrt, daß nicht alle auf Einen Helden paſſen können, nimmt Fraticelli an, daß Dante nach den verſchiedenen Zeitumſtänden an Uguccione della Faggiuola, an Heinrich VII und an den Cane della Scala gedacht habe. Indem er im erſten Bändchen den Inhalt jeder Canzone, jeder Seſtine, jedes Sonnetts u. ſ. w. angibt, ihre Originalität näher unterſucht, die Varianten verzeichnet, nimmt er Gelegenheit, den Titel jener wundervollen Schrift zu beleuchten, welche Dante ſeine Vita nuova nennt. Aus Stellen des Petrarca, aus andern des Dichters ſelbſt wird dargethan, daß das Wort nuova hier weiter nichts als „jugendlich“ bedeute, und alſo das frühere Jugendleben darunter verſtanden ſey. (Dieſe Bedeutung hat novo auch in der portugieſiſchen Sprache.) Nach dieſer Abhandlung folgt im zweiten Bande der Abdruck der lyriſchen Poeſien ſelber; der folgende Band wird nun zunächſt das Convito mit den Noten des March. Trivulzi und Anderer enthalten, und dann ſollen in dem letzten die Briefe, die Abhandlungen de vulgari eloquio und de Monarchia (mit italieniſchen Ueberſetzungen) und die Vita nuova nachfolgen.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 34.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

11 Junius 1836.

Sheridan.

Oeffentliches Leben und Literatur ſtehen in England, zum Vortheil beider, in weit engerer Verbindung als z. B. in Deutſchland, und die Männer ſind dort nicht ſo ſelten, welche mit dem Ruhme des Staatsmanns und Redners den Lorbeer des Dichters verbinden. Zu dieſer Zahl gehört auch Sheridan, deſſen Andenken ebenſowohl in den Annalen des Parlaments als auf den „Brettern die die Welt bedeuten“ fortdauern wird. Wir erinnern nur an ſeine Läſterſchule. Ein ſchönes Denkmal hat dem ausgezeichneten Mann, über deſſen Ende ſich ſchwere Schatten herzogen, Byron durch das hier mitgetheilte Gedicht geſetzt.

Monodie auf den Tod Sheridans,

geſprochen auf dem Drury-lane Theater.

Wenn des erſchöpften Tages Abſchiedsglut
In Sommers Zwielicht auf den Hügeln ruht:
Wem quoll da nie der Zauber ſolcher Stunde
Ins Herz, wie Thau dringt zu der Blume Grunde,
Mit ſchauernder Gefühle heil'ger Macht.
Indeß Natur die ernſte Pauſe macht
Und ſtill ſteht vor der Brücke wo den Bogen
Von Licht und Finſterniß die Zeit gezogen;
Wer fühlte nie die tiefe Ruhe mit,
Der, ſtatt des Worts, die Thräne nur entglitt?
Ein heilig Mitgefühl — aus Schmerz und Wonnen
In Eins gemiſcht — mit untergeh'nden Sonnen?
Kein herber Kummer iſt's: — ein ſanftrer Schmerz,
Namlos, doch theuer für ein edles Herz;
Nicht bitter iſt er, wenn auch klar empfunden —
Ein mildes Bluten aus willkommnen Wunden!
Geweint wird ſolche Thräne ohne Schaam,
Weil ſelbſtſuchtlos — verheimlicht ohne Gram.
Die gleiche Wehmuth, die ins Herz ſich gießt,
Wenn ihren Lauf die Sommerſonne ſchließt,
Füllt Aug' und Herz uns, wenn dem Tod zum Raube
Das wird, was vom Genie heimfällt dem Staube.

Verdunkelt iſt ein Geiſt von hoher Macht —
Ein Mann ſchied aus des Tages Kreis in Nacht,
Ein Mann — mit dem, in ſeines Glanzes Stunden,
Kein Andrer der Vergleichung werth gefunden!
Darf neben ihm ein andrer Name prahlen?
Ein Brennpunkt war er aller Ruhmesſtrahlen!
Des Witzes Blitz, die Flamme des Verſtands,
Der Dichtung Glut, der Rednergabe Glanz
Erloſchen jetzt — doch ſichert ſein Gedächtniß
Des ew'gen Geiſtes dauerndes Vermächtniß:
Die Frucht von einem Tag voll Glanz und Heil —
Des Frühentriſſnen unverweslich Theil!
Vom wundervollen Ganzen zwar nur Trümmer —
Des Geiſts Bruchſtücke — doch noch ſo voll Schimmer —
Der alles einſt mit ſeinem Licht umſchloß
Und Schau'r, Luſt, Schreck, Graun in die Seelen goß!
In deſſen Preis der Hochmuth ſich gefiel,
Deß Lob die ſtolzſte Zunge nahm zum Ziel,
Als vom zertretnen Hindoſtan der Ruf
Aufſchrie zu Gott, der alle Menſchen ſchuf:
War ſein der Donner! Er die Ruthe ſchwang!
Aus ſeinem Buſen Gottes Stimme klang!
Da ward durch ihn der Völker Herz erſchüttert!
Ihm hat, bewundernd, der Senat gezittert! *)

Und hier — o hier, wo warm und unveraltet
In heitern Schöpfungen ſein Geiſt noch waltet —

*) Nachdem Sheridan als Ankläger von Warren Haſtings ſeine Rede geendigt hatte, vermochte William Pitt nicht zu antworten, ſondern, betäubt wie die ganze Verſammlung, bloß zu bitten, an dieſem Tage noch nicht zu richten.

Digitized by Google

Wo noch ſein Dialog, ſein Witz entzückt
Deß Sprühen nie erſchöpft ward, nie erdrückt —
Die lebensfriſchen Bilder, wo die Klarheit
Von jedem Zug als Mutter nennt die Wahrheit —
Die Wunderkinder ſeiner Phantaſie
Denen ſein Machtwort volles Daſeyn lieh —
Ihr ſchaut ſie noch in ihrem Heimathſitze,
Hellglühend noch von Prometheiſcher Hitze;
Ein Abglanz von dem Lichte andrer Zeiten
Der noch die frühre Fülle an mag deuten.

Doch wär' hier Einer, der ſchnöd triumphirt,
Wenn Weisheit, traue, die Glorie verliert,
Der jauchzt, wenn Geiſter, himmliſch einſt geſtimmt,
Jäh ein feindſeel'ger Mißklang übernimmt:
O laßt ihn ſchweigen — nie ward Solchem klar,
Wie oft, was Schuld ſchien, doch nur Unglück war!
Schwer iſt das Loos des immerdar Begafften,
An dem der Gunſt, des Neides Blicke haften!
Ihm wird ein friedlich Requiem verſagt!
Thorheit frohlockt, ſieht ſie den Ruhm geplagt!
Der Feind, der ſtets umſchleicht der Größe Thron,
Als Wache, Kläger, Richter und Spion;
Der Narr, der eitle Gegner, der Rival,
Der Neider, welchem Wolluſt Andrer Qual —
Schaut dieſe Meute die nichts Edles ſchätzt,
Und die den Ruhm bis hin zum Grabe hetzt!
Belauernd jeden Fehltritt, den die Glut,
Des Genius Mitgift, ach! viel leichter thut;
Der Lüge hold, der Wahrheit abgeſchieden,
Erbau'n ſie der Verläumdung Pyramiden.
Das iſt ſein Loos — und, wenn zu allem dieſen
Armuth und Siechthum einen Bund noch ſchließen,
Wenn aufwärts ſich ſein Geiſt verlernt zu ſchwingen,
Wenn mit dem Elend er am Thor muß ringen —
Unwürd'ges dulden — ſchmutz'ger Wuth entgegen
Muß treten und des Hohnes Backenſchlägen —
In Ausſicht nur auf gleiche Schmeichelei
Für künftighin — und gleiche Schlangentreu':
Wenn ſolcher Uebel Schwarm die Männer hetzt:
Was Wunder, wenn der Stärkeſte fällt zuletzt?
Die Bruſt, drin der Gefühle Reichthum ruht,
Trägt ein elektriſch Herz, voll Himmelsglut;
Schwarz von der Reibung, innerlich zermalmt,
In Wolken und im Wirbelwind zerqualmt,
Zerberſtend in der ſchwülen Atmoſphäre
Sprüht es verſengend aus die Flammenmeere.
Doch uns und dieſer Bühne haltet ja
Dergleichen fern — wenn derlei je geſchah:
Wir üben eine ſchöne Pflicht: den Zoll
Bezahlend, der dem Ruhm nie mangeln ſoll!
Wir trauern um's erloſchne Licht und ſteuern
Auch unſer Schärflein Lob dem Ewigtheuern!

Ihr Redner! ſchreitend auf erlauchten Bahnen,
Klagt Eures Schlachtfelds Heldenveteranen!
Den großen Drei'n *) erſtand er ein Rival;
Sein Wort war von Unſterblichkeit ein Strahl!
Ihr Dichter, denen werth des Drama's Fach,
Er war Eu'r Meiſter! ſtrebet hier ihm nach!
Ihr, welche Anmuth ziert und Witz, der raſche,
Er war Eu'r Bruder! tragt hin ſeine Aſche!
So lange Geiſteskräfte — ſchrankenlos
Beinah — und ganz ſo vielgeſtalt als groß,
So lang Beredſamkeit, Witz, Poeſie,
Und Fröhlichkeit — das Kind der Phantaſie,
Das gütig ward dem Menſchen mitgegeben
Zu glätten ihm ſein ſorgenvolles Leben,
Noch in uns lebt und wir mit ſtolzem Gruß
Empfangen den erhabnern Genius;
Suchen umſonſt wohl Seinesgleichen wir!
Wir halten feſt, was von ihm blieb noch hier,
Seufzend, daß Sheridan, den Einen nur
Du formt'ſt und dann die Form zerbrachſt, Natur!

Jocelyn.

(Fortſetzung.)

Aber die fünfte Epoche verwirklicht die Träume der vierten nicht. Sie zeigt uns Jocelyn (2 Auguſt 1794) zu Grenoble im nächtlichen Verſteck bei einem armen Tiſchler. Er hat Laurence ſchlummernd verlaſſen und iſt dem Hülferuf gefolgt, der den Weg in ſeine Einſamkeit gefunden hat. Der fromme Biſchof, der Vorſteher ſeines Seminars, der Beſchirmer ſeiner Jugend, ſchmachtet im Kerker zu Grenoble, und ſeine Märtyrersklage iſt bis in Jocelyns Verſteck gedrungen. Dieſem Rufe konnte er nicht widerſtehen. Ein armer Savoyarde, der Neffe des Hirten, welcher Jocelyn die Adlersgrotte gezeigt hat, iſt Diener im Gefängniſſe. Dieſer hat's dem Hirten, der Hirte dem jungen Freunde des Biſchofs hinterbracht. Und nun iſt er heimlich in die Stadt und ins Gefängniß geſchlichen; der alte Biſchof betrachtet Jocelyn als eine Stütze der verfolgten Kirche, er dringt in ihn, ſich zum Prieſter von ihm weihen zu laſſen, und, da Jocelyn ihm ſeine irdiſche Liebe bekennt, entzündet der ſtrenge Katholik einen furchtbaren Krieg in ſeinem Innern, der damit endet, daß Jocelyn ſich vor ihm auf die Kniee wirft, aller irdiſchen Luſt entſagt und als Prieſter wieder aufſteht. Dann begleitet er ſeinen Biſchof zur Guillotine und ſieht ihn ſterben.

Jocelyn kehrt zur Höhle zurück, reißt ſich von der verzweifelnden, ihn im Liebeswahn verfluchenden Laurence los, die an der Hand einer Schweſter des Biſchofs der Welt zurückgegeben wird, und bezieht in der ſechsten Epoche, mit welcher der zweite Band beginnt, ein geiſtliches Aſyl zu Grenoble, wo er in lan=

*) Pitt, Fox und Burke.

Digitized by Google

ger Krankheit den Kampf ſeiner Leidenſchaft auskämpft. Nach zwei Probejahren ſendet ihn der neue Biſchof als Dorfpfarrer in die kleine Gemeinde Valneige, in einem hohen und einſamen Thal der Savoyeralpen gelegen. Von dort aus ſchreibt er (Mai 1798) an ſeine Schweſter, die mit der Mutter in der ruhiger gewordenen Zeit aus der Verbannung zurückgekehrt iſt, und ſchildert ihr, mit Lamartine's meiſterhaftem Pinſel, alle Einzelnheiten ſeines Pfarrlebens, ſeines armſeligen Hauſes, ſeiner arbeitsvollen Tage, ſeiner noch immer nicht kampf- und thränenfreien Nächte. Wir heben aus der Ueberfülle von Schilderungen nur die des Pfarrhauſes aus:

Ein Hof davor, von einem Hag umgeben,
Ein Thor aus Flechtwerk ſchließt ihn ohne Schloß.
Hier ſind ſie all, die Freunde meiner Schwelle,
Beiſammen, eines Siedlers Hausgeſind,
Gluckhennen, Tauben, Ziegen zwo, mein Hund,
Der Wächter einer unverſchloßnen Habe,
Und der darin nichts zu bewachen hat,
Der Niemand abhält, niemals knurrt und bellt,
Den Armen aber witternd freundlich grüßt;
Dann Sperlinge, die auf und nieder fliegend,
Das Dach bewohnen; dann die Schwalbe, die,
Am Troge hinſtreift, draus der Schwan ſich tränkt.
Die einen lagern ſich im ſchatt'gen Gras,
Die andern ſonnen ſich an einer Wand,
Die lecken Salz das Mauerwerk entlang,
Und andrer Schnabel ſtöbert in dem Stroh.
Gen Mittag ſtehn der Bienenſtöcke drei
Geſchirmt vom Ziegeldach; nicht fern im Winkel,
Nach Norden, unter einem Baume, tieft
Ein breiter Brunnen ſich hinab, es hat
Die roſt'ge Kette ſeinen Rand geglättet,
Gezacktes Rebenblatt umſchürzet ihn.
Zum Treppenabſatz führen ſieben Stufen,
Schwank, tönend, und darüber ſchirmt ein Dach
Den Eingang in das Haus vor Wind und Schnee,
Ein Netz von altem Ephen ſchlingt ſich drum.
Darüber hängen hier in Käfichen
Die kranken Vögel, deren Sang mich letzt.

So weit nun, Dank ſey's Himmel, Ort, Natur,
Kann lächeln zu dem Bild dein Schweſterblick,
Es dauert deine zarte Täuſchung noch.
Ach, willſt du ſie behalten, geh' nicht weiter!
Doch, für zwei Herzen gibt's Geheimes nichts;
Sollt' ich mich meines Elends vor dir ſchämen?
Komm! Klag' es meiner reichen Armuth nicht,
Nicht fühlen ihre Blöße dieſe Wände!

Blick' an zuerſt des Tagewerks Aſyl,
Wo ſich der Feuerheerd entflammt und wo
Die alte Marthe ſtrickt; die alte Marthe,
Lebend'ge Fahrniß dieſes heil'gen Hofs,
Zum Kerker folgte ſie dem alten Herrn,
Das arme Mädchen, einſt zu ſeiner Zeit.
Seit dreißig Jahren ſchlägt ſie Wurzeln hier,
Und theilet dieſer Mauern Luſt und Leid.
Ganz um Gottswillen dienet ſie mir hier,
Bewacht die Pfarre und das Heiligthum,
Sieht deinen Schatten, Gott, in ihrem Herrn,
Und glaubt beim Prieſter ſich dem Himmel näher.
Dort findet ihr aus Erde, Holz und Zinn
Ein weniges Geſchirr, von Marthens Hand
Erglänzt's geſcheuert; auf dem Tiſche liegt
Ein ſchwarzer Brodlaib unter weißem Tuch;
Den Zehnten ſchneidet jeder Bettler ſich.
Mit Trauben, welche Marthe trocknet, ſchmückt
Die Zimmerdecke ſich, noch grünt das Laub,
Im Winter ſelbſt bräunt ſich die würz'ge Beere
Noch von dem Saft. — Doch jetzt verlaß mit mir
Den Bauernvorſaal; komm' ins Zimmer mit:
Es hat die Fenſter nach der Abendſonne.
Du weißt's, der Abend war mir immer lieb,
Mein trüber Sinn bedurfte ſtets des Lichts;
Durch's Augenlied dringt in mein Herz der Tag,
Und, noch ganz jung, liebt' ich im letzten Glanz
Des Himmels Sterbelicht zu trinken ſchon. —
Was weiter noch in dieſem Raum zu ſehn,
Mein Lehnſtuhl, mein aus Stroh geflochtnes Bett,
Der Schreibtiſch, ein Kamin mit Feuerbrand,
Ein Buch in Lederband — mein Breviar —
Die ſchweren Eiſenſchuhe, Stecken, Hut,
Auf ihrem Brett ein bunter Bücherhaufen
Und Blumen, Sonntagsſchmuck für den Altar,
Das iſt des Stübchens ganzes Hausgeräth.
Doch nein! den höchſten Schmuck vergaß ich ganz;
Er krönt allein den niedrigen Kamin,
Das iſt das Chriſtusbild, geſenkten Haupts,
Mit offnen Armen; dieſes Bild von Holz
Des Herren, dem ich diene; dieſer Freund
Vom Himmel, der die Wüſte mir belebt,
Der, wenn mein Blick ſich ſtündlich zu mir kehrt,
Mir ſagt, was mein in dieſem Patmos harrt!

Es iſt das Chriſtusbild, das Jocelyns Vater ſterbend geküßt hat, das er im Blute ſeines Biſchofs, des Märtyrers gebadet, das auch von andern Lippen noch die Spuren bewahrt.

In einer Folge von Briefen meldet er Mutter und Schweſter ſein tägliches Thun und Treiben in einer ausnehmend frommen Gemeinde, in der das Amt des Seelenhirten nur iſt zu rühren, zu tröſten und an den Glauben zu erinnern, den jeder unverwüſtlich und unangetaſtet im Buſen bewahrt. Er ſelbſt hat im Herzen nur mit ſeiner unterdrückten Liebe, mit keiner andern Schwachheit, zu ringen. Er lieſt, betet, ſchreibt abwechslungsweiſe, bald überſtrömt ſein Herz von Liebe, bald ſchlägt er an ſeinen Buſen, ohne daß ein Born hervorſpringt, findet nur Hefe in jedem Kelch, wirft ſich vor ſeinem Bett aufs

Digitized by Google

Knie, weint knieſchend in die Tücher, und tröſtet ſich mit einem Blick auf den Gekreuzigten.

In der ſiebenten Epoche iſt Jocelyn aus ſeinem Bergdorfe herabgeſtiegen in die Heimath, in welcher er Mutter und Schweſter, aber als arme Fremdlinge, nicht mehr im Beſitze des väterlichen Hauſes und Gutes, das ſie nur wie ein verlornes Paradies muſten dürfen, antrifft, und die Mutter ſterben ſieht. Hier ſchreibt er aus Veranlaſſung einer heitern Scene, die plötzlich auf eine traurige folgt, die tiefen und rührenden Worte:

O welch ein wahr und kläglich Bild des Lebens!
Es tritt die Luſt ein durch des Schmerzens Thür,
Das Glück legt ſich in der Verzweiflung Bett!
Was Morgens wird, dem macht Gott Abends Raum.
Der Lebenskelch iſt immerdar gleich voll.
Er geht von einer Hand nur in die andre;
Könnt' unſer Herz der Wonnebecher Grund,
Der ſcheinbar überſchäumenden erforſchen,
Ach finden würd' es: jede Menſchenbruſt
Iſt voll von eines Andern Thrän' und Aſche.

Nachdem er ſeine Mutter beſtattet und an ihrem Grab geweint, führt Jocelyn im Spätjahr 1800 ſeine Schweſter in die Arme ihres Gatten zurück nach Paris, und ſoll hier einige Tage verweilen. Dieß gibt Veranlaſſung zu einem unvergleichlichen Gemälde.

Wie ſtört der Lärm der Welt die Lebensgeiſter mir,
Welch furchtbarer Orkan der Seelen ſtürmet hier!
Wie hört man ſtets von fern der Hauptſtadt Stimme dröhnen,
Drin tauſend Stimmen ſtets gedrängter Städter ſtöhnen.
So wie der Ocean die vollen Fluthen ſchwellt,
Und mit dem Schluchzerlaut jetzt ſteiget und jetzt fällt.
O wie der Stimmenball der großen Menſchenſtädte
Von Unheilſchrei ertönt und Schmerzruf in die Wette,
Von Schrecken, Bangigkeit und Zuckungen der Pein!
Und immer tönt heraus der Leidenſchaften Schrei'n.
Die, dieſe Million von Seelen aus der Hölle
Anhauchend, Mann und Weib aufwiegeln. Well' an Welle.
Und gleich der Fluth empor die wirren Laute wehn,
Daß tauſend Schreie ganz in Einem Schrei vergehn.
Es iſt, als hörte man, von Fieber angeſchwollen
Der Erde Blut im Puls durch ihre Schläfe rollen.
Auf meine Seele drückt ſtets eine Zentnerlaſt,
Seh' ich, in ſchmutzige Kanäle hier gefaßt,
In ew'gem Umlauf ſich den Strom der Menſchheit regen,
Nach unſichtbarem Wink da-, dorthin ſich bewegen,
Im eignen Uferbett ſich auf- und niederdrehn
Wo ſtetes Wogen iſt, und doch kein Ziel zu ſehn.
. . . .

Und dann, ſoll ichs geſtehn? es lauert ſtets auf mich
Ein ew'ger Jammer hier, ein grauſer Herzensſtich;
Stets denken, ſagen ſtets muß ich mir unter Schauern:
Es lebt, es athmet, weh! Laurence in dieſen Mauern!

Schon am folgenden Tage (21 September 1800) trifft die ſo vorbereitete Kataſtrophe ein. Jocelyn iſt in eine Kirche der Hauptſtadt gegangen, wo ein greiſer Prieſter, der dem Märtyrthum während der Revolution entgangen iſt, dem Volke predigt, das ſeiner Stimme endlich wieder horcht und alle Gänge der Kirche beſetzt hält. In dieſen gedrängten Reihen erhebt ſich plötzlich ein Murmeln des Staunens und der Bewunderung, und ein Ruf der Trunkenheit. Maſchinenmäßig dreht Jocelyn ſein Haupt nach dem Gegenſtand, der die Aufmerkſamkeit der verſammelten Menge auf ſich zieht; aber es war zu ſpät. Die Spur der ſchönen Frau, welcher es gegolten, iſt ſchon wieder im Verſchwinden. Er ſieht nur noch eine ſchlanke Taille und nackte Schultern, über welche Lockenflechten unter Blumen fließen. Dann muß er ein ziemlich frivoles Geſpräch zweier jungen Badauds anhören: „Sie iſt's, ſie iſt es wirklich, ſagt der eine, kann der Himmel eine ſchönere hegen? Nein, himmliſcherer Engel, als dieſer irdliche iſt, ſind nie über das Pflaſter dieſes Tempels gewandelt!“ — „Sie! erwiedert ſein Nachbar, ihr Schatten wird es geweſen ſeyn! Was wird ſie in die Kirche kommen! dieſe ſchönen Füßchen, ſtets von Anbetern gefolgt, werden auch den Kirchenſtaub treten, um zu beten! das iſt ihr einzigrer Fehler! Schade um die zärtliche Frau! Man ſagt, ſie habe ihre Seele der Verzweiflung verkauft!“ — „Und doch iſt ſie's! Willſt du die Probe? Sieh nur ihren Gürtel und ihr Wittwenhalsband an! .... Wie Schade, daß eine ſolche Schönheit ſo flatterhaft iſt; oder vielmehr welch ein Glück, daß ſie den Becher herumreicht, aus dem ſich jeder den Todesrauſch trinken mag!“ — „Aber was thut ſie denn in der Kirche?“ — „Ma foi, ſich zu unterhalten, wie wir!“

Die fromme Predigt unterbricht dieß Geſpräch, das ſich in den feierlichen Alexandrinern etwas ſonderbar ausnimmt. Der fromme Mann rührt mit ſeinem Worte das ganze Auditorium, und Alles rüſtet ſich zum reichlichſten Almoſen, als die ſchöne Frau mit dem Klingelbeutel wieder erſcheint, und mit ſchüchterner Stimme (ſie ſelbſt, wie man ſagt, eine Waiſe) für die Waiſen das Mitleid anfleht. Jocelyn langt in die Taſche nach ſeinem Obolus; in dieſem Momente begegnet ſein Auge dem ihrigen; beider Blicke haften aufeinander. Wie durch eine Wolke ſcheint ſie von fern die Züge ſeines Geſichts zu erkennen, und ſeinem Auge ſteigt ihr Bild wie ein Schatten aus der Tiefe einer Erinnerung auf. Allmählich immer ſtrahlender zieht das unheilvolle Bild in ſein Herz ein. Es iſt Laurence, die ſelbſt todesbleich und ohnmächtig in die Arme des greiſen Prieſters ſinkt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 35.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 Junius 1836.

Lieder von Robert Burns.

Am Bache.

Hier iſt das Thal, hier iſt der Bach
Im Birkenlaubgewind.
Schon ward des Dorfes Glocke wach;
Wo weilt mein holdes Kind?

S'iſt nicht Marias ſüßer Klang,
S'iſt nur die würz'ge Luft
Mit eines Vogels letztem Sang
Zum Gruß dem Abendduft.

Und doch ſie iſt's! es war kein Trug!
So ruft zum Wald zurück
Die Lerche des Gefährten Flug:
S'iſt Liebe, iſt Muſik!

Und biſt du da und biſt du treu!
O ſüß willkommen mir!
Und jeder Schwur ſey wieder neu
Am Blumenufer hier!

Abfahrt der Geliebten.

Die Stunde ſchlägt, es naht das Boot,
Du gehſt, mein ſüßes Herz,
Und all mein Leben wird ein Tod;
Doch muß ich heimathwärts,
Und grüß' der Wogen ſchwellend Haus,
Der fernen Inſel Höh:
Hier ſprach das letzte Wort ſie aus,
Dort ſchwand ihr Maſt in See!

Und von dem einſamen Geſtad
Wo laut die Möwe ſtreicht,
Durch der beſchäumten Wellen Pfad
Fort blick' ich thränenfeucht.

Beglückt, der ihren Schritt umweht,
O Indiens ſtiller Hain!
Und wenn ſie athmend durch dich geht,
Sprich: denkt ſie dann wol mein?

Fr. Notter.

Jocelyn.

(Schluß.)

Das ſchreckliche Bewußtſeyn Jocelyns, den Fall dieſes reinen Weſens verſchuldet zu haben, ſtrömt in einer Hymne aus. Einige Tage ſpäter finden wir ihn in einer regneriſchen Nacht unter dem Balkon von Laurence's Hotel, aus welchem die bacchantiſche Muſik eines Balles heraus ſchallt. Während er für ſie betet, geht das Feſt zu Ende, die Gäſte verlaſſen das Haus; man hört die Angel ſich drehn, den Riegel ſchieben:

Dann öffnet ſich ein Fenſter über mir,
Und an dem Himmel tritt der Mond hervor;
Mich taucht der ſchwarze Schatten des Balkons
In eine Nacht aus der ich Alles ſchaue.
Auf den Balkon tritt eine Frau — ſie iſt's!
Zwar blaß und müde, doch, o Gott! wie ſchön!
Der Welt frühzeit'ger Sommer hatte ſchnell
Gereift, nicht welk gemacht die Engelsſchönheit:
In dieſem Anzug, dieſem neuen Stand
Fand ich doch Zug für Zug noch immer Ihn.
Er, größer nur in Ihr, doch Sie in ihm!
Ihr Hals, gebeugt, ſchien ſchweres Leid zu tragen.
Aufs goldige Geländer ſtützte ſich
Ihr Ellenbogen, ihre Wange nahm
Dem Mondſchein ſeine Farbe; ſchon gelöst
Von ihrer Stirne wogte breit ihr Haar
Uebers Geländer des Balkons herab.

. . . .

Digitized by Google

Sie hebt ihr Haupt, lang blickt ſie in den Mond,
Wie einer, den ein Bild, ein Schatten quält.
Dann, langſam ſeufzend ſtreckt ſie aus die Arme,
Schließt überm Herzen ſie, und ſeufzt ein: Ach!
Und mit zerſtreutem Ton, mit einem Blick,
Summt unſer Berglied zwiſchen den Zähnen ſie,
Ja ein'ge Worte ſingt ſie zitternd leis.
In Schluchzen ſtirbt das Wort auf ihrer Lippe.
Sie unterbricht ſich ſelbſt, wie mit Gewalt.
Sie ſchließt das Fenſter. Schweigen herrſchet rings.

Die Morgenröthe findet Jocelyn nicht mehr in Paris. Sein Herz iſt ſchon wieder auf den Alpen, wohin ſein Schritt beflügelt eilt.

Die neunte und letzte Epoche zeigt ihn uns wieder in ſeinem Bergneſt, wohin ſich ſeine Seele vor dem Sturme flüchtet. Winterſchilderungen, Berufsſcenen folgen in ziemlich langer Reihe. Im October 1802 kommt ihm Botſchaft, daß in einem kleinen Weiler auf der Straße nach Italien eine junge, ſchöne, todkranke Frau nach dem Prieſter begehrt. Er will hinab nach Maltaverne:

Ein einzig Lämpchen ſchimmert' in der Nacht
Des Kämmerleins; des Bettes Vorhang barg
Die Sterbende; nur eine blaſſe Stirn,
Aufs Kiſſen hingeworfen, konnt' ich ſehen,
Und aufgelöstes langes, blondes Haar,
Das ſpielend auf der Bruſt zwei Marmorhände
Aufwanden, und das, losgelaſſen, ſich
Vom Bettrand nieder bis zum Boden goß.

Es iſt Laurence, die dem unerkannten Jocelyn ihre Jugendliebe zu ihm und die Verirrung ihres ſpätern Lebens unter Thränen beichtet. Doch erfährt er Tröſtlicheres als er erwartet hatte. Nur kurze Zeit war ſie die Gattin eines liebenden Mannes, den ſie nicht wieder liebte, geweſen. Mit zwanzig Jahren Wittwe, ſand ſie um ihrer Schönheit willen bald von Anbetern ſich umgeben. Sie ließ ſich lieben aber ſie liebte nicht wieder. Der Schatten ihres Freundes trat zwiſchen ihre Liebhaber und ſie, und wenn ſie zu lächeln ſchien, ſo galt es nur dieſem theuern Bilde. Ja, wenn ſie je einmal ſich ſelbſt betrog, in ein Männerantlitz ſchaute und ſprach: ich liebe dich! ſo fuhr auf einmal eine Hand wie Eis über ihr glühendes Herz, und zornig ſtieß ſie den Gegenſtand ihrer Neigung zurück und ſprach: „geh, du biſt nicht er!"

Wenn ich zu fallen drohte, ſtieg ein Duft,
Ein unvertilgbarer, der Engelsliebe,
Die ich gekoſtet, mir im Herzen auf;
Geblieben war auf meinen Lippen mir
Ein Himmelstropfen; jeder andre Kelch
Schien gegen den mir bitter und abſcheulich.

. . . .

Und ſo ſag' ich's vor Euch, und vor Gott ſelbſt,
Und vor dem Wahrheitsglanz des jüngſten Tags,
Und vor der heiligen Erinnerung
An den, deß Bild nicht Lüge trüben ſoll:
Durch meine Ohnmacht, nicht durch meine Kraft,
Aus Eckel, aus Verachtung, blieb mein Herz,
Und nicht aus Unſchuld, rein bis dieſen Tag!

Aber ihr Lebensquell war vergiftet; im Gefühle ihres baldigen Todes ging ſie, den Schauplatz ihrer erſten Liebe, die Adlergrotte, noch einmal zu ſehen. Aus ihr hat man ſie ſterbend hieher getragen. Jocelyn entbindet ſie als Prieſter von ihren Sünden. Sie ſelbſt würde ſich erſt erlöst fühlen, wenn ſie die Stimme des Jugendgeliebten vernehmen könnte. „Höre dieſe Stimme, Laurence!" ruft Jocelyn. Die Lampe flammt in dieſem Augenblick auf, und die Sterbende ſieht dem Geliebten ins Auge, der ſie ſegnet, indeß ſie ſeine Hand faßt und ſtirbt. Jocelyn iſt in ihrem Teſtament zum Erben aller ihrer Güter eingeſetzt. Er verſchmäht dieſes Erbe, begräbt die Jugendgeliebte und kehrt in ſeine Einſamkeit zurück zu ſeiner Dorfgemeinde.

Wir nehmen hier vorerſt das Gedicht als geſchloſſen an, und knüpfen an den Ueberblick deſſelben, den wir den Leſern dieſes Blattes durch den vorſtehenden Auszug verſchafft haben möchten, einige Bemerkungen.

Die Dichtung kündet ſich als Fragment oder Epiſode eines dramatiſchen Epos an. Welcher Art dieſe Epopee ſey, welche muthmaßliche Ausdehnung ſie erhalten müßte, läßt ſich aus der gegebenen Probe nicht füglich abnehmen. Nur vermuthen können wir, daß dieſelbe, da der Dichter ſie als menſchheitlich charakteriſirt, alle möglichen Stufen menſchlicher und geſelliger Bildung, alle Stände, ja vielleicht die verſchiedenen Temperamente und Gemüthsarten umfaſſen dürfte, wodurch freilich ihr Stoff unermeßlich würde und ihre vollſtändige Ausführung einen Dichter forderte, der zu deſſen Bearbeitung eine vorſündfluthliche Lebensdauer mitbrächte. Der Verfaſſer hat dieſen Einwurf vorausgeſehen und auf etwas anderes als fragmentariſche Realiſation ſeiner Idee zum voraus verzichtet. Wenn wir indeſſen die vorliegende Produktion, die durch Prolog und Epilog allerdings zu einem ſelbſtſtändigen Ganzen ſich abrundet, für ſich betrachten, ſo wird ſich nicht läugnen laſſen, daß die Bezeichnung als epiſche Dichtung nur in ſehr uneigentlichem Sinne auf ſie angewendet werden kann, Dramatiſches aber an ihr ſo wenig iſt, als an jener alten alexandriniſchen Tragödie, die bekanntlich aus einem einzigen Monologe beſteht. Wir wollen mit dem Dichter über die Benennung „innerliches Epos" nicht rechten, und unbeſtritten zugeſtehen, daß das Gemüth ſo gut ſeine großen und darſtellbaren Begebenheiten haben kann, wie die Außenwelt; aber ſo viel dürfen wir fordern, daß ein darauf baſirtes Epos oder epiſches Fragment uns eine Seele vor Augen bringe, in der ſich Vieles ereignet, in der ein mannichfaltiges Kämpfen und Streben mit der innern wie mit der äußern Welt, zuſammengefaßt in einer gemüthlichen und poetiſchen Einheit, aber nicht unterbrochen durch lyriſches Verweilen bei einer einzigen Seelenſituation, ſich in ſtetem, d. h. epiſchem Fortſchritte offenbart.

Digitized by Google

Iſt dieſes bey Jocelyn der Fall? Wir glauben mit Nein antworten zu müſſen. Als Epos im Sinne der Vorrede betrachtet, ſollte Jocelyn, der katholiſche Prieſter, ſpäter der Dorfpfarrer ſeyn, dargeſtellt in ſeinem Conflikt mit der Welt, mit der Menſchheit in und außer ſich. Welch eine Mannichfaltigkeit von Situationen, welche Phaſen von Bildung, welche heiße Kämpfe im Innern, mit Feinden aller Art gekämpft, ließen ſich hier erwarten und verlangen, wenn das Gedicht wahrhaft epiſch werden ſollte. Aber Lamartine hat es vorgezogen, ſeinen Helden nur im Kampfe mit einem einzigen Gefühle, im Streit mit irdiſcher Liebe darzuſtellen. Alle andern Hinderniſſe des Lebens ſind für ihn wunderbar beſeitigt, alle Veranlaſſungen zu innerem und äuſſerlichem Zwieſpalte ſorgfältig vermieden. Der Jüngling, der ſich aus Großmuth vom älterlichen Hauſe losgeriſſen hat, und in ein Prieſterſeminar eingetreten iſt, hat, nach dem Kampfe, welchen ihn der Entſchluß gekoſtet hat, nicht mehr zu kämpfen. Sechs Jahre lang vergeht ihm das Leben einen Tag wie den andern; ſein Geiſt liegt in einem wahren Seelenſchlaf, während er ſelbſt mechaniſch den Dienſt ſeiner Kirche verrichtet und in ſchönen, jedoch nur allgemeinen und theilweiſe conventionellen Empfindungen über dieſen Dienſt ſich ergeht. Durch die Stürme der Zeit in die Einſamkeit getrieben, ergießt er ſich dort in die herrlichſten Schilderungen, die aber mehr auf Rechnung des großen lyriſch-didaktiſchen Dichters Alphonſe de Lamartine, als des jungen Prieſterkandidaten Jocelyn zu ſetzen ſind, deſſen im Prieſterſeminare ſchlummernd angenommenen Geiſtes- und Gemüthsanlagen erſt epiſch, alſo allmählich, zu entwickeln geweſen wären. Als endlich ſeine Perſönlichkeit durch die Berührung mit Laurence zum Durchbruche kommt, und im fürchterlichen Seelenkampfe der Glaube an ſeinen Beruf, oder der Aberglaube, ſiegt — und dieß iſt der Kern des Gedichts und derjenige Theil der mit poetiſcher Genialität behandelt iſt — ſo erwartet man wenigſtens von dieſem Anſtoß einen großen pſychologiſchen Hebel für die „menſchheitliche" Entwicklung Jocelyns. Aber das Pfarrleben des neuen Paſtors iſt, einige ſchlafloſe, im Fegefeuer der Erinnerung verlebte, Nächte abgerechnet, unabhängig von der frühern Erziehung des Helden durch das Schickſal. Der Dichter hat dafür geſorgt, daß ihm eine außerordentlich fromme, mit Ausnahme eines partiellen religiöſen Aberglaubens, nicht an den allgemeinen Gebrechen des menſchlichen Herzens leidende Gemeinde untergeben wurde, und daß er ſelbſt, nachdem er den Kampf ſeiner Liebe ausgekämpft, ſich auch nur als ein höheres Weſen empfindet, und das leichte Amt eines nur mit Rührung und Tröſtung beauftragten Himmelsboten verwaltet. Auch in Paris iſt der junge Prieſter nur an Einer Stelle, wie Achill oder Siegfried, verwundbar. Der, pſychologiſch und poetiſch betrachtet, gewiß fruchtbare Contakt mit der Hauptſtadt der civiliſirten Welt trägt für das Innere des Dorfpaſtors keine Früchte, bis ihm Laurence begegnet, wo denn das Gedicht ſogleich wieder draſtiſch und wirklich genial wird. Iſt aber dieſe Kataſtrophe vorübergegangen, ſo fängt auch das von ihr völlig unabhängige Paſtorleben wieder an, während deſſen die poetiſche Reflexion des Dichters ihren unabhängigen Platz abermals einnimmt, und ein beliebiger frommer Pfarrer — nicht der weltlich vernichtete und im Tiegel des Geſchicks entweder verzehrte oder umgeſchaffene Jocelyn — mit den Arbeitern des Feldes und den Kindern der Schule verkehrt, bis die ſterbende Laurence eingeführt und mit ihr eine Scene herbeigeführt wird, welche wieder dem lebendigen Organismus der Poeſie angehört.

Was hier gerügt wird, hängt mit dem zuſammen, was im Eingange dieſer Beurtheilung über die religiöſe Auffaſſungsweiſe des Lebens durch den Dichter geſagt worden iſt. Der Katholicismus hat ſich gewiſſermaßen von der moraliſch-pſychologiſchen Entwicklung des Menſchen losgeſagt. Seine Gnadenmittel gleichen denen des Heidenthums, ſie haben eine magiſche Kraft für den Moment, und können in jeder einzelnen Noth angerufen und mit Erfolg gebraucht werden. Wenn aber dieſe vorüber iſt, ſo geht das natürliche Leben wieder ſeinen Gang, eine gute Natur ihren guten, eine ſchlechte ihren ſchlechten. Nun iſt Jocelyns Natur vom Dichter durch und durch gut angelegt, und wie ſeine ganze Familie, aus lauter Edelmuth zuſammengeſetzt; er iſt, ſo zu ſagen, nie aus der Taufgnade gefallen, und kämpft alle unedeln Neigungen mit der Kraft ſeines guten Naturells nieder, und die Heilmittel zu denen er als Prieſter den nächſten Zugang in ſeinem Glauben beſitzt, werden von ihm nicht ſowohl im Kampfe ſeiner Natur mit der Sünde, als in ihrem Kampfe mit den Leiden dieſer Zeit angewendet. Dadurch aber entſteht ein gewiſſer einförmiger Gebrauch religiöſer Motive in dem Gedichte, der nicht ſelten bis zur Ermüdung des Dichters wie des Leſers geht. Und jene Einförmigkeit iſt noch dadurch befördert worden, daß dem gutartigen Jocelyn eine allzugutartige Welt, die ſein Naturell nicht einmal zum Kampfe gegen außen aufruft, gegenübergeſtellt worden iſt. In Betracht dieſer Mißſtände können wir dem Gedichte den Namen einer epiſchen Dichtung unmöglich vindiciren; ſie würde dieſen Titel erſt verdient haben, wenn der Held nicht bloß mit Fleiſch und Blut, ſondern auch mit den Geiſtern unter dem Himmel, das heißt, mit den mannichfaltigen, keineswegs bloß ſinnlichen, ſondern auch aufs Geiſtige und Höchſte gerichteten Leidenſchaften und daraus entſpringenden Irrthümern des menſchlichen Geiſtes nach innen und außen zu ſtreiten hätte; was freilich in der Perſon eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, wenn die Geſchichte in modernen Verhältniſſen ſpielen ſollte, leichter darzuſtellen geweſen wäre, als in dem katholiſchen Prieſter und Dorfpfarrer, wiewohl auch in Darſtellung dieſes Bildes ſich nicht alles um eine Jugendliebe zu drehen gebraucht hätte.

Wie das Gedicht vor unſern Augen liegt, möchten wir es ein Mittelding zwiſchen Novelle und Idyll nennen, eine durch lyriſch-idylliſche Monodien unterbrochene Novelle. Sobald es unter dieſem anſpruchsloſeren Geſichtspunkte und nicht mehr als die Epiſode eines humanitären Epos betrachtet wird, kann die Kritik ein viel anerkennenderes Urtheil über daſſelbe fällen.

Die unglückliche und der Pflicht geopferte Liebe eines katholiſchen Geiſtlichen iſt ein ganz geeigneter Gegenſtand für eine idylliſche Novelle. So einfach die Erfindung der Begebenheiten iſt, ſo überraſchend ſind doch die dadurch herbeigeführten Situationen, und bei aller idealen Haltung erregen und feſſeln die

Digitized by Google

Nr. 36.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands

18 Junius 1836.

Lamartine an die Orientalin,

überſetzt von Fr. v. O.......a.

Wem? Dir, willſt du, ſoll ich der Dichtung Weihrauch bringen,
Die in der Wüſte Wind das Morgenland gebar?
Dir, Blume von Alepp', zu ſchmachten und zu ſingen
Auf deren offnem Kelch Bülbül beſchieden war?

Ob man dem Balſam auch die Düfte wieder böte,
Die er gehaucht, — dem Zweig die Frucht, die er gebracht,
Leih't neue Flammen man der morgendlichen Röthe,
Mehr gold'ne Sterne noch der nächt'gen Himmelspracht?

Nein, kein Gedicht hier! — Magſt du deinem Blick vertrauen
Das Schönſte in der Dichtkunſt zauberiſchem Reich,
Im Waſſerbecken hier mußt du dich ſelber ſchauen;
Die Dichtung hat kein Bild, das deiner Schönheit gleich.

Wenn Abends im Kiosk — durch leichtes Gitter oben
Den Mond einlaſſend und des Meers bewegte Luft, —
Du ruh'ſt auf Matten mit Palmyra's Schmelz gewoben,
Wo dämpft des Mokka glühend Naß den herben Duft;

Wenn deine Hand geführt zu halbgeſchloſſ'nen Lippen
Dir das Jasminen-Rohr mit Fadengold umhüllt,
Dein Mund, den ſüßen Roſenwohlgeruch zu nippen,
Das tiefe Nargileh *) mit ſanftem Murmeln füllt;

Wenn duft'ger Nebel dann beginnt dich zu berauſchen,
Dir ſchmeichelnd mit der ſchaukelnd flücht'gen Wolkenſchrift,
Daß auf dem Athemzuge, den wir von dir tauſchen,
Uns ſchwimme ein ferner Traum von Lieb' und Jugendgluth;

*) Das mit Waſſer gefüllte Gefäß, durch welches die Morgenländer den Rauch ihrer Pfeifen leiten um ihn abzukühlen. Auch die Frauen bedienen ſich deſſen, aber, nach dem Dichter, nur um Roſenblätter zu rauchen.

Wenn du des irrenden Arabers Roß gemalet
Von deiner Kindeshand gezähmt am Schaumgebiß,
Gleich ihm dein Seitenblick, dem Siegeraug' entſtrahlet,
Wirfſt trennendſüßen Blitz hin durch die Finſterniß;

Wenn, gleich der Urne Griff, des Armes weiche Welle
Die holde Stirn leicht auf die Hand gelehnt dir ſtützt,
Plötzlicher Widerſchein der nächt'gen Lampenhelle
Auf deinen Dolch ein glänzend Demantfeuer blitzt;

Nichts von den Tönen, die der Menſchen Lippen lallen,
Nichts auf des träumeriſchen Barden Stirne hier,
Nichts in den friſchen, ſüßen Kindesſeufzern allen,
Nichts iſt gleich dir Gedicht, und nichts iſt friſch gleich dir! —

Mir iſt die Zeit dahin wo alles Lebens Blüthe,
Die Liebe, mild das Herz durchdüftend ſich erſchließt;
Ob Schönheit Staunen dem entzückten Geiſte biete,
Ihr Strahl doch ohne Gluth ſich nur darein ergießt.

Mein kühlgeworden Herz liebt nur der Harfe Saiten,
Doch, ſechszehn alt, was hätten Reime mich gebäucht
Um eins der Flöckchen nur, das Würze zu verbreiten
Dir von zerſtreuter Lippe in die Lüfte ſteigt;

Die Zauberformen mit dem Finger feſtzuhalten
Die dunkel zeichnend eine unſichtbare Hand
Dort in dem Nachtgeſtirnesſtrahle will geſtalten,
Der, dich umſpielend, wirft dein Bild auf jene Wand.

Das Bekenntniß von einem Kinde des Jahrhunderts.

Von Alfred de Muſſet.

(Beurtheilt von Sainte-Beuve in der Revue des deux Mondes.)

Unter allen jungen Dichtern, welche im Zug ſind an Bedeutung zu gewinnen, ſich mit Glanz zu heben, ſich offen und frei

Digitized by Google

von dem etwas ſonderbaren oder anſtößigen Auſputz des erſten Auftritts loszumachen, iſt keiner der zu größern Erwartungen berechtigte, als Alfred de Muſſet. Seit drei Jahren, wo er uns mit dem erſten Theil ſeines Schauſpiels in einem Lehnſtuhl beſchenkte, haben zahlreiche und lebendige Proben ihn uns in beſtändigem Fortſchritt, in beſtändigem Ringen mit ſich ſelbſt gezeigt. Sein artiger, dramatiſcher, launiger Verſuch: Von Was träumen die Mädchen? iſt mit Glück fortgeſetzt und von andern Seiten gefaßt in den Launen Marianens, in den Mit der Liebe läßt ſich nicht ſcherzen, in der Spindel Barberina's und ganz neuerlich in dem Leuchter. Das Shakeſpeariſche Was Ihr wollt, gepfluckt am Stamm dieſer großen Eiche, iſt in den Händen de Muſſets zum anmuthigen und fruchtbaren Stengel geworden, der eine eigene Gattung dramatiſcher Sprüchworte trägt, worin Beobachtung und Narrheit, Melancholie und Lächeln, Einbildungskraft und Laune gemiſcht ſind; wir haben durch ihn einen liebenswürdigen Schwarm junger franzöſiſcher Schweſtern von Roſalinde bekommen. In den ernſteren Verſuchen welche Muſſet gemacht, wie Andrea del Sarto und Lorenzaccio, war er weniger glücklich, als in den kleinen und geiſtreichen Skizzen, die ſo glänzend, ſo von friſchem Leben durchdrungen ſind, deren Zufälliges und Unzuſammenhängendes ſelbſt ganz beſonders der Launenhaftigkeit und gewiſſermaßen den Brüchen ſeines Talents entſpricht. Aber ſelbſt in dieſen minder gelungenen Werken mußte man die Vollſaftigkeit, viele Würfe voll herrlicher Kraft, reiche Verheißungen bewundern und am Ende ſagen, wie in ſeinem Lorenzaccio, Valori zu dem jungen Maler Tebaldeo ſagt: „Ohne Kompliment, das iſt ſchön! nicht vom allerhöchſten Verdienſt zwar; warum ſollte ich einem Mann ſchmeicheln, der ſich ſelbſt nicht ſchmeichelt? Aber Euer Bart iſt noch nicht heraus, junger Mann!“ Auch Herr de Muſſet hatte das Verdienſt, daß er ſich nicht zu ſehr ſchmeichelte; der aufrichtig beſcheidene Ton ſeiner letzten Vorreden contraſtirte auffallend mit der cavalieren und beinah anmaßenden Weiſe ſeiner Erſtlinge, und dieſe ſo ſeltene Beſcheidenheit, welche der Kritik entgegenkam, war in Uebereinſtimmung mit der immer unzweifelhafteren Entwicklung ſeines Talents. Einige derebte Briefe eines Reiſenden, unterzeichnet mit einem Namen der ſchon die Macht beſaß, Celebrität über alles was ſich daran anknüpft, zu verbreiten, hatten das Intereſſe vermehrt, welches ſich von ſelbſt den Erzeugniſſen de Muſſets zuwandte. Schöne Gedichte: Die Mainacht, wo die Klage gleichſam erſtickt iſt, die Decembernacht, *) wo ſie hervorbricht, und wo ich nur die letzte Zeile: (Freund, Einſamkeit — das iſt mein Name!) wegſchneiden möchte, hatten das zugleich literariſche und romantiſche Intereſſe genährt, welches durch das begierig erwartete Bekenntniß von einem Kinde des Jahrhunderts ſcheint die höchſte Höhe erreichen zu ſollen.

Der Gegenſtand dieſes Bekenntniſſes iſt folgender: Ein junger Mann, zu Anfang der Erzählung neunzehn, am Schluß einundzwanzig Jahre alt, Oktavius, geboren um das Jahre 1810, von jener Generation, die zu ſpät kam für das Kaiſerreich, zu ſpät auch, trotz ihrer Frühreife, für die Reſtauration, und die in dieſem Augenblick in dem Conflikt aller Ideen und über den Trümmern jedes Glaubens ihre Lehrjahre vollendet. Oktavius iſt verliebt; er iſt es mit Naivetät, Vertrauen, Anbetung und ſoweit gleicht er den Liebenden aller Zeiten; aber mitten in ſeinem ſchönſten Traume fällt ihm einmal des Abends bei Tiſch, wie er ſeiner Geliebten gegenüber ſitzt, zufällig die Gabel hinunter; er bückt ſich ſie aufzunehmen und ſieht — Was? — ſeine Freundin wie ſie den Fuß auf den Fuß ſeines vertrauteſten Freundes geſetzt hat. Das Erwachen iſt jäh und entſetzlich; Oktavius wird in demſelben Augenblick von der Krankheit des Jahrhunderts befallen, wie man ſonſt nach einem heftigen Schrecken die Blattern bekam. Er verläßt ſeine Geliebte, ſchlägt ſich mit ſeinem Freund und wird verwundet; wieder geheilt ergibt er ſich den Ausſchweifungen, den Orgien, bis ihn der Tod ſeines Vaters herauszieht. Aufs Land beſchränkt erblickt er hier ein einfaches weibliches Weſen, ſanft, älter als er, aber noch ſchön, ein wenig fromm, ziemlich geheimnißvoll, Fräulein Pierſon; es geſchieht, daß er ſie liebt, daß er von ihr geliebt wird; da kommen tauſend kleine Vorfälle und Schilderungen — einfach und bezaubernd; Spaziergänge im Wald, mit Reinheit, ſpäter mit trunkener Gluth. Man ſollte ihn geheilt, glücklich, für immer gefeſſelt glauben. Aber die alte Wunde des Libertin bricht wieder auf, blutet mitten in dieſem Glück und verderbt es. Die ſonderbare, launenhafte, grauſame Weiſe, wie er mit Luſt ſeine holde Täuſchung und das Glück ſeiner Freundin zerſtört, iſt bewundernswerth geſchildert, dieß ſchmeckt nach bitterer Wirklichkeit. Nach vielen ſchmerzlichen Scenen, wie die Verſöhnung nunmehr auf ewig beſiegelt ſcheint, wie Brigitte Pierſon verſpricht Alles zu vergeſſen, alle Erinnerungen der Vergangenheit zu fliehen, weite und lange Reiſen mit ihm zu machen: da kommt eine dritte, bisher unbemerkt gebliebene Perſon dazu, der ehrliche Smith, der unwillkürlich Brigitten liebt und ihre Liebe gewinnt. Octavius bemerkt es, befragt ſie, entdeckt das Leiden Brigittens und erkennt, daß ſo viele Streiche, womit er ſie verletzte, in ihr die Liebe getödtet haben, in der ſie jetzt nur noch eine Pflicht ſieht. Er ſchwankt, er iſt nahe daran ſie mit dem Dolche zu durchbohren, aber das beſſere Gefühl triumphirt. Mit Selbſtverläugnung zieht er ſich zurück, gibt ſeine Anſprüche auf und beſchränkt ſich auf eine geheiligte Freundſchaft. Smith und Brigitte reiſen in einer Poſtchaiſe miteinander nach Italien. Dieſer Schluß führt, wie man ſieht, wieder auf eine Situation, wovon uns die Briefe eines Reiſenden ſchon eine Idee gegeben hatten.

Iſt in dieſem Buch ein Plan, eine Kompoſition? hat es eine moraliſche Abſicht und einen Zweck? Vom erſten Kapitel an läßt ſich nicht verkennen, daß der Verfaſſer aus ſeinem Bekenntniß eine nützliche und ſtrenge Moral ableiten will. Er hat, ſo ſcheint es, zeigen wollen, die gräßliche, tiefe, lange Zeit unheilbare Wunde, welche im Grunde des Herzens auch beim äußern Anſchein der Herſtellung, die Ausſchweifung, die entſetzliche Bekanntſchaft mit allen Dingen welche ſie verſchafft und

*) Siehe Nr. 15 dieſer Blätter.

Digitized by Google

die unerſättlichen, entarteten Gelüſte, welche ſie einimpft, zurücklaſſen. Andere haben verſucht, all das entkräftende Elend und die Erſchlaffung des Willens zu malen, welche aus geheimer, verſteckter Liederlichkeit entſpringen; er hat ſich die Aufgabe geſetzt, die ſtolze, ehrſüchtige, unerſättlich neugierige, gottloſe Sünde, die Sünde eines neuen Don Juans zu ſchildern: „Es liegt, ſagt er, etwas Meuchleriſches in den heimlichen Winkeln und Verſtecken und in dem nächtlichen Harren, während man in dem Schwärmer bei rauſchenden Orgien beinah einen Krieger zu ſehen glaubt; es iſt etwas das an Streit und Krieg erinnert, ein Schein von ſtolzem Kampf: „Alle Welt thut es und verhehlt es; du thue es und verhehle es nicht!“ So ſpricht der Stolz und iſt einmal dieſer Panzer umgeſchnallt, ſo ſpiegelt ſich die Sonne darauf. Drei Stellen, außer derjenigen welchen dieſe Anführung entnommen iſt, bezeichnen und fixiren treffend den Gegenſtand, den Zweck des Buchs, der in einem beinah zu großen Theile der Erzählung verſchwindet und aus dem Auge gerückt wird. Dieſe drei Stellen ſind: die nächtliche Rede des Desgenais an ſeinen Freund; die nur einige Monate ſpätere beredte Antwort des Octavius, und im zweiten Band einige Blätter über die raſende, entartete Neugier gewiſſer Menſchen nach jenen gräßlichen Wahrheiten, welche den gelben Leichnamen von Ertrunkenen gleichen. Dieſe drei Stellen von entſetzlicher Stärke, verrathen in dem ſechsundzwanzigjährigen Schriftſteller eine verzweiflungsvoll tiefe Beobachtung; trotz der Unumwundenheit der Darſtellung ſind dieſe Geſtändniſſe ſo der Wirklichkeit gemäß und ſo ernſt, daß ich den Verfaſſer hier nicht wegen Cynismus tadeln möchte, wie an andern Orten, wo er ſich davon nicht frei gehalten hat. Er iſt darein, wie mir ſcheint, verfallen gleich von vorn herein in dem erſten Kapitel, wo die Anwendung von techniſchen, chirurgiſchen Ausdrücken den Leſer zurückſtößt und täuſcht; denn wirklich entſpricht das übrige Werk nicht eben dieſer Einleitung. Hätte der Verfaſſer dieß erſte Kapitel, (wie es bei Vorreden ſich gebührt,) zuletzt und nach Vollendung ſeines Buchs geſchrieben, ſo wäre es ohne Zweifel ganz anders ausgefallen. Im Verlauf ſeiner Erzählung hat der Verfaſſer häufig etwas Anderes gemacht, als er anfänglich im Sinn gehabt; die Ausſchweifung nimmt weniger Raum ein, als, nach meiner Vermuthung, im urſprünglichen Plan lag. Beſonders der zweite Band iſt ganz rein davon erhalten. Aber dieß hängt mit einem Mangel in der Kompoſition zuſammen und mit der ſtoßweiſen Manier de Muſſets, worauf ich zurückkommen werde.

Um mit meinem erſten Tadel zu endigen; ich bedaure an ziemlich vielen Stellen beſonders des erſten Bandes die Worte: Vorſehung, Gott, Engel u. ſ. w. unbedachtſam vermengt zu ſehen mit Bildern, welche der Pantheismus des alten, monſtruoſen Orients allein damit in Verbindung zu bringen wagte. Warum Seite 152 des erſten Bandes jener Ausdruck, der ſelbſt dem Ungläubigen ein Anſtoß ſeyn muß — als eine, aufs mildeſte geſagt — ſchwere Unziemlichkeit! Woher dieſer gierige Durſt nach Metaphern, der ſich nicht einmal des heiligen Kelches enthält? Hr. de Muſſet hat von Natur eine ſo reiche und blühende Einbildungskraft, daß ſolche Ausſchweifungen bei ihm unverzeihlicher ſind als bei Andern.

Worin de Muſſet ſich auszeichnet und wo wir ihn mit all ſeinem Zauber und ſeiner Stärke wieder finden, das iſt die Erzählung welche ſich leicht dramatiſch, kunſtvoll abgerundet, in gewandter Haltung, glänzend von Farben und von Leidenſchaften belebt, fortbewegt. Der dritte Theil des Bekenntniſſes, welcher die erwachende Liebe und die erſten Herzensergießungen von Oktavius und Fräulein Pierſon enthält, hat eine Jugendfriſche, eine zarte und liebevolle Anmuth, welche all die reichen Hülfsquellen von Muſſets jungem Talent offenbaren und darthun, wie wohl es ihm anſteht, eine gewiße Erfahrung der Verdorbenheit einzuſargen. Jener Abſchnitt des Bekenntniſſes, welcher mit der Ankunft des Octavius auf dem Land, gleich nach dem Tode ſeines Vaters, anfängt und mit einer Hymne der Wolluſt und Liebe im Augenblick des Beſitzes ſchließt, bildet eine abgegränzte Epiſode, die, beſonders abgedruckt und abgetrennt von den andern oft tiefen aber oft auch verdorbenen Partien, ihren Platz neben den auserleſenſten Liebesidyllen, ja ſelbſt neben denen behaupten würde, wofür uns Daphnis und Chloe das antike Muſter darbietet. Hier beleidigt nichts; Alles was aus der Sphäre der ſchönen Literatur in die der Medicin hinüberſchweift, iſt hier verſchwunden; keine krankhafte, organiſche Verſtimmung und Verletzung; kein häßlicher Geruch; „Bald, ſagt Oktavius, war ich mit den Armen bekannt; ſoll ich es ſagen? Ja ich will es kühn ſagen: Wo das Herz gut, da iſt der Schmerz geſund!“ Eines Tags, wo er allzuerſt gegen Fräulein Pierſon ſich über ſeine vorzeitige Erfahrung ausſpricht, unterbricht ſie ihn, und da ſie auf dem Gipfel eines kleinen ſich gegen das Thal hinabſenkenden Hügels ſtehen, zieht die liebenswürdige Frau ihn mit ſich fort; ſie laufen den ganzen Hügelabhang miteinander hinunter ohne ſich vom Arm zu laſſen, dann ſagt ſie zu ihm: „Sieh, ſo eben war ich ermüdet; jetzt bin ich es nicht mehr. Und willſt du mir es glauben, fuhr ſie in bezauberndem Ton fort, behandle eine Weile deine Erfahrung wie ich meine Ermüdung; wir haben einen ſcharfen Gang gemacht und werden mit um ſo beſſerem Appetit zu Nacht eſſen.“ Herr von Muſſet gibt ſich hier ſelbſt ſehr verſtändige und beherzigenswerthe Winke, welchen zufolge er meines Erachtens hätte ſein Buch zu einem guten Ende führen und ſeinen Helden wahrhaft heilen können.

Fräulein Pierſon iſt während dieſer ganzen erſten reizenden Situation eine beſondere Perſon, zugleich Landbewohnerin und Dame, Roſenmädchen und Virtuoſin auf dem Klavier, ein wenig barmherzige Schweſter und fromm, ein wenig gefühlvoll und zärtlich. „Sie war den Winter nach Paris gegangen; von Zeit zu Zeit durchſtreifte ſie die Welt; was ſie davon ſah diente ihr als Thema und das Uebrige ward von ihr errathen.“ An einem andern Orte: „Ein unbeſtimmtes Etwas ſagte Einem, daß die ſanfte Heiterkeit ihrer Stirne nicht von dieſer Welt ſtammte, daß ſie ſie von Gott empfangen hatte und ſie ihm, trotz den Menſchen, ohne etwas davon zu verlieren, getreulich wieder zurückbringen würde; und es gab Augenblicke, wo man an die

Digitized by Google

Wirthſchafterin denken mußte, die, wenn der Wind weht, die Hand vor ihre Leuchte hält."

Um dieſe reizende Fräulein Pierſon recht zu würdigen und zu erkennen, müßte man, nachdem man am Abend zuvor die zwei erſten Abſchnitte des Bekenntniſſes geleſen, gerade hier ſtehen bleiben, und am andern Morgen beim Erwachen den dritten Abſchnitt beginnen und dann bei dieſem ſtehen bleiben, ohne den vierten zu berühren. So hätte man ein wohl ſchattirtes und in ſeiner leichten Friſche abgegränztes Bild. Später kommt ein Augenblick wo man plötzlich, bei Gelegenheit eines nächtlichen Spaziergangs, die Entdeckung macht, daß Fräulein Pierſon für ſolche längere Ausflüge eine blaue Blouſe und Männerkleidung anlegt. Der Zug iſt nur im Vorübergehen, gleichſam nachläſſig hingeworfen; aber das zartere Auge faßt ihn auf und alle Illuſion iſt verſchwunden. Denn immerhin mag der Autor es verhehlen und nichts merken laſſen wollen; die neue Fräulein Pierſon, ebenfalls ſehr anziehend allerdings, iſt doch nicht mehr dieſelbe mit der erſten; die mit der blauen Blouſe iſt nicht mehr diejenige, welche ein wenig andächtig und ſehr von chriſtlicher Liebe beſeelt zu jeder Stunde im weißen Schleier die Fluren durcheilte, welche ſie hatten als Roſenmädchen krönen ſehen. Es iſt hier eine feine Unterſchiebung der Perſonen, welche auf den Mangel an Gleichartigkeit des Schaffens beruht, wovon ich oben geredet; das bewegte Herz des Leſers ergibt ſich ungern darein.

Der Widerſtand der Fräulein Pierſon, die reſignirte Traurigkeit des Octavius, der Ton der geliebten Stimme. welche in ihm nicht mehr jene Aufwallungen der Freude erregen, welche dem Schluchzen der Hoffnung gleichen, ſeine Bläſſe, die dagegen in ihr die mitleidigen Empfindungen einer barmherzigen Schweſter erwecken; dann beim erſten Kuß das Ohnmächtigwerden, worauf ein ſo ſchöner Schrecken folgt; die theure Geliebte in Thränen ſchwimmend, mit fieberhaft zitternden Händen, die Wangen bedeckt von Röthe und ganz ſchimmernd von Purpur und Perlen — das Alles ſind Züge von natürlicher Schilderung, welche ohne Zweifel es rechtfertigen würden, in dieſer Epiſode den Gegenſtand einer oft vortheilhaften Vergleichung mit Manon Lescaut oder Adolph zu finden, wenn nur eine natürliche Idee und ein harmoniſcher Geſchmack hier, wie in den beiden genannten Meiſterwerken das Ganze beherrſchten. Das vorletzte Kapitel dieſes dritten Theils: wenn ich ein Juwelier wäre u. ſ. w. gewährt ein ausgeſuchtes, tadelloſes Entzücken; das letzte enthält einige myſtiſche Worte, die ich gern austilgen möchte; man kann es mit einem Kapitel im Adolph vergleichen, wo auch lauter leidenſchaftliche Ausrufe, und mit den berauſchendſten Blättern von Oberman. Dieſer Schluß verſenkt und kräftigt die Seele in den friſcheſten Empfindungen der Jugend; man bekommt durch einen lauen Maiwind den erſten Wohlgeruch von Springen.

Ich denke mir, wenn das Buch Alfred von Muſſet's hier ſtehen bliebe, wenn das Bekenntniß hier gleichſam in dieſer zärtlichen, triumphirenden Hymne ausathmend erlöſchte, daß es dann weit mehr geleiſtet hätte für den Zweck, welchen es im Auge zu haben ſcheint, als durch alles noch weiter Folgende. Was kann es denn wirklich beabſichtigen? Doch wohl nur, andern jungen Leuten handgreiflich den giftigen Schaden der Libertinage zeigen und ihnen zugleich die Heilung andeuten? Wenn aber im Alter von einundzwanzig Jahren nicht an die Strenge eines rein religiöſen Schlußes zu denken iſt, ſo gibt es keine andere Heilung für dieß Uebel als die Liebe. Wenn die ſogenannte tugendhafte Liebe, die Liebe in den Regeln der Sitte und die Ehe ihm für ſeinen Roman nicht günſtig ſchien, wenn er freie Liebe und ohne geheiligte Verpflichtungen wollte — nun dann war dieß doch auch noch ein befriedigender und edler Schluß, einer der wohl verdiente in unſern Zeiten nicht nur ohne Anſtoß, ſondern auch mit gutem Erfolg der Jugend dargeſtellt zu werden; die Kunſt wenigſtens, minder bedenklich als die ſtrenge Moral, fand darin ein ideales Ziel, eine harmoniſche Vollendung. Was hat er aber gethan? Er zeigt uns am Ende, wie ſein Held muthwillig dieſe Liebe durch Eiferſucht, Verdacht, ſonderbare Quälereien, und Gewaltſamkeiten zerſtört; er ſagt: Hier ſieht man was es heißt ein Wüſtling geweſen ſeyn! Wer ſich den Ausſchweifungen ergeben, der verderbt und beſudelt durch ſeine Erinnerungen ſogar auch die reine Liebe. Die Art wie Octavius in Brigittens und in ſeiner eigenen Seele dieſe eben noch ſo ſchöne Blume entblättert, ſeine grauſame Kunſt, jede zarte Wurzel derſelben zu verletzen, iſt bewundernswürdig gezeichnet. Wenn aber die eigenthümliche Weiſe dem Oktavius ausſchließlich angehört, iſt nicht dieß allmälige Zerſtören der Liebe nach dem berauſchenden Triumph die Geſchichte von beinah allen Herzen? Iſt nicht Adolph geſchrieben, um dieſe peinliche Situation ins Einzelnſte hinaus darzuſtellen? Muß man ein Libertin geweſen ſeyn, um, nachdem man geliebt, nachdem man beſeſſen hat, der Liebe überdrüſſig zu werden? Und gibt es nicht im Gegentheil Beiſpiele von jungen Herzen, die nach einer erſten, nicht tief eingewurzelten Verführung, durch die Liebe gerettet und befreit worden ſind? Das Beiſpiel des Octavius ſcheint mir deßhalb ein einzelner Fall, der kein Geſetz begründet, und das Allgemeinere im letzten Theil beruht nicht darauf, daß Octavius ein Wüſtling geweſen, ſondern darauf, daß er ein Mann, ungeduldig, begehrlich, ſchnell überdrüſſig, trübſinnig und ekel im Vergnügen iſt, und geneigt mitten in der Wonne die Bitterkeit hervorbrechen zu laſſen; kurz, dieß hatte ſeine Wahrheit in der Zeit des Lukrez, des Hippokrates wie in der des Adolph und in der unſrigen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr: 37.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Junius 1836.

Lieder von Robert Burns.

Ferne des Geliebten.

Lauſchend auf des Meeres Toben,
Das den Liebſten von mir hält,
Blick' ich um ſein Heil nach oben
Flehend noch zum Herrn der Welt.

Furcht und Hoffnung, ew'ge Wogen,
Eingeſchläfert ſpät zur Ruh,
Geiſter die um ihn geflogen,
Flüſtert leis von ihm mir zu!

Ihr, die Thränen nie vergoſſen,
Deren Schmerz vor Gott nie lag,
Gramentbunden, wonnumfloſſen
Liebet ihr den heitern Tag,

Milde Nacht, ſteh' mir zur Seite,
Sanfter Schlummer, nahe du,
Bleibet, Geiſter, mein Geleite,
Flüſtert leis von ihm mir zu.

Das Herz.

Von des Herzens Wonneſchlage
Haſt du manches ſüße Pfand,
Doch auch ſeines Dunkels Klage
Ward dir, Theure, zuerkannt.

Haſt die Lilie du geſehen
Blühend in der Sonne Strahl?
Laß den Sturm vom Himmel wehen
Und ſie liegt geknickt im Thal.

Höre wie die Lerche Allen
Ihre kleinen Wonnen ruft:
Arme Freude', raſch verfallen
Jedem Räuber in der Luft!

Schwer erkaufte Schätze bringen
Seine Zauber jedem Herz:
Saiten, die am zärtſten ſchwingen,
Tönen auch den tiefſten Schmerz!

Abſchied.

Noch ein Kuß und dann geſchieden!
Noch ein ſüßes Wort hienieden!
Dann in Thränen grimmer Schmerzen
Trink' ich Abſchied deinem Herzen.
Nenne nie das Glück zertrümmert,
Wenn der Hoffnung Stern noch ſchimmert:
Meine Sterne ſind verſtoben
Und Verzweiflung zieht da oben.

Nimmer ſchelte ich mein Hoffen:
Keiner Waffnung Pfad blieb offen!
Sie zu ſehen war ſie lieben,
Endlos ihrem Selbſt verſchrieben.
Wär' ſo ſüß nicht ſolch ein Finden,
Wär' ſo ſüß nicht ſolch Erblinden,
Hätten ſo wir nie geſprochen:
Wär' das Herz uns nicht gebrochen!

Lebewohl du ſüße Eine,
Lebewohl du theure Meine,
Jedes holde Glück der Erden,
Wonn' und Liebe mög' dir werden.
Noch ein Kuß und dann geſchieden,
Noch ein ſüßes Wort hienieden!
Dann in Thränen grimmer Schmerzen
Trink' ich Abſchied deinem Herzen.

Klage um James, Grafen von Glencairn, den Wohlthäter des Dichters.

Lichtloſe Wolken hüllten mich
In einem tiefen, öden Thal,
Und wo mein trauernd Auge ging

Digitized by Google

War keines Ruhmes heiterer Strahl.
Du kamſt, der Morgenſonne gleich,
Die ſchmilzt der Nebel dunkle Fluth,
Und nahmſt des Dichters freundlos Herz
In deiner Pflege milde Hut.

O daß ſo kurz das Schöne währt,
So ſpät Gemeines wird entrafft!
Mußt du, ſo edel, gütig, groß,
Dahin in kühner Mannheit Kraft?
O daß ich ſehen mußt' den Tag,
Den Tag ſo voll von tiefem Schmerz!
O hätte mich durchbohrt der Pfeil,
Der meinen Vater traf ins Herz!

Vergeſſen mag der Freund der Braut,
Die geſtern ſein ward am Altar;
Es mag der Krone es der Fürſt
Die ſeines Hauptes Erbtheil war;
Es mag die Mutter es des Kind's,
Das lacht ſo ſüß auf ihrem Knie,
Doch deiner, ſchützender Glencairn,
Und deiner Huld vergeß' ich nie.

Die Blume des Devon.

Wie wonnig die Ufer des windenden Devon
Mit grüner Umlaubung, ein blühendes Meer;
Die lieblichſte Blume am Ufer des Devon
War einſt eine Knoſpe am Saume des Ayr.
Mild möge die Sonne die blühende pflegen
Am roſigen Morgen im badenden Thau,
Und ſanft rieſle nieder der mailiche Regen,
Wenn Abends er ſchleicht zu der dürſtenden Au.

O ſchonet die Blüthe, ihr öſtlichen Lüfte,
Wenn rauh euer Flügel verkündet den Tag;
O fern ſey du Wurm, der mit tödtendem Gifte
Die Kronen des Lenzes zerſtöret am Hag.
Laß Frankreich mit Stolz auf die Lilien ſchauen,
Sey England die prunkende Roſe gegrüßt:
Ein wonniger Bild ſchmückt die grünenden Auen
Die windend der liebliche Devon durchfließt.

Die Spinnerin.

(Die Reime unregelmäßig, wie ſie das Original gibt.)

Es war 'ne Maid, man nannt' ſie Meg,
Sie ging zu ſpinnen über Feld,
Es war ein Burſch, der folgt ihr nach,
Man nannt' ihn Duncan durch die Welt.
Das Feld war lang und Meg war bang
Und Duncan nimmer ſie gewann;
Sie wies ihm ſtill auf Rad und Spill *)
Und droht' ſie thu' ein Leid ihm an.

*) Spindel.

Und an dem Rand des Feldes ſtand
Das grüne Gras recht frühlinglich,
Und auf dem Gras das Paar jetzt ſaß
Und ſtellt das Spinnrad zwiſchen ſich.
Und Duncan ſchwor 'nen heil'gen Eid,
Sie ſey noch morgen eine Braut.
Da ſetzt des Rädchen ſie beiſeit
Und warf es tief ins grüne Kraut.

„Wir bauen Haus — ein klein, klein Haus,
Und ſind drin König, Königin,
So froh und fröhlich halten wir's,
Wenn ich am Rädchen mit dir bin.“
Wohl Mancher trinkt und taumelt nicht;
Wohl Mancher balgt und hält ſich doch,
Wohl Mancher küßt' 'ne hübſche Maid
Und iſt willkommen nachher noch.

Die Verlaſſene.

(Größtentheils nach dem Munde des Volkes. Bald unregelmäßige Reime, bald bloß Aſſonanzen.)

1.

Einſt ging ich im Thale, 'nes Mittſommers *) Abend,
Da hielten die Pfeifer und Burſche ihr Spiel,
Und drunter erkannt' ich den treuloſen Liebſten
Und 's rannen die Wunden des Schmerzes mir neu.
Wohl, weil er jetzt von mir, mag Freude ihm folgen,
Wohl mag ich jetzt trauern, klag' doch nicht dabei;
Ich ſchmeichle der Hoffnung, vielleicht kommt ein Andrer,
Gebrochen ſoll's Herz mir doch nimmermehr ſeyn!

2.

Ich kam nicht zum Träumen bis Morgens, vor Weinen,
Es rannen die Thränen herab wie ein See;
Hätt' ich nicht geweinet, wärs Herz mir gebrochen,
Verlaſſene Liebe iſt grimmiges Weh.
Wohl, weil er jetzt von mir, mag Freude ihm folgen,
Wohl mag ich jetzt trauern, klag' doch nicht dabei;
Ich ſchmeichle der Hoffnung, vielleicht kommt ein Andrer,
Gebrochen ſoll's Herz mir doch nimmermehr ſeyn!

3.

Und ließ er auch von mir aus Hunger nach Gelde,
Beneid' ich ihm nimmer all ſeinen Gewinn,
Trüg' lieber die mächtige Laſt meiner Schmerzen
Als ha'n meine Treue gebrochen gleich ihm.
Wohl, weil er jetzt von mir, mag Freude ihm folgen,
Wohl mag ich jetzt trauern, klag' doch nicht dabei;
Ich ſchmeichle der Hoffnung, vielleicht kommt ein Andrer,
Gebrochen ſoll's Herz mir doch nimmermehr ſeyn!

*) Nach der Analogie von Mittag.

Des Müllers Liebſte.

Hei, der ſtaub'ge Müller
Und ſein ſtaubig Kleid,
Er gewinnt 'nen Thaler
Oder zahlt 'nen Deut.
Staubig war das Kleid,
Staubig war ſein Schillern,
Staubig war der Kuß,
Den mir gab der Müller.

Hei, der ſtaub'ge Müller
Und ſein ſtaub'ger Sack,
Solch ein Stand gefällt mir,
Füllt manch ſtaub'gen Pack.
Füllt manch ſtaub'gen Pack
Iſt ein Kaſtenfüller;
Ich gäb' Strümpf' und Schuh
Um den ſtaub'gen Müller!

Des Pflügers Liebſte.

Der Pflüger iſt ein ſaubrer Burſch,
Sein Sinn der iſt nicht lau, jo!
Das Strumpfband ſchließt ihm unter'm Knie,
Seine Mütze die iſt blau, jo!
Drum meinem Pflüger eins!
Und bei, mein luſt'ger Pflüger!
Von allen Ständen die ich kenn'
Der fürnehmſt' iſt der Pflüger.

Mein Pflüger kehrt am Abend heim,
Iſt müd, und naß noch drüber;
Wirf's Naſſe weg, zieh's Trockne an
Und geh ins Bett, du Lieber!

Dem Pflüger waſch' ich ſeinen Strumpf
Und bügle ſeine Binde,
Dem Pflüger mache ich ſein Bett,
Bin früh und ſpät ſein G'ſinde.

Ich war in Oſt, ich war in Weſt,
Ich hab' geſehn Saint Johnſton;
So herzig wie mein Pflüger tanzt,
Sah ich noch nie was ſonſten.

Weiße Strümpfe an dem Fuß
Und helle Silberſchnallen,
'Ne blaue Mütze auf dem Kopf:
Der ſchmuckſte war's von Allen!

Ich lobe mir den Scheunenhof
Dort wird man erſt gefüger,
Mein Küb'lein krieg ich niemals voll
Bis ich bin bei dem Pflüger.
Drum meinem Pflüger eins!
Und bey mein luſt'ger Pflüger!
Von allen Ständen die ich kenn',
Der fürnehmſt' iſt der Pflüger!

Fr. Notter.

Das Bekenntniß von einem Kinde des Jahrhunderts.

(Schluß.)

In den letzten Scenen zwiſchen Octavius und Brigitte nach der Ankunft in Paris; in dem peinlichen, ermüdeten, bald dumpfen bald konvulſiviſchen Kampfe einer phantaſtiſchen Eiferſucht und einer erſchöpften Liebe bin ich durch einen Uebelſtand unangenehm berührt worden. Dieſe Blätter ſind wahr in dem Sinn, daß ſie Auftritte ſchildern, wie ſie zwiſchen zwei ſolchen Perſonen wohl vorfallen konnten und daß ſie die Verwirrung der Gedanken verrathen, welche wohl in ihrem Kopf herrſchen mochte. Aber hatte die wählende und maßgebende Kunſt, welche für ihre Schöpfungen einen Gipfel und eine Grundlage ſucht, nöthig, ſich auf dieß wechſelvolle Gebiet der Zufälligkeiten und Launen einzulaſſen, wo nichts zu einem Ziele kommt? Mit Weſen die einen gewiſſen Grad der Erfahrung, der Gewandtheit, der Sophiſterei und Phantaſterei in der Leidenſchaft erreicht haben, kommt man auf ſtets weichenden Sand. Hier iſt kein Grund mehr dafür, daß eher dieſes als jenes Reſultat ſich ergebe; keine Baſis, auf welche ſich ein moraliſches Intereſſe, eine allgemeine fruchtbare Nutzanwendung gründen ließe. Warum erdolcht Octavius Brigitten nicht? Warum hält ihn der Anblick des kleinen Ebenholzkreuzes im Augenblick wo er ſtoßen will, zurück? Zufall, reiner Zufall! Der Wind weht von der einen oder der andern Seite; der aufgewühlte Staubwirbel bewegt ſich in dieſer Richtung — aber eben ſo leicht hätte er es auch in der entgegengeſetzten können. Ich wiederhole es: hier iſt man auf dem Boden der Phänomene, wo die Kunſt, die Feindin von allem Chaos, nicht verweilen darf. Man ſteht nicht vor einem Gemälde, ſondern vor einem Spiegel. Was hat denn die Entwicklung, die moraliſche Analyſe einer Leidenſchaft, einer Situation gemein mit dieſem erſchöpften und exaltirten, dieſem gemachten und auf körperlichen Zuſtänden beruhenden Weſen? „Du verſtehſt dich nicht übel darauf" ſagt Octavius zu ſich ſelbſt und beurtheilt ſich ganz richtig, „einen armen Kopf ſchwindeln zu machen und du zerrinnſt mit vieler Wärme in deiner verliebten Raſerei." Das letzte Kapitel, die Mahlzeit von Brigitte und Octavius bei den Frères provençaux hat ſeine Reize. Der Entſchluß des Octavius kommt aus einem edeln Herzen, er opfert ſich, er entſagt Brigitten, er verſtändigt ſich mit Smith und trotz der Seltſamkeit des Vorganges, läßt ſich doch kein Mangel an Zartgefühl entdecken. Aber damit man ſich ein wenig über dieſe neue und beruhigtere Situation freuen könnte, damit man daran glaubte und damit ſie ſich dem Auge des Leſers als entſcheidend darſtellte, müßte das Vorhergehende Bürgſchaft für die Dauer derſelben gewähren. Aber gleich am andern Tag nach den tollen Launen des Octavius hat das ſo ſchön geſchilderte Diner ſtatt und entſcheidet ſich die Abreiſe von Smith und Brigitte nach Italien. Wer bürgt uns dafür, daß nicht am folgenden Tag wieder Alles über den Haufen geſtürzt ſeyn, daß nicht Octavius Poſtpferde beſtellen wird, um den zwei durch ſeine Vermittlung verbundenen Liebenden nachzueilen, daß nicht Brigitte ſelbſt wieder dem Octavius ſich ergeben wird? Es iſt klar,

Digitized by Google

daß beim Schluß keine der vorkommenden Perſonen auf feſtem Grund und Boden ſteht; man hat, wenn man das Buch zumacht, noch von keinem den Schlüſſel ſeines Schickſals in Händen. Das iſt ein weſentlicher Fehler in jedem Kunſtwerk. Ich dringe auf dieſen Punkt der Kompoſition, weil drei Viertheile der Leute ein Buch nach einem Blatt, nach einer Schönheit oder einem Fehler, nach einem vereinzelten Eindruck und nicht nach der zum Bewußtſeyn gebrachten Idee des Ganzen beurtheilen. Sehr junge Leute beſonders betrachten dergleichen gar nicht ſo lange, und ohne ihre Eindrücke genauer abzuwägen fallen ſie darüber her, gleich wüthenden Stieren, die nur das purpurfarbene Tuch ſehen. Aber eine Sache ſehen und ſich zugleich einer andern erinnern, mitten unter ſeinen Gedanken vielfache und beinah widerſprechende Beziehungen feſtzuhalten und zu beherrſchen, das iſt das Gegentheil vom wüthenden Stier, das iſt der Vorbehalt des menſchlichen Urtheils im höchſten Sinn; und in der ſchöpferiſchen Ausführung iſt dieß der Ruhm der Kunſt. Hr. v. Muſſet, der eine ſo friſche und farbenprangende Einbildungskraft, ſo viel Nerv in der Zeichnung, ſo viel ſcharfe Beobachtungen aufgehäuft hat, muß hiefort ſein Augenmerk auf die Erreichung einer künſtleriſchen Einheit richten. Das Bekenntniß zeigt, daß er dazu wohl Kraft und Ausdauer beſäße; aber er hat ſich nicht recht Zeit zur Vollendung genommen.

Wenn ich auf vielfache Weiſe den Mangel bezeichnet habe, der nie ein fundamentaler ſcheint, ſo habe ich die vielfachen Reize, die Anmuth, das Maleriſche und die Tiefe im Einzelnen noch zu wenig lobend anerkannt. Hr. v. Muſſet iſt vielleicht unter unſern jungen, modernen Autoren derjenige, aus welchem man die meiſten lebendigen und treffenden Epigramme, das heißt ſcharf ausgedrückte, ſchöngefärbte und wie auf weißem Kieſel geäzte Gedanken ſchöpfen könnte. Nähme man auch nur die moraliſchen Betrachtungen und Grundſätze, die in dieſem Buch ſich in Fülle finden, ſo ließe ſich daraus eine kleine Sammlung abgeriſſener, nicht zuſammenhängender Denkſprüche machen; ein Kapitel in der Manier von La Rochefoucauld, das dem ſechsundzwanzigjährigen Romandichter eine Stelle unter den tiefblickendſten Moraliſten ſichern würde.

Der Styl des Hrn. v. Muſſet iſt, wie überhaupt, lebhaft, genau, kurz, durchſichtig; der leichte und ſcharfe Gang, beſonders in dem erzählenden Theil des zweiten Bands, erinnert an die Vorliebe, welche der Verfaſſer für Candide und Manon Lescaut gern blicken läßt. Manche hin und wieder angebrachte Flitter jedoch verrathen eine Verwandſchaft mit dem jüngern Crebillon, wie manche etwas freie Bilder, die plötzlich eine andere Wendung nehmen, den entflammten Verehrer des großen Shakſpeare ankündigen. Der Verfaſſer, deſſen Feder von Tag zu Tag ſicherer wird, hat einige Mühe, unter all dieſen verſchiedenen und willkürlich ſo ungleich gewählten Elementen volle Harmonie herzuſtellen. Wenn er nirgends eine ſo energiſche Erhebung erreicht hat, wie in der Rede des Desgenais, ſo hat er auch nirgends ſo offenbar einer falſchen Manier gehuldigt, als im zweiten Kapitel des erſten Theils, wo Geſchichte und Metaphyſik ſich unter einer unglaublichen Verſchwendung von Metaphern vermummen. Der Verfaſſer, anfangend und ſeiner Wirkung noch nicht ſicher, hat, man bemerkt es, einen außerordentlichen Kraftaufwand beabſichtigt; ſpäter je weiter er vorrückte und je mehr er fühlte, daß es ihm nicht an wahren Schönheiten fehle, wagte er natürlich und einfach zu ſeyn. Ich habe im zweiten Kapitel Seite 8 einen Satz mir angemerkt von Napoleon, von ſeinem Bogen, von der menſchlichen Fiber die deſſen Sehne iſt, von den Pfeilen welche dieſer Nimrod abſchnellt und die — ich weiß nicht wo? niederfallen; von einer ſolchen Phraſe, läſe man ſie in einer Ueberſetzung des Titan von Jean Paul, würde man ſagen: „das muß ſchön ſeyn im Original!" und dieß halbe Lob des Gedankens wäre meines Erachtens die richtigſte Kritik des Styls und Ausdrucks.

Ehe wir dieſen neuen, glänzenden Beweis der Kraft und des Talents des Hrn. v. Muſſet verlaſſen, ſey uns an der Gränzmark der literariſchen Kritik, in welcher wir vielleicht zu weit gegangen ſind, von dem Schriftſteller, von dem Freund ein Wunſch geſtattet. Das Bekenntniß des Kindes iſt fertig; die kranke Stelle iſt ausgeſchnitten; Octavius hat es geſagt; ich glaube es; es muß ſo ſeyn. Der Schöpfer der Epiſode von der Fräulein Pierſon (denn ich beharre darauf den dritten Theil zu iſoliren und ſo zu nennen,) iſt endlich geheilt, darum, wenn er künftig noch von ſeinem Leiden ſpricht, ſo geſchehe es nur von ferne, ohne die Derbheiten die nach ihrem Gegenſtand ſchmecken, ſo geſchehe dieß als von einem ganz geheilten Mann. Laſſen wir in der Tiefe der Gewäſſer die fahle Leiche; ſtellen wir ſie wenigſtens nicht zur Schau aus; die Natur reinigt und bleicht die Gebeine. Eine geheime Erfahrung die man zurückbehält, die man etwa verläugnet, iſt tiefer und auch wahrer; wenn ſie von ferne auf Augenblicke hervortritt, imponirt ſie mehr und es läßt ſich eher daran glauben. In dieſem Alter noch reicher Saftfülle und wiedergefundener Jugend verräth es Kraft und Genie, wenn man jene Erfahrung zur rechten Zeit einzuſargen verſteht und als Dichter die Natur nachahmt, die geliebte Natur die ihre Lenze auf Trümmern wieder beginnt und jedes Jahr die Gräber aufs neue überkleidet. —

Die hier ausgeſprochene Erwartung Sainte-Beuve's von Muſſet's fernerer Entwicklung und künftigen Leiſtungen wird dadurch auch gerechtfertigt und beſtärkt, daß der junge, bisher ziemlich zerriſſene Dichter neuerdings ſehr ſchöne Verſe an Lamartine, den Dichter der Harmonieen, den Sänger des Friedens und der Ergebung, gerichtet, und ihm darin ſeine Bewunderung, ſeine Dankbarkeit für die troſtreichen Gefühle und Gedanken, welche deſſen Gedichte ihm gewährt, ausgeſprochen hat. Welcher Kontraſt gegen die Weiſe ſo mancher junger Schriftſteller Deutſchlands, die, je zerriſſener ſie ſelbſt ſind, um ſo mehr auch Andere zu zerreißen und herunterzureißen trachten!

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 38.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 Junius 1836.

Lieder und Fragmente,

von Alfred de Muſſet.

1.

Barcelona.

Wer, der auf Barcelona's Gaſſe
Mein andaluſiſch Mädchen ſah?
Wer ſah ſie ſtehn auf der Terraſſe?
'S iſt meine Löwin, meine blaſſe
Markeſa d'Amaegui ja!

Für ſie hab' ich mich oft gehauen,
Für ſie Sonette gar gemacht!
Wie oft, ein Haar nur ihrer Brauen
Durch's Wehn des Vorhangs zu erſchauen,
Hielt ich vor ihren Fenſtern Wacht!

Mein iſt ſie! mein iſt dieſer Wangen,
Mein dieſer Lippen lechzend Glühn!
Mein dieſes Auge, ſchwarz verhangen
Von ſeidnen Wimpern! mein die langen
Haarwellen, ſo ihr Hermelin!

Mein, mein ihr Hals, ſehn ſie die Wände
Des Schlafgemachs in üpp'ger Ruh'!
Mein das Gewand um ihre Lende!
Mein ihre kleinen weißen Hände,
Und mein ihr Fuß im ſchwarzen Schuh!

O, wenn durch ihres Netzes Franzen
Ihr Auge blitzt mit wildem Brand,
Bei allen Heiligen im ganzen
Caſtilien, man bräche Lanzen,
Zu rühren nur an ihr Gewand!

Bei'm Eid! man muß ſie ſehn im weißen
Nachtkleid, die prächtige Geſtalt!
Man muß es ſehn, dieß Schlagen, Beißen,
Wenn unter Küſſen, grimmigen, heißen,
Sie wüthend fremde Worte lallt!

Und, o! wie toll iſt ihre Freude,
Wenn ſie am Morgen ſingt und lacht!
Wenn, da juſt in des Strumpfes Seide
Ihr Füßchen ſchlüpft, ihr unterm Kleide
Des Leibchens ſtraffer Atlas kracht!

Auf, Page, folge meinen Pfaden!
Hinaus mit Tambouringeklirr!
Heut' Abend will ich ſerenaden,
Daß fluchen ſollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

2.

Madrid.

Madrid, du Licht von Spaniens Thalen,
In deinen tauſend Feldern ſtrahlen
Viel tauſend Augen, ſchwarz und blau.
Du weiße Stadt der Serenaden,
Viel tauſend kleine Füße baden
Sich Nachts in deines Prado's Thau!

Madrid, und kämpfen deine Stiere,
Dann laſſen tauſend Händchen ihre
Buntfarb'gen ſeidnen Schärpen wehn;
Und in den ſternerhellten, lauen
Lenznächten ſieht man deine Frauen
Auf deinen blauen Treppen ſtehn.

Madrid, Madrid, laß ſie ſich ſehnen!
Ich ſpotte deiner ſtolzen Schönen,

Digitized by Google

Die muthig tummeln Maul und Pferd!
Denn unter allen weiß ich Eine;
Laß Braun' und Blonde kommen — Keine
Iſt ihre Fingerſpitze werth!

Und mich nur, wenn die Sterne ſcheinen,
Läßt die Duenna dieſer Einen
Durch ihr vergittert Fenſter! — Wer
Nach zorn'gen Blicken trägt Begehren,
Der nah' ihr nur bei'm Meſſehören,
Sey Biſchof oder König er!

Denn, wiſſet, meine wilde Kleine
Aus Andaluſien iſt es: meine
Wittib mit dunklem Flammenblick!
Sie iſt ein Teufel und ein Engel!
Braun, der Orange gleich am Stengel,
Und wie ein Vogel flügg und quick!

O, wenn wir zitternd Küſſe tauſchen,
Wenn um mein Haupt mit ſüßem Rauſchen
Entfeſſelt ihre Locken wehn,
Dann muß man ſie mit glüh'nder Wange,
Behend und ſchnell, wie eine Schlange,
In meinem Arm ſich winden ſehn.

Und fragt ihr, welchem Preis die ſchlanke
Eroberung ich denn wohl verdanke!
'S war meines Roſſes Mähnenpracht;
Das Loben ihrer Sammtmantille;
Nicht zu vergeſſen: — auch Vanille-
Bonbons in einer Faſchingsnacht!

3.

Die Frau Markiſin.

Ihr kennt ihr Aug' und ihre Züge,
Ihr kennt die Andaluſierin!
Ihr wißt, daß ich im Arm ſie wiege
Vom Abend bis zum Morgen hin!

O, ſeht ſie, wenn ihr Arm, wie eines
Schwans weißer Hals, mich feſt umſchlingt;
Wenn, dicht an ihrem Haupte meines,
Die Nacht uns ſüße Träume bringt!

O, kommt! ob unſerm Neſt begegnet
Und ſchnäbelt euch, ihr Vögelein!
Durch ihren Schlummer, den Gott ſegnet,
Strahl' eurer Flügel Wiederſchein!

Preis der Vergeſſenheit gegeben
Sey Alles, nur die Liebe nicht!
Die Wolluſt ruft: vergeßt das Leben!
Der Vorhang ruft: vergeßt das Licht!

O, laß uns ruhen, Mund auf Munde!
Hauch' deine Seel' in mich hinein!
O, laß uns ruhn ſo bis zur Stunde,
Wo man uns bringt den Todtenſchrein!

Und fürchte nicht des Sternes Schimmer,
Der jetzt die Furcht der Weiſen iſt! *)
Vielleicht, ſchlägt er die Welt in Trümmer,
Daß unſern Winkel er vergißt!

In meiner Seele friſches Bluten
Laß rinnen deinen lichten Geiſt,
Wie ſich in eines Gießbachs Fluthen
Der Wieſe Blumenquell ergeußt!

Denn weißt du wohl, wie viele Schmerzen
Ich litt, ach, um zu leben nur?
Siehſt du in meinem wunden Herzen
Des Ueberdruſſes blut'ge Spur?

Gib einen Kuß mir, meine Kleine!
Mit meiner Hand in deinem Haar,
Laß mich erzählen dir bei'm Scheine
Der Lampe, was mein Unglück war!

Nun ſieh', wie gut ich bin, mein Leben!
Daß geſtern du auf meiner Bruſt
Entſchliefſt — ich will es dir vergeben!
Und war's auch, als ich ſchwatzte juſt.

Denn, auf des Königs Wort, ſobald es
Wird dunkel in der Hauptſtadt ſeyn,
Zieht hier im Luſtrevier des Waldes
In's Schloß die Frau Markiſin ein.

Mein Arm ſey der Geliebten Wiege
Vom Abend bis zum Morgen hin.
Ihr kennt mein Lieb, ihr kennt die Züge
Der braunen Andaluſierin!

4.

Ich habe dich geliebt; — und wie? — o Gott, mein Leben
Hätt' ich in jener Zeit für dich dahin gegeben!

Du aber haſt mich ſelbſt verſcheucht von deiner Bruſt,
Du ſelbſt, zu lieben dich, benommen mir die Luſt!

Du fängſt mich jetzt nicht mehr in deines Lächelns Schlinge,
Auch deine Thränen jetzt ſind überflüß'ge Dinge!

So, wenn der alte Saal ein Kind mit Schrecken füllt,
Löſt vom Getäfel es Helm, Harniſch oder Schild,

Mit der Trophäe dann, die zitternd es erſtritten,
Sucht es ſein Kämmerlein mit bangen, haſt'gen Schritten;

*) Man redete damals viel von dem Kometen von 1832.

Digitized by Google

Legt das Gewaffen ab, und hüllt bei'm matten Schein
Der Dämm'rung furchtſam ſich in ſeine Kiſſen ein.

Doch, wenn der Morgen nun verſcheucht der Nacht Geſpenſter,
Dann funkelt das Fantom im Morgenroth am Fenſter.

Dann lacht es ſeiner Angſt, und ruft: wie war ich blind!
Wie war ich furchtſam doch! wie war ich doch ein Kind!

Madame Guizot, geb. Pauline von Meulan.

Von Sainte-Beuve.

Gewiſſe Geiſter bringen, ſobald ſie nur in dieſe Welt kommen, und beinah von der früheſten Jugend an, die Gabe einer ſcharfen, durchdringenden Beobachtung mit, als Schutz gegen den Enthuſiasmus; eine ſtrenge Richtung auf das Wahre und einen ausnehmenden Sinn für das Lächerliche, Verkehrte, für die Sottiſe. Wenn die meiſten ausgezeichneten Geiſter mit der Leidenſchaft anfangen, die bald in einer vertrauensvollen, anmuthigen, und idylliſchen Täuſchung, bald in einem ſtolzeren und widerſpenſtigeren Menſchenhaß ſich offenbart; wenn dem Einen die Welt anfänglich lachend und bezaubernd erſcheint, wie Paul und Virginien; Andern dagegen ſchroffer, ernſter und imposanter, wie bei Emil und Werther der Fall iſt; ſo ſind dagegen für die gleich von vorn herein reifen und umſichtigen Naturen, von welchen wir hier ſprechen, die Lehrjahre ebener, und minder von Zufällen bedroht; die Welt eröffnet ſich ihnen von Anfang an weder ſo lachend, noch ſo feierlich, noch ſo feindſelig; ſie iſt ihnen zugleich mehr und weniger. Die meiſten Menſchen kommen erſt nach Ablauf der Jugend auf die richtige Anſicht von den Dingen. Diejenigen, welche mit dem zuverſichtlichen und unſchuldigen Enthuſiasmus angefangen, haben mittelſt Täuſchungen das Schlimme erkennen gelernt und werden oft in dem Alter der grämlichen Erfahrung geneigt, ihm eine ſehr große Stelle einzuräumen. Als La Rochefoucauld nicht mehr verliebt und nicht mehr ein Herzenstyrann war, übertrieb er ſich ohne Zweifel ein wenig die menſchliche Bosheit, gegen welchen ihn noch dazu ſeine Gicht und ſeine ſchlechten Augen erbitterten. Diejenigen, welche von Anfang Alles in der Welt ſehr hoch nahmen und herbe Stoiker und düſtere Träumer geweſen ſind, ehe ſie das fünfundzwanzigſte Jahr erreichten, werden dagegen im Verlauf des Lebens weicher und nachſichtiger — wenigſtens gleichgültiger. Der Verfaſſer des Werther, wenn er je ſeinem Helden einen Augenblick glich, wäre ein ſchönes Beiſpiel dieſer allmähligen Beruhigung, wofür man auch noch andere unwiderſprechliche Belege anführen könnte. Aber die in ihrem innerſten Weſen kritiſchen und beobachtenden (moralistes) Geiſter bedürfen meiſt keiner großen Täuſchungen und offenbarer Mißgriffe, um zur vollen Uebung und Entwicklung ihres angebornen Talents zu gelangen. Sie ſind moraliſche Beobachter auf einen Blick, aus Inſtinkt, aus entſchiedener Begabung, nicht aus Verdroſſenheit. Der erlauchten und ernſten Familie der Moraliſten, die von La Rochefoucauld und de la Bruyere ſich in Vauvenargues und Duclos fortſetzt, gehört als jüngſtes Glied Madame Guizot an, welche in dieſer Hinſicht noch nicht genug gewürdigt worden iſt.

Der Moraliſt im eigentlichen Sinn hat die Gabe und den Geſchmack die Dinge und die Charaktere zu beobachten, ſie, ohne beſtimmte Abſicht, aufzufaſſen wie ſie ſich darbieten, ſie zu durchdringen, zu ergründen. Er fragt nichts nach einer allgemeinen Theorie, nach einem Syſtem, einer Methode. Die praktiſche Wißbegierde leitet ihn. Seine Luſt, ſeine Schöpfung beſteht darin, ſich auf gut Glück umzuſehen und das Wahre in ſcharfer und treffender Form ſich anzueignen. Ein Individuum irgend welcher Art — widerwärtig oder unbedeutend, geht vorüber, plaudert; es wird beobachtet und aufgefaßt. Man lieſt ein Buch; von der Vorrede an ſchöpft man daraus die Bekanntſchaft mit dem Autor, man geht in ſeine Gedanken ein, oder widerſpricht ihnen; beim zwanzigſten Blatt — wie viele Reflexionen hat da das Buch ſchon veranlaßt, der Geiſt hat beinah ſchon ein Buch darüber gemacht. Die literariſche Kritik iſt für den beobachtenden Geiſt immer nur ein Ausgangspunkt und eine Veranlaſſung. Die allgemeine Verbindung und die metaphyſiſchen Geſetze — darauf läßt ſich der Moraliſt nicht ein; es iſt bei ihm mehr Takt als Doktrine, er beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit dem civiliſirten Menſchen, mit den Zufälligkeiten des ſocialen Lebens und er hält ſich in ſeinen Anſprüchen an gewiſſe, ihm einleuchtende Zuſammenſtellungen, gewiß, daß doch immer das, was recht iſt, nicht unter ſich ein Widerſpruch ſeyn kann. La Bruyere ſcheint mir das vollendete Muſter des Moraliſten in dieſem Sinn. In unſern Tagen kann ich mir keinen La Bruyere denken. Wir haben Freiheit der Preſſe, ſagt man; aber fände wohl ein Buch wie das La Bruyere's Gnade vor unſern Sitten?

Madame Guizot iſt bisher mehr als Verfaſſerin beachtenswerther Aufſätze über Erziehung, denn als Moraliſtin im eigentlichen Sinn gekannt und claſſificirt worden. Die zweibändige Sammlung mit dem Titel Conseils de Morale zeigt ſie zwar auch unter dieſem Geſichtspunkt, aber nicht ſo urſprünglich, nicht ſo naiv, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, wie ein ſorgfältigeres Studium ihres Talents ſie uns kennen gelehrt hat. Ihre glänzenden Erſtlinge als Moraliſtin gehören einem Abſchnitt ihres Lebens, der mit dem achtzehnten Jahrhundert ſchließt und den man weniger hervorgehoben hat als ihre letzten Arbeiten.

Fräulein Pauline von Meulan, geboren 1773 in Paris, wurde unter dem Einfluß der Ideen und Gewohnheiten der damaligen glänzenden Welt erzogen. Ihr Vater beſaß ein großes Vermögen, das er mit Großmuth und Geſchmack anwendete, ihre Mutter war von alter Familie. Die gewöhnliche Geſellſchaft im Hauſe des Herrn von Meulan war nicht verſchieden von der bei Herrn Necker und Turgot; es kamen dahin Rulhiere, Condorcet, Champfort, De Vaines, Suard u. A. Innig geliebt von ihrer Mutter, ſehr ernſt, verſtändig aber ohne entſchiedene Lebhaftigkeit, ziemlich kränklich verlebte die junge Pau-

line ihre frühſten Jahre in dieſer Welt, von der ſie allmählich einen tiefen, ſpäter ſo ſtark hervortretenden Eindruck bekam. Uebrigens war in dieſen frühern Jahren an ihr nichts von jenem gefühlvollen Enthuſiasmus zu ſpüren, von welchem Fräulein Necker, um ſieben Jahre älter als ſie, ſo ſprechende Beweiſe ablegte. „Ich erinnere mich nur dunkel des Werther, den ich in meiner Jugend geleſen habe,“ ſchrieb ſie einige Jahre ſpäter und ebenſo mußte es der Fall ſeyn mit andern Lektüren, welche ſonſt am meiſten Reiz für jugendliche Gemüther haben, bei welchen aber das ihrige noch nicht lebhaft erwachte. Mit der Annäherung der Revolution begann auch ihrer die Bewegung ſich zu bemeiſtern; ſie nahm Antheil an den Ereigniſſen, an dem Triumph der Anſichten, welche während der erſten Entwicklung von 1787 und 1789 auch die ihrigen und die ihrer Umgebung waren. Aber bald thaten ſich Spaltungen hervor und die überhandnehmenden Erſchütterungen zerſtörten beinah im Augenblick wieder dieſen erſten Aufſchwung ihrer Seele. Der allgemeine Eindruck welchen ihr die Revolution zurückließ, war der eines gräßlichen Schauſpiels, das alle ihre Neigungen und Gewohnheiten verletzte, obwohl mehr im Sinn ihrer Anſichten. Ihre Vernunft billigte und empörte ſich in einer und derſelben Sache. So ſchärfte ſich in dieſer beklommenen Lage ein Geiſt, den wir aus ihr feſt, ſchneidend, tiefeindringend, ſehr empfindlich für Mißſtimmungen hervorgehen ſehen; und in derſelben Probe ſtählte ſich auch dieſe ernſte Seele in der Tugend. Der Tod ihres Vaters im Jahr 90, das Unglück ihrer Familie, der gezwungene Aufenthalt in Paſſy und die während des harten Winters 1794 — 1795 ſich ihr unabläſſig aufdrängenden Betrachtungen, lenkten all ihre moraliſche Kraft auf das Unglück der Ihrigen hin und ihre Thatkraft trat entſchieden hervor. In dieſem langen Winter kam ihr, wie Herr von Remuſat erzählt, eines Tages beim Zeichnen die Ahnung: ſie könnte doch wohl Geiſt haben! Der Gedanke, ſie könnte ſich vielleicht einmal dieſes Geiſtes bedienen, um heiligem Unglück zu Hülfe zu kommen, erfüllte ſofort ihre Augen mit edeln Thränen. Sie las mehr; ſie las langſam; ihr fruchtbarer und nachdenklicher Geiſt überließ ſich, von den erſten Blättern eines Buchs an, ſeinen eigenen durch die Worte des Buchs in Menge geweckten Gedanken. Sie verſtand Engliſch und befeſtigte ſich in der Kenntniß dieſer Sprache, die ihr bald ganz geläufig ward.

Der erſte literariſche Verſuch des Fräuleins von Meulan war ein Roman in einem Bande unter dem Titel: Die Widerſprüche oder was ſich ereignen kann. Er erſchien im Jahr VII. Sie war damals ungefähr ſechsundzwanzig Jahre alt. Dieß erſte Ereigniß ſcheint mir charakteriſtiſch, bei einer dazu ſo jungen Schriftſtellerin. Im erſten Kapitel erwacht der Held am Morgen des Decadi, glücklich, an dieſem Tag die liebenswürdige, lebhafte Charlotte als Gattin heimführen zu ſollen. Sein Diener, Peter, eine Art von Jakob der Fataliſt, doch ehrlich und anſtändig, kleidet ihn an mit den ihm gewöhnlichen Worten: „Eh nun, habe ich es nicht dem Herrn immer geſagt?“ Man geht zu der Verlobten welche bereit iſt, und von da auf die Municipalität, wo man wartet; aber der Beamte der Municipalität kommt nicht; ſeine Frau iſt Tags vorher entbunden worden; er muß ſeinen Decadi frei haben, um ſich mit ſeinen Freunden zu erluſtigen und die Geburt ſeines Kindes zu feiern. „Nun ſo iſt es eben morgen,“ ſagt Jeder bei ſich und man zieht etwas verdrießlich ab; der Rival, der als Vetter Charlottens an der Hochzeit Theil nimmt, lächelt; der Optimiſt Peter antwortet ſeinem entrüſteten Herrn mit ſeinem Lieblingsausdruck: „Wer weiß?“ Am folgenden Tag regnet es; man kommt zu ſpät auf die Municipalität und der Beamte iſt nicht mehr da. Am nächſtfolgenden Tag muß der Bräutigam in aller Eile abreiſen, um noch zu einer ſterbenden Tante zu kommen. Kurz, von Dekadi auf Primidi, von Primidi auf Duodi, von Friſt zu Friſt verſchoben wird die Trauung mit der koketten Charlotte immer wieder vereitelt, da überdieß der Held ſelbſt ſehr flatterhaft und unentſchloſſen iſt. Die Situation, welche anfänglich pikant erſcheint, verlängert ſich jedoch zu ſehr und wird froſtig. Die beſtändig wiederkehrende Vereitlung hat etwas Unklares und Geſuchtes; aber um nur auf den Gedanken zu kommen, dieſen Unſtern zum Vorwurf eines Romans zu machen, ſich an einen ſo eingeſchränkten Rahmen zu binden und dieſen doch mit einer ſolchen Mannichfaltigkeit von Perſonen zu füllen — dazu gehört doch ein ganz eigenthümlicher Geiſt, eine ganz entſchiedene Auffaſſung des Lächerlichen und Unpaſſenden. Eine Menge feiner und treffender Züge findet ſich in dieſem Buch. Nirgends ſtößt man auf Schwärmerei und Melancholie, aber ein rührendes Kapitel: der Sechsfrankenthaler erinnert an Sterne. Eben ſo wenig als irgend eine ſchwärmeriſche oder leidenſchaftliche Stimmung findet ſich eine Spur von religiöſer Empfindſamkeit. Ein charakteriſtiſcher Zug an dem Fräulein von Meulan iſt, daß ſie, wie ihre Aufſätze im Publiziſt zeigen, nichts von falſcher Prüderie, von ſäuerlicher Delikateſſe wußte. In einem Aufſatze über die Prinzeſſin von Cleve und in einem andern über Eugene de Rothelin griff ſie friſch weg den Roman Louvets *) an, und ohne plumpe Entrüſtung, ohne ſich zu verſchleiern, perſiflirte ſie ihn als angebliches Sittengemälde, wies das Falſche darin nach und verwies ihn an die Nähterinnen, Modehändlerinnen, Perückenmacher u. ſ. w. vor der Revolution, für welche er ohne Zweifel beſtimmt geweſen. Madame Roland, welche dieſen Roman artig fand und darin gerade mit einem geheimen Vergnügen die Sitten einer von ihr verabſcheuten Klaſſe der Geſellſchaft aufſuchte, wäre feuerroth geworden, wenn ſie die Beurtheilung des Fräuleins von Meulan geleſen hätte.

*) Der bekannte Faublas.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 39.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Junius 1836.

Da mit Ende dieſes Monats die Verſendung der von dieſem Literaturblatt gegebenen Probe-blätter aufhört, ſo werden wir vom Julius an nur an diejenigen Handlungen eine Fortſetzung mit Berechnung für das 3te Quartal à 1 fl. 30 kr. oder 20 gr. einzeln, oder mit dem Ausland 5 fl. oder 2 Rthlr. 20 gr. abgehen laſſen, welche uns ihren Bedarf bereits angezeigt haben. — Wer noch keine Beſtellung gemacht hat, und Exemplare vom Literaturblatt einzeln oder mit dem Ausland zu erhalten wünſcht, wird gebeten, uns ſeinen Bedarf bald möglichſt anzuzeigen. Auch werden von ſämtlichen Poſtämtern des In- und Auslandes Beſtellungen hierauf angenommen.

Stuttgart, im Junius 1836.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

An Irland.

Von Thomas Moore.

Dein denken? o nimmer, weil ſchlägt noch dieß Herz,
Kann dein es vergeſſen, du Stätte voll Schmerz,
Mir theurer in Thränen, in Stürmen und Nacht
Als all andre Lande, von Sonnen umlacht.

Wärſt du, wie ich bete, groß, herrlich und frei,
Die Perle des Meeres, der Erde ihr Mai:
Wohl grüßt' ich dich ſtolzer, wohl ſelig erfreut;
Doch könnt' ich dich lieben noch heißer als heut?

O du, das in Wunden, von Ketten umklirrt,
Nur ſchmerzlich geliebter den Deinen noch wird,
Dem Volk, deſſen Herz gleich des Pelikans Kind
Trinkt Liebe im Blut, das vom Buſen dir rinnt.

An Daſſelbe von Demſelben.

Später.

Gleich dem Licht, das geleuchtet auf Kildar's *) Altar
Durch Zeiten voll Dunkel und Mühen,
Iſt das Herz, das die Heimath der Leiden war
Und konnte doch nimmer verblühen!
Erin, o Erin! ſo hat in der Nacht
Der weinenden Knechtſchaft dein Buſen gewacht.

Nicht fühlend den Regen, nicht hörend den Wind
Liegt die Lilie im Winter begraben,
Bis der Lenzhauch erwecket das ſchlummernde Kind,
Es mit Freiheit und Licht zu begaben.
Erin, o Erin, dein Winter entſchwand
Und das Saatkorn der Hoffnung ſoll blühen im Land.

Fr. Notter.

*) Das von Giraldus erwähnte unauslöſchliche Feuer der heiligen Bridget (Brigitte) in Kildare. „Unauslöſchlich nicht, als könnte es nie erlöſchen, ſondern weil es fromme Jungfrauen ſo ſorgſam hüten, daß es ſeit den Zeiten der heiligen Jungfrau (Brigitte) nie erloſchen iſt.“ „Girald. Camb. de Mirab. Hibern. Dist. 2, c. 4.

Digitized by Google

Madame Guizot, geb. Pauline von Meulan.

Von Sainte-Beuve.

(Schluß.)

Um das Jahr 1801 hatte Suard den Publiziſt gegründet. Die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, aufgeklärt oder eingeſchüchtert durch die Revolution, bildete den Geiſt ſeines Kreiſes. Das Blatt: Die Decade repräſentirte dieſe Philoſophie in ihrem unentmuthigten Eifer und ihrem Proſelytismus, in ihrer ſyſtematiſchen Ganzheit und ihren allgemeinen Doktrinen. Das Journal des Debats ſteckte durchgängig das entgegengeſetzte Banner auf. Suard, der Abbé Morellet und ihre Freunde, Anhänger des achtzehnten Jahrhunderts, aber nicht der Revolution, welche gern bei D'Alembert ſtehen blieben, ohne bis zu Condorcet vorzuſchreiten, und in der Praxis ihren geiſtigen Gewohnheiten und ihrem feinen Geſchmack von früher her treu blieben, ſahen ihre Anſichten in der Decade nicht wahrhaft vertreten und ärgerten ſich doch jeden Morgen über die Diatriben der Debats. Fräulein von Meulan, durch Suards Freundſchaft gleich von Anfang für den Publiziſt engagirt, fand hier eine ihren Gedanken zuſagende Tendenz, Gelegenheit für Verſuche in mannichfaltigen Fächern und zeichnete ſich bald ſehr aus. Zehn Jahre lang ſchrieb ſie in dieß Blatt über alle möglichen Gegenſtände, über Moral, Geſellſchaft, Literatur, Schauſpiele, Romane, und man kann, ohne ihre Artikel ſelbſt zu durchgehen, ſich keinen Begriff machen von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit ihres Talents, von der originellen Richtigkeit ihres Takts. Die zwei Bände Conseils de Morale beſtehen faſt ganz aus Auszügen ſolcher Artikel. Aus Veranlaſſung der erſten anonym erſcheinenden Aufſätze, ſchrieb Frau von Stael, immer aufrichtig und eifrig des aufkeimenden Talents ſich annehmend, an Suard und erkundigte ſich, dieſe Arbeiten außerordentlich rühmend, nach dem Verfaſſer. Nachdem ſie Aufſchluß erhalten, bot ſie dem Fräulein von Meulan aufs herzlichſte ihre Freundſchaft an. Chateaubriands Atala ward von ihr in einer Kritik gewürdigt und die Bewunderung von ſehr einſichtsvollen Bemerkungen begleitet. Aber doch wurde gegen ſie die Anklage des irreligiöſen Fanatismus von mehr als einer Seite erhoben, wogegen ſie ſich mit Anſtand und Witz vertheidigte. Aber das Fräulein von Meulan blieb, wie man weiter unten ſehen wird, nicht auf dieſem Standpunkt verharren.

Unter der Ueberſchrift: Zerſtreute Gedanken finden ſich in den Blättern des Publiziſten gar manche vom ſchärfſten Gepräge, von ausgezeichneter Feinheit — pikant und umfaſſend; z. B.: „ein geiſtreiches Wort hat nur dann ein Verdienſt in unſern Augen, wenn es uns eine Idee bringt, welche wir noch nicht gehabt haben; und ein gefühlvolles Wort nur dann, wenn es ein ſelbſt ſchon erlebtes Gefühl wieder auffriſcht. Es iſt ein Unterſchied wie der zwiſchen einer neuen Bekanntſchaft und einem alten Freund." Dann wieder: „Der Ruhm iſt der Ueberfluß der Ehre, und wie jede andere Art von Ueberfluß, wird auch er oft auf Koſten des Nothwendigen erworben. Die Ehre iſt weniger ſtreng als die Tugend; dem Ruhm iſt leichter zu genügen als der Ehre; mehr als Ein Menſch blendet uns durch ſeine Freigebigkeit ohne daß wir daran denken zu fragen, ob er ſeine Schulden bezahlt hat?" Jeden Augenblick geht ſie vom Paradoxen aufs Wahre, vom Pikanten aufs Verſtändige über; ſie hat in dieſer erſten Epoche ihrer Geiſtesrichtung etwas von Seneka; weniger Einbildungskraft und Farbe, aber mehr Sicherheit und richtigen Takt. Sie citirt gern den Philoſophen Lichtenberg. Ueber Madame Cottin ſagt ſie: „das Talent der Madame Cottin läßt ſich erſt beurtheilen, wenn die Gemüthsbewegungen, welche ſie geweckt hat, vorüber ſind, und dieſe dauern lang an." Vom Styl der Frau von Genlis ſagt ſie: „Er iſt immer gut und nie beſſer."

Der bemerkenswertheſte Streit iſt der, den ſie im Jahr vierzehn mit Herrn von Bonald hatte. Der Verfaſſer der Legislation primitive hatte im Merkur des breiten ausgeführt, nach der Weiſe der heftigen und paradoxen Geiſter, welche immer auf abſolute Sätze zurückkommen: Jeder, der nicht Chriſt und Katholik ſey, müſſe nothwendig ein Atheiſt ſeyn. Fräulein von Meulan beleuchtete ſein eigenſinniges und hartnäckiges Räſonnement mit bitterem Witz, und behauptete, als man ihr den ſpöttiſchen Ton vorwarf: jeder Gedanke, der nicht die Probe des Scherzes aushalten kann, iſt zum mindeſten verdächtig.

Natürlich ſprach man in der Geſellſchaft viel von den Aufſehen erregenden Artikeln des Fräuleins von Meulan und in ſehr verſchiedenem Sinn. Manche ſogenannte Freunde beklagten ſie, daß ſie, eine Frau und von ſolcher Geburt, in der Nothwendigkeit ſich befinde, Kritiken, ja gar Theaterkritiken ſchreiben zu müſſen. Verdrießlich über dieß boshafte Mitleid antwortete ſie auf jene Aeußerungen in einem Brief einer Journaliſtin an einen Freund: „Man beurtheilt meine Aufſätze, dadurch geſchieht ihnen viel Ehre; aber die Kritik erſtreckt ſich auch auf mich, darauf, daß ich mich entſchloſſen, in ein Journal zu ſchreiben. Der Vorwurf den man mir macht, geht alſo darauf, daß ich eine Frau bin, denn er kann ſich nicht darauf beziehen, daß ich an einem Journal arbeite. Diejenigen meiner Tadler, welche mich kennen, wiſſen wohl warum ich es thue. Beſorgen ſie denn nicht, ſich ſelbſt Vorwürfe machen zu müſſen, wenn ſie durch eine leichtſinnig hingeworfene Meinung das erreichten, daß ſie mir den Muth raubten, deſſen ich bedarf, um dem, was ich als Pflicht anſehe, Rückſichten zu opfern, welche meine Erziehung und meine Gewohnheiten mich beobachten und ſchätzen gelehrt hatten. Ich kenne die Rückſichten, welche die Rolle einer Journaliſtin zur ſonderbarſten vielleicht, die eine Frau ergreifen kann, machen — wofern ſie ſich mit freier Wahl dazu entſchlöße... ich verſichere Sie, nicht ſo lächerlich kann ſie Ihren Freunden vorkommen, als ſie mir ſelbſt vorkommt, denn ſie haben die Verhältniſſe nie ſo in der Nähe geſehen."

Im Verlauf ihrer langjährigen Mitarbeiterſchaft am Publiziſten, hatte ein oft erzählter, beinah romanhafter Vorfall ſtatt, der entſcheidende Folgen für das Schickſal des Fräuleins von Meulan hatte. Im März 1807 ſah ſie ſich, bei ſehr zerrütteter Geſundheit und unter der Laſt neuen Familienkummers, genöthigt, ihre Arbeiten eine Zeitlang zu unterbrechen. Da kam ein Brief an ſie mit dem Anerbieten von Aufſätzen für die Dauer der Unterbrechung, welche man ſich bemühen würde

Digitized by Google

ihrer würdig zu machen. Der Schreiber des nicht unterzeichneten Briefs und der Artikel, die ſie nach den erſten Bedenklichkeiten dankbar annahm, war Herr Guizot. Dieſes ſonderbare Ereigniß brachte bald dieſe zwei ausgezeichneten Geiſter in engere Verbindung, als das ziemlich ungleiche Altersverhältniß und die Unähnlichkeit ihrer Anſichten ſonſt hätten vermuthen laſſen. Hr. Guizot trat mit ſehr entſchiedenen philoſophiſchen und religiöſen Ueberzeugungen, die etwas von der trotzigen Starrheit der Jugend an ſich hatten, in die Welt. Feindſelig geſinnt gegen das achtzehnte Jahrhundert und ſeinen Skepticismus, mehr als gegen die Revolution, deren Ergebniſſe er annahm, mit dem Vorbehalt jedoch ſie zu interpretiren und zu modifiziren, begegnete er bei dem Fräulein von Meulan einer hiemit in ziemlichem Widerſpruch ſtehenden Geſinnung. Dieſe hatte die Anſicht: Nur die Zeit führe die Menſchen zur Vernunft und zur Wahrheit, aber beinah nie habe Vernunft und Wahrheit für ſich irgend jemand überzeugt. Guizot vertraute unbedingt auf die Macht des thätigen und ſchöpferiſchen Gedankens. Es war nicht der kleinſte Triumph des Geiſtes von Guizot, daß er zu überwältigen für ſeine Ueberzeugungen, für ſeine Hoffnungen zu entzünden, und durch die Verbindung mit dem ſeinigen zu erneuen vermochte dieſen fremden, ſchon fertigen Geiſt, dem lange Zeit der Standpunkt des Hrn. Suard genügt hatte und der in einer pikanten Originalität ſeine natürliche Reife erreicht zu haben ſchien. Uebrigens kann man, erwägend was er gab, leicht auch ſchließen was er empfing. In dieſer Wechſelwirkung aufeinander, ſcheint bald das eine bald das andere triumphirt zu haben. Die Vermählung hatte erſt im April 1812 ſtatt. Hier beginnt die zweite Epoche für Madame Guizot, in welcher ſie bekannter geworden iſt. Die Wärme der Neigungen beſtärkt ſich in ihr durch die Glut der Ueberzeugungen und dieß doppelte, weniger glänzende als wohlthätige Feuer belebt und nährt ihre Jahre durch gediegenes ernſtes Glück. Sie iſt jetzt nicht mehr eine Moraliſtin aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ſondern eine Schriftſtellerin aus der neuen, berufstreuen Zeit, eine aufmerkſame, lehrreiche Mutter, eine tugendhafte Philoſophin, beſtrebt, allen Ständen die Uebereinſtimmung von Recht und Pflicht, von Prüfung und Glauben, von Regel und Freiheit fühlbar zu machen. Mit feſten und hochſinnigen Grundſätzen hatte ſie jetzt bei Allem ein praktiſches Ziel im Auge. Ihre Lieblingsidee war: dieſelbe moraliſche Erziehung kann und ſoll allen Ständen gegeben werden; unter der Herrſchaft der verſchiedenſten äußern Umſtände, im Glück und Unglück, in großen oder kleinen Verhältniſſen kann der Menſch einer innern Entwicklung theilhaft werden, welche beinah gleich iſt bei allen; können alle zu derſelben Einſicht, der gleichen Zartheit und Höhe in Empfindungen und Gedanken geleitet werden; die Menſchenſeele trägt in ſich etwas, was Stand hält gegen alle Wechſelfälle des Glücks, gegen alles Wandelbare im menſchlichen Looſe und es kommt nur darauf an, ihr das Geheimniß ihrer Kräfte zu offenbaren und über deren Anwendung zu belehren." Woher dieſer Wechſel der Anſicht? Madame Guizot war Mutter geworden. Jetzt begriff ſie das Bedürfniß des Herzens, an eine beſſere Zukunft, an die Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchen, an die Tugend der Zeitgenoſſen ihres Kindes zu glauben. Die Schrift der Madame Guizot über Erziehung wird bleiben auch nach dem Emil und auf dieſem Gebiet den Fortſchritt der geſunden, gemäßigten Vernunft unſerer Zeiten, gegenüber von dem zügelloſen Genie bewähren, wie in der Politik die Demokratie von Tocqueville ein Fortſchritt iſt über den Contrat social hinaus. — Sie lebte ſehr glücklich mit ihrem Gatten, an deſſen Arbeiten ſie ohne Zweifel Theil hatte, mit den Jahren wuchs die Lebhaftigkeit und Zartheit ihres Gefühls; ja ſie ward außerordentlich weich; ſie trug ſich in ihren letzten Jahren mit dem Plan, die Geſchichte von Abälard und Heloiſe zu bearbeiten. Der Tod unterbrach den erſt bis zur Hälfte gediehenen Verſuch.

Wenn aber ſchon die Empfindungsweiſe der Madame Guizot immer feiner und weichmüthiger wurde, ſo war doch ihre Religioſität frei von jenen Anfechtungen, welche nur zu oft bei zarten und tiefſinnigen Gemüthern in ihrem Gefolge ſind. Als Katholikin geboren, früh ſchon ergriffen von dem Indifferentismus, den man in der Atmoſphäre des Jahrhunderts einathmete; nach Zweifeln, die jedoch nie feindſelig noch ſyſtematiſch waren, zurückgekommen auf einen ſehr warmen chriſtlichen Deismus, auf eine wahrhafte Frömmigkeit, fand ſie hiebei volle Ruhe und Zufriedenheit. Die Abgründe der Gnade, des Heils beunruhigten ſie nicht, indem ſie am Rande ihres Wegs ſich öffneten. Sie hatte feſtes Vertrauen. Das Gebet als eine Unterhaltung mit dem allmächtigen, gütigen Weſen, ſtärkte und tröſtete ſie. Eines Tages, bald nach ihrer Zurückkunft von Plombieres, wo ſie, jedoch vergebens, einige Erleichterung geſucht hatte, hatte ſich in ihrer Nähe ein Geſpräch entſponnen und einige Zeit fortgedauert über die Frage: ob die Perſönlichkeit nach dem Tod fortdaure, oder ob die Seele in dem großen Weſen untergehe? Da raffte ſie ſich aus ihrer ſchon ſehr großen Schwäche auf, faßte mit allmählich ſtärker werdenden Stimme die Anſichten auf und entſchied ſich am Ende mit Lebhaftigkeit und Zuverſicht für die Fortdauer der perſönlichen Seele in Gott. Am erſten Auguſt 1827, am Ende ihrer langwierigen Krankheit bat ſie ihren Gemahl ihr aus einem guten Buch vorzuleſen. Er las ihr einen Brief von Fenelon für eine kranke Perſon und nachdem er damit zu Ende war, ging er auf eine Predigt von Boſſuet über die Unſterblichkeit der Seele über; während des Leſens entſchlief ſie. Man begrub ſie, wie ſie gewünſcht hatte, nach dem Ritus der reformirten Kirche, welcher ihr Gatte angehört und deren Leichenceremonien in keinem Widerſpruch ſtanden mit dem einfachen Glauben, welchem ſie zugethan war. Wahrhaftig bis ans Ende wollte ſie auch in die den Todten zu erweiſenden Pflichten nichts Gemachtes und bloß Herkömmliches, nichts als was dem innerſten Gedanken gemäß war, gemiſcht wiſſen.

Sie hatte einen lebhaften Geſchmack am Geſpräch, nicht weil ſie darin zu glänzen ſuchte, ſondern um der Anregung und Uebung des Geiſtes willen. Man konnte ſie vielleicht anfänglich in der Unterhaltung etwas derb finden; ihre nachſpürende Vernunft, wie ſie ſie irgendwo nennt, ging auf den Grund aller Gegenſtände. Aber das Intereſſe ſteigerte ſich, die Gedanken ſtrömten im Ueberfluß zu und, ohne es zu beabſichtigen, übte ſie

Digitized by Google

einen groſſen Einfluß auf ihre Umgebung. Was ſoll man endlich, wenn man nicht die Ehre ihrer perſönlichen Bekanntſchaft gehabt hat, noch ſagen von dieſer Frau von Geiſt und Scharfſinn, voll Tugenden und hoher Verdienſte, welcher unter den Frauen der Zeit nur Frau von Stael überlegen war, überlegen, nicht durch den Gedanken, ſondern nur durch einige Talente? Das Gefühl welches ſie einflößt, iſt von der Art, daß die Ausdrücke der Werthſchätzung und Achtung allein es bezeichnen können und daß es beinah ein Unrecht gegen ſie, die immer zu ſeyn und ſo wenig zu ſcheinen trachtete, ſeyn möchte, wenn man bei ihrem Namen die Worte Zukunft und Ruhm ausſpricht.

So weit Sainte-Beuve. Sowohl um ihrer ſelbſt willen, als wegen ihres Verhältniſſes zu Guizot, einem politiſch und literariſch bedeutenden Mann, nimmt die im Obigen geſchilderte Individualität das Intereſſe in Anſpruch. Ein ſolches Auftreten weiblicher Geiſter, einerſeits freilich in dem unergründlichen Geheimniß der Individualitäten begründet, deutet doch beinah immer zugleich auf eine außergewöhnliche Bewegung, eine Kriſis in den geiſtigen und ſocialen Zuſtänden eines Volks. Im gewöhnlichen, ruhigen Verlauf der Dinge bildet die mächtige Sitte und die hergebrachte Ordnung ein Gegengewicht gegen die aufſtrebenden Neigungen, daß ſie nicht ſo leicht aus dem ihnen zunächſt zukommenden Kreiſe heraustreten; aufgeregte Zeiten reizen, begünſtigen, ja nöthigen die ſonſt verborgenen Kräfte, lockern und ſprengen die Bande des Herkommens und beſchämen die engherzige Eingeſchränktheit de^s^ am Alten und an der Regel klebenden Urtheils durch die glänzenden Erfolge kecker Geiſter, welche ſich mit Selbſtſtändigkeit ihre Bahn brechen, ihre Lage ſchaffen. Drei Frauen ragen in der Periode der franzöſiſchen Revolution hervor: Madame Roland, mehr zwar als politiſch-thätige Perſon, aber doch auch durch ihre Memoiren einen Platz in der Literatur einnehmend, Madame Stael, Tochter des in der Geſchichte des Ausbruchs der Revolution ſo bedeutenden Necker, eine Dame, welcher die kleinliche Verfolgung, die ſie von Napoleon erfuhr, vielleicht eine größere politiſche Wichtigkeit lieh, als ihr in der That zukam, deren literariſche Verdienſte aber, hauptſächlich was die Eröffnung der deutſchen Literatur für die Franzoſen betrifft, unbeſtreitbar ſind, und Madame Guizot, welche durch die Stürme der Revolution zur Wahl dieſer Laufbahn getrieben, ſich doch auf Betrachtungen, Räſonnement und literariſche Polemik beſchränkte. Deutſchland, das keine Revolution durchgemacht, hat, trotz der Menge ſchriftſtellernder Damen, doch keine Roland und Stael aufzuweiſen, aber vielleicht ließe ſich eine weibliche Perſönlichkeit, von welcher ſeit einigen Jahren aus Veranlaſſung ihres herausgegebenen Nachlaſſes gar viel die Rede geweſen iſt, einigermaßen mit der Madame Guizot vergleichen: wir meinen die unter dem Namen Rahel bekannte Frau Varnhagen von Enſe. Sind wir auch keineswegs geneigt, irgend den enthuſiaſtiſchen Bewunderern und Vergötterern beizuſtimmen, welche in den allerdings gehaltvollen, aber nachläſſig-prätentiöſen Briefen, welche die vielſeitige Frau an die große Zahl ihrer Freunde ſpendete, die Quinteſſenz des deutſchen Geiſtes, und in den mannichfachen abrupten, bisweilen treffenden, oft paradoxen und manchmal eigenſinnigen Urtheilen und Ausſprüchen, unbedingte Orakel zu finden und die aus dem Zwieſpalt mit ihren Verhältniſſen und mit ſich ſelbſt hervorgegangenen Wünſche und Ausſichten für Weiſſagungen zu halten: ſo müſſen wir doch in ihr einen bedeutenden, tief und ſcharf beobachtenden, energiſch denkenden und urtheilenden Geiſt anerkennen. Von Gemüth und Temperament heißer als die Madame Guizot, hat Rahel vielen ihrer Ausſprüche ein leidenſchaftliches Gepräge aufgedrückt, was mit der eindringenden Schärfe des Verſtandes ſich gar wohl verträgt: ſie ſtrebte mit Leidenſchaft nach vollkommener Klarheit über ſich ſelbſt und über alle Gegenſtände, aber dieſe Klarheit befriedigte ſie nicht. Gegen das Ende ihres Lebens ſcheint auch in ihr wie in Madame Guizot, obgleich ſie die poſitive Religion nicht in ſich aufzunehmen vermochte, das religiöſe Bedürfniß ſtärker und eine religiöſe Reſignation vorherrſchender geworden zu ſeyn.

In den äußern Lebensverhältniſſen der beiden Frauen dietet ſich manche Parallele dar. Nur zwei Jahre im Alter verſchieden erlebten ſie die gleiche Geſchichte mit, von deren Folgen ſie freilich nicht in gleicher Weiſe berühet wurden, und wenn für Madame Guizot die Anfänge der Revolution das wichtigſte und folgenreichſte waren, ſo wurde Rahel erſt in der Zeit der ſogenannten Freiheitskriege am lebendigſten von den Bewegungen der Völkergeſchichte ergriffen. Beide vermählten ſich erſt in vorgerückterem Alter, beide mit ziemlich jüngeren Männern; dieſe Rückkehr aber zu der Beſtimmung und Ordnung des Weibes war bei beiden ſehr verſchieden; bei Rahel ſtimmte ſich die frühere Glut jetzt zu einer mäßigen Wärme herab — wie an einem heißen Sommertag Abends die Hitze ſich abkühlt; der Madame Guizot brach nach einem ſtürmiſcheren, rauheren Tage noch ein milder, friedlicher Abend an. Auch die Differenz iſt wohl nicht außer Acht zu laſſen: das Fräulein von Meulan ergriff, von der Noth gedrängt, einen beſtimmten, eigentlich männlichen Beruf — den der Schriftſtellerin und mit den hiezu erforderlichen Gaben ausgeſtattet, übte ſie ihn theils als Pflicht, theils auch aufgemuntert und erfreut durch ihre Erfolge. Rahel dagegen ſchriftſtellerte nicht; ſie war und wollte nur ſeyn: Menſch. Aber Geiſtesthätigkeit iſt eben noch nicht Berufsthätigkeit und der Mangel einer ſolchen mochte wohl zu Rahels Verſtimmung beitragen. Hätte ſie ſtatt der aphoriſtiſchen Urtheile und Betrachtungen etwas Zuſammenhängendes geben, hätte ſie für das Publikum (das ihr Bruder L. Robert in einem Epigramm ſo treffend charakteriſirt), ſtatt für Freunde ſchreiben wollen, ſo hätte dieß vielleicht für ſie ſelbſt wohlthätige Folgen gehabt, und die an ihrem Innern zehrenden Potenzen nach außen abgeleitet. Aber weiblicher und deutſcher war die Scheue vor der Publizität, welche Rahel zurückhielt, ihren Namen in die Liſte der Autorinnen einzutragen, wo ſie gewiß eine der erſten Stellen eingenommen hätte.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 40.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 Julius 1836.

Aus Byrons Don Juan Canto II. *)

142.

Den Fels herab die Inſeljungfrau klimmt,
Zur Höhle ſtrebt ſie leicht und ſchnellgefüßt,
Dieweil, anlächelnd ſie, die Sonn' erglimmt
Und ihren Mund mit Thau Aurora küßt,
Sie für die Schweſter haltend, was beſtimmt
Auch Ihr, die beiden ſehend, glauben müßt,
Wiewohl die Sterbliche bei gleicher Schöne
Voraus hat, daß ſie Luft nicht iſt wie jene.

143.

Und als Haidee ganz furchtſam, doch geſchwind
Die Höhle nun betreten und geſehen,
Daß Juan ſchlummert wie ein Kindlein lind;
So bleibt ſie ſchauernd, wie vor Ehrfurcht ſtehen;
(Schlaf iſt ehrwürdig) daß er Schutz gewinnt
Vor rauher Luft, ſchleicht der ſie auf den Zehen
Und hüllt ihn dichter ein, auf ihn gebeugt,
Trinkt ſie den Odem, der ihm ſchwach entfleucht.

144.

So ſteht ein Engel Sterbende zu tröſten
Die als Gerechte ſterben! Und es war
Der Knabe ganz der Ruhe Bild, der größten,
So ruht die Luft auch drüber ſtill und klar,
Indeß fängt Zoe Eier an zu röſten,
Denn Frühſtück muß demnächſt das junge Paar
Doch eſſen; ihrer Fordrung vorzukommen,
Hat gleich den Vorrath ſie dem Korb entnommen.

148.

Er liegt, dieweil ſie über ihn ſich neiget,
Still, wie an Mutterbruſt ein Säugling liegt;
Wie Weiden ſchmachtend, wenn das Lüftchen ſchweiget,
Gleich ruh'gen Meeres le'en eingewiegt,
Schön, wie ſich vorn im Kranz die Roſe zeiget,
Sanft, wie der junge Schwan im Neſt ſich ſchmiegt;
'S war ein ſehr hübſcher Burſch, es kurz zu ſagen,
Wenn gleich faſt gelb durch das, was er ertragen.

149.

Erwacht, ſchaut er — und ſchliefe wieder ein,
Wenn nicht das Antlitz, das er ſchaut, verböte
Der Augen Schluß, ob Müdigkeit und Pein
Auch fernern Schlaf zur fernern Luſt erhöhte.
Für Juan ſoll umſonſt geſchaffen ſeyn
Kein Weibsgeſicht: er kehrte ſich beim Gebete
Von gräul'gen Heil'gen, Martyrn in den Wildniſſen
Zu der Jungfrau Maria ſüßen Bildniſſen.

150.

Und ſo, dem Ellenbogen aufgeſtemmt,
Schaut er das Fräulein an, auf deren Wangen
Zum Kampf der Roſen, weiß und roth, es kömmt,
Als mühſam ſie zu ſprechen angefangen;
Beredt ihr Auge, doch ihr Wort gehemmt,
Wenn auch die leiſen Bitten ſüß erklangen,
Neugriechiſch, mit ioniſcher Betonung,
Nicht reden, eſſen möcht' er, Noth ſey Schonung.

151.

Zwar nicht verſtand es Juan, was ſie ſprach,
Er war kein Grieche, doch er hatt' ein Ohr;
Die Stimme war ein Nachtigallenſchlag,
So ſanft, ſo ſüß, ſo überaus ſonor,

*) Eine Ueberſetzung der drei erſten Geſänge wird noch in dieſem Jahre erſcheinen.

Digitized by Google

Schön, einfach, wie Muſik nie tönen mag;
Ein Thränenecho ruft der Klang hervor,
Wir wiſſen nicht warum; uns zwingt der Ton,
Es iſt, als ſtiege Melodie vom Thron.

168.

Täglich mit Tagesanbruch, (frühe traun
Für Juan, der dem Langeſchlaſen gut),
Kommt ſie zur Höhle, doch nur um zu ſchau'n
Ihr Vöglein, das in ſeinem Neſte ruht.
Sie mag die krauſen Locken leiſe kraun,
Was ihres Gaſtes Schlaf nicht Eintrag thut,
Dem lieblich Wang' und Mund ihr Hauch umweht
Gleich wie der milde Süd ein Roſenbeet.

169.

Und jeder Morgen färbet friſcher ihn,
Und jeder Tag wirkt ſeiner Kräfte Mehrung;
Gut war's, weil Menſchenkörper ſchöner blühn
Im Wohlſeyn, das auch bringt der Liebe Zehrung.
Geſundheit, Nichtsthun, ſind dem Liebesglühn
Wie Oehl und Pulver; einige Belehrung
Und gute, gibt auch Bacchus, ſo wie Ceres;
Mit Venus Angriff, fehlt ſie, aus bald wär' es.

174.

So rollt ein Mond dahin und ſchön Haidee
Hat täglich ihren Knaben noch beſucht,
So reichlich braucht ſie Vorſicht, daß er nie
Entdecket ward in ſeiner Felſenſchlucht.
Da ſticht ihr Vater Handelsleuten, die
Man wahrnahm nach, in See auf jener Bucht,
Wie weiland nicht zum Einfang einer Jo,
Drei Raguſanern galt's, beſtimmt auf Scio.

176.

Sie dehnt Beſuch nun und Geſpräche lang,
Sie müſſen ſprechen und er hat zur Frage
Genug gelernt: ob ihr beliebt ein Gang?
Denn wenig wandelt er ſeit jenem Tage,
Wo welk und feucht er lag am Uferhang,
Dem Blümlein gleich, entſtielt vom Wetterſchlage;
Auszieh'n ſie Nachmittags, die Sonne ſehn
Sie beim Aufgang des Mondes untergehn.

177.

Wild iſt die Küſte, tiefgewühlt vom Meer,
Mit Klippen ob des Strandes plattem Sand
Beſchirmt durch Bank und Fels, als durch ein Heer;
Mit Buchten hier und da, (willkommen fand
Der Sturmverſchlagne deren Anblick mehr)
Nur dann brüllt nicht der troz'gen Woge Brand,
Wann todte, lange Sommertage machen
Die See erbliken, ausgeſtreckt gleich Lachen.

178.

Der Strand, beſpült mit Reifeln, zart und leicht,
Es kommt kaum Eu'r Champagnerſchaum dagegen,
Der übern Rand des Funkelbechers ſteigt,
Der Frühlingsthau des Geiſts, der Herzensregen!
Was geht vor alten Wein! Wem gut es deucht,
Der predige! Nicht hilft's! Nun recht deßwegen;
Wein, Weiber, Luſt und Lachen heute — laß' Er
Auf morgen den Sermon und Sodawaſſer.

179.

Der Menſch, hat er Vernunft, muß ſich betrinken,
Der Rauſch iſt ja das Beſte noch vom Leben!
Ruhm, Traube, Liebe, Gold, darin verſinken
Die Menſchen jedes Volks mit ihrem Streben.
Fehlt' Traubenſaft, wie zweiglos würd' uns dünken
Der Lebensbaum, ſo fruchtreich, trifft ſich's eben.
Drum noch einmal: betrinkt Euch ſehr, und wann
Mit Kopfweh Ihr erwacht, gebt Acht, was dann!

180.

Schellt Euerm Diener, fordert ſchnell ein wenig
Rheinwein und Sodawaſſer und nun fühlt
Bald Luſt Ihr, Xerxes werth, dem großen König!
Geprieſ'nen Scherbet zwar, in Schnee gekühlt,
Des Wüſtenquells Aufglänzen nenne ſchön ich,
Burgunder auch, der Abendrothgluth ſpielt,
Doch kommt's nach Reiſen, Langweil, Liebe, Morden
Dem Trank nicht gleich, der ſo bereitet worden.

181.

Die Küſte — war's die Küſte einſt, wo mein
Bericht abbrach? Die Küſte war's, ja, ja —
Liegt, während Sand und blaue Woge kein
Wind aufſtört, ruhig wie der Himmel da,
Und ſtill iſt alles, nur Seevögel ſchrein,
Delphine ſpringen; kommt das Wellchen nah
Untiefen, kleinre Klippen, bebt es jezt
An ſeine Marken, die es kaum benezt.

(Schluß folgt.)

Der Romanticismus im Oſten.

Wie ſehr die Romantiſche Schule auch im Oſten Europa's Anklang gefunden, erſieht man leicht daraus, daß Viktor Hugo's Angelo bereits in zwei ungriſchen Ueberſetzungen exiſtirt, noch mehr aber aus dem Vorworte des einen Ueberſetzers Baron Joſeph Eötvös, welches wir als eine merkwürdige Erſcheinung hier mittheilen.

Es gab in Frankreich eine Zeit — man nannte ſie das Jahrhundert Ludwigs XIV, weil damals nur ein Menſch lebte, und dieſer Ludwig XIV hieß — eine große Zeit der Niederträchtigkeit und des Unglaubens. Von den langen Kämpfen des Mittelalters ermüdet, ſehnte ſich die Menſchheit nach Ruhe, und

wäre es auch in einem Kerker. Die Leidenſchaften waren verbraucht, das Gefühl erkaltet, nur froſtige Selbſtſucht bewegte noch das menſchliche Herz. Es gab eine Zeit, in der Frankreich verſchwunden war, und Verſailles an deſſen Stelle trat, und kaum könnten wir glauben, daß es einſt ſo geweſen, zeugte nicht die Literatur für dieſe Vergangenheit. Dieſe Literatur, wie damals alles ein Eigenthum Weniger, ich möchte ſie ein Regal nennen, welches die Akademie in Pacht genommen, konnte im Volke keine kräftige Wurzel faſſen, nicht mit ihm erſtarken und groß werden; unabhängig und vereinzelt ſtand ſie da auf den engen Räumen des Théâtre français oder der Akademie, mehr den Bäumchen ähnlich, die man zu Weihnachten mit Chriſtgeſchenken für Kinder behängt, als der kräftigen Eiche, unter deren Schatten der Mann Ruhe ſucht. Man war der alten Zügelloſigkeit ſo überdrüßig geworden, daß man endlich Allem Geſetze vorſchrieb, da man nichts mehr fürchtete, als das Schrankenloſe. Jedes Wort bedurfte eines Geleitbriefes, und nur durch das Wörterbuch der Akademie konnte es ihn erhalten. Für alles wurden feſte unabänderliche Formen feſtgeſetzt, und wie in den Gärten, ſo war auch im Reiche der Gedanken alles Hervorragende verpönt, bis man endlich über der Schere des Gärtners die wahre Form der Bäume vergaß. Da ſtanden ſie nun die armen Jünglinge mit ihrer glühenden Seele, mit ihren ungeſtümen Herzen, einſam unter den Mumien des Mittelalters, denen außer ihrem Flitterſtaate nichts vom frühern Leben geblieben, und ihre junge Seele fühlte Sehnſucht nach etwas Edlerm. Da ſtanden ſie nun und blickten um ſich im gealterten, ausgebrannten, kraftloſen Vaterlande ſuchend, ob ſie nichts fänden, was mehr zu ihrem Herzen ſpräche, und als ſie nichts fanden, wurden ſie traurig und verſtummten. Und als die Akademie ſie ſo bleich ſah, ſprach ſie höhnend: „Werdet Dichter" und gab ihnen alte Claſſiker für ihre jungen Gefühle. Und ſie nahmen die Bücher, die blaſſen Jünglinge und laſen darin von großen Männern und großen Thaten und einer Zeit, in der es noch Menſchen gegeben. Und gränzenloſe Sehnſucht erfüllte ihr Herz, und dieſe Zeit ward die ihre, und ſie lebten in ihr. Weil das menſchliche Geſchlecht ſo erſtorben ſchien, ließen ſie alte Helden auferſtehn, die von alter Größe ſprachen und von alter Tugend, und das Volk lauſchte begierig, Kindern gleich, denen man Mährchen erzählt. Und wie das Trauerſpiel zu Ende war, gingen ſie aus dem erleuchteten Schauſpiel hinaus in ihre finſtern Straßen, und lachten über die wunderbaren Dinge, die ihnen vor einer Stunde noch ſo wahrſcheinlich geſchienen, und freuten ſich ihrer Nüchternheit, denn ſie dachten ja, das menſchliche Geſchlecht ſey erwacht, weil es ſeine Träume verloren. Und auch die großen Herren erfreuten ſich des erhabenen Spiels, welches ſie ſo gemächlich aus ihren Logen ſehen konnten, und weil ſie in jedem Helden des Alterthums nur ſich ſelbſt fanden, ſchenkten ſie endlich dem Dichter für die feine Schmeichelei wohl gar eine Tabatiere oder ein paar Dukaten. Das war euer Leben, das euer Schickſal. Verachtung der Anfang, das Ende die Akademie. Denn hattet ihr einmal dieß Ziel erreicht, war's mit der Poeſie ohnehin vorüber, und nur auf euren Gräbern erfuhr das Volk endlich, daß ihr einſt Dichter geweſen.

Mit Voltaire's Tode war alles, was einſt in der claſſiſchen Schule groß geweſen, zu Grabe gegangen. Die Claſſicität war todt, und zeigte man ſie auch noch manchmal dem Volke lebend und auf dem Throne, wie einſt Suleiman bei Sigeth, ſo geſchah es doch nur, damit es ſich keinen andern Herrſcher wähle. Und all das, was nach der Heroen Tode noch in ſo viel Bänden geſchrieben ward, verdient nur allenfalls als Todesanzeige der Claſſicität einige Aufmerkſamkeit.

Es iſt eine alte Erfahrung in der Geſchichte der Literatur, daß ſich zwei große Epochen nie unmittelbar folgen, es liegt immer eine Zeit dazwiſchen, die Bewunderung ausfüllt. Junge Menſchen, und ihnen gehört ja die Poeſie, fühlen ſich viel zu glücklich im Bewundern und Nachahmen großer Meiſter, um ſelbſtſtändig neue Wege für ihre Thätigkeit zu ſuchen. Was überall geſchah, wäre in Frankreich immer geſchehen, hätten auch große Ereigniſſe dieß Volk nicht aus der Sphäre der Kunſt herausgeriſſen. Doch die Zeit der That war gekommen, der Tag des Kampfes mit ſeiner blutig rothen Sonne, und wer nur Kraft hatte in Frankreich, und Muth und eine Seele, ſtellte ſich in dem Kampf: zum Dichten wie zum Bewundern blieben nur Greiſe und Schwächlinge, die zu wenig Blut hatten, um es zu vergießen.

Wer hätte auch ſingen mögen in jener Zeit, wo niemand ſeinem Liede lauſchte, wo ein paar Volksgeſänge dröhnend durch das Land zogen, und in ihnen jeder alle ſeine Gefühle wieder fand. Ganz Frankreich war ein großes Heldengedicht, wer hätte mit der Geſchichte in die Schranken treten, wer reimen mögen vor einem Volke, welches Heldenſtimmen gewohnt war? Und doch gab es ſolche Menſchen, die gegen die Zeit klagten, welche ſie nicht verſtand, die ſie nicht verſtanden. Durch die Republik und das Kaiſerreich ſchleppte ſich dieſe Literatur mit ihrer Abgeſchmacktheit, mit ihren langweiligen Alexandrinern, und verbrauchten Gedanken, an denen man aus ihrer Aehnlichkeit leicht ihre Ahnen erkennen konnte, die einſt Corneille oder Racine in's Leben rief. Man ließ ſie beſtehen, weil man ſie verachtete, weil es der große Kaiſer eben ſo wollte, der damals allein einen Willen hatte in Frankreich.

Die Zeit eines Auguſtus kann dem Aufblühen einer Literatur günſtig ſeyn. Die Zeit eines Napoleon iſt es nicht. Die Gegenwart war zu ſchön, als daß ſich noch Jemand mit der Vergangenheit hätte beſchäftigen mögen, und das Volk war ſo viele Aufregungen gewöhnt, daß es der Dichtkunſt nicht bedurfte. Wie einſt Ludwig XIV kühn ſagen konnte: L'état, c'est moi; ſo konnte er ſagen: La gloire, c'est moi!, und Alles ging unter in Bewunderung des Mannes, der ſo Großes gethan hatte, daß ſelbſt die Wahrheit Schmeichelei ſchien. Endlich ſank auch er; er war der Leichenſtein der Revolution, auf dem Alles was ſie Großes gethan, mit großen Buchſtabenzügen aufgezeichnet ſtand. Sie warfen auch ihn zu Boden, und Frankreich ſeufzte, doch dieſer Seufzer war der erſte Athemzug eines neuen Lebens, welches ſich jung und kräftig entwickelte. In dem Manne hatte es die Gegenwart verloren, es blickte zurück auf die Vergangenheit, und ſeine alten Gedanken erwachten wieder.

Digitized by Google

Auch die Literatur feierte ihre Reſtauration. Stolz und majeſtätiſch trat die Akademie auf, und auch ſie fing an von Legitimität zu erzählen. Einem vierzigköpfigen Cerberus gleich ließ ſie ſich nieder vor den Pforten der Literatur, damit ja Niemand aus dem Reiche der Schatten herauskommen könne, und arbeitete weiter an ihrem großen Wörterbuch. Frankreich hatte ſich geändert, jetzt glühte es für eine Idee, und wie der Jüngling, der zu lieben angefangen, war es poetiſch geworden. Kühn und immer kühner erklang das Lied, immer höher ſchlug das Dichterherz. Jeder ſchuf ſich neue Formen und neue Worte für das neue Gefühl, und wenn man auch noch manchmal die alten Ketten raſſeln hörte, war es bloß weil man ſie zerbrach. Begierig lauſchte das Volk dem Liede, das es nun zum erſtenmale auch verſtand, und freute ſich der ſchönen Zukunft, deren erſte Frühlingsklänge es nun vernahm. Doch die Akademie ſchüttelte bedächtig ihr gepudertes Haupt, und zeigte auf ihr Diplom, und auf ihre verwelkten Lorbeeren, und fing an vom Non plus ultra zu reden. Die Jugend lachte ihr in's Geſicht und ſang weiter. Da rief endlich die gelehrte Verſorgungsanſtalt ihre ganze Macht zuſammen, und ſie ſingen ein langes Sirenenlied an, welches noch jeden eingeſchläfert, um auch die kühne Jugend in den Schlaf zu lullen. Doch ſie träumte ja ſchon, wie hätte man ſie einſchläfern können.

Der Romanticismus hatte angefangen, und weil er angefangen, weil er in einigen Herzen feſte Wurzeln geſchlagen, weil er zur Ueberzeugung geworden, mußte er auch ſiegen: denn nur Wenigen iſt Ueberzeugung gegeben, doch dem, der ſie hat, kann nichts widerſtehen, und am wenigſten der Glaube, der am Ende nichts iſt, als höchſtens ein Traum von Ueberzeugung.

Wenn wir das Buch der Geſchichte aufſchlagen, dieſes Tagebuch der Menſchheit, in dem wir nichts aufgezeichnet finden, als ihre Zweifel; wenn wir zurückblicken auf die Epochen des Kampfes, finden wir immer das Neue ſiegend über das Alte, eben weil es neu iſt, weil es aus dem Jahrhunderte hervorgegangen, in ihm ſeinen Anklang findet, weil es werden muß, während das Andere nur beſtehen will, weil es jung iſt, und als ſolches den Keim des Lebens eben ſo in ſich trägt, wie das alte den des Todes.

Die Poeſie iſt nicht wie die Bildhauerei, oder die Malerei oder Architektur, nur eine Kunſt, ſie iſt eine Nothwendigkeit, ein Klageruf des Menſchengeſchlechts, welches ſich nach was Beſſerem ſehnt, ein Ton, welcher ſeinen Accord erſt ſucht, und zur Diſſonanz wird, wenn er ihn nicht findet. Die Poeſie hat ein Vaterland, hat ein Jahrhundert, und nur in ihm wird ſie ganz verſtanden. Die Claſſicität war Frankreich ewig fremd geblieben; am Parnaß, am Helikon, an der Caſtaliſchen Quelle ſuchte der Dichter ſeine Exaltation, und ſein Lied ſang von fremden Helden, deren Namen die franzöſiſche Ausſprache wohl verderben, aber nie franzöſiſch machen konnte. Und wenn all das auch nicht geweſen wäre, die fremde Mythologie, an die Niemand mehr glaubte und die, ſeit man ſie in Schulen lehrte, all ihre Poeſie verloren, war allein genug jedes Mitgefühl zu verderben. Die Akademie hatte ihre Dichter, das Volk hatte keine, es bedurfte eines Dichters, und Viktor Hugo entſtand.

Es gibt Menſchen, die ihrem Jahrhunderte voran eilen, deren geiſtiges Auge ſich einer ſchönern Zukunft erſchließt, und die dem Aeroſtaten gleich, ſich in reinere Regionen erhebend, ſtolz auf die unten ſtehende Menſchheit herabblicken, von der ſie Adlern gleich nichts zu erwarten haben, als ihre Pfeile. Es gab ſolche Menſchen, und wir bewundern ſie, dieß iſt ja doch ihr einziger Lohn. Doch nur der ganz in ſeinem Jahrhundert gelebt, der es ganz verſtanden, der kann wirken. Viktor Hugo war einer der Letzteren. Seine Aera iſt das neunzehnte Jahrhundert, ſein Vaterland Frankreich; jedes Gefühl, welches die Bruſt ſeines Volkes erhoben, er hat es gefühlt, jede Freude, jede Hoffnung, jeder Schmerz — in ſeinem Herzen hat er Anklang gefunden. Alles was er geſungen, von der auf Heinrich des V Geburt gedichteten Ode bis zum Le Roi s'amuse waren Volksſtimmungen, und darin eben liegt ſeine Größe, daß er zu groß war, um die Popularität zu verachten. Als er ſie ſah, dieſe Literatur, dieſe kalte Poeſie des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren duftloſen Blumen, mit ihrer froſtigen Sonne, mit ihren Menſchen ohne Leben, als er dieſe Kunſt ſah, die einer Marmorſäule gleich kalt und bleich vor ihm daſtand, für Gelehrte eine Reminiscenz, für Ungelehrte Nichts: da fühlte er, daß es eine andere Poeſie geben müſſe, als jene, die Nachahmung erſchaffen kann, und er brach ſich eine neue Bahn, ohne anderen Führer als ſein Gefühl, ohne anderen Zweck als die Wahrheit.

Er brauchte eine Vergangenheit für ſein Lied, doch er fühlte, daß die unſere nicht in der Römer- oder Griechen-Welt, ſondern nur im Mittelalter zu finden ſey. Er ergriff ſie daher dieſe Zeit, die Jugendzeit des menſchlichen Geſchlechts, mit all ihrer Größe und ihrem Unglück, mit ihren Träumen und Hoffnungen, und ſtellte ſie hin vor ſein Jahrhundert, wie eine Frage. Seine Poeſie iſt eine Welt, doch eine Welt, wie die unſere, voll Schmerz, eine Welt, in der man die Sonne nur manchmal am Saume ſchwerer Gewitterwolken ſieht, eine Welt ohne Blumen, doch voll Gräber, ohne Freuden, doch voll Ruhm, eine Welt, die wir bewundern, und aus der wir uns herausſehnen. In ſeiner eigenen Sprache redete er ſein Jahrhundert an, was Wunder, wenn auch die Töne zu hart ſcheinen, er malte ein Bild aus ſeiner Zeit, was Wunder, daß die Züge dunkel ſind, dieß Jahrhundert hatte einen Napoleon gehabt — ſoll es ſich an den Geſängen Delille's erfreuen? Nicht zu gefallen, zu nützen war Viktor Hugo's Zweck, und er hat ihn erreicht. Ihm war die Poeſie viel zu heilig, viel zu groß, um ſie einem Spiele gleich für Zweck zu halten. Ihm war ſie Mittel ſein Volk zu kräftigen, und Kraft iſt Tugend. Wahrheit iſt es was er geſucht, was er gefunden, darum wird er leben, der größte Zeuge ſeiner Zeit.

Friedrich Müller.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 41.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Julius 1836.

Heimliche Liebe.

Nach Miß Jewsbury.

Sie iſt im Herzen mir, im Sinn,
Am Morgen, Tag und Nacht,
Wenn kalt der Hauch des Schnees weht
Und wenn die Roſe lacht.

Den ſüßen Namen nenn' ich nie,
Wo keck die Freude ruft,
Doch wohl ertönt der zarte Klang
Dem ſtillen Mondenduft.

Der Andern Schönheit preiſ' ich
Vor tauſend Zeugen laut:
Dem eignen Bruder bärg' ich es
Wenn ich auf ſie geſchaut.

Der Lilie Thau wär' abgewiſcht,
Das Gold verlör' den Schein,
Wenn je ein Andrer als ſie ſelbſt
Vernähm', ich nenn' ſie mein.

Fr. Notter.

Le gamin de Paris,

Comédie Vaudeville en deux actes, par Bayard et Vanderburch.

Dieſes liebliche kleine Stück, das in den erſten Monaten gegenwärtigen Jahres mehr als hundert Vorſtellungen in Paris erlebt hat, nimmt als literariſches Produkt, der Natur des Vaudevilles nach, begreiflicherweiſe nur jene untergeordnete Stufe ein, auf welcher alle Anforderungen an ein organiſches Kunſtwerk gern erlaſſen werden; ein um ſo höherer Rang kommt ihm als Beleg des in Frankreich immer mächtiger um ſich greifenden Geiſtes der Gleichheit, der ſocialen Annihilirung des Adels zu, wenn man auch zugeben muß, daß das Volk ſeine Anſprüche auf Ebenbürtigkeit ſelten oder nie mit ſo viel Liebenswürdigkeit geltend machen dürfte, als ſeinem Repräſentanten hier für die Bühne geliehen ward. — Gehen wir ſogleich zur Andeutung des Inhalts über: Amedee N. N. angeblich Dekorationsmaler, bewirbt ſich um die Liebe Eliſa's, eines elternloſen Mädchens aus einer ehrſamen Bürgerfamilie, und hat ihre Gunſt beim Anfang des Stücks auch wirklich bereits gewonnen, ohne daß die alte Großmutter es inne wird. Das Geſpräch fällt auf Eliſa's Bruder, Joſeph, der, nur eben dem Knabenalter entwachſen, Lehrjunge in einer Druckerei iſt und durch ſeine Etourderien, ſein müſſiges Herumlaufen und Kleiderzerreißen der guten Alten viel Kummer macht, ſo ſehr ihn auch Eliſa und Andere ſeines guten Herzens und trefflichen Charakters halber zu entſchuldigen bemüht ſind. Der Großmutter Geſinnung theilt der Nachbar, Hr. Bizot, nach deſſen Ausſpruch Joſeph eben nichts als ein Gaſſenbube, gamin, iſt, der ihm noch eben am Kanal Saint Martin einen Schuſſer ſo derb auf die Wade geworfen hat, daß er ſicherlich ein Blaumal davon mit ſich herumträgt. Gleich drauf ſtürzt der Angeſchuldigte in einer Blouſe, ohne Mütze, triefend von Waſſer herein, fordert friſche Kleider, kann aber vor einer Menge anderer Dinge, die er zu ſagen hat, gar nicht zu Wort bringen, wie es ſich mit dieſer Durchnäſſung eigentlich verhalte. Nachdem er ſich umgekleidet, trifft er die Schweſter allein und erzählt ihr, wie er geſtern, als er Herrn Paul de Kock die Korrekturbögen eines Romans gebracht und dieſelben unterwegs geleſen habe, beinah von einem prächtigen Wagenpferd überrannt worden wäre. Und wer ſaß in dem ſchönen Tilbury? Monſieur Amedee, der den Wagen in eigener Perſon lenkte und dem Erzähler, ohne ihn zu erkennen, einen Peitſchenhieb zutheilte! Eliſa will einer ſolchen Angabe keinen Glauben beimeſſen — denn wie ſollte ein Dekorationsmaler zu einem Tilbury kommen? — und frägt, wie der Angeber ins Waſſer gefallen ſey. Joſeph: „Eine närriſche Geſchichte, ich will ſie aber bloß Dir erzählen .... Du biſt brav, Du ſchiltſt mich nicht, ich habe Dich gar lieb, Schweſter,

Digitized by Google

meine Liſa .... ſorgſt ſo emſig ſüe unſere Großmutter .... arme alte Frau! ... Schmält hüben und drüben; 's liegt ſo in ihrem Alter .... und dann iſt ſie ſo gut ..... wann ſie weint .... wann ſie ſich um mich abkümmert .... wegen Nichts und wieder Nichts — wegen Dummheiten — ja da kommt mirs dick in die Augen .... die Großmutter .... ſiehſt Du — o ich hab' ſie lieb — und wann ich ſie an mich drücke — auffreſſen könnt' ich ſie — ins Feuer würf' ich mich für Euch." Eliſa. „Davon iſt jetzt nicht die Rede ......" Joſeph. „Ach recht, kommen wir aufs Waſſer zurück. Ja, ich muß Dir ſagen, das Leutebegegnen und die Kameraden, das verführt mich — die Boulevards oder der Kanal .... das iſt mein Verderben. Gäb's keinen Kanal und keine Boulerards, ſo ſchweifte ich nie drauſſen um .... begreifſt Du wohl! Man ſpielt, ich komme des Wegs — ſo was reizt an — ein Viertelſtündchen iſt ſchnell eingeſchmuggelt! — Dem Faktor ſagt man, man habe auf die Korrekturbögen warten müſſen .... noch Mittwoch gewann ich eilf Sous; ſag' einmal — ſo was iſt nicht übel. (Beiſeite.) Hatte freilich in der Druckerei achtzehn verloren!" Eliſa. „Nun, nun! du kommſt ſchon wieder vom Kanal weg ...." Joſeph. „Haſt Recht .... nun ich bin alſo dort — treffe einen Haufen Freunde, achtzehn Sous auf dem Stöpſel (ein Spiel) u. ſ. w." Eliſa. „Aber der Kanal, der Kanal?" Joſeph. „Ich kehre zu ihm zurück. Ich ziehe meine Schuſſer aus der Taſche, werfe den Kegel auf den erſten Schuß um — ſie waren ärgerlich — ziſchelten — drei weitere Sous drauf — man ſieht uns zu, Mägde, Kinder, was weiß ich! auf einmal ein lauter Schrei! — was gibt's? — ſtell Dir vor, eine Schlampe von Magd, die da weiß der Himmel mit Wem ſchwazt, gibt auf ihren Ranzen nicht Acht und der Knirps war in den Kanal gefallen — ein armes Bübchen von fünfthalb Jahren. Alles ſchreit: „Mein Gott! zu Hülfe, zu Hülfe! das Kind ertrinkt!" Ich mach' ein paar Sätze — ſtürze mich ins Waſſer — fiſche den Jungen auf, wie er eben unter einem Ziegelboot verſinken will — das war noch ein Glück, nicht wahr? — einen kleinen Augenblick ſpäter und gute Nacht! Meiner maulaffigen Magd war's unterdeſſen übel geworden .... ich mochte rufen wie ich wollte: „So nehmt das Kind doch, Picarde" (vielleicht war ſie auch nicht aus der Picardie — einerlei!) „gebt ein andermal beſſer Acht." — Auf Ehre! 's iſt 'ne Schande, was die Eltern unverſtändig ſind! ... Man ſollte ſolche Mädchen auf die Polizei führen. ... Bekomm' ich je Kinder, ſo führe ich ſie ſelbſt ſpazieren. Es gab Auflauf .... man umringte mich — ſchüttelte mir die Hände — hätte mich umarmt, wär' ich nicht ſo naß geweſen .... ich ſchämte mich ganz, wie ich ſo triefend daſtand — riß mich los und lief ſpornſtreichs nach Haus .... das iſt meine Geſchichte — närriſch, nicht wahr?"

Joſeph läuft bald nach dieſer Erzählung wieder fort und Nachbar Bizot erſcheint mit der Nachricht, man habe den Gaſſenläufer wegen eines Diebſtahls arretirt. Joſeph wegen Diebſtahls arretirt? Unmöglich! Verzweiflung der alten Großmutter. Gleich drauf ſtürzt Joſeph ſelbſt hinein. „S' iſt nichts, Großmutter. Ich kam aus meiner Druckerei, wo ich die Korrekturbögen geholt hatte und brachte ſie Herrn Paul de Kock — der ſeit drei Tagen drauf wartet ..... als ich auf einmal mitten in ein Geläufe gerathe... Ich ſehe Stadtgardiſten ... Polizeidiener .... man rennt, ſchreit .... die Hunde bellen ..... ich glaubte es ſey eine Emeute .... da man nicht wiſſen kann, was draus wird, greif' ich nach was ..... Großmutter. Immer ſolche Faſeleien! Joſeph. 'S war keine Faſelei, Großmutter, 's war ein Stein ..... man kann ja einen zur Vertheidigung nöthig haben. Gleich drauf zerbricht ein Stein eine Straßenlaterne — 's war nicht der meinige .... auf Ehre nicht! Einer von der Municipalgarde wendet ſich um, behauptet ich hätte die Laterne zerbrochen. „Municipal, Ihr irrt" ſag ich. „Du biſts, Junge," antwortet er. „Municipal .... ich ſchwöre, daß Ihr im tiefſten Irrthum ſteckt." „Schweig, Grobian ...." Dergleichen Leute brauchen Ausdrücke ..... Fehler an Umgang. „Municipal, ich trage die Korrekturbögen zu Herrn Paul de Kock, ich habe Eile! ...." „Es kümmert mich wenig ob du Eile haſt .... Du und Dein Herr Paul de Kock .... Du biſts! ich habs geſehen!" Welcher Unſinn! er hatte mir den Rücken zugewandt .... als ob ein Stadtgardiſt hinten im Kopf Augen hätte! „Municipal, da iſt mein Stein noch!" Er will mich packen, ich merk' ihm den Spaß an, ſtell ihm ein Bein und bauz! liegt er auf'm Boden. Während man lacht, will ich mich davon machen, aber wen treff' ich hinter mir? Drei Stadtſergenten, die mich beim Kragen faſſen, und nichts hilft, ich werde mit dem Andern abgeführt, einem großen Kerl, der geſtohlen hatte. Auf einmal kommt ein Herr, ein junger Mann mit einem Orden, der dem Kommiſſär was ins Ohr ſagt, und der Kommiſſär, Ihr kennt ihn, der dicke, der mit dem einen Auge ſchielt und dem das andere fehlt — häßlich iſt er, aber brav — der Kommiſſär ſieht, daß ich nichts verſchuldet habe und läßt mich los." — Bald nach dieſem Bericht hat Joſeph Gelegenheit Eliſen allein zu ſprechen, und ſagt ihr — die Großmutter darf's nicht hören — Amedee ſey — ein Polizeiſpion, denn eben dieſer iſts geweſen, deſſen bloßes Wort den Kommiſſär bewogen hat den Verhafteten frei zu geben. Eliſa geräth in Verzweiflung, Amedee ſelbſt tritt ein, wieder als beſcheidener Dekorationsmaler gekleidet, geſteht aber endlich, von der Geliebten beſchworen, daß er ſie wirklich getäuſcht habe — aber aus Liebe; daß er einer vornehmen Familie angehöre, vor welcher er ſeine Neigung verborgen halten müſſe ꝛc. Er entfernt ſich und Joſeph, der bei Amedee's Ankunft weggegangen war, kehrt mit der Nachricht zurück, er ſey ſo eben auf den kleinen Diener geſtoßen, der geſtern hinter Amedee's Tilbury aufgeſtanden, und habe von ihm erfahren, „Monſieur Medee ſey ein ſehr reicher Elegant, Sohn eines alten mit Dekorationen und Narben beſäten Generals oder Admirals mit viel Ruhm und einer guten Zahl Rheumatismen — zu guter Letzt eines Pairs von Frankreich. Jetzt eben mache Mr. Medee einer jungen Perſon den Hof, die er, wie ſchon ſo viele Andere, ſitzen laſſen werde." Eliſa will umſinken, Joſeph fängt ſie in ſeinen Armen auf und erfährt jetzt zum erſtenmal von ihr das Geheimniß ihrer Liebe zu Amedee. An dem Verräther Rache zu nehmen ſtürzt er fort. Sein Zorn ſagt ihm, daß er kein Kind mehr ſey.

Zweiter Akt. Saal beim General Morin, Pair von Frankreich. Die Bedienten benachrichtigen dieſen, der ſich in Geſpräch mit ſeiner Schwägerin, Madame de Morin, einer adelſtolzen

Digitized by Google

Dame befindet, ein junger Menſch in einer Blouſe habe geſtern Abends durchaus vor ihn gewollt, und als ihn der Thürhüter mit Gewalt zurückgedrängt, im Handgemenge drei große Scheiben eingeſtoßen. Gleich drauf tritt Amedee, der Niemand anders als der Sohn des Generals iſt und dem ſeine reiche, vornehme Tante eine glänzende Partie unter der vieille noblesse aufgefunden hat, ein- und muß vom Vater, ſobald Madame de Morin aus dem Zimmer iſt, einige Sticheleien über ſein unthätiges Flatterleben anhören. „Recht hübſch, recht glänzend, im Carrouſel; aber dort wirſt du dir mein Podagra und meine Rheumatiſmen nicht holen.“ Amedee. Das Einzige, um was ich Sie nicht beneide. General. Haſt Recht, mein Junge, und ich wünſche Dir das Uebrige nicht. Es gibt Augenblicke, ſiehſt Du, wo ich Alles was ich gewonnen, für ein Viertheil von dem gäbe, was ich verloren. Ich ſehne mir Napoleon zurück und habe darin nicht Unrecht .... er hätte mir den Tod auf einem Schlachtfeld eingebracht; ſo was iſt beſſer als Stück für Stück auf einem Kanapee ſterben. Doch ſtill davon; es ſieht aus als ob ich ſchälte, weil ich dieſe Teufelsſchmerzen ausſtehe. Wir Mumien des Kaiſerthums, wie Ihr uns nennt, leben von der Vergangenheit; wir haben das Heimweh; dergleichen wird Dir nie begegnen; das iſt ein Troſt. Und nun? wirſt Du wirklich heirathen? Amedee. Es liegt der Tante ſehr am Herzen General. Sie iſt eine Närrin, aber man muß ſie reſpektiren; überdieß liebt ſie Dich ... dieſe Heirath iſt ein neuer Beweis davon ..... es iſt eine ſehr gute Partie ..... Adel, Titel! Amedee (ihn fixirend). Ihnen ſelbſt liegt die Sache wohl nicht ſehr an? General. Doch! doch! Ich bin ſtolz wie die Andern; vielleicht noch ſtolzer als ſie, und will mich allerdings mit Leuten verbinden, bei welchen es der Mühe werth iſt. — — — Ich will, daß Du unter Dach kommeſt, eh ich aus der Welt fahre ꝛc. Amedee entfernt ſich unſchlüſſig. Joſeph drängt ſich durch die Bedienten herein: „Verzeihung, Herr General, aber wenn man Gerechtigkeit verlangt, kann man ſich die Thür nicht vor der Naſe zuſchließen laſſen.“ General. Gerechtigkeit, von Wem? für Wen? Joſeph. Von Herrn Amedee Morin. General. Nun was willſt du von ihm? Joſeph (nach verſchiedenen Verſuchen zu einer unbefangenen Erzählung). Die Sache verhält ſich alſo, General: Ich lebe zu Haus mit meiner Großmutter, einer guten Frau, und meiner Schweſter, einem Engel. Wir ſind brave Leute ... heißt das, ich ..... geſtern noch ein Kind, aber heut ..... General. Ja, geſtern ſchlägſt du mir die Scheiben ein und heute machſt Du mir einen Haufen Narrenspoſſen vor. Joſeph. Was die Scheiben anlangt, ſo iſt das Sache des Glaſers. General. Aber was haſt Du mit meinem Sohn zu thun? — Iſt er Dir Geld ſchuldig? Joſeph. Wenns nur das wäre! Euer Sohn, General, ... o es iſt ſchmällich! .... er nimmt ein Logis neben uns .... wie ein armer Handwerker ohne Arbeit .... was! In einem abgeſchabten Rock und mit einem ehrlichen Geſicht! Dann, wie's unter Nachbarn ſo geht, man ſagt ſich ein Wort im Vorbeikommen, ... ſo ... guten Tag und dergleichen, und über nichts und wieder nichts! ... Unterm Vorwand meine Großmutter zu malen, die gute Frau. .... Wer konnte auf Zweifel gerathen? .... Und ich, ich liebte ihn, den Herrn Amedee .... wie ein Bruder .... er duzte mich ..... Und nun, meine Schweſter, ſo gut, ſo brav! .... Ach! Euer Sohn iſt ein falſcher Freund .... ein .... ein .... General. Faſſe dich! ſprich! (Beiſeite) Es ſchlägt ein Herz in dem Jungen. Joſeph (der es hört). Ja freilich, ein Herz .... das iſts, was mich faſt erſtickt .... ich werde dran ſterben, und meine Geoßmutter .... ach General! (energiſch) Euer Sohn iſt ein Verräther, ein Elender! Uns Alle hat er betrogen. Als man ihm geſtern auf einige Verdachtgründe hin ſagte: „Nun ſprich, fodere ihre Hand, heirathe ſie, halte dein Verſprechen,“ antwortet er „Nein“ und geht, und meine arme Schweſter ſtürzt mir weinend an den Hals und ruft: „Entehrt! verloren!“ General. Ja, darauf war ich gefaßt! Entehrt, verloren! was ſoll ich dabei thun? Joſeph. Habt Ihr mich denn nicht verſtanden? ..... Entehrt! .... General. Parbleu! das ſind die Früchte ſeiner Nichtsthuerei! Ein armes Mädchen verführen ..... Rouésſtreiche aus dem bon tems, eine Regence im Kleinen. Fort ſoll er mir .... Paris verlaſſen .... fort! Joſeph. Und meine Schweſter, General, was ſoll Die? General. Deine Schweſter? 'S iſt ein Unglück für ſie; keine Frage! Ich begreife Deinen Kummer; aber, wenn mans recht beim Licht beſieht, warum hat ſich deine Schweſter verführen laſſen? Joſeph. Warum? Ach Ihr ſaht aus wie ein guter Mann! .... ich liebte Euch ſchon! .... aber Ihr ſeyd hart, fühllos! Ich liebe Euch nicht mehr ..... Warum? weil Euer Sohn gelogen hat — feig gelogen! Weil er nicht geſagt hat: Ich bin Monſieur Amedee, Sohn eines Generals, eines Pairs von Frankreich, eines Grafen und was weiß ich! ... Weil er nicht geſagt hat: ich bin vornehm, reich, mächtig. — In ſolchem Fall ſieht man die Diſtance, iſt auf ſeiner Hut; aber ein Handwerker, ein Dekorateur, der in Euch verliebt iſt, der Euch heirathen will, General, der Euch ſchwört, der ein ſo kummervolles Geſicht hat .... Pardieu! .... Wir Alle liebten ihn .... meine Schweſter auch .... und iſt ſie gefallen, ſo wäre ein Engel unter ſolchen Umſtänden auch gefallen! .... Dann! er verbarg ſeinen Namen .... ſeinen Rang .... ja ſelbſt das Kreuz .... das Kreuz der Ehrenlegion, das er trägt .... o! daran that er wohl .... er hatte kein Herz darunter! Und Ihr ſein Vater .... ein braver General des Kaiſers .... Ihr fragt, was Ihr thun ſollt?“ General. Parbleu! Sag mir's einmal; ich möchte dich gern an meiner Stelle ſehen. Joſeph. Ich auch! General. Und was würdeſt Du thun? Joſeph. O wenn Ihrs nicht errathet, ſo iſt's nicht der Mühe werth. Doch meinetwegen: an Eurer Stelle, ſeht, ließe ich meinen Sohn kommen und ſagte ihm: „Herr Geaf, Du biſt ein Lumpenhund, ein Tropf, haſt brave Leute betrogen .... ein armes Mädchen .... haſt dich für einen Handwerker ausgegeben. Nun ſo ſey auch einer, verdiene Dir dein Geld mit Arbeiten, und heirathe das arme Mädchen, das von Dir verführt wurde.... General. Alles gut, aber heirathen .... Joſeph. Und warum nicht heirathen? General. Du guter Junge begreifſt nicht, daß dieß gerade das Unmögliche an der Sache iſt. Joſeph. Unmöglich? .... Aber wo iſt er denn ſelbſt? Denn nicht Euch hab' ich geſucht .... ihn! Unmöglich? .... Ihr ſeyd kein recht-

ſchaffener Mann! General. So ſcheer' Dich fort! Die Geduld geht mir aus. Joſeph (mit wachſender Wuth). Unmöglich? .... Er ſelbſt ſoll mir dieſes Wort ſagen .... dann .... dann .... werde ich ihn umbringen oder er mich .... ja ich werde ihn umbringen .... ich weiß nicht wie .... gleichviel! Degen, Piſtolen .... ich verſteh nichts von dem Zeug; aber zwiſchen Menſchen gibts immer Mittel zum Tod. Ja, ja, es gibt, Herr General, nicht wahr? es gibt? General. Biſt Du närriſch? mich fragt er! — — —"

Madame de Morin kommt und erzählt, ihr kleiner Knabe wäre geſtern beinah ertrunken, hätte ihn nicht ein Handwerksmann gerettet. Joſeph gibt ſich als den Retter zu erkennen, und erhält dafür einen vollen Beutel mit dem Verſprechen einer Verdoppelung für ſich und die Schweſter, über deren Verhältniß ſie einſtweilen von dem Neffen ſelbſt aufgeklärt wurde, wenn dieſe ſich gut aufführe, den Amedee nie mehr ſehe, u. dgl. Er wirft ihr den Beutel verächtlich hin, der General zeigt ſich theilnehmend, Joſeph ſtürzt, ohne ſeinen Namen angegeben zu haben, fort. — General (zu Madame de Morin). Ich und Ihr Mann, wir waren, wie dieſer Knabe da, Kinder von Paris, keine Korrekturjungen, aber Söhne eines Wagners und hatten, wie Jener, das Herz am rechten Fleck. Wir wollten unſern Weg machen, und wären vielleicht unter Wegs geblieben, ohne den Kaiſer! Der Zufall machte Alles. Eine Kugel vor den Kopf oder Herzog, Marſchall, was weiß ich! Auf die Art ward Ihr Mann Baron und ich Reichsrath. Das iſt unſer Adel ꝛc. Komiſche Verlegenheit der Frau von Morin. Amedee kommt. Erklärung zwiſchen Vater und Sohn. General. (im heftigſten Zorn). Um meinetwillen hat man Dir dieſen Orden gegeben, um mir zu ſchmeicheln, vielleicht um mich zu gewinnen. Wer ein ſolches Kreuz verbirgt, iſt nicht würdig es zu tragen! (Er reißt ihm das Band der Ehrenlegion ab). Amedee. Sie ſind mein General und mein Vater, ich muß mich fügen, aber ich werde mich rächen. (Stürzt hinaus, die Tante folgt ihm.)

Joſeph kommt. „Meine Schweſter wartet drunten. Sie weiß nicht bei Wem ſie iſt; ich machte ihr etwas von Arbeit, von Notenſchreiben vor. (Hinausrufend.) Komm, Liſa, haſt Du deine Schuhe abgewiſcht? fürchte Dich nicht, mache dem Herrn General Dein Kompliment. (Halblaut.) 'S iſt ein General, ein alter. Eliſa. Aber Du ſagteſt mir, es ſey eine Dame! Joſeph. O! eine Dame .... oder ein General — läuft das nicht auf Eins hinaus? Setze Dich, zittere nicht. (Leiſe.) Hat ein brutales Ausſehen, iſt aber ein guter Mann .... Du weißt die alten Degenknöpfe .... ſo iſt's immer mit ihnen .... daſt ſie im Cirque geſehen. General. Mademoiſelle, Sie ſinds alſo? .... Joſeph (leiſe zum General). Erſchreckt doch meine Schweſter nicht; ſie iſt an Euch nicht gewöhnt. Eure breite Figur, Eure breite Stimme .... Wer Euch nicht kennt! .... Für mich, der Euch kennt, iſt's freilich einerlei!" — Eliſa erzählt wie ſie mit Amedee bekannt geworden und immer der Meinung geweſen, es ſey ein Dekorationsmaler. Es ergibt ſich, daß ihr Vater, der bei Eylau vom Sergenten zum Lieutenant ernannt wurde, ein Bekannter des Generals war und als Invalidenkapitän geſtorben iſt. Madame de Morin kehrt zurück. Sie will Eliſen eine Stelle als Kammermädchen bei ihrer Schweſter verſchaffen. General. Nein, ich biete ihr eine Stelle bei mir ſelbſt an; es ſind Kinder eines braven Mannes, Waiſen .... ich nehme ſie zu mir, wenns ihnen recht iſt. Joſeph. Und die Großmutter auch, nicht wahr? Madame de Morin. Aber Schwager .... die Convenances .... im Augenblick wo ihr Sohn heirathen ſoll? — — — Amedee kommt; er erblickt Eliſen und erräth das bisher Vorgegangene. „Ich habe den Kriegsminiſter geſehen. Er hat mir die Ehre geſtattet, Dienſte zu nehmen, und ich ſchwöre Ihnen mein Vater, wenn ich nicht umkomme, werde ich Ihrer und Derjenigen würdig zurückkehren, die ich mehr als je liebe." Der General gibt ihm das abgeriſſene Band zurück. „Und wenn Du dir einen Namen gemacht, eine Stelle erworben haſt, wenn Du der Tochter eines braven Offiziers würdig biſt, kehre zurück, halte bei mir um die Hand meines Kindes an und ich werde ſehen, ob ich ſie Dir gewähren kann." Allgemeines Erſtaunen, verzweifelter Widerſtand der vornehmen Tante. General (erboſt). Nun, ſo nimm ſie gleich, wärs auch nur um die Schwägerin zu ärgern! Madame de Morin. Der Paroxysmus geht weit, Schwager! General. Sie werden Ihren Baron nach Ihrem Gefallen verheirathen, ich meinen Sohn nach dem meinigen. Joſeph. Braver General! es lebe die alte Garde! und meine alte Großmutter .... General. Nun, Burſche, von Dir kommt ja endlich Alles her, was ſoll aus Dir werden? Joſeph. Ich, General? ich werde bei meinem Stand bleiben und meine Wege machen wie mein Druckereiherr, der reich, Ordensritter, Deputirter, verheirathet, Alles iſt! .... Wird ſchon kommen, ... braucht nur Zeit! General. Meinetwegen; aber weil ich einmal im Zug bin, möcht' ich was für Dich thun. Was wünſcheſt Du? Joſeph. Ich hätte wohl einen Wunſch, aber vielleicht mögt Ihr nicht? General. Nun denn? Joſeph. Euch ans Herz drücken, General.

Dieß der, wie man ſieht, ziemlich ſchlichte Inhalt eines Stückes, das in Paris Furore gemacht hat. Bei der Uebertragung in eine fremde Sprache ſchwindet freilich der Hauptreiz, wodurch dergleichen Bilder aus dem Leben anziehend werden, der Volksdialekt, und kann man im Grund ein Vaudeville ſo wenig von dem Pariſer Boden abheben, als das Leopoldſtädter Theater verhochdeutſchen. — Wunderliches Volk, dieſe Pariſer! Sie ſind ehrliebend wie dieſer Junge, und vermögen einem Ariſtokraten einen Beutel voll Gold majeſtätiſch vor die Füße zu werfen, aber an den Einwurf, den der alte General hinſichtlich der Verführung des Engels Eliſa ganz vernünftigerweiſe vorbringt, denkt in der ſchönen Aufwallung kein Menſch!

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 42.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Julius 1836.

Aus Byrons Don Juan Canto II.

182.

Sie wandern fort; — ihr Vater, wie geſagt, -
Heim kehrt er nicht, vor ſeines Zugs Vollendung;
Nicht Mutter, Bruder, Wächter, nur die Magd
Blieb bei ihr, die denn auch mit Fleißanwendung
Dem Fräulein ſchon aufwartet, wenn es tagt;
Alltagsdienſt ſcheint ihr einzig ihre Sendung;
Warm Waſſer bringt ſie, flicht die lange Locke,
Frägt dann und wann nach abgelegtem Rocke.

183.

Der Kühlung Stunde, war's, wenn roth, gerändet,
Die Sonne ſinket in des Bergs Azur,
Wo ſich, ſo ſcheint's, der Erde Rand befindet,
Still, ruhig, trüb einkreiſend die Natur,
Den ferner Berge Halbmond halb umwindet
Und halb die See, tief, kalt, faſt ohne Spur
Von Regung und des Himmels Roſenſchein,
Wodurch ein Stern blinkt wie ein Aeugelein.

184.

So wandern ſie dahin und Hand in Hand,
Wo Muſchelſchaalen, helle Kieſel blitzen;
Sie gleiten über glatten harten Sand
Und ſind nun in den wilden, wüſten Sitzen,
Der Stürme Werk zwar, doch ſcheint Kunſt verwandt
Auf Höhlenhallen, Decken, Zellen, Stützen;
Hier ruhn ſie, von des Andern Arm umſchlungen,
Durch Zauber tiefer Dämmrungsgluth bezwungen.

185.

Zum Himmel ſchaun ſie, der in Flammen ſchwimmet,
Ein Roſenmeer ausbreitend dem Geſicht:
Sie ſehn, wie drunten ſanft die See erglimmet,
Wo ſich des Vollmonds Bild in Kreiſen bricht
Und Wellenplättſchern zum Luftſäuſeln ſtimmet,
Die ſchwarzen Augen Beider ſchießen Licht
Nun in einander und bei dem Erguſſe
Nahn ſich die Lippen, hängen feſt im Kuſſe.

186.

Ein langer, langer Kuß, ein Kuß der Liebe,
Der Jugend, Schönheit, all' in eins zuſammen,
Wie Strahlen in den Brennpunkt! daß ſie bliebe
Die frühe Zeit, der ſolche Küſſ' entflammen,
Wo gleichgeſtimmt ſind Herz und Geiſt und Triebe,
Wo Blut iſt Lava und die Pulſe Flammen,
Herzſchüttern jeder Kuß! — Man muß indeſſen
Des Kuſſes Kraft nach ſeiner Länge meſſen.

187.

Mit Länge mein' ich Dauer; ihre dauern
Gott weiß wie lang! Gewiß, daß nie ſie zählen
Und thun ſie's, können ſie doch nicht erlauern,
Ob dem Gefühlsbetrag Sekunden fehlen.
Sie ſprechen nichts, doch mahnt ſie ſüßes Schauern,
Als winkten ſich die Lippen und die Seelen;
Vereint hängt Mund an Mund, wie Bienen, welche
Im Schwärmen ſind; ihr Herz die Honigkelche.

188.

Sie ſind allein, doch nicht allein wie der,
Im Zimmer abgeſperrt, allein ſich deucht;
Die ſternenhelle Bai, das ſtille Meer,
Der Dämmrung Glühn, das mehr und mehr entfleucht,
Der Höhlen Tröpfeln, ſtummer Sand umher,
Das iſt's, was eng ſie aneinander ſcheucht,
Als wär' kein Leben unterm Firmamente
Wie ihres, als wenn dieß nicht ſterben könnte.

189.

Haidee ſpricht nicht von Scrupeln, heiſcht nicht Schwüre
Und bietet keine; nie vernahm ſie ſchon
Daß Pfand und Wort zunächſt der Braut gebühre,
Daß einer Liebenden Gefahren drohn.
Sie iſt unwiſſend ganz wohin es führe,
Dem Jüngling, wie ein Vöglein zugeflohn

Digitized by Google

Und da ſie nie geträumt von Falſchheit, bringt
Sie auch kein Wort vor, das auf Treue dringt.

191.

Sie liebt und wird geliebt; ſie betet an
Und wird verehrt. Ausſtrömend zur Verbindung
Die Seelen, ſo wie es Natur erſann
Und ſtürben, könnten ſie's in der Empfindung.
Allmählich kehren ihre Geiſter dann
Zu neuem Andrang, neuer Ueberwindung;
Ihr Herz, an ſeinem Buſen klopfend, meint,
Nur klopfen thun' es fürder ſo vereint.

192.

Sie ſind ſo jung ach, ſo von Reiz erfüllt,
So einſam, liebend, hülflos, und die Zeit
Iſt die, worin das Herz ſtets überſchwillt
Und wann es nicht mehr über ſich gebeut.
Das thut, was Ewigkeit nicht tilgt! Es gilt
Endloſes Feuer, das die Hölle ſpeit,
Der Augenblick! Bereitet iſt's den Gebenden
Luſt oder Leiden einem der Mitlebenden.

193.

Weh' Juan und Haidee! Ein Jedes war
So liebend und ſo lieblich und noch nimmer
Lief ſeit den erſten Eltern ſolch ein Paar
Gefahr, nunmehr verdammt zu ſeyn auf immer.
Haidee, ſo fromm als ſchön, ſie hatte zwar
Gewiß gehört vom Styx, vom Höllenſtimmer
Und Fegefeuer; — doch vergaß das, wie ſie's
Am wenigſten geſollt, recht in der Kriſis.

194.

Sie ſchaun einander an, die Augen blinkend
Im Mondlicht, weil ihr weißer Arm ſich ſchlingt
Um Juans Kopf und ſein Arm, halb verſinkend
In's Grab der Locken, ihren Kopf umringt;
Auf ſeinem Knie ſie, ſeine Seufzer trinkend,
Er ihre, bis nur Aechzen noch gelingt.
So iſt die Gruppe ganz antiker Styl,
Halb nackt, natürlich, griechiſch, voll Gefühl.

195.

Als nach den brennend tiefen Augenblicken
In ihren Armen Juan Schlaf befällt,
Schläft ſie nicht, die ſein Haupt mit ſanftem Drücken
Gelehnt an ihres Buſens Reiz erhält.
Wenn oft den Blick die Augen aufwärts ſchicken
Und wärmer dann an bleicher Wange wellt
Die Bruſt, fließt über auch ihr Herz und ſchlägt
Von Allem, was es gab und gibt, erregt.

196.

Ein Kindlein, wenn es ſchauet in das Licht,
Ein Säugling, wann die Bruſt es eben faßt,
Ein Frömmler, kommt die Hoſtie zu Geſicht,
Ein Araber bei ſeinem fremden Gaſt,
Ein Seemann, wann die Prise nicht mehr ſicht,
Ein Bettler, füllend ſeinen Sack mit Haſt.

Fühlt Luſt, doch nichts kann wahrer Freude machen,
Als wenn den Schlaf Geliebter wir bewachen.

199.

Da liegen ſie ſo theuer, unbewegt,
Und nur bei uns iſt lebend all ihr Leben
So hold, ſo lautlos, hülflos unerregt,
Der Freuden ganz unwiſſend, die ſie geben.
Was ſie gefühlt, betraf, verlieſ und ſchlägt
In Tiefen ruht's, die Taucher nie erſtreben.
Da liegt das liebe Weſen mit den Flecken,
Den Zierden all; dem Tod gleich ohne Schrecken.

A. von Marées.

Das Poetiſche in der Poeſie Frankreichs.

Erſter Artikel.

Unter den mannichfachen widerſtrebenden, mißbilligenden und feindſeligen Stimmen, welche ſich in allen Landen, wo es eine Kritik gibt, über die junge Literatur Frankreichs verehmen laſſen, erreichen unſer Ohr hier und da Laute, welche augenſcheinlich eine tiefe Entrüſtung und ein großer moraliſcher Unwille eingegeben hat. Dem in journaliſchen Grimm ſich über die „jeune France“ Ergießenden will dieſe ganze, vor vielen Decennien vorbereitete Richtung nur als ein ungeheuees Verbrechen bedünken, von welchem man nicht weiß, ob es mehr den betrachtenden Geiſt zu tiefſter Trauer niederſtimmen oder zum flammenden Zorn emporheben ſoll. Solch eine — daß wir uns des Ausdrucks noch einmal bedienen — journaliſche Stimme tönt uns neuerdings aus England herüber, aus dem Lande der Wollſäcke, des ſpekulativen Phlegma und der phlegmatiſchen Spekulationen, aus dem Lande, in deſſen Innerſten, trotz Porterbier und Rinderbraten, eine große Poeſie herbergt, und wo dennoch der größte Dichter, ſänne er auch im Heiligthum ſeiner Seele auf einen Manfred oder Sommernachtstraum, heut zu Tage immer nur ausſehen kann wie ein Bücherhändler aus Piccadilly und Bondſtreet, dem kein kritiſcher Seufzer über die Ungeheuer unſerer Romantik — und wäre er auch ſo melodiſch, wie das Strohinſtrument des Herrn Guſikov — den Appetit verderben kann.

Der ſittliche Zorn eines Engländers überraſcht und ergreift mehr, als der Zorn eines andern Menſchen; denn wie ſelten wird die engliſche Kritik ingrimmig! Die literary Gazette ſich ereifern zu ſehen, iſt eine Erſcheinung, ſeltner als das Meeresleuchten; es müſſen Expeditionen nach dem Nordpol vorausgehen, um dieſer alten kritiſch-conſervativen Perücke ein mürriſches Abſchütteln ihres eingeroſteten Puders abzugewinnen. „Edimburgh“ und ſelbſt „Quarterly“ zeigen ſich viel häufiger ſpitzig, als grollend. Denn der Engländer iſt bedächtig, ſelbſt wenn er mit Donnerkeilen und Blitzſtrahlen ſpielt. Dieß lehrten uns vor vielen Jahren, zu einer Zeit, wo England ſich noch um keine franzöſiſche Romantik kümmerte, die Juniusbriefe.

Neulich aber ſahen wir einen ſehr geiſtreichen Engländer ein gewaltiges Feuer bitterſten ſittlichen Grolls unter die franzöſiſchen Romantiker ſchleudern, unter die liebenswürdigen Helden des Pariſer Tags. Nur daß der engliſche Zürner dieſen Tag und ſeine Lichter nicht gelten laſſen wollte, weil er dieſe ſelbſt

nur für eine groſe und gräuelvolle Nacht hielt. „Wenn,“ ſo ſpricht der Mann des united kingdom, wenn es einmal unmöglich iſt zu verhindern, daß in jeder Winkelgaſſe der Städte ein ſchmutziger Apathekerladen ſich befindet, wo man ohne Verantwortung dem Publikum complicirte und raffinirte Gifte verkauft; wenn wie es ſtündlich gewahren, daß bleiche, kraftlaſe, ſiech gewordene Menſchen, alte und junge, in deren Adern ſchon die Fäulniß und Verzehrung wüthet, daß dieſe mit dem heilloſen Päckchen in der zitternden Hand aus der dunſtigen Bude des „guten Apothekers“ treten, der ihnen mit dem Arkanum, das er grinſend darreicht, dazu verhilft, ſich noch um tauſend Procent elender zu machen, wenn es dem Einzelnen, der über dieß Wehe ergrimmt, unmöglich iſt, zu hindern, weil er nicht ſprechen kann zu den Elenden, die es nach Gift dürſtet: „Nur über meine Leiche ſollt Ihr in die Giftſpelunke treten;“ dann ſoll und muß es ihm wenigſtens erlaubt ſeyn, den Zorn ſeines Herzens in eine groſe lodernde Flamme zuſammenzuballen, und dieſe durch die Lüfte zu ſchleudern, zum Wahrzeichen, daß etwas Schreckliches in dem „Qualm der Städte“ ſich ereignet, und mit eben dieſem lodernden Gottesfeuer wird er das Brandmal der Verwerfung und ewigen Fluchs allem dem aufdrücken dürfen, was zu dieſem Moder ſich bekennt.“ — — —

Weit anders freilich lautet, ſolcher feindſeligen Sprache gegenüber, der bekannte Ausſpruch Viktor Hugos: „Daß, wie die Revolutionen ihrer Guillotinen, ſo die Poeſie und Literatur ihrer Greuel und Geſpenſter bedürfe, um zu dauern und zu beſtehen in der Geſchichte der Nationen!“ Wir aber, die wir dergeſtalt zwiſchen einem Verdammenden, der ſich auf die Heiligkeit des Sittengeſetzes und der Religion beruft, und zwiſchen der Marime eines literariſchen Vertreters ſtehen, die ſich wenigſtens gedankenvoll zeigt, müſſen geſtehen, daß wir in dieſer Alternative bereits den Anfangspunkt für unſere Betrachtung gefunden haben. Im Voraus aber wünſchten wir dem Leſer auszudrücken, daß wir uns in dem zu Sagenden eine ganz beſondere und ernſte Aufgabe ſtellen. Wir wollen nicht die tauſend und aber tauſend Worte, welche noch in unſer aller Ohren klingen, um eins oder zwei vermehren; wir wollen nicht nochmals beſprechen dasjenige, was leider bisher faſt nur beſprochen worden iſt. Wir wollen auch keine Extrakte geben von dem, was der Verſtändniß wünſchende Leſer ſich ſelbſt ausziehen muß, — denn es will ja Alles in der Welt, nach Bergmannsart, gehaben ſeyn. — Vielmehr iſt es unſer Zweck um es mit einem Wort zu ſagen: Die Seele der franzöſiſchen Romantik zu berühren; ihr, wenn gleich nur andeutend, auf die eigentlichen Nerven zu kommen; aus ihr heraus, zu unſerem Frommen, ein geiſtiges Reſultat, zu arbeiten. Viele meinen zwar, die franzöſiſche Poeſie habe jetzt keine Seele; aber warum, meine Herren, ſolche Läſterungen? In der Natur der Dinge hat ſogar der Regenwurm und der Erdſchwamm eine Seele; warum ſollen Eugen Sue, Alfred de Vigny, Alphonſe Karr und Leon Gozlan keine Seelen haben?

Hauſ't Poeſie in der franzöſiſchen Romantik? Wehe dem, der dieſe Frage eine Philiſterei nennt! Hätten ſich die Völker zu jeder Zeit ſo gefragt, wenn es an der Zeit war, dann hätte die Kritik nicht heutiges Tages ſo viel nachzuholen und einzubringen. Hätten immer tüchtige kritiſche Geiſter — über deren Mangel ſo viele Zeitepochen trauern müſſen — ihren poetiſchen Zeitgenoſſen, wenn ſie ſich im Kleide der Dichtung präſentirten, dieſe einfache Frage geſtellt, ob unter dem glänzenden Flicklappen, den der Poet aushängt, der Fürſtenſtern, der Morgenſtern der Poeſie verborgen ſey; hätten ſich dieſe fragenden Geiſter durch keine naſerümpfende Antwort der Magnaten verblüffen laſſen, und immer weiter gefragt, und immer weiter gedrängt, und im Namen des Geiſtes, der aus Gott iſt, dem Strohmann im Treſſenkleid geboten, ſeinen Rock aufzuknöpfen, und den Stern zu zeigen — dann ſtünde es auch mit uns beſſer, und wir könnten, in unſern Tagen vielleicht da an einem neuen Prachtgewand der Kritik zu weben beginnen, wo wir jetzt nur ein alt Gewand, das zerfallen will, mit der Arbeit unſerer müden Hände, unter Angſt und Weh unſerer noch müderen Seele, herauszuſtutzen trachten.

Das Höchſte, deſſen ſich die Kritik — ſey ſie welcher Art ſie wolle — ſtets bewußt ſeyn ſoll, iſt: ihrer Forſchung, daß dieſe ihr Eines und Alles, ihr Leib und ihre Seele, ihr Weſen und ihre höchſte Beſtimmung, ihre Gegenwart und ihre Zukunft, ihr Oben und Unten, ihr Schmerz und ihre Seligkeit iſt — dieſer Gedanken und Erinnerungen darf ſie in keinem Moment ſich entſchlagen. Wohl iſt der ſittliche Zorn, jenes Erbtheil der alten Propheten Iſraels, etwas Schönes und Heiliges, denn Geiſt und Sitte ſind ja in ihrem Urſprung einig; aber das Höchſte iſt und bleibt doch der Gedanke, der auch der Sitte Schöpfer iſt, und dieſer, in ſeiner ewigen Beſtimmung des Forſchens, darf keinen Weg nach unten, und keine Höllenfahrt fürchten, müßte er auch alle Hoffnung — wie der Dichter ſagt — draußen laſſen. Aber nein, die Hoffnung weicht nicht; jeder forſchende Geiſt hofft nicht bloß, daß in dem Nächtlichen und Grauenvollen, in dem Vielgetrübten, und faſt Wahnſinnigen, in dem Schuldbefleckten, das er durchdringt, auch ein Gedanke, auch ein Geiſt und ein Leben hauſ't — nein er weiß es vielmehr, daß dem ſo iſt. Darum, weſſen Forſchung wahrhaft rein, keuſch, heilig und geiſtig iſt, der wahre ſich vor dem ſittlichen Erſchrecken, Erbeben, Zürnen und Verdammen; denn in dem Maße, wie wir uns dem Zorn ergeben, neigt ſich und bricht unſere Betrachtung zuſammen, und wir erkaufen in all unſerem edelmüthigen Willen endlich die ſittliche Genugthuung mit dem Verluſt der Erkenntniß, das ſey ferne! Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

Wir wollen hier nicht dociren, dogmatiſiren und pedantiſch ſeyn. Um des Himmels Willen keine ſchulgerechten Abhandlungen über Dinge, welche nur Früchte vom grünen Baum des Lebens ſind. Noch immer, wir wiſſen es, ſpuken unter uns die grauen Theorien; wir aber, die wir es mit dem lebendigen Geiſt aufrichtig meinen, uns ſelbſt und unſer Publikum ehren, wollen uns ihrer entſchlagen. Es ließe ſich wohl viel Gelehrtes, in formeller Folge, über die Poeſie der Franzoſen ſagen; es ließe ſich eine konſtruirende Abhandlung über die Romantiker ſchreiben, die vielleicht mit La Clos, und Louvet anhübe und mit den Herausgeberinnen des Pariſer Damenjournals endigte, welche

Digitized by Google

in neueſten Zeiten ſo eifrig die praktiſche Anatomie ſtudiren. Allein es läßt ſich die heutige Poeſie Frankreichs verſtehen, ohne daß man einiger albernen Weiber gedenkt, welche darauf ausgehen, ſich zu proſtituiren; auch iſt es nicht nöthig, ſich mit den Unfläthereien von dem Gelichter Crebillons zu beſudeln, um das point de vue für die Romantiker zu gewinnen. Endlich aber iſt es gewiß, daß man mit Umſicht und mit voller Seele forſchen, und dennoch ruhig und anſpruchslos fortſchreiten kann. Gehen wir mithin auf ungezwungene Weiſe unſerm Ziele nach.

Und in dieſem Fortgange nehmen wir zuerſt das ganz Materielle auf; von welchem aus der Weg zum Geiſtigen kein Umweg iſt. Saintine, der Verfaſſer des „Verſtümmelten,“ iſt der Mann, an den wir uns zunächſt zu halten haben. Er iſt kein Romantiker vom erſten Range, allein ſeine Skepſis iſt ſo kompakt und ergreifbar, ſo rückſichtslos und unverſchleiert, daß niemand, der ſich beſchaulich oder kritiſch, für franzöſiſche Romantik interreſſirt, ſie übergehen darf. Wer iſt der Verſtümmelte? Er iſt ein begabter Menſch; noch mehr, er iſt ein ausgezeichnetes Talent; noch mehr, er iſt ein großer Dichter. Allein ſo wie anderwärts Männer von Männern zu ſchnöden Zwecken entmannt werden, ſo legt es hier dasjenige, was Voltaire die „Beſtimmung“ genannt hat, darauf an, die ganze Exiſtenz dieſes Genie's zu — ja es bleibt kein andrer Ausdruck, als den der Autor ſelbſt gewählt — zu verſtümmeln. Allein ein Zucken des Lebens, der Lebensempfindung muß dem Verſtümmelten bleiben, aber dieſes ſoll bei ihm mehr ſeyn als bloße Zuckung des verletzten Wurmes, es ſoll Empfindung, Schmerz, Leid, Jammer und Pein des Genius ſeyn. Aber eben, daß der Genius ſo ſehr aller Möglichkeit, ſich als ſolcher zu offenbaren, beraubt wird, daß all ſein Jammern und Wehklagen doch nichts mehr und nichts minder iſt, als der Krampf des Wurms den man in Stücke zerriß — dieſer Umſtand iſt die wahre Pointe und die Seele dieſer poetiſchen Skepſis. Dem Verſtümmelten nemlich, der ein ſo großer Dichter iſt, hat man zur Strafe für einige Stachelverſe, auf Befehl eines Papſtes die Zunge aus ſeinem Munde geriſſen und die Hände zu todten Stumpfen gemacht. Auf dieſe Weiſe iſt der Unſelige durch des heiligen Vaters raffinirte Rache freilich auch zu einem geiſtigen Torſo geworden; er iſt ein Sänger, der nicht zu ſingen, ein Verkündiger und geiſtiger Prophet, der nicht zu ſprechen, ein beim Buch der Erkenntniß angeſtellter Schriftner, der nicht zu ſchreiben verſteht. Er iſt, mit einem Wort, ein vollkommenes Weſen, dem nur die kleine, naturgemäße Wohlthat verſagt iſt, ſich zu verrathen. Für dieſes poetiſche Weſen, das als ausdrücklicher Inbegriff aller Verneinungen geſtempelt iſt, ballt alſo die „Vorſehung“ alle Ironie, die ihr zu Gebote ſteht in einen einzigen großen Leidensklumpen zuſammen; dieſes Weſens Schickſal iſt die wahre Quinteſſenz aller Ironie, denn eine größere kann es nicht geben, als die da zur Schöpferin wird, einer Exiſtenz, welche nicht erſcheinen kann. Es iſt die durchdachteſte Grauſamkeit des Schickſals, ein Hohn des Schöpfers auf das Geſchöpf, den freilich jedes philoſophiſche Bewußtſeyn Unſinn nennen muß, den aber dennoch Saintine zum Demiurgen ſeines Romans erhoben hat. Was nun dem verſtümmelten poetiſchen Subjekt ferner Aeußerliches arrivirt, iſt alles aus dieſer kannibaliſchen Ironie des Verhängniſſes zu erklären. In die Einöden der Wälder und Wüſten verſtoßen, bleibt ihm zwar auf ganz kurze Zeit in der Geliebten die Treue beigegeben; aber in der Grauſamkeit des Geſchickes liegt es nicht, ihm dieſen Troſt zu laſſen; nachdem er kurze Zeit mit ihr in einer abgelegenen Hütte gelebt, ſtirbt ſie, und weil er ſich auch von dem Leichnam ſeiner Einzigen nicht trennen kann, ſo trägt er dieſen mit ſich herum, bis er auf ſeinen Schultern zu faulen beginnt. Hier haben wir gleich einen der materiellſten Züge der franzöſiſchen Romantik: Das Modernde auf dem Saft- und Kraftvollen; das Verweſenden unmittelbar, „in ſüßer ſeliger Gemeinſchaft“ mit dem Lebendigen. Die Leichname ſpielen in der modernen Poeſie der Franzoſen genau dieſelbe Rolle, welche die Morgue in Paris. Es befremdet hier nicht, einen ekelhaften, triefenden, ſeiner edlern Züge, ſeines menſchlichen Ausdrucks beraubten Leichnam auf dem Getäfel ausgeſtellt zu ſehen; eben ſo wenig befremdet dort die poetiſche Anſchauung, wenn ein armes verlornes, verzerrtes Geſchöpf mit einem Cadaver ſpielt, wie mit einem Spielzeug. — Aber der Verluſt der Geliebten und dieſe ſpielende Verirrung des halben Wahnſinns ſind noch das Mindeſte bei dieſer Kataſtrophe des Verſtümmelten. Die Hauptſache iſt, daß ihm aus der inſtinktmäßigen Liebe zu der Vermodernden unmittelbar ein Verbrechen gemacht wird. Dieſes Ekelhafte iſt ſein Heiligſtes, es iſt die unſchuldvolle Empfindung ſeines zerquetſchten Herzens; aber ſein abſcheuliches Verhängniß, dreht ihm dennoch dieß Allerheiligſte geradehin zu einem Crimen um. Man hat ihn mit dem Leichnam auf dem Rücken umherſtreifen ſehen; da gibt ihm gleich die übelwollende Welt ſchuld, er habe mit einer Frau gerungen und ſie erſchlagen. Die grauenvolle That des Geſchickes, die ſein ganzes Elend umfaßt, wird auch noch in ihrer Verantwortung auf ihn gewälzt. Er muß die ſüße Gemeinſchaft mit dem geliebten Leichnam aufgeben, und aufs Neue in Einöden fliehen. Statt deſſen gewährt ihm das Schickſal noch einen Hund, der ihn aber auch verläßt. Hungernd und bettelnd erfindet er in rauhen Gebirgsſchluchten ein großes Weltgedicht, aber deſſen leben- und geiſtvolle Gedanken kommen nicht heraus aus der hermetiſch verſchloſſenen Nußſchale ſeines Gehirns. Als Entſchädigung für dieſe Qual erlebt er zu Rom den Jammer, daß ein nichtswürdiger Menſch, der ihm die ſchönſten Geſänge ſeiner Jugend geſtohlen, um dieſerwillen, die jede Bruſt entflammen, gekrönt, und mit allen Sängerehren überhäuft wird. Der Verſtümmelte, der wirkliche Poet iſt Zeuge; er grinſ't vor Wuth; im Gefühl ſchnödeſter Verletzung ſchneidet er furchtbare Geberden, und wird von dem Volk das die königlichen Gedanken die man ihm ſtahl, mit Lorbeeren kränzt, wie ein Scheuſal behandelt. Eher einer Kloak würde man dieſe herrlichen Geſänge zutrauen als ihm, und er, er der ſie gedichtet, kann es nicht ſagen. Drei Worte gehören dazu, ſich zu rechtfertigen: „Ich bin es;“ allein er kann ſie nicht ausſprechen. Nehmen wir zu dieſem von Elend triefenden Daſeyn nur noch deſſen Ende hinzu, daß man den Verſtümmelten als einen böſen Zauberer erwürgt und unbegraben ſeine Leiche dem Wind und Wetter und allerlei Gethieren Preis gibt, ſo ſehen wir allerdings den Kreislauf des Entſetzlichen vollendet, und wir bedürfen nicht des Bewußtſeyns des homeriſchen Helden, um über dem „Unbegrabenen, Unbeweinten“ die laute und unermeßliche Todtenklage zu erheben.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 43.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Julius 1836.

Aus den lyriſchen Gedichten des Neugriechen Athan. Chriſtopulos.

Wunſch.

An die Geliebte.

Ich möchte ſeyn ein Spiegel,
Daß du in mir dich ſäheſt,
Daß ſelbſt ich Alles ſähe,
Und dich und deine Schönheit.

Ich möchte ſeyn ein Kämmchen,
Daß deine dunkeln Locken
Behutſam ich dir trennte,
Und dann es immer dürfte.

Ich möchte ſeyn der Zephyr,
Daß ich dich könnt' umſäuſeln,
Die weiße Bruſt dir küſſen,
Die Wangen hold dir kühlen.

Ich möchte ſeyn der Schlummer,
Daß ich zu dir des Abends
Könnt' kommen und mich leiſe
Auf deine Augen ſenken.

Die Charitinnen.

Einſt liebt' ich ein ſchönes Mädchen;
Und ich forſcht' in ihren Blicken,
Ob ſie mir es wohl erlaubte,
Daß ich dürft' ein Mal ſie küſſen.
Und ſie lächelte mir freundlich,
Schien den Kuß mir zu geſtatten.
Da ich nun geküßt ſie, bat ich:
„Noch ein Mal laß mich dich küſſen.“
Und ſie ließ ſich auch bereden;
Einen Kuß noch ſie erlaubte.
Als ich dieſen nun mir raubte,
Bat ich noch um einen dritten.
„Noch gewähr' ich einen dritten,“
Sprach ſie; „doch bei Aphroditen!
Deine Kühnheit iſt gefährlich.“ —
„Zürne nicht mir, du mein Leben!
Noch erlaube einen vierten,
Und nie mehr will ich dich küſſen.“ —
Aber lächelnd ſchlug die Schlaue
Auf den Mund mich, und erwiedert':
„Drei nur ſind der Charitinnen;
Drei Mal nur ſollſt du mich küſſen!“

Der verwundete Eros. *)

Die Charitinnen weilten einſt
   Mit Eros unter Roſen,
Davon zu pflücken, und daraus
   Mit Kränzen ihn zu ſchmücken.
Und Eros, hocherfreut darob,
   Flog dahin bald, bald dorthin,
Brach eigens von den Roſen ab,
   Den Dreien ſie zu geben.
Und da er nun die Roſen brach,
   Ein unvorſicht'ger Knabe,
Verwundete zu bitterm Schmerz
   Ein Dorn ihn in den Finger.
Da warf er ſchnell die Roſen weg
   (So ſchmerzte ihn die Wunde),
Und zu den Charitinnen hin
   Eilt' er mit lauten Klagen:
„Wie kann doch ein ſo kleiner Dorn
   So großen Schmerz bereiten!“
„„Das,““ ſprachen die Charitinnen,
   „„Iſt kein ſo großes Wunder,
Machſt du doch mit dem kleinen Pfeil
   Den Menſchen große Schmerzen!““

Th. Kind.

*) Augenſcheinlich nur die Ueberarbeitung eines Thema, das ſich in den angeblichen anakreontiſchen Liedern und bei Theokrit findet.

Digitized by Google

Das Poetiſche in der Poeſie Frankreichs.

(Fortſetzung.)

Viele jedoch ſind der Meinung, daß ſolch eine Dichtung (Erdichtung) die Klage nicht verdiene, und man nur mit Schauder, Eckel und kritiſchem Jammer ſich von derſelben abwenden dürfe. Recht verzeihlich; allein hüten wir uns, daß wir dem Zorn nichts einräumen, da, wo es unſere Pflicht iſt, den poetiſchen Gedanken zu ſuchen. In ſeiner Aufſpürung begriffen, müſſen wir aber vorſichtig ſeyn, und ſo wäre die ſchlechthin hier aufgeworfene Frage: Hat Saintine's Roman Poeſie? vielleicht eine kritiſche Plumpheit zu nennen. Nur in leiſen und allgemeinen Zügen wollen wir andeuten und ausdeuten! Die moderne Zeit, die Zeit der nouvelles und Novellen, hat romantiſche Geſchichten aufzuweiſen, gegen die allerdings der Vorwurf eines ekeln Materialismus weniger zu erheben iſt, als gegen dieſe. Sie tiſchen uns keine Leichname und Geſpenſter, keine Schändungen und Blasphemien, keinen Schmutz des Pöbels, keine Eiterbeulen des individuellen Laſters, keinen Mutterkrebs der Sünde auf. Sie ſind idealiſch gehalten, und erinnern demnach einigermaßen an eine Zeit, wo die Poeſie noch im weißen Gewande ging, als eine virgo immaculata, wo die (damalige) Societät gegen die heutige vielleicht noch ein Patriarchenthum war. Mit einiger Scheu, ſie zu verletzen, nähern wir uns dieſen zierlicheren Totalitätchen, und legen das ſcharfe Meſſer der vergleichenden Anatomie nicht ohne Gewiſſensſkrupel an. Fragen wir uns aber, was wir in ihnen, nach beendigter Sektion gefunden, ſo ſind es: geſchraubte Trivialitäten, offenbare Fadheiten und übertünchte Gebrechen; es ſind die Anbrüchigkeiten und Verſchobtheiten der ſocialen Welt, welche, dem Zerfallen ganz nahe, ſich dennoch mit Ernſt und Würde, wie die ſteifleinenen Prieſter in einer Zauberflöte, noch breit machen. Es iſt ferner der Schein einer Ironie, deren Weſen nicht einmal die Weltironie wäre; es ſind die ſich auflöſenden Atome einer poetiſchen Welt (?)-anſchauung, noch einmal mit grauem Kitt und fahlem Mörtel zuſammengefügt, und mit ſtinkendem Leim zuſammengeleimt, der, wenn einſt die Waſſerbäche vom ewigen Himmel ſich ſtrafend ergießen, zerrinnen, und den poetiſchen Popanz zerfallen laſſen wird.

Sicherlich: In dem literariſchen Materialismus der Völker ſteckt allemal viel Böſes, das ausgereutet werden muß; aber in der nachgeholten Idealität der retroſpektiven poetiſchen Richtungen ſteckt allemal eine große Dummheit.

Wenden wir uns nur mit einem einzigen Hinblick auf Deutſches. Weit zahmerer Natur ganz ſicherlich ſind unſere Novellen als ſolch ein „Verſtümmelter." Aber was uns in ihnen weit mehr, weit tiefer, was weit tiefer unſer poetiſches Gefühl empört, das iſt das darin lautwerdende gemachte Unglück. So reich dieſe Kategorie von dem Dichter mit Individuen beſetzt erſcheint, ſo müſſen wir doch immer, wenn das Stück ausgeſpielt, die naive Frage ſtellen: wie kommt es, daß juſt das paſſirt? juſt dieſen Leuten das paſſirt? Es fehlt nicht für junge unſchuldige Mädchen an dienſtwilligen Gelegenheiten, für invalide Partikuliers an Griſettenthum, für Induſtrieritter an Pharobänken, für die unkeuſche Frau von 40 Jahren und ihren breiten Buſen an geſchmückten Bällen; es fehlt nicht den Societäten an maskirten Spitzbuben, an nachgemachten Wechſeln, an Feuerbrünſten aus denen ſich Segen und Unheil zugleich ergibt, an Verblüffungen, Myſtificationen, Klatſchereien, Gaunerſtreichen, Bornirtheiten und Selbſtbetrügereien; allein was bei all dieſen ſchönen Richtungen der Geſellſchaft das Hauptunglück iſt, iſt, daß alles Unglück aus dieſem Krame, aus dieſen Krähwinkliaden, kleinſtädtiſchen Bosheiten und abgenutzten Dummheiten, hergeleitet und herausgeklaubt wird. Es kommt kein großes, einiges Unheil vor; lauter verwickelte, verzwickte, kleinliche Unglücksfälle, um derentwillen man nicht begreift, wie der Held ſo wahnſinnig und die Heldin ſo abgeſchmackt werden kann. Es kommen hieraus juſt keine Schandthaten, Blutfrevel und Leichenräubereien zum Vorſchein; aber dieſe abſurden, von ſo vielen Armſeligkeiten der ſocialen Verbindung in Anſpruch genommenen Leute, höhlen ſich doch ganz und gar im Innerſten aus, richten ihr Familienglück ſo recht auf ordinäre und praktiſche Weiſe zu Grunde, machen einen Bankerot des Herzens, den ihnen jeder Buchhalter und Caſſirer nachrechnen kann, ruiniren ihre gut ſpießbürgerliche Denkweiſe bis auf den Grund, und werden zu guter Letzt noch durch das bischen Ironie, das, wie ein Einäugiger, blinzelnd hinter der Couliſſe vordringt, vollkommen proſtituirt. Das iſt unſer romantiſch-modernſtes Unglück. Man fragt: Wo iſt hier der menſchliche Zuſammenhang, die urſprüngliche Bedeutung, die göttliche Weiſung und die poetiſche Fügung?

Gegen dieſen complicirten und kleinlichen Jammer, der freilich oft barbariſch genug ausſchlägt, iſt doch immer — behaupten wir — das Schickſal eines Menſchen, der ein Genie iſt, aber weder Zunge noch Hände beſitzt, ein viel einfacheres und großartigeres und geiſtigeres Unglück. Es iſt doch immer ein einiger individueller Zug, der hier den Menſchen, wenn auch auf widerwärtige Weiſe, vernichtet. Er ſelbſt iſt es doch immer, der ſein Unglück repräſentirt, anſtatt daß dort die Umſtände ihn hin und her zerren, und jede fade Widerwärtigkeit ein Stück von ſeiner Perſönlichkeit abſöſ't, bis endlich der übrig bleibende Rumpf nicht mehr für eine Perſönlichkeit gelten kann. Es iſt zwar ein grauſamer, doch aber ein durch Notorietät, (das heißt durch ſich ſelbſt,) legitimirter Gedanke, daß die Qual, die ich ſelbſt geiſtig erdulde, endlich meine ganze Totalität zerreißt, und liegt es auch im Reich der ſpekulativen Unmöglichkeit, zu ſeyn ohne den Schein, ſo iſt doch von dem Poeten, der nicht, wie wir anderwärts merken, die bedächtige Abſicht hat, uns zu myſtifiziren, dieſer fehlende Schein ſo hartnäckig durchgeſetzt, daß man wenigſtens auf das Allerweſentlichſte, auf die Poeſie und ihre Exiſtenz ſelbſt zurückgehen muß, um ſeine Nichtigkeit abzuleiten. Es gibt aber heutiges Tages ſehr viele poetiſche Produkte, die man aburtheilen und richten kann, ohne jene höchſte Inſtanz aus ihrer Ruhe zu ſtören und irgendwie zu inkommodiren.

Wir ſtehen wieder bei Saintine's Roman, den wir nochmals direkt berühren müſſen. Der Roman mag die Nerven angreifen, er mag ſchauderhaft ſeyn; er iſt aber vielfach bedeutend, hauptſächlich darum, weil er die reinen Atome der franzöſi-

Digitized by Google

ſchen *Romantik* in ſich darſtellt; es ſind unverfälſchte, urſprüngliche Beſtandtheile, obſchon man hiebei nicht gerade an urſprünliche *Poeſie* zu denken braucht. Um es noch direkter zu ſagen: Es iſt die Verblaſenheit nicht darin, die ſich in andern Werken von weit namhaftern Romantikern findet. Mit dieſem Ausdruck, mit jener leidigen Blaſirtheit, die gegenwärtig jeder im Munde führt, wenn er über die franzöſiſche Literatur losziehet, hat man, wie dieß mit allen Begriffen geſchieht, die zu Gemeinplätzen werden, dieſer Literatur vieles Unrecht gethan. Die Blaſirtheit iſt weder ein hauptſächlicher, noch ein nothwendiger Zug in der Poeſie der heutigen Franzoſen. Es iſt vielmehr ſelbſt ein bornirter Begriff, der ſich ſo ungeheuerlich und gedankenlos erweitert hat; (genau genommen mit dem wachſenden Ruhm *Balzac's*.) Aber auch Balzac iſt nicht einmal blaſirt, in dem Sinne, wie es die deutſche Kritik *zweiten* Rangs meint: Er ſchildert nur verblaſene Zuſtände, er gefällt ſich nur in gebleichten Formen und in dem was die Societät Abgetragenes und Anbrüchiges bietet. Balzac iſt mit Tieck weit näher geiſtig verwandt, als mancher Deutſche geneigt ſeyn möchte zuzugeſtehen. Wer aber wollte der Tieck'ſchen Novelle im *Allgemeinen* Schuld geben, daß ſie blaſirt ſey? Sie iſt vielleicht mit der Zeit in ihrem Eigenſinn und ihrer Laune blaſirt geworden; aber daraus folgt nur höchſtens ein Veto für den abgelebten Dichter, keine Negation für ſeine poetiſche Gattung. Saintine's Roman iſt das gerade Gegentheil aller Blaſirtheit; er iſt vielmehr die reine *unverſtümmelte*, elementariſche *Nacktheit* der franzöſiſchen Romantik. Er gibt *Menſchliches*, das iſt ſein Verdienſt; er gibt dieß Menſchliche grauenvoll, das iſt ſein Eigenthümliches; er gibt aber dieß Grauenvolle eckelhaft, und dieß iſt ſein Verwerfliches. Er erzählt die Leidensgeſchichte eines geiſtigen Individuums, dieß iſt ſehr anzuerkennen, allein er ballt darin in einen einzigen mächtigen Haufen, gleichſam in ein Mondkalb des Unglücks, dasjenige zuſammen, was (wohlgemerkt) *nur in einzelnen Zügen* vorkommen kann; darin beſteht ſeine Unwahrheit. Der Roman enthält wahre Poeſie, allein eine grundfalſche Spekulation. Hier jedoch haben wir es nur mit dem *poetiſchen* Einſchlag zu thun. Saintine's Roman *ſchont nicht*; auch dieß iſt ein Grund, warum er nicht blaſirt ſeyn kann. In der Blaſirtheit wohnt die Rückſicht, in der Rückſicht die Beſchränkung. Balzac ſchont, Alex. Dümas ſchont, ſelbſt Paul de Kock, der ungeſchlachte Crebillon der heutige Romantiker, geht zuweilen auf Eiern, wenn gleich er es am wenigſten in Hinſicht des Anſtands thut. (Und dennoch wird es ſich ſpäter zeigen, daß wenigſtens die beiden letztern weit anbrüchiger und kränker ſind, als Saintine.) Die Schonungsloſigkeit des letztgenannten liegt aber weniger in der Ausführung, als in der *Wahl des Süjet*. Mit einem ſolchen Vorwurf kann man ganz grauſam verfahren; allein die Infirmität von Dümas, Georges Sand und andern weit renommirtern Romantikern, beſteht darin, *daß ſie mit ihren eigenen Objekten tändeln*. Wie delikat behandelt Madame Dudevant ihre Heldinnen und Helden? Ihre Charakterzeichnung iſt eine fortwährende Parallelisation ihres Selbſt mit ihren Figuren, bei welche jezuweilen dieß ſchöpferiſche Selbſt ſehr übel wegkommt. Es iſt immer, als kämen die fein koſtümirten Lelien, Indianer, Valentinen, Leonis und wie ſie heißen, zu ihrer Herrin und Meiſterin ins Arbeitkabinet gerückt, als wollten ſie den Mund öffnen, dieſe auf delikate Weiſe zu reprochiren; als fürchte ſich die Dame vor dieſen ſtummen Reprochen, als entſchuldige ſie ſich in ihrer unermüdlichen Galanterie unaufhörlich mit den Worten: „Meine Damen und Herren, ich habe Sie ſämmtlich ſo idealiſch gemacht, als ich's vermochte; ich bin entzückt von Ihnen; ganz Frankreich iſt in Sie verliebt; warum ſind Sie ſelbſt nicht mit ſich zufrieden?" — Dieß iſt die wahre Blaſirtheit der franzöſiſchen Romantik; allein Madame Dudevant iſt nicht die Romantik ſelbſt; ſie iſt nur die äußerſte Spitze einer Seite derſelben, welche nicht die weſentliche iſt. Gibt es eine Verblaſenheit in der franzöſiſchen Romantik — Madame Dudevant repräſentiert ſie. Darum bedarf ſie am meiſten für ihre Darſtellungen der hinreiſſenden Form, weil auf den erſten 40 Seiten der Inhalt verloren geht. Ein theilnehmender Leſer ſpürt dieſem nach, wenn er Geduld hat etwa bis Seite 100. Aber dann würde er ſicherlich die Verfolgung des entwiſchten Incrovable aufgeben, wenn er ſich nicht, eben da er ſtill ſtehen will, von dem zauberiſch-beweglichen Styl der Dame, die über dem allen waltet, ergriffen, und durch dieſe charmante Macht ſo lange fortgeriſſen ſähe, bis es ihr ſelbſt gefällt, einzuhalten. Madame Dudevant iſt vielleicht die Titania der franzöſiſchen Romantik, ihre Worte ſind „Bohnenblüthen," auch wohl hie und da „Senfſamen;" allein den Heros, und die genialſte Spitze der franzöſiſchen Poeſie in ihr erkennen zu wollen, iſt eine Täuſchung, welche *für uns*, nicht dadurch entſchuldigt wird, daß die deutſchen Schriftſtellerinnen minder geiſtreich ſind, als Madame Dudevant.

Wir dürfen uns weder bei dieſer berühmten Dame, auf die wir doch noch einmal zurückkommen müſſen, noch bei jenem einzelnen Roman länger aufhalten. Aber mit gutem Bedacht wählten wir den letzteren zur Einleitung unſeres Aufſatzes. Wir ſahen, daß ſich dieſer grauſame Materialismus widerwärtig, daß ſich dieſer Skeptizismus, der dem Weſen nicht verſtatten wollte, in die Erſcheinung zu treten, als haltungslos zeigte; auch fühlten wir nebenbei unſere zartere Empfindung durch das Uebermaß des Gräßlichen beinträchtigt; allein wir werden haben zugeben müſſen, daß doch etwas Allgemeines, Menſchliches, Einfaches, und ſelbſt Gedankengemäßes dem Buch zu Grunde lag, ſo wie, daß es frei war von jener ſocialen Affektation und Prüderie des Hervorbringens, welches die leidigen Beſtandtheile der Blaſirtheit ſind. Die Schmink- und Schonungsloſigkeit des Romans wies uns auf die elementaren Zuſtände der modernen Poeſie Frankreichs zurück, erinnerte uns an die Atome derſelben, und war ſo am geeignetſten, unſern erſten Schritt in das ſehr verwickelte Gebiet jener Poeſie zu bezeichnen.

So weit in unſerer Betrachtung gekommen, wollen wir nicht zaudern, ſogleich eine um Vieles abweichende Erſcheinung zu berühren: *Alexander Dumas*. Um aber dieſen Dichter, der in ſeinem glänzenden Kabinet, die Füße auf einem koſtbaren Tigerfell ruhend mit größerer Süffiſance arbeitet, als mancher genialere Mann, im Nexus der franzöſiſchen Romantik recht zu würdigen, müſſen wir ihn *als Dramatiker* über-

Digitized by Google

gehen. Nimmt man ſeine Dramen hinweg, ſo bleibt freilich nicht gar viel übrig, woran man ſich halten könnte, doch auch bei Viktoe Hugo, wenn wir ihn berühren, wird nicht der poetiſch-kritiſche Maßſtab nach den Theaterſtücken genommen werden können, ja ſogar, bei Gelegenheit ſeiner geradezu behauptet werden müſſen, daß dieſe Dramen ſammt und ſonders gar nicht zur franzöſiſchen Romantik gehören. Daß Frankreich einmal, in einer zukünftigen Zeit, ein glänzendes Drama haben wird, iſt anzunehmen, es müßte denn jemand von dem ſtationairen Geſichtspunkt eines Dictionaire de l'academie ausgehen, und nicht allein Frankreichs literariſchen Glanz, ſondern auch ſeine literariſche *Genialität* in den tempi passati ſuchen, jenen Zeiten, wo vielleicht Rameans Neffe der geiſtreichſte aller Franzoſen war, ein franzöſiſcher Anton Reiſer, aber von ungleich größerer Genialität, und einer der wenigen Verkündiger der ſpäteren Romantik, weßhalb es auch erklärlich iſt, daß er von der Gnade der Lohnkutſcher leben, und in den Wagenremiſen übernachten mußte. Daß aber gegenwärtig ſchon die Periode der dramatiſchen Teansfiguration für Frankreichs Literatur erſchienen ſey, iſt ganz zu negiren. Ihre heutigen Dramen ſind noch immer Kinderſpiele, und ſie werden einer ſpätern Zeit noch lächerlicher vorkommen, als die theatraliſchen Ausgeburten des ſteifleinenen Claſſicismus, darum weil jetzt die Anforderung an die Poeten und ihre Verantwortlichkeit gedßer iſt. Viktor Hugo, der gefeierte Theaterſchriftſteller, hat eine einzige *epiſche* Figur gegeben, an welcher der Rockzipfel mehr werth iſt, als alle ſeine Trauerſpiele, Helden und Effeckte, die Dekorationen mit eingerechnet, zuſammengenommen. Wir werden dieſe Figur ſpäter ausführlich berühren müſſen. Eben darum iſt *Scribe* für die Geſchichte einer franzöſiſchen Poeſie, für die Gegenwart und ihre noch ſehr trüben Intereſſen, ganz bedeutungslos. Was wird man von dieſem Manne, wenn er einſt nicht mehr ſeyn wird, anderes ſagen können, als daß ſich die franzöſiſche Akademie bei Gelegenheit ſeiner am augenſcheinlichſten und nachhaltigſten blamirt hat? Aber die franzöſiſche Akademie brauchte ein Vaudeville, und ſie kann eben ſo wenig eine leere Kategorie, wie einen leeren Stuhl leiden, obgleich eine Kategorie dadurch nicht erfüllt wird, daß ein Individuum den Stuhl einnimt, der ſie vorſtellt. *)

Indem wir alſo die reſpektiven dramatiſchen Verdienſte von Alexander Dümas unbeſprochen laſſen, gedenken wir nur des in ihm vorhandenen napoleoniſtiſchen Elements, das für den Dichter inſofern von Bedeutung iſt, als es ſeiner Romantik eine gewiſſe Vergangenheit, eine Baſis und gewiſſe welthiſtoriſche Grundtöne verleiht; Dümas iſt kein Romantiker von geſtern, wie denn ſeiner poetiſchen Inſtruktion und Formation überhaupt das Vorbereitende und Sinnige nicht abzuſprechen iſt. Allein hier haben wir es mit ſeiner epiſchen Seite zu thun. In den „Souvenirs d'Antony" findet ſich eine für das innre Getriebe der franzöſiſchen Romantik bedeutungsvolle Novelle, die wir hier ſeciren wollen. Der Leſer wird ſich alsdann die Vergleichung zwiſchen dieſer und Saintine's Roman ziehen, und wahrnehmen können, um wie vieles ſchon die Dichterweiſe von Dümas inficirter, zweideutiger, ſittlich verderbter und poetiſch unlauterer iſt. Die Geſchichte iſt ganz kurz dieſe: Zwei neapolitaniſche Bauerjungen finden in einer abgelegenen Gegend einen ſchlafenden Banditenhauptmann, auf deſſen Kopf ein Preis von 3000 Dukaten geſetzt iſt. Sie reſolviren ſich kurz, trennen dem Gefürchteten das Haupt vom Rumpf, und ſchleppen es nach der Hauptſtadt, wo ſie den ausgeſetzten Preis dafür empfangen. „Das Erſte und Naturgemäßeſte was die Jungen (ſie werden „*les enfans*" genannt) hierauf thun, iſt, daß ſie ſich ſatt eſſen, ſodann Kleider kaufen, und, nach Jungenweiſe, auf den Straßen Grübchen ſpielen, verſteht ſich mit Dukaten. Mit der Zeit gerathen ſie in ein großes Spielhaus, wo ſie ihr ſämmtliches Vermögen, bis auf 500 Dukaten, ſitzen laſſen. Sie treiben ſich wieder auf den Staßen herum, und ſehen eine ſchöne Dame in ein Haus treten. Ihre Schönheit erregt die Bewunderung der „Kinder," und in dem einen beſonders das ungeſtüme Verlangen, ſie zu genießen. Es geſellt ſich ein Wüſtling zu ihnen, der ihnen eröffnet, daß die Reize der Dame um 500 Dokaten feil ſind. Sie werfen das Loos darum. Der Glückliche wird eingelaſſen; allein die Dame war wohl nicht vorbereitet, und macht Lärm. Dieß reizt die Begierden des „*Kindes*" bis zum Allerheftigſten, es hat einen Dolch bei ſich, und Widerſtand findend, nagelt es mittelſt deſſen die Hand der Dame an die Wand. Davon wird ſie ohnmächtig, und das „*Kind*" findet in dieſem ihrem Zuſtande Gelegenheit, ſeine heftigen Wünſche zu krönen. Dieſe Scene iſt eigentlich das Raffinement und der Gipfel der Novelle; der Schluß iſt hausbackener und minder befremdlich. Die Jungen müſſen flüchten, werden Banditen in derſelben Bande, deren Anführer ſie vorher um einen Kopf kürzer gemacht. Man geräth ihnen auf die Spur. Einer wird erſchoſſen, der andere wird in einem Dickicht mit Weib und Kind umzingelt. Nur ein ganz lautloſes Verhalten kann vielleicht noch den Schuft retten. Aber das Kind fängt an zu ſchreien, und immer heftiger, weil die Mutter nicht mehr Muth hat um es zu ſtillen. Der Vater ſieht ſeinen Untergang vor Augen, ergrimmt heftig, und ſchleudert ſein Kind gegen einen Baum. So entkommen Vater und Mutter, aber die letztere hat ſchon in aller Stille ihren Vorſatz gefaßt; ſo wie beide ſich in Sicherheit befinden, und der Bandit eingeſchlafen iſt, wird er von dem Weibe umgebracht, die auch *nicht vergißt, ihm das Haupt, zur Revanche, abzuſcheiden und ſich dafür ebenfalls 3000 Dukaten auszubitten.* Sie wird Nonne, und ſtirbt im Geruche der Heiligkeit, nachdem ſie dem Kloſterſchatz die 3000 Dukaten einverleibt. Dieß iſt die ſehr bekannte Geſchichte, um deren Schluß wir uns hier weniger zu kümmern, den wir aber doch hervorzuheben haben, weil er den direkten Uebergang von Dumas zu Eugen Sue bezeichnet. Das Hauptſächliche iſt vielmehr die *ungeheure* Unſitte, welche in der Entehrung und Nothzucht *durch ein „Kind"* liegt.

(Schluß folgt.)

*) Wir hoffen, in dieſem ſtrengen Urtheil über das franzöſiſche Drama kein Mißverſtändniß zu befahren. Es handelt ſich hier, wie bemerkt, um die *Forſchung*, um eine *Rechtfertigung* der franzöſiſchen Romantik und ihres Poetiſchen. Bei dieſem Beſtreben ehrt man die Gattung am entſchiedenſten, wenn man den Irrthum beſchränkt, der dasjenige als eine nothwendige Seite betrachtet, was in der That nur eine entbehrliche Unart iſt.

Beiträge bittet man an *Guſtav Pfizer* in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 44.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 Julius 1836.

Bruchſtücke aus Don Juan,

von Lord Byron. *)

Erſter Geſang. Strophe 192 und folg.

(Der Abſchiedsbrief Julia's, welche, nachdem ihr verbotenes Verhältniß mit Don Juan entdeckt worden war, in ein Kloſter geſchickt wurde, an den abreiſenden Geliebten.)

„Man ſagt mir: entſchieden ſey es, du reiſeſt fort!
'S iſt weiſe und gut — doch drum nicht minder ein Schmerz;
Anſprüche nicht hab' ich mehr an dein Herz hinfort;
Das Opfer wird — und wird es gerne — mein Herz;
O! Lieben im Uebermaß — das Eine Wort
Spricht aus meine ganze Kunſt; wie glühend Erz
Iſt mein trocknes Auge das keine Thränen hat;
Nicht ſind, was ſie ſcheinen, die Flecken auf dieſem Blatt.

Dich liebt' ich und lieb' ich — und hab' zum Opfer gebracht
Stand, Ruf, den Himmel, der Menſchen Achtung und meine,
Doch ſo ſüß des Traumes Erinnerung mir noch lacht,
Daß Reue darob ich fühlen kann noch keine!
Doch hab' ich mich nie meiner Schuld zu rühmen gedacht,
Ich blende mich nicht mit einem geheuchelten Schein;
Ich ſchreibe dieß Blatt, weil ich nicht ruhen kann,
Ich habe nichts zu verlangen, ich klage nicht an.

Die Liebe des Mann's iſt vom Leben des Mann's nur ein Stück,
Beim Weibe — das ganze Seyn — der Mann mag durchſchweifen
Hof, Lager, Kirche, das Meer, das Kriegsglück,
Kann nach Gold und Talar, nach Ehre und Lorber greifen;
Stolz, Ehrgeiz bringen dem Herzen das Leben zurück;
So mag faſt Jeder das Trauergewand abſtreifen;
So viel hat der Mann — und wir nur Eines auf Erden:
Von neuem zu lieben, von neuem elend zu werden!

Vorſchreiten wirſt du in Stolz und Lebensluſt,
Geliebt und Viele liebend; mir aber nahm
Das Schickſal Alles; noch eine Weil' in der Bruſt
Schlepp' ich verbergend den Kummer hin und die Schaam;
Die könnt' ich tragen, doch trag' ich nicht den Verluſt
Der Leidenſchaft — noch ward dieſe Wilde nicht zahm!
Und ſo leb' wohl — verzeih' mir — liebe mich — nein!
Das Wort hat jetzt keinen Sinn mehr; — doch laß es ſeyn.

Meine Bruſt war Schwäche ganz und iſt es noch jetzt,
Doch denk' ich, ich könne mein Gemüth nun faſſen;
Noch tobet das Blut, wenn ſchon der Geiſt ſich ſetzt,
Wie beim ruhenden Sturm noch ſchwellen die Waſſermaſſen;
Mein weibiſch Herz, vom Pfeil der Erinnrung verletzt,
Kann, thöricht blind, von Einem Bilde nicht laſſen;
Wie die Nadel zittert und wie der Pol ſteht feſt:
So mein bebendes Herz nicht von dem Geliebten läßt.

Ich habe nichts mehr zu ſagen und zögere doch,
Mag ſchließend nicht auf dieß Blatt das Siegel drücken;
Warum aber vor dem letzten ſträub' ich mich noch?
Vom Berge des Unglücks erſtieg ich den höchſten Rücken,
Nicht lebt' ich mehr, wäre tödtlich des Kummers Joch.
Der Tod verſchmäht, die ihm entgegen ſich bücken;
Und ich muß ſelbſt dieß letzte Fahrwohl! überdauern,
Und lebend um dich in Gebet und Liebe trauern!" —

Sie ſchrieb dieſen Brief auf Papier mit goldnem Rand,
Mit einem Rabenkiele, gar zierlich und leicht.
Kaum konnte den führen die kleine, weiße Hand,
Die, zitternd, der magnetiſchen Nadel gleicht.

*) Die hier mitgetheilten Proben einer Uebertragung ſind von einer andern Hand als die früher in dieſen Blättern erſchienenen, und es iſt darin von dem Versmaß des Originals einigermaßen abgewichen.

Digitized by Google

Doch keine Thräne den Weg in ihr Auge fand;
Das Petſchaft ein Heliotrop — das Motto, mich däucht:
Elle vous suit partout, in Karneol geſchnitten —
Der Siegellack ſuperfein — von der Farbe der Quitten.

Erſter Geſang. Strophe 122 und folg.

(Die Süßigkeit der erſten Liebe.)

Wir ſprechen jetzt gleich davon. — Süß iſt es, zu lauſchen
Um Mitternacht am blauen, mondlichen Meer
Der Gondoliere Geſang, ihrer Ruder Rauſchen,
Die gedämpft durch die Ferne ziehn über's Waſſer daher,
Süß, die Sonne ſehen mit dem Abendſtern tauſchen,
Süß, den Abendwind ſäuſeln hören im Blätterheer,
Süß iſt es zu ſchaun den farbigen Regenbogen
Auf dem Ocean ruh'nd, hoch über den Himmel gezogen.

Süß iſt es zu hören des ehrlichen Wachthunds Gebell
Der mit tiefer Stimme uns heißt in der Heimath willkommen;
Süß iſt's, zu wiſſen: Ein Auge wird freundlich hell,
Ein Herz hat Kunde von unſrer Rückkehr genommen;
Süß iſt's, entſchlafen am murmelnden Waſſerquell,
Süß ſich wecken laſſen von der Lerche, der frommen,
Süß Bienengeſumm, ſüß der Mädchen fröhliches Lachen,
Süß das Lallen des Kinds, dem die Sprache beginnt zu erwachen.

Süß iſt die Herbſtluſt, wenn der Hagel von Beeren
In bacchiſchem Ueberfluß auf die Erde rollt,
Purpurn und ſtrömend; ſüß iſt's ſich abzukehren
Vom ſtädt'ſchen Gewühl zum Landleben, friedlich hold;
Süß iſt's, zum erſtenmal Vater ſich grüßen hören,
Süß iſt dem Mammonsknechte ſein Haufen Gold;
Süß iſt die Rache — ganz beſonders für Weiber —
Dem Seemann das Priſengeld und Plündrung dem Räuber.

Süß iſt ein Legat — und über die Maßen ſüß
Der unerwartete Tod einer alten Tante. —
Eines Oheims, der die Siebzig ſchon verließ,
Und uns Junge zu lang' in Geduldesfeſſeln bannte,
Auf den Geldſack harrend, ein ländliches Paradies;
Wenn das Lebenslämpchen ſtets ſchwach und zäh doch brannte,
Daß die Juden all' überlaufen ungeduldig
Den Erben, der Alles auf die Verlaſſenſchaft ſchuldig.

Süß iſt, in jedem Fall, ein Lorber, gewonnen
Durch Blut oder Tinte, ſüß vom Kampfe die Raſt;
Süß iſt es auch bisweilen — Händel begonnen
Zumal mit alten Freunden, die Einem zur Laſt;
Süß alter Wein in Flaſchen und Bier in Tonnen;
Theu'r iſt ein hülflos Geſchöpf, für das man faßt
Das Schwert der Vertheidigung; theu'r der Spielplatz des Knaben,
Den man nie vergißt, ob auch Alle vergeſſen uns haben.

Doch ſüßer noch als er und jenes und alles
Iſt erſte, glühende Liebe! — ſie ſteht allein
Wie Adams Rückerinnerung ſeines Falles!
Der Erkenntniß Baum iſt benaſcht — hüllt nichts mehr ein —
Was dürfte wohl, im Bereich des Erdenballes
Zu vergleichen mit dieſer ambroſiſchen Sünde ſeyn,
Die, ohne Zweifel in Fabeln, wird dargeſtellt
Wie der Feuerraub des Prometheus zu Nutz der Welt.

Erſter Geſang. Strophe 213 und folg.

(Der Dichter ſpricht ſich über den Zuſtand ſeines Gemüthes und Geiſtes aus.)

Doch jetzt; in den Dreißigen, iſt ergraut mein Haar ſchon,
(Neugierig bin ich, wie es wird ſeyn mit vierzig!
An eine Perrücke denk' ich zuweilen gar ſchon);
Und nicht viel grüner mein Herz! — es reducirt ſich
Darauf, daß mein Sommer verbraucht ward im Frühjahr — ſchon.
Die Federkraft meines Geiſtes erſchlafft und verliert ſich;
Ich habe mein Leben verbraucht — Capital und Zins;
Unverwüſtlich glaubt' ich mich; jetzt bin ich anderen Sinns.

Nicht mehr — nicht mehr — o nimmermehr auf mich fällt,
Die Friſche des Herzens gleich des Thaues Segen!
Die Alles, was ſchön und hold iſt in der Welt,
Mit neuen Reizen geſchmückt uns bringt entgegen,
Die hervorlockt was nur Süßes die Bruſt enthält
Geheim, wie die Bienen den Seim im Innern hegen:
Nicht wächst der Honig im Blumenkelch! ach, nur du
Bereiteſt zum Syrup der Blume Süßſtoff zu!

Nicht mehr — nicht mehr — o nimmermehr kannſt du ſeyn,
Meine einzige, ganze Welt, o Herz, ach nimmer!
Einſt Alles in Allem — ein Ding jetzt für dich allein,
Kannſt du nicht mein Fluch noch mein Heil mehr ſeyn — für immer
Iſt dir verſchwunden der Täuſchung blendender Schein!
Und du wardſt fühllos und doch, glaub' ich, nicht ſchlimmer;
An deiner Statt hab' ich Einſicht jetzt und Verſtand;
Doch der Himmel weiß, wie ſich der je zu mir fand?

Meine Tage der Liebe ſind dahin — nicht mehr
Machen Reize von Mädchen und Frauen — von Wittwen noch minder —
Mich zu dem Narren je wieder wie vorher;
Ich ſeh', eine neue Lebensart iſt mir geſünder;
Das Entzücken verſchwiſterter Seelen läßt mich leer,
Den vielen Sekt verbot mir ein Pillenerfinder;
So, ſtatt des Laſters, deß ſich kein Herr darf ſchämen,
Muß ich zum Geize wohl jetzt meine Zuflucht nehmen.

Ehrgeiz war einſt mein Idol — doch dieß zerbrach
Vor den Altären des Kummers und der Luſt;
Die beiden ließen mir manch Andenken nach,
Worüber ich oft hab' meditiren gemußt;

Digitized by Google

Dann, wie Mönch Barons metallner Kopf, ich ſprach:
„Zeit iſt, Zeit war und Zeit iſt vorbei;“ — zu Verluſt
Ging bald die glänzende Jugend, das chemiſche Kleinod;
Das Herz litt durch Liebe — das Hirn durch die Poeſey Noth.

Das Poetiſche in der Poeſie Frankreichs.

(Schluß.)

Und hier haben wir ſogleich einen der faulſten Flecken der franzöſiſchen Romantik, worin zugleich eine ungemeine poetiſche Unſelbſtſtändigkeit, ja Infirmität des Poeten liegt. Dieß ausführlicher darzulegen mag eine Parallele dienen: Balzac hat eine Erzählung geſchrieben, worin folgender, bei aller ſchrecklichen Brutalität doch ganz raffinirter Zug das Hauptmotiv bildet: Ein roher Schiffskapitain hat eine Geliebte, mit welcher er, ſo oft er das Land begrüßt, im vertrauteſten Umgang lebt, und die, ein überaus zartes Geſchöpf, dem ungeſchlachten Athleten bis in den Tod ergeben iſt. Auch er fühlt jene inſtinktartige Zuneigung gegen ſie, welche bei ſolchen Naturen, wie die ſeinige, die Stelle der Liebe vertritt. Jetzt erkrankt ſeine Geliebte und er, der eben zugegen iſt, erklärt dem bedenklichen Arzt, der für die Kranke eine nächtliche Wärterin verlangt, daß er ſelbſt bei dem Mädchen wachen weede. Wirklich ſtellt er ſich zur Abendzeit in der Krankenſtube ein, wo die Kranke eben in der heftigſten Kriſis eines Nervenfiebers liegt. Am andern Morgen erſcheint der Arzt; ſchon das Vorgemach erfüllen allerlei ſeltſame Gerüche und er tritt beſtürzt ein. Er findet den Kannibalen ruhig an einem Tiſchchen ſitzen, ſeine Pfeife dampfend, eine mächtige Bowle Grog vor ſich, die der Unhold bis zur Neige geleert hat; das Mädchen aber liegt ganz ſtill auf ihrem Bett — als Leiche. Doch ein Blick des Arztes auf dieſe zeigt ſie in einer ſo befremdlichen Unordnung, die Kiſſen ſind gedrückt, verſchoben, der Anzug der Verſtorbenen ganz verwildert, ſo daß in dem Arzt eine empörende Vermuthung aufſteigt. Er ſetzt mit zornigem Eifer dem Unmenſchen, der erſt behauptet, der Tabaksrauch müſſe ſie getödtet haben, ſo lange zu, bis er bekennt — was der Leſer ſich denken kann.

Eigentlich verlangte es das ſittliche Gefühl, ſolche Schauderſcenen zu veehüllen; allein wenn ſie in ihrer ſchrecklichen Nudität wirklich bedeutende Züge, und nachhaltige Offenbarungen einer ſich ſelbſt ganz verkennenden Poeſie enthalten, ſo wird es zur kritiſchen Pflicht, ſie zu berühren. Laſſen wir auch hier den ſittlichen Ingrimm uns nicht zur Unbeſonnenheit hinreißen. Bedenken wir auch hier, was bereits oben geſagt ward, daß die Kritik in keinem Moment ihrer Forſchung ſich unbewußt ſeyn dürfe! In dieſem Bewußtſeyn müſſen wir anerkennen, daß in obiger empörender Scene immer noch die Atome des Natürlichen, der Menſchlichkeit im Verbrechen, ja ſogar noch etwas von dem Zauber der wahren Poeſie enthalten iſt. Schützt dieß gleich den frivolen Poeten nicht vor der ſittlichen Verantwortung, ſo müſſen doch die eben angedeuteten edleren Mächte nicht verkannt werden, und die Kritik, weil ſie moraliſch ergrimmt, darf nicht ſich ſelbſt borniren. Der einfache Sinn, nachdem er den eeſten Schreck überwunden, wird ſich in Betreff jener Scene ſo äußern: Dieſer Menſch iſt ein Vieh; er iſt in Gemeinheit und Rohheit zu Grunde gegangen, er iſt ein Mörder u. ſ. w., kurz der einfache Sinn wird noch allgemeine Worte finden, um den Thäter dieſe That zu bezeichnen. Sodann aber wird ihm der Contraſt dieſer gemeinen, verbrecheriſchen Sinnlichkeit mit der hingebenden, ihr Leben für die Luſt des Mannes opfernden weiblichen Treue nicht entgehen, und ſchon in dieſem Contraſt wird er etwas entdecken, was Poeſie iſt. Der einfache Sinn wird ferner in der Erſcheinung des Arztes, der den Greuel enthüllt und brandmarkt, mindeſtens die Spuren einer Vergeltung, wie ſie in dem Poetiſchen überhaupt ſich zeigt, wahrnehmen. Endlich wird er zwar ſolche Gemälde ſich nicht wieder vor die Augen geführt wünſchen, aber in ſeinem ſittlichen Abſchen davor wenigſtens zu der Ueberzeugung gelangen, daß in fühlloſen Naturen eine ſolche namenloſe Veirrung noch möglich ſey. Etwas ganz anders aber iſt es mit der Schandthat, die uns Aler. Dumas in ſeiner Novelle ſchildert. Weil hier alle Abſcheulichkeit in einen Knaben gelegt iſt, ſo kommt es bei uns gar nicht bis zu der Frage: Ob ſo etwas geſchehen könne; denn die Kategorie der Kindheit iſt ein durchaus heiliges Gefild, das die Beſudlung, welcher Art ſie ſey, abſolut nicht duldet; dieſe Kategorie iſt ein Tempel, und weil ſie ein ſolcher iſt, iſt jede Entweihung eine Läſterung und ein Hohnſprechen dem Göttlichen. Die Kindheit iſt göttlich, denn in das Daſeyn eines Kindes iſt die geſammte Offenbarung des Chriſtenthums gelegt woeden. Ferner aber iſt in jener ſchändlichen Scene auch nicht ein Funken von Poeſie: Daß ein Junge, in welchem ſich die Pubertät meldet, allerlei Regungen bekommt, iſt ein ganz ſinnlich-roher Thatbeſtand, den die Natur, welche bei weitem ſittlicher iſt, als der Poet, eben durch das dem jugendlichen Alter eigene Schamgefühl verſchleiert. Dieſe Verſchleierung iſt Poeſie, die Entſchleierung aber iſt die grödſte Unnatur und Unpoeſie. Es iſt auch mit dieſem ganz abſcheulichen Zug ganz und gar nichts ausgedrückt, ſondern der Poet, der, mit den Füßen auf ſeinem Tigerfell, ganz comfortabel an einer frappanten Geſchichte ſchrieb, legte es darauf an, etwas ganz abnorm Schändliches zu geben; er beſann ſich auf eine recht raffinirte Greuelthat, und kam ſo auf dieſe. Die vollkommene und vollendete Poeſieloſigkeit zeigt ſich auch am Schluß von Dumas' Novelle, in dem Zuge, daß die Frau, nachdem ſie den Mord des Kindes an dem Manne gerächt hat, die dreitauſend Dukaten für ſeinen Kopf nimmt, und endlich am entſchiedenſten in den den Hauptperſonen abſichtlich vom Dichter beigelegten Namen. Die Dame, welche Nonne wird, heißt nemlich Maria, und die beiden Schurken von Banditen, der eine Celeſtino, der andere Cherubino. Dieß iſt die armſelige, ſeyn ſollende Ironie, bis zu der es die franzöſiſche Romantik in dieſer Novelle bringt. Es iſt aber keine Ironie; es iſt nichts als eine pure, blanke Läſterung. Denn die Ironie beſteht nicht darin, daß man das Heilige umdreht, den Himmel zur Hölle umwandelt, dem Teufel einen Engelsnamen

Digitized by Google

beilegt, oder einen eingefleiſchten Gauner Cherubino nennt, ſondern das Wahrhafte der Ironie iſt, daß ſie den *Weltlauf* und das *Menſchliche* beſchleicht, und ſie ſelbſt muß ſich auf das *Himmliſche* gründen, wenn ſie jenem ſeine Nichtigkeit aufzeigen ſoll. Die Erfindung *dieſer* Namen für dieſe Kerle iſt eine ganz ſchauderhafte Brutalität, eine ſolche, bei der man nicht weiß, ob der beiſpielloſe Irrthum beklagenswerther, oder die poetiſche Verſündigung unverzeihlicher iſt.

Wir ſehen, daß uns das Charakteriſtiſche der Poeſie des Alexander Dûmas von ſelbſt auf *Balzac* geführt hat, behalten uns jedoch die Beſprechung von dieſem für den Anfang eines *zweiten* Artikels vor, welcher auch die poetiſche *Weſentlichkeit* Eugen Sue's, G. Sand's und Viktor Hugo's, ſo wie Paul de Kocks, Jul. Janins und Michel Raymonds, (letztere als nicht ganz zu übergehende Seitenrichtungen) in möglichſter Kürze behandeln ſoll. Hieraus wird ſich ergeben, daß die Betrachtung *dieſer* poetiſchen Erſcheinungen wenn man ſie in der Wurzel erfaßt, hinreicht, um die richtige Beleuchtung für die geſammte Richtung der ſie angehören, zu gewinnen, und daß wir kaum einer Nebenerſcheinung werden zu erwähnen brauchen. Bei dem vielen, unſäglichen Gerede, das über Frankreichs neue Schule in deutſchen Landen hin und her geht, kommt jetzt es nicht ſowohl auf ein breiteres Exponiren, als vielmehr auf die *Concentration* derſelben und Zuſammenfaſſung in den *Gedanken* an, und die wahrhaft vernünftige Kritik braucht nicht zu fürchten, daß es ihr an Stoff ermangeln werde, wenn ſie das vorliegende Material zu vereinfachen ſtrebt.

Bevor wir dieſe kleine Truppe frappanter romantiſcher Geiſter, ſo etwa Paar und Paar: den ſtrengeren V. Hugo mit dem leichtfertigen de Kock, den ſpitzigen Janin mit dem ſpirituellen G. Sand, der phrenologiſche Sue mit dem lebensluſtigen Balzac u. ſ. w.) vor unſerem kritiſchen Auge vorbeidefiliren laſſen, wollen wir zum Schluß dieſes Artikels noch eines individuellſten Zugs gedenken aus der vielſeitigen Kategorie, der ſie alle angehören, und das darum, weil ſich eine allgemeinſte Schlußbetrachtung füglich daran knüpfen läßt. Michel Raymond, als er noch der poetiſchen Trinität angehörte, aus deren myſtiſcher Wolke er ſich ſpäterhin als Michel Maſſon manifeſtirte, gab in den „Contes de l'atelier“ eine Novelle, unter dem Titel „La Complainte,“ welcher wir noch eine kurze Aufmerkſamkeit ſchenken wollen. Es iſt nemlich — dieß iſt der Inhalt dieſer Dichtung — der berühmte Bär aus dem „jardin des plantes“ geſtorben. Auf dieſen beklagenswerthen Todesfall gründet ein erfinderiſcher Pariſer Buchhändler eine Spekulation; er will auf den Tod des Bären eine Klage (complainte) herausgeben, hinter deren unſchuldiger Maske er jedoch eine perſönliche Satire gegen den Hof und einige ſeiner Notabilitäten zu verſtecken beabſichtigt. Nun gibt es in Paris einen jungen talentvollen Dichter, der dem klugen Buchhändler deßhalb zu ſeinem literariſchen Vorhaben am geeignetſten ſcheint, weil er zuſammt einem jungen Mädchen, die ſeine Geliebte iſt, in einem übergroßen Elend ſchmachtet. Dieſer — ſo denkt der merkantile Mann — nach ſeiner Art nicht ganz mit Unrecht — wird ſich am bitterſten zu beklagen verſtehen, und gewiß der ſchneidenſten Ironie fähig ſeyn. Allein da es zur Sache kommt, ſo hat er ſich in dem ſittlichen Gefühle des jungen Autors verrechnet, denn dieſer weiſ't den ihm gemachten Antrag mit Indignation zurück. Kaum geſchehen aber, ſo zeigt ſich auch gleich die ſchreckliche Prüfung, und das ſchwarze Verhängniß. Nach 24 Stunden ſtirbt die Geliebte des unglücklichen Dichters den Hungertod; er ſitzt an ihrem Sterbebett, und ihre letzte flehentliche Bitte an ihn iſt um ein anſtändiges Begräbniß. Aber wie ſoll er diejenige beſtatten können, die in ſeiner Nähe verhungert iſt? Dieſer entſetzenvolle Gedanke zerreißt ſein Gehirn. Mitten in der Nacht, da er im trüben Gemach mit dem geliebten Leichnam allein iſt, ergreift ihn der Wahnſinn, der Vorſchlag des Buchhändlers fällt ihm wieder ein, er ſchneidet ſich die Feder, räuſpert ſich die Kehle, und ſingt und ſchreibt nun allnächtlich die luſtigſten Couplets ꝛc.

Dieſe kleine ſchauerlich-pikante Geſchichte iſt eine ächte Tochter der franzöſiſchen Romantik. Schon der einfache Leſer, der nur herauszufühlen pflegt, merkt, daß ihm hier eine andere, durchgebildetere Ironie begegnet, als etwa bei A. Dumas. Die Geſchichte wäre einer ausführlicheren Zerſetzung werth; halten wir uns aber hier nur an die trübe, bedeutungsvolle *Prophezeiung*, welche darin liegt. Michel Raymond hat Recht; es werden im Laufe der nächſten Decennien noch viele franzöſiſche Dichter, wo nicht ſo, doch dem ähnlich untergehen, und gewiß größere Dichter, als die jetzt von den Einkünften der Pariſer Feuilletons wie die kleinen Grafen leben. Die Poeſie will ihre Opfer, und ſolch eine poetiſche Epoche, wie die heutige in Frankreich, erheiſcht doppelte und dreifache Opfer. Wenn dieſe Zeit, wo den unterirdiſchen Göttern die Stiere und Lämmer fallen müſſen, für Frankreich gekommen ſeyn wird, dann wollen ſich, die es erleben, der kleinen Novelle Michel Raymonds erinnern, und anerkennen, daß in den Zeiten der guten Jahre aus dem Munde eines Romantikers ſelbſt die Warnung kam. Doch warum bei einem Unabwendlichen von Warnung ſprechen? Wir alle, die wir vom Geiſte ſind, müſſen unſer Geſchick erfüllen, und Michel Raymond hat nur einen allgemeinen Zuſtand geſchildert.

Ein ähnliches Sujet hatte bereits Alfred de Vigny in ſeinem Drama „Chatterton“ aufgenommen; aber auch *nur* aufgenommen. Denn wie das franzöſiſche Drama alles Inhaltvolle verleichtſinnigt, ſo hat auch hier der Dramatiker die tiefe Bedeutung von Chattertons Leben ganz verfehlt, und Intereſſen hineingetragen, die aus dieſem denkwürdigen Leben nichts machen, als eine nichtsſagende, larmoyante Modegeſchichte.

F. Marlov.

Beiträge bittet man an *Guſtav Pfizer* in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 45.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Julius 1836.

An den Kukuk.

Nach Wordsworth.

Willkommen Sänger! Immer zu.
Mit Frühlingsungeſtüme!
O Kukuk, biſt ein Vogel du,
Biſt nur 'ne flücht'ge Stimme?

Du haſt gar viel dem holden Thal
Von Lenz und Licht zu ſagen,
Und bringſt ein Mährchen noch einmal
Aus wunderſel'gen Tagen.

Und wie du einſt es mir vertraut
So noch, nach langer Säumniß,
Biſt du kein Vogel mir — ein Laut,
Ein wanderndes Geheimniß.

Daſſelbe, dem zur Kinderzeit
Ich folgte; alte Klänge
Die mir gerufen, fern und weit
Ins duft'ge Waldgehänge.

Wie ſtreifte da des Knaben Blick
Durch Thäler und durch Höhen,
Und ſtets bliebſt du ein Wunſch, ein Glück,
Erſehnt nur, nie geſehen!

Und jetzt noch hör' ich wälderwärts
Und lauſch' auf deine Lieder,
Bis ſie mir bringen an das Herz
Die goldnen Zeiten wieder.

O ſel'ger Ton, wie umgewandt
Steht noch einmal die Erde,
Zum lichten, leichten Feenland,
Zu deines Fluges Fährte!

Strathallans Klage.

Nach Burns. *)

Sey mein Dach, du Nacht dort oben;
Wilder Wolken dunkle Flucht,
Regenſtröme, Sturmestoben
Bleibet Wächter dieſer Schlucht!

Bächlein in der Sonne Lächeln,
Feiger Menſchheit eitle Luſt,
Weſte mit des Lenzes Fächeln
Stimmen nicht zu meiner Bruſt.

Schleudernd auf des Feindes Heere
Seines Unrechts Wucht zurück,
Kämpften wir den Kampf der Ehre,
Doch der Himmel gab kein Glück.

Wandernd auf des Fluches Fährte
Keine Hoffnung mehr uns ſcheint,
Vor uns liegt die weite Erde,
Doch die Erde ohne Freund.

Mahnung.

Von Shelley.

Das Chamäleon trinkt Licht
Und der Dichter Lieb' und Ruhm:
Fänd' vor dieſer Welt Gericht
Er ſein ſüßes Eigenthum
Mit gleich wenig Müh und Qual:
Tauſchte er der Farben Ton
Je wie das Chamäleon?

*) Strathallan (James Drummond) entkam mit Noth aus der Schlacht bei Culloden, wo Eduard Stuart der engliſchen Uebermacht unterlag, und ſtarb nachher in der Verbannung. Die Worte, welche ihm der Dichter hier in den Mund legt, dürften durch ihre Anwendbarkeit auf das Schickſal einer andern Nation, die in unſern Tagen nach eben ſo heldenmüthigem Widerſtand unterlag, noch ein beſonderes Intereſſe erhalten.

Digitized by Google

Aenkernd ihn nach jedem Strahl
An dem Tage zwanzigmal?

Dichtern iſts im Erdenland
Wie's Chamäleonen wär'
Vom Geburtshauch an verbannt
Tief in Höhlen unterm Meer.
Jene wechſeln in dem Licht,
Dichter nie, wo Liebe iſt;
Ruhm iſt Liebeszoll: vergißt
Ruhm und Lieb' ihn, ſtaunet nicht,
Wenn der Dichter Treue bricht!

Doch mit Geld und Goldgewicht
Drückt mir nicht des Dichters Muth:
Tränkte mehr als Luft und Licht
Der Chamäleone Blut,
Irdiſch würden ſie geſchwind
Wie die Eidechs unter'm Strauch.
Kinder aus der Sonne Hauch,
Geiſter die von Oben ſind,
O verſchmäht ſolch Angebind!

Der Rebell.

Von E. L. Bulwer.

Wenn Bulwers Romane, ſo weit ſie der Verſtandesſphäre oder überhaupt den rein intellektuellen Fähigkeiten angehören, unbedingt über den Romanen Walter Scotts ſtehen, mit Einem Wort, wenn ſie geiſtreicher ſind, als dieſe, ſo tragen ſie doch, wie in vorliegenden Blättern beeeits in einem frühern Aufſatz ſehr richtig bemerkt wurde, in poetiſcher Hinſicht noch keineswegs den Sieg über die ſcottiſchen Romane davon. Noch auffallender tritt dieſe poetiſche Inferiorität Bulwers gegenüber von Scott hervor, wenn man beide Schriftſteller nach ihren Leiſtungen in gebundener Sprache vergleicht, unter welchen das Bulwer einſtimmig zugeſchriebene Epos, der Rebell, eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt, obwohl es einem noch ſehr jugendlichen Alter des Verfaſſers angehört. An Kühnheit, an ſchönen und rührenden Gedanken, an praktiſchen Stellen fehlt es dieſem Werke keineswegs, aber es iſt weit häufiger das Pathos des Redners, als des Dichters, und ſchon durch die große Freigebigkeit, womit daſſelbe angebracht wird, zeigt Bulwer wie ſehe ihm bei eigenen Produktionen das wahre Verſtändnis und Vermögen der Poeſie abgehe, während er, auffallender Weiſe, als Kritiker Belege eines ſehr ſcharfen und richtigen poetiſchen Verſtandes gibt. Indeſſen muß man, um nicht zu falſchen Anſichten zu verleiten, beiſetzen, daß ſich B. ſo viel uns bekannt nie öffentlich als Verfaſſer des Rebellen ausgeſpeochen hat, und daß er bri der Erſcheinung deſſelben, im Sommer 1827, erſt etwa 24 Jahre zählte. Auch deutet er in ſeinen Schriften mehrmals indirekt darauf hin, daß er ſich das Talent zur Dichtung in gebundener Rede abſpreche, indem ee ſich unumwunden für den Roman erklärt, dem er eine nur allzu hohe Stelle in der Rangordnung der verſchiedenen Dichtungsarten zuweiſ't.

Zue Probe hier folgende Stellen aus dem Anfang des Gedichts:

Still war der Wind, kein einzig Wölkchen ſtand
An des entſchlafnen Himmels lichtem Rand;
Des Heumonds Odem aus dem duft'gen Thal
Stieg Kuß auf Kuß zu Luna's keuſchem Strahl;
Die ſchönſte Nacht ging tönelos und mild
Gleich einem Geiſt durchs thauende Gefild;
Und wo der Sterne weiche Dämm'rung ſchlief,
Da wacht's nach unten in den Wogen tief.
Wo Blum' und Baum hell ſpiegelnd aus der See
Ein Haus erſchienen für die Waſſerfee. —
O könnten einen Zauber wir entnehmen
Der äußeen Welt, den innern Sturm zu zähmen!
Doch käm', was droben ſel'ge Luſt, zur Erden,
Es würd' nicht Lieblichkeit, es würd' uns — Liebe werden;
Und wollt' uns des Propheten Flammenwagen
In Menſchenhülle auf zum Himmel tragen,
Der Himmel würde Staub, ein Wintee wär' gebracht
In den verklärten Lenz, und in die Sonne Nacht!

Um jenes Thal lag manches Haus der Noth,
Wo Sünde flucht' und Hunger ſchrie nach Brod. — — —
— — — — — — — — — — — — —

Stets wenn die Mitternacht erlöſcht die Kerzen,
Kam dieſe Schaar des Dunkels und der Schmerzen.
Für ſie wae noch Genuß dem harten Kampf gegeben,
Wo Tod iſt minder bitter als das Leben,
Wo kein Verluſt, und Alles zu gewinnen,
Wo Glaubenswahn entſündigt ihr Beginnen,
Wo Alles für Ein Ziel durch einen Eid verbündet
Des Frevels Schmach als That des Ruhms verkündet.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

So war der Schwarm, der durch die Thäler zog
Und wie ein Sturm zum blut'gen Feſte flog.
Umſonſt daß Waffen das Geſetz entbot,
Umſonſt daß es den nie Beſiegten droht;
Und wen'ger noch durch Gold als mit dem Schwerte
Ward ausgeſpürt der Sitz der frechen Heerde,
Obwohl ihr Hirt, der kühn das Wort gefunden,
Das ſtets die Meng' an Einen Mann gebunden,
Auf ſeinem Haupt trug eines Lohns Verſprechen
Reich g'nug ſelbſt heil'gre Bande zu zerbrechen.
Doch aus der Wüſte floh zum Prachtſaal der Verrath,
Und ſichrer nur ward des Geſehmten Pfad.

Doch neu'ſter Zeit ſchlug aus geheimem Grunde
Den blut'gen Thaten eine Ruheſtunde.
Hohn ſprechen des Geſetzes tapfre Wächter
Der alten Angſt bei manches Feſts Gelächter.
Es ſchwelgt der Lord bei unbewachter Pforte,
In Schlaf und Wein, wie's ziemet Englands Lorde.

Digitized by Google

Nicht darf das Mädchen mehr mit leiſem Grauen
Den Liebesſtern im hellen Weſten ſchauen;
Mit leichtem Fußtritt ſchlürft ſie in den Hain,
Wen ſie dort trifft — es wird kein Räuber ſeyn!

Für ſolchen Stillſtand lang' gewohnter Sünde
Sucht man umſonſt die tief verborgnen Gründe,
Indeß im Saal, wo wir mit Ehrfurcht zählen
Erleſ'ne Weiſe, die wir nicht erwählen,
Wo uns zum Troſt manch ſeltſam Wort erſchallt
Aus Richtermund, das einſt für Wahrheit galt,
Erſchaffend, um das Schickſal auszugleichen,
Für Arme Silbenſchwall, Geſetze für die Reichen,
Indeß in jenen Saal die grimme Ate trat
Und ſchüttert' wetterſcheu den ſinnigen Senat.
Denn die, an deren Wort die Inſel war gebunden,
Sie wollten heilen anererbte Wunden
Und ſah'n mit hellerm Blick in die Vergangenheit,
Wie ſchief dem Unrecht ſitzt des Rechtes Kleid.
Vielleicht ſie dachten: es gebühr' der Seele,
Daß ſie ſich ſelbſt den Weg zum Himmel wähle:
Vielleicht: Millionen eignen nicht dem Staube,
Weil ein'ge Tauſend ſtärk' ein beſſ'rer Glaube.

Dieß war ein Hoffnungglanz, der weit ſein Licht zerſtreute,
Drum trug des Schmerzes Stirn die Fremdlingin, die Freude;
— — — — — — — — — — — —
Und drum vielleicht drückt auf der Thore Riegel
Nicht mehr die Mitternacht ihr blutig Siegel.
Denn eigne Qual nur ſchlürft geheime Wonnen
Aus argem Sieg, dem Dunkel abgewonnen.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Auch heute ſtrahlt der Bogenfenſter Pracht
Herab vom Schloß durch die erſchreckte Nacht.
Was reizend iſt, was glänzt durch ſeinen Rang
Grüßt dort die neue Zeit bei eines Feſtes Klang.
Auf altes Gaſtrecht mancher Becher klirrt,
Die Freude fliegt, wo Ullin iſt der Wirth.
Und von der Melodien Hauch umtönt
Verſtummt Erinnrung, oder ſteht verſöhnt.

Ein Bildniß hütend ſtill bewahrten Schmerzens
Auf keuſchem Altar des geheimen Herzens; —
Rein, milde, ſänft'gend, wie die Abendluft,
Wenn heil'ge Dämmrung ſchwebt durch Blütenduft,
Und ſtill und lautlos durch die lichten Höhen
Der warmen Liebe Odemzüge wehen. —
Horcht Ullins Tochter auf die zarten Saiten,
Die ſüß in ihre Mädchensträume gleiten.
Unkundig daß ſich auf die Wange ſtehle
Die roſ'ge Botſchaft aus der tiefen Seele,
Schlug ſie die Augen oft empor vom Grunde,
Die, unbeſchreibbar ſelbſt der Liebe Munde,
Den Sternen gleich des Menſchen Blicke fodern
Und ſeinen Glauben, daß dort Welten lodern.
— — — — — — — — — — — —

In dieſes Auges weit geſenktem Blick
Schien frühe ſchon ein Thränenquell zurück:
Verheerte Felder, Tiſche ohne Brod,
Ein hülflos Bette in der letzten Noth —
— — — — — — — — — — —
Das ſah ſie, und durch ſie der trüben Nacht entrückt
Hatte manch' Lächeln zu ihr aufgeblickt.
Doch ihrer Stirne reine Blüthe trug
Deßhalb der Schwermuth lieblich ſtillen Zug.
Ein dunkler, räthſelvoller Nachhall drang
Durch ihrer Stimme leiſen Silberklang,
Und ſchattete die Seele, die im Schooß
Des dunkeln Auges ſtrahlend ſich ergoß.

Still, einſam, weich, ſeit ihres Lebens Schwelle
War ſie zu zart der Freude flücht'ger Welle:
Die Seelen ſinds, die ſich die Liebe bannt:
Zur Kette wird das leicht'ſte Roſenband;
Die Welt der Andern beut für ſie nicht Raum,
Sie ſchwelgen fern in einem ſel'gen Traum.
Ihr Leben iſt das Herz; weh! wenn ſein ſüßes Gift
Zu zarten Stoff für Erdenruhe trifft!
Weh, wenn ein Schilfrohr trägt dein Glück, dein Seyn, dein — Alles.
Und mit dem Sturm du grollſt ob ſeines Falles.

O glücklicher das Herz, das, leicht vom Wind geſchaukelt,
Von Blüth' zu Blüth' in ſüßem Taumel gaukelt,
Als wenn in Eine es das eigne Selbſt verflicht,
Belauſchet — hofft — erglüht — verzweifelt — geht — und — bricht!

Das Land, das von blutigen Gräueln heimgeſucht wird, iſt Irland, der Anführer der mörderiſchen Bande iſt Lord Desmond, der Verlobte Ellens, der Tochter Ullins, die jedoch ſo wenig als ihre ganze Umgebung etwas davon ahnt, daß ihr Geliebter der furchtbare, unter dem Namen O'Neill bekannte Rebellenhäuptling ſey. Eine dieſem zugekommene Nachricht nöthigt ihn, ſich von ſeiner Braut auf eine Zeit lang zu verabſchieden. Er verkündet ihr, daß er nicht das ſey, was er ſcheine, und ſpricht, indem er auf ein Armband zeigt, das ſie ihm als erſtes Liebespfand geſchenkt und er bisher ſtets auf dem Herzen getragen hatte:

„Kehrt dieß zerbrochen einſt zu dir zurück,
Dann, früher nicht, traf mich mein letzt Geſchick;
Dann iſt von mir kein irdiſch Pfand geblieben
Und dieſes wilde Herz hat aufgehört zu lieben."

Eine lange, ſchmerzliche Umarmung folgt dieſem Ausſpruch.

Dort ſtand ſo ſchön, ſo lenzesvoll das Paar,
In ſeiner Liebe noch ſo jung, ſo wahr:
Weh, daß ſich Solche finden oder — trennen.
Oder — fürs Herz wir keine Lethe kennen!

Digitized by Google

Desmond kehrt zum beſtimmten Trauungstage nicht zurück, und da er fürder gar nichts mehr von ſich verlauten läßt, wird Ellen, obwohl ſehr gegen ihre eigne Neigung, an Marlow, früher ein geheimer Verbündeter des Rebellen, verlobt und der Tag der Vermählung feſtgeſetzt. Desmond, oder wie er jetzt wieder heißt O'Neill, hat unterdeſſen ſeine Zeit damit zugebracht, ſeine Schaaren zum Kampf gegen die Unterdrückung Englands zu ſtählen, und man muß geſtehen, daß der Verfaſſer in den Reden, welche er den Häuptling halten läßt, jeden Tropfen engliſchen Bluts verleugnet und ſelbſt den Homer an Unpartheilichkeit überbietet — ja wenn irgendwo, dürfte man hier zweifelhaft werden, ob der anonyme Dichter auch wirklich Bulwer oder überhaupt ein Engländer ſey. O'Neill hat lange nicht zu offener Gewalt greifen wollen, hat ſich lange von den wiederholten Verſprechungen Englands täuſchen laſſen. —

Und wie der Schiffer an der fremden Küſte
Mit feuchtem Aug' durchforſcht des Meeres Wüſte
Und ſieht der fernen Rettungſegel Bord
Und grüßt und hofft — bis auch das letzte fort:
So hat bei jedem Schwur an Treue er gedacht,
Gelauſcht, gehofft, geglaubt — und iſt zuletzt erwacht,
Und ſah in ſchwarzem Zug um ſich die nackten Riffe,
Die ſturmbewegte See verwaist vom letzten Schiffe.

Mitten in ſeinen Zurüſtungen zum offenen Aufſtand erhält er Nachricht von der bevorſtehenden Vermählung ſeiner Braut. Er entbietet die Entſchloſſenſten unter ſeiner Bande in die Nähe der Kapelle, wo die Trauung zur Nachtzeit (nach Landesſitte) vor ſich gehen ſoll; allein Marlow hat von dieſer Maßregel durch einen Spion Kunde erhalten und ſeinerſeits Soldaten in die Umgebung des Kirchleins poſtirt. Bei der Ankunft des Brautzugs tritt Desmond vor, gibt ſich den Anweſenden als der gefürchtete Räuberhauptmann O'Neill zu erkennen, ſchilt Marlow einen Abtrünnigen und eilt, die ohnmächtig an ſeine Bruſt geſunkene Ellen wegzutragen, während auf ein von ihm gegebenes Zeichen ſeine Leute in die Kirche ſtürzen. Allein Marlow ſtreckt den Abgehenden durch einen Piſtolenſchuß tödlich verwundet nieder und gibt nun (ſonderbarer Weiſe ziemlich ſpät!) auch ſeinerſeits den verſteckten Soldaten das Signal zum Eindringen. Ein mörderiſcher Kampf erfolgt, alle Rebellen, mit Ausnahme des durch Flucht entkommenden Normans, des vertrauteſten Anhängers O'Neills, werden getödtet und der ſchwer verwundete Häuptling in Verwahrſam gebracht. Im Gefängniß beſucht ihn Marlow und erbietet ſich, ihm durch ſeinen Einfluß Rettung zu verſchaffen, wenn er ſeine, Marlow's, frühere Theilnahme an den Bewegungen gegen die engliſche Regierung verſchweigen wolle, was um ſo eher einzugehen ſey, als der einzige Zeuge, den O'Neill für ſeine Ausſagen etwa aufbieten könnte, nicht mehr lebe. O'Neill erwiedert ihm verächtlich, kein noch ſo mächtiger Einfluß vermöge ihn, den Gefangenen, jetzt noch zu retten.

„Mein Loos ſteht feſt, das Grab folgt dieſen Ketten,
Wen England fürchtet, kann kein Irland retten!“

Dennoch, fährt er fort, werde er ſeinem Eid, der ihm Verſchwiegenheit auflege, getreu bleiben und den abtrünnigen Freund den Behörden nicht angeben; aber noch liege die von Marlows eigener Hand aufgeſetzte und mit ſeinem Namen unterſchriebene Eidesformel, wodurch dieſer ſich der Sache der Vaterlandsvertheidiger angeſchloſſen, an einem nur ihm, O'Neill, bekannten Ort, wo ſie durch den nächſten beſten Zufall entdeckt werden könne. Dieſen Ort wolle er ihm ins Ohr ſagen, wenn er ſich herablaſſe in der Todesſtunde zu ihm aufs Blutgerüſt zu ſteigen. — Nach dieſer Unterredung tritt der entkommene Norman verkleidet zu ſeinem Herrn in den Kerker, und erhält von ihm zuerſt einen für jetzt nicht näher bezeichneten Auftrag, worauf er bloß mit einem furchtbaren Blick der Zuſage antwortet; ſodann ein Kleinod, das O'Neill bis jetzt immer auf dem Herzen getragen, und wovon er jetzt ſcheidet.

Durch aller Wechſel Sturm wie theuer dieſem Herzen!
Scheiden vom Leben ſelbſt — brächt' nicht ſo bittre Schmerzen.

Am Morgen der Hinrichtung hält ſich Norman am Fenſter eines Hauſes, das dem Schaffot gerad gegenüber ſteht. Marlow beſteigt das Blutgerüſte, um den vorhin beſprochenen Ort zu erfahren und im Augenblick, wo er das Ohr zu O'Neills Mund wendet, ſtreckt ihn eine Kugel leblos nieder. Der dem Rebellen zur Seite ſtehende Prieſter vernimmt folgende leiſe Worte von ihm:

Dank dir, o Norman, mir ſo lang vereint,
Mein Aug' ſah Rache noch an meinem Feind!
Von Königen entſtammt beſchließ' ich mein Geſchlecht,
Und geh' zum Tod als Krieger, nicht als Knecht!
Weß Griff iſt das? — — Ha, Sclav der Tyrannei,
Die Seele höhnt der Feſſeln und iſt frei!

Am Abend erſcheint ein unbekannter Landmann im Schloß Lord Ullins und gibt ein Körbchen für Ellen ab, die ſeit der Schreckensnacht in der Kapelle langſam hingeſiecht hat. Sie öffnet und findet das Armband, das ſie einſt dem Geliebten geſchenkt, zerbrochen darin liegen.

Sie ſah — und bebte nicht — der Liebe erſte Gabe,
Des Lebens letztes Band: es ging der Freund zu Grabe!
Sie ſah und bebte nicht; vorüber iſt der Schmerz;
Tod lag in ihrem Seh'n und — Ruh hat jetzt ihr Herz.

Fr. Notter.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 46.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 Julius 1836.

Natur und Seele.

Nach Herbert, einem Dichter aus der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Du holder Tag, ſo kühl, ſo ſtill, ſo labend,
Von Erd' und Himmel bräutlich Aufgebot,
Ein holder Thau weint um dich ſchon am Abend:
Du gehſt zum Tod.

Du holde Roſe, kühne Lenzesgabe,
Des Auges Schmerz in deinem Flammenroth,
Mit deiner Wurzel ſtehſt du ſchon im Grabe:
Du gehſt zum Tod.

Du holder Lenz, voll holder Tag' und Roſen,
Ein Balſamkelch, von Räuberhand bedroht,
Es klagt mein Lied: auch du biſt bald verſtoßen;
Du gehſt zum Tod.

Nur eine holde Seele ohne Flecken,
Gleich zeit'gem Holze, nie verglimmt,
Und wenn die Erde Aſchenhaufen decken
Vom Feuer ſelbſt das höchſte Leben nimmt.

Fr. Notter.

Gute Nacht.

Von Shelley.

Du ſagſt mir gute Nacht? Ach nein!
Du haſt mir Böſes zugedacht;
Laß uns noch lang' beiſammen ſeyn,
Dann wird es eine gute Nacht.

Wie könnt' ich gut die Nacht wohl nennen,
Wenn trüb' und einſam zugebracht?
O! denke, rede nicht vom Trennen,
Dann wird es eine gute Nacht.

Für Herzen, die beiſammen ſchlagen
Vom Abend bis der Morgen lacht,
Iſt gut die Nacht — denn, Kind, ſie ſagen
Sich niemals gute Nacht.

Felix Adolphi.

Engliſche Kritik und franzöſiſche Replik.

Das Quarterly Review enthält einen größern Artikel, mit der Ueberſchrift: Franzöſiſche Romanſchreiber und ihre Wirkungen, worin die Werke von Paul de Kock, Viktor Hugo, Alex. Dumas, Balzac, Michel Raymond, Michel Maſſon und George Sand hauptſächlich vom moraliſchen Standpunkt beurtheilt und ſodann die Immoralität in Frankreich, welche ſich in der Menge von abſcheulichen Verbrechen beurkundet, damit in Verbindung gebracht wird. Sainte-Beuve weiſ't in der Revue des deux mondes jene Anſchuldigungen zurück. Ehe wir ſeine Vertheidigung mittheilen, führen wir aus der Anklage das Wichtigſte an.

„Nicht ohne langes Bedenken kamen wir zu dem Entſchluß, dieſe Maſſe von Abſcheulichkeiten vor die Augen des britiſchen Publikums zu bringen. Wir fürchteten, ſchon die obenſtehenden Namen möchten unſere Blätter zu beſudeln ſcheinen, und wir waren nicht ohne Beſorgniß, Manche, deren Gefühl zu Rathe zu ziehen eben ſo ſehr unſer Wunſch als unſere Pflicht iſt, möchten der Anſicht ſeyn, das aus der Anzeige ſolcher Bücher entſpringende Uebel möchte den guten Einfluß ihrer öffentlichen Brandmarkung überwiegen. Aber deſſenungeachtet entſchloſſen wir uns nach reiflicher Erwägung dennoch dazu. Der Brauch, Büchſen und Päcke, welche Gift enthalten, mit einer warnenden Inſchrift zu verſehen, mag ſchon in ſeltnen Fällen einen Mord

oder Selbſtmord erleichtert haben; — aber wie viel Unwiſſende und Unachtſame hat ſie ſchon gerettet! Wenn wir doch einmal den Verkauf von Gift nicht hindern können, wenn Jedermann weiß, daß in jeder Apotheke Opium und Arſenik zu haben ſind — ſo verlangt der geſunde Menſchenverſtand, daß man auf die Gefahr mit leſerlichen Schriftzügen aufmerkſam mache.“ — Fiat applicatio! — „Aber die Frage ſtellt ſich noch von einer andern und nicht minder wichtigen Seite dar. Solche Producte verkehren nicht nur die Sittlichkeit der Einzelnen, ſondern auch die öffentliche Moral — ſie verderben nicht bloß Individuen, ſondern Nationen und ſind, beides, Urſache und Wirkung des das ganze europäiſche Staatengebäude bedrohenden Geiſtes. Die geographiſche Lage Frankreichs, im Mittelpunkt der civiliſirten Welt — ſeine Berührung, ſein Verkehr mit ſo vielen Nationen — die allgemeine Verbreitung ſeiner Sprache und der moraliſche, wie politiſche Einfluß, den es auf alle ſeine Nachbarn, das heißt auf ganz Europa ausübt — dieß Alles intereſſirt ganz Europa bei den Grundſätzen, von welchen die öffentliche Meinung in Frankreich abhängig iſt. Die unglückliche Revolution von 1830 — noch unglücklicher beſorgen wir in moraliſcher, als in politiſcher Hinſicht, hat nach dem einſtimmigen Zugeſtändniß von Freund und Feind, nicht nur alle Regierungen, ſondern auch alle Meinungen erſchüttert. Der Berg, der im Jahr 1793 die Welt durch ſeine vulkaniſchen Ausbrüche in Schrecken ſetzte, ſpeit jetzt aus demſelben Crater eine weniger Lärmen und Getöſe machende, aber weitergreifende und zerſtörendere Maſſe geſchmolzener Lava aus. Von der Hitze und der Richtung dieſes neuen Phlegethon iſt, glauben wir, die Literatur Frankreichs das untrüglichſte Anzeichen; und erwägen wir den außerordentlichen, unverhältnißmäßigen Raum, welchen Schauſpiele und Romane in dieſer Literatur eingenommen haben und den entſittlichenden Charakter, den beſonders die Romane immer mehr annehmen, ſo können wir, um gerecht zu ſeyn gegen uns ſelbſt, unſer Vaterland und die Welt, nicht umhin eine Gefahr deutlich hervorzuheben, die nur um ſo furchtbarer iſt, als ſie den Gleichgültigen und Kurzſichtigen als gering oder entfernt erſcheint.“

Der erſte der vor dieß Tribunal gezogen wird, iſt Paul de Kock, mit ſeinen mehr als achtzig Bänden, deren größerer Theil noch der Zeit vor der Revolution angehört. Dieſe, in der Weiſe des Pigault le Brun geſchrieben, ſind mehr derb und leichtſinnig; aber das neueſte Werk: Ni jamais, ni toujours hat „die Farbe der Zeit angenommen und iſt ganz im Charakter ſeiner ſchlechteſten Zeitgenoſſen.“ Von dieſem Roman wird jedoch noch gerühmt, daß darin nicht alle ſich darbietenden Gelegenheiten, Mord und Inceſt einzuführen, ſo ſorgfältig ausgebeutet ſeyen, als dieß möglich wäre, und nur Ein Selbſtmord und ein paar Executionen vorkommen, obgleich ſämmtliche Perſonen den Strick verdienten.

Viktor Hugo iſt bekannt und in friſchem Gedächtniß als Verfaſſer von Marion de Lorme, Le Roi s'amuse und Lucrèce Borgia — drei Dramen, eben ſo verwerflich hinſichtlich der Moral, als ausgezeichnet durch Talent. Seine Romane gehören alle einer früheren Zeit an, außer den letzten Tagen eines Verurtheilten. Wir haben hiebei nichts auszuſetzen als den entarteten Geſchmack, den der Autor ſelbſt zeigt und dem franzöſiſchen Publikum zutraut, wenn er die Todesangſt eines ſterbenden Elenden zu einem ganzen Band ausſpinnt.

„Dumas iſt, wie Hugo, am meiſten bekannt durch ſeine verworfenen Dramen, am meiſten aber durch den Antony. *) — Was den ſonſt nur verächtlichen Erfindungen eine beſondere Wichtigkeit gibt iſt, daß Dumas ſich gar ſehr bemüht, ſie ganz und gar des Charakters von reiner Erdichtung zu entkleiden — er erzählt ſie in ſeiner eigenen Perſon und iſt beſtrebt ihnen durch Einflechtung mancher Vorfälle ſeines Privatlebens und von Anekdoten aus ſeiner wirklichen Geſellſchaft, einen Anſchein von Realität zu verleihen.“

„Wir kommen zu dem gewandteſten, fruchtbarſten und populärſten aller dieſer Romanſchreiber, zu Herrn von Balzac. Handelte es ſich nur um das literariſche Verdienſt ſeiner Werke, ſo hätten wir viel zu ſeinem Lob, und mindeſtens eben ſo viel zu ſeinem Tadel zu ſagen. Aber wir haben hier mit Balzac zu thun nur als einem Zeugen vom moraliſchen Gefühl und vom geſellſchaftlichen Leben in Frankreich und in dieſem Betracht iſt ſein Zeugniß in der That von höchſtem Gewicht, nicht bloß wegen ſeines anerkannten Talents, ſondern auch weil er den unbeſtrittenen Ruhm behauptet, der treueſte Schilderer des Privatlebens und des dermaligen Geſellſchaftszuſtandes par excellence zu ſeyn. Wirklich will auch ein lobpreiſender Aufſatz in einer franzöſiſchen Revue ſeine Werke als Etudes sur les moeurs empfehlen! — Balzac hat alle ſeine vor 1830 geſchriebenen Werke der Vergeſſenheit übergeben und ſich gleichſam davon losgeſagt; er ſcheint ſeinen Ruhm hauptſächlich den Scenen aus dem Privatleben, dem Leben in Paris und in der Provinz verdanken zu wollen. Hier ein paar Proben im Auszuge: Die erſte Scene aus dem Privatleben iſt betitelt: La Vendetta (die Rache). Die einzige Tochter eines Corſikaners im Gefolge von Bonaparte den er zu Rang und Reichthum erhoben, iſt Zögling an einer gemeinen Malerſchule, wo ſie Bekanntſchaft macht mit einem proſcribirten Offizier der alten Armee, den ſie durchaus heirathen will und heirathet, trotz der Warnungen, Bitten, und Befehle ihrer zärtlichen Eltern. Dieſe hatten die dringendſten und rechtgegründetſten Einwendungen gegen dieſe Verbindung — nämlich eine alte Familienfehde, neu belebt durch friſche blutige Unthaten. Sie ernährt anfänglich ſich und ihren Gatten durch ihr großes Malertalent — aber ſie kommt nach und nach aus der Mode und die Armuth bricht ein. Ihre Eltern ſind unerbittlich, — und ſo ſterben denn des wirklichen Hungertodes zuerſt ihr Kind — denn die mütterliche Nahrungsquelle iſt vertrocknet, — dann ſie und ihr Gemahl. Die alten Eltern bereuen, wie es ſchon zu ſpät iſt; die Mutter ſtirbt an Gewiſſensbiſſen und der Vater bleibt allein in der Welt — um bald auch am gebrochenen Herzen zu ſterben, zur Strafe ſeiner Grauſamkeit. Die Moral ſcheint zu ſein: Daß Vater und Mutter gerecht beſtraft wer-

*) Der Inhalt iſt den Leſern in einem anderen Aufſatz dieſer Blätter mitgetheilt worden.

Digitized by Google

den, was wir zugeben, obgleich ſie wohl Grund zur Abneigung gegen jene Heirath hatten; aber kein Tadel iſt ausgeſprochen gegen den grauſamen Ungehorſam der Tochter, noch gegen einen Zuſtand der Geſellſchaft, wo man eine bewunderte und liebenswürdige Künſtlerin mit Gatten und Kind wirklich Hungers ſterben läßt, in der ſogenannten Hauptſtadt der Civiliſation. Die Schilderung mag ziemlich treu ſeyn, aber wir denken, ein groſſer Moraliſt hätte nicht allen Tadel der Vendetta der gekränkten Eltern aufbürden dürfen. Die zweite Erzählung iſt: Die Gefahren eines unordentlichen Lebenswandels, welche geſchildert werden in dem Beiſpiel einer Gräfin von Reſtaud, die durch Umgang mit einem andern Mann die Anſprüche auf den Namen und das Vermögen ihres Gemahls Kindern gegeben hat, welche nicht die ſeinigen ſind. Sie verkauft ihre Juwelen, um die Schulden ihres Liebhabers zu bezahlen, borgt zu eben dieſem Zweck von einem Wucherer groſe Summen, welche ihr Gatte bezahlen muß; und auf ihrem Sterbebette wendet ſie die boshafteſten Kunſtgriffe gegen ihr älteſtes Kind (das einzige, welches ihr Gatte für das ſeinige hält) an, damit eine Urkunde verbrannt werde, wodurch dieß Kind vom Vermögen des Vaters einen größern Antheil bekommen würde, als die übrigen. Und dieſe Geſchichte wird einer jungen Dame und ihrer Familie erzählt von einem gemeinſchaftlichen Freund aller Parteien, als ein Mittel die Verbindung dieſer jungen Dame mit dem Sohn dieſer liebenswürdigen Eltern zu befördern. Das mag eine moraliſche Lektüre ſeyn in Paris, aber uns ſcheint es eine Anleitung zur Liederlichkeit. Weiter: In den Erzählungen aus dem Privatleben nimmt eine Frau ihre beiden Kinder, ein brünettes Mädchen von ſieben bis acht und einen ſchönen Knaben von fünf bis ſechs Jahren mit auf den Spaziergang auf den ſüdlichen Boulevards von Paris. Während die Kinder am Rand eines ſchlammigen Kanals ſpielen, tritt ein ſchöner junger Mann zu der Geſellſchaft, umarmt den kleinen Knaben mit der lebhafteſten Zärtlichkeit und entfernt ſich dann in vertraulichem Liebesgeſpräch mit der Mutter. Die Frau iſt, wie man klar ſieht, eine Ehebrecherin, der Mann ihr Liebhaber — das brünette Mädchen das Kind ihres Mannes, der blonde Knabe die Frucht des unerlaubten Verhältniſſes. Das Mädchen iſt alt genug, die Intrigue einzuſehen und zu empfinden; es betrachtet das verbrecheriſche Paar und ihren Bruder mit Augen voll Entrüſtung und Haß, und während jene ihm den Rücken kehren und der Knabe am Waſſer ſpielt, ſtürzt ſie ihn plötzlich hinein und die ſchwarze Fluth ſchließt ſich über ihm auf immer. „Wie wird,“ ſagt Herr von Balzac, „das unglückliche Weib ihrem Gatten bei ihrer Zuhauſekunft entgegentreten? Wie wird ſie je der um ihre Schuld wiſſenden Tochter ins Angeſicht ſehen können?“ „Zu den urſprünglich pſeudonym unter dem Namen Michel Raymond erſchienenen Schriften, hat ſich jetzt Michel Maſſon bekannt, obgleich vielleicht auch dieſer Name noch einen andern verſteckt. Bemerken müſſen wir, daß in dem Roman: die Vertrauten die zwei einzigen Perſonen, welche einiges Gefühl für Religion haben, die Ehebrecherin und ihre Mutter ſind, deren gemeinem Aberglauben die Verbrechen ihrer Tochter hauptſächlich zur Laſt gelegt werden, obgleich wir ums Leben nicht herauszufinden vermögen, wie die Bigotterie der Mutter die Laſterhaftigkeit der Tochter zur Folge haben ſoll. Aber dieſe gottloſe Bosheit iſt doch unverkennbar die Moral des Buchs. Bekannt ſind auch die Werkſtatterzählungen. Der Inhalt einer derſelben iſt der: „Eine Mutter iſt eine Buhlerin und hält ein ſchlechtes Haus, gibt aber ihrer unehlichen Tochter eine gute Erziehung in einer Penſion, wodurch ihre Verheirathung mit einem achtbaren jungen Mann möglich wird. Der erſte Theil der Geſchichte iſt den Details ſchmutziger Verworfenheit gewidmet, der zweite enthält ein Gewebe von Falſchheit und Trug, wodurch die Mutter der Familie ihres Tochtermanns ihr Gewerbe zu verheimlichen ſucht. Zuletzt ſtirbt ſie, und ihre Kinder errichten ihr einen Denkſtein mit der rührenden Inſchrift: Hier liegt eine gute Mutter!“ Beinahe alles übertrifft an Schändlichkeit: „Das Herz eines jungen Mädchens,“ beſtehend aus 24 Erinnerungen aus dem Leben eines Mädchens, welche ſie einem Mann erzählt. — Wir kommen jetzt auf einen Autor, der wegen vieler Umſtände der beachtenswertheſte von allen iſt. Nicht minder talentvoll als Balzac, nicht minder verrucht als Raymond, führt George Sand, durch Vereinigung leidenſchaftlicher Rhetorik und ſinnlicher Ideen, dieſe demoraliſirende Gattung von Romanen auf die höchſte und ſchändlichſte Höhe. Und dieſe ſittenloſen Romane, widerlich genug, wenn von einem noch ſo jungen, noch ſo verdorbenen Manne geſchrieben, ſind in der That die Produktionen eines Weibes — einer Dame — einer Dame wo nicht von Rang, doch von Titel — von der Madame la baronne du Devant.“ Das iſt zum Erſtaunen, ſelbſt in Zeiten, welche die Memoiren der Frau von St. Elme und der Herzogin von Abrantes geſehen haben. — Die Wahl des falſchen Namens ſelbſt iſt nicht unwichtig und verdient eine flüchtige Betrachtung — George Sand! Ein deutſcher Name wird ſchwerlich von einem franzöſiſchen Schriftſteller nur aus einem Zufall und abſichtslos gewählt. Warum denn Sand? Zu Ehren wahrſcheinlich oder wenigſtens zum Gedächtniß des jungen deutſchen Fanatikers, der im Jahr 1819 die Welt durch Ausführung einer ſchwärmeriſchen und romanhaften blutigen That überraſchte — durch den Meuchelmord Kotzebue's. Wenn dieſer Name angenommen ward, um hinzudeuten auf den Charakter der Werke dieſer Schriftſtellerin, ſo war die Wahl gewiſſermaßen glücklich, aber obgleich der Name Sand zuſammenſtimmt mit vielen dieſer blutbefleckten Blätter, ſo gibt er doch keine Ausſicht auf die unſittlichen Scenen, welche noch häufiger darin vorkommen. Madame Du Devant ſchließt ſich enger an Rouſſeau an, als irgend einer der obengenannten Schriftſteller. Dieſe haben die Grundſätze der Schule angenommen; ſie ahmt den Gang und die Manieren des Meiſters nach. Die Mehrheit ihrer Romane beruht auf einer und derſelben Verwicklung — der Verwicklung der Heloiſe — eine unpaſſende Ehe und eine ehebrecheriſche Liebe, und der ſehr ungleiche Kampf zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft iſt durchgeführt in einem brennendheißen Styl, was ſowohl die Sprache als die Empfindung betrifft, der offenbar an der verbrecheriſchen Flamme von Julie und St. Preux ſich entzündet hat. Aber ſie iſt in mancher Beziehung noch weit über ihr Vorbild hinausgegangen. Rouſſeau wagt nie, die Sce-

Digitized by Google

ne der Schuld ſelbſt vors Auge zu führen, wie lebhaſt er auch die Vorbereitungen und die Folgen davon ſchildert. Madame Du Devant hat keine ſolche Bedenklichkeiten. Rouſſeau bemerkte ferner in der Schlußanmerkung zur Heloiſe, als eine Art Entſchuldigung wegen der Unſittlichkeit ſeiner Geſchichte, es fallen ihr wenigſtens keine noirceurs, crimes, horreurs zur Laſt, und er ſpricht ſein Mitleid und ſeine Verachtung gegen Schriftſteller aus, welche ſich damit befaſſen. Aber Madame Du Devant hat nicht nur das Hauptereigniß der Heloiſe in mehreren Romanen wiederholt, ſondern auch, wahrſcheinlich weil ſie fand, daß die häufige Wiederholung auch den Ehebruch am Ende abgeſchmackt macht, hält ſie es für nothwendig, den nachlaſſenden Appetit ihrer Leſer auch noch durch Greuel, Schändlichkeiten und Abſcheulichkeiten zu reizen, die über das hinausgehen, was der verdorbene Kopf, oder das noch verdorbenere Herz eines Rouſſeau ausbrütete.“ Die Quinteſſenz von einigen ihrer Romane wird mitgetheilt, namentlich aus Lelia, „einem Buch, das in jedem andern Land, als in Frankreich, durch Henkershand würde verbrannt werden.“ Zu dieſen hervorragenden Autoren hat man nun die Menge von Nachahmern zu rechnen, welche die Grundſätze derſelben weiter ausbreiten. — „Wenn wir unſer Erſtaunen und unſere Unruhe über dieſe Sündfluth von Unſauberkeit, Schändlichkeit und Gottloſigkeit nicht verhehlen, ſo glauben wir nicht über unbedeutende und eingebildete Gefahren uns Sorge zu machen; wenigſtens kann Keiner von den prahleriſchen Freunden der unbeſchränkten Freiheit der Preſſe — Keiner von der politiſchen Partei, zu welcher die Verfaſſer der meiſten, wo nicht aller dieſer Bücher offen ſich bekennen — Keiner von denen welche behaupten: Die öffentliche Meinung ſey die Königin der Welt und die Druckerpreſſe erſter Miniſter — Keiner kann die enge, die vitale Verbindung zwiſchen Literatur und Charakter eines Volks läugnen — ob man nun die Literatur eines Volks anſehen mag als Spiegel des Volkscharakters wie er iſt — oder als das Mittel, wodurch derſelbe beſtimmt wird — oder als Spiegel und Bildungsmittel zugleich. Wollte aber Jemand die Theorie dieſer Behauptungen läugnen, ſo ſteht uns unglücklicherweiſe ein Ueberfluß von Thatſachen zu Gebot, um ſie faktiſch zu erhärten. Wir haben mehr als 100 Romane dieſer Art vor uns, binnen der letzten fünf Jahre erſchienen — und unter dieſen ſind gewiß nicht ſechs, wo nicht der Fall eines Weibes das Hauptereigniß iſt; keine zehn ſind, worin es nicht ein Ehebruch iſt; in nicht wenigen kommt dazu noch Inceſt und andere Schändlichkeiten und in der Mehrzahl iſt im Gefolge davon Mord und Selbſtmord. Iſt nun das Bild das ſie vom Zuſtand der Geſellſchaft geben falſch? Dann muß ihre Wirkung ſeyn, daß ſie die noch unſchuldigen Seelen vergiften; iſt es wahr? Dann ſind unſre ſchlimmſten Befürchtungen in Erfüllung gegangen.“ Thatſachen über den Zuſtand der Sittlichkeit werden mitgetheilt. Im Oktober 1834 meldeten die öffentlichen Blätter 65 Selbſtmorde, von Ende Septembers bis Anfang Decembers 710. und dieſe Zahl umfaßt Perſonen von den höchſten wie von den niederſten Ständen. Eine Menge von Mordthaten werden nach franzöſiſchen Blättern erzählt, an den Prozeß des La Ronciere und des Prieſters Delacollonge erinnert, Lacenaire's erwähnt und dann heißt es zum Schluß: „Der Zuſtand der Geſellſchaft in einem großen Land läßt ſich nicht nach einigen vereinzelten Umſtänden bemeſſen — nach einem halben Dutzend unzüchtigen Schriften oder einem Dutzend abſcheulicher Verbrechen; auch unſere Literatur iſt durch ſchlechte Bücher befleckt, auch unſere gerichtlichen Annalen durch arge Verbrechen beſudelt worden, und mit Bedauern haben wir unter unſern neueſten engliſchen Novelliſten Spuren von Einfluß der franzöſiſchen Preſſe bemerkt; aber das Uebel war nie ſo groß, nie ſo ermuntert durch Gleichgültigkeit oder gar Beifall des Publikums, um zu einem nachtheiligen Schluß auf die öffentliche Moral Englands zu berechtigen. In Frankreich herrſchte ſeit Ludwig XIV und XV große Verdorbenheit; unter der Revolution konnte wohl keine günſtige Umwandlung der Sitten erwartet werden; doch ſchienen bis 1830 Religion und Moral ſtetige Fortſchritte zu machen; aber nach der Julius-Revolution brach die Fluth der Unſauberkeit und Gottloſigkeit in einer Weiſe aus, wie man es nie erwartet hätte, und die St. Simoniſtiſchen Ideen von der Emanzipation der Frauen gewannen eine große, praktiſche, unheilvolle Bedeutung. — Der Artikel ſchließt mit der Verſicherung, daß den Verfaſſer kein Nationalvorurtheil oder Haß gegen Frankreich beſeele, daß er im Gegentheil dieſem Land alles Gute gönne und wünſche. — Wir laſſen Sainte-Beuve gegen dieſe Urtheile und Beſchuldigungen ſprechen:

„Es kommen dermalen ziemlich häufig ſehr lebhafte Diatriben von Ausländern gegen unſere jetzige Literatur, unſere Dramen, unſere Romane u. ſ. w. vor. In Erwiederung der Bewunderung, des enthuſiaſtiſchen Wohlwollens, womit wir ſeine letzten großen Männer aufnahmen, zeigt England insbeſondere, obwohl jetzt gerade ſeiner ſtolzeſten literariſchen Namen beraubt, eine ausnehmende Strenge und Herbigkeit gegen Frankreich, das doch allein noch, ſeit dem Hingang eines Schiller und Goethe, Walter Scott und Byron, fortwährend eine Reihenfolge von Dichtern, eine immer nachwachſende Mannichfaltigkeit von Talenten aufzuweiſen hat. Da wir hier durchaus keine ſyſtematiſche oder patriotiſche Vertheidigung beabſichtigen, laſſen wir vor der Hand die Dramen dahingeſtellt, die, ohnehin zum größten Theil für das Auge beſtimmt, eher ſelbſt von durchreiſenden Fremden auf den erſten Blick hin beurtheilt werden können. Aber ein Artikel des Quarterly-Review macht gegen unſere ganze dermalige Literatur einen Kriminalprozeß in ſolcher Art anhängig, daß es Leuten von geſundem Sinn und Geſchmack, an welchen es bisher unſerem Land nie fehlte, unmöglich wird, den Eindruck zu verſchweigen, den ſolche Diatriben von Fremden auf ſie machen, wo alle zu machenden Unterſcheidungen, alle das Verhältniß der Talente und der Erzeugniße betreffenden Rückſichten untereinandergeworfen und begraben ſind in einer Fluth von Schmähungen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 47.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Julius 1836.

Gedichte von Robert Burns.

1.

Ich ſtand wo die Mauern des Thurmes wanken,
Wo der Abend die duſt'ge Viole bethaut,
Wo die klagende Eule aus Epheuranken
Dem nächtigen Monde ihr Leiden vertraut.

Es ſchlief die Luſt und des Windes Flügel,
Die Sterne ſchoſſen den Himmel entlang;
Die Füchſe heulten auf dem Hügel
Und die Thäler wiederholten den Klang.

Es eilte durch buſchige Ufergewinde
Der Strom vorbei dem zertrümmerten Wall,
Daß er mit dem rauſchenden Nith ſich verbinde,
Der ferne donnert mit dumpfem Schall.

Der eiſige Nord mit heulendem Ton
Trieb flackernde Lichter und nebligen Dunſt,
Die durch den Himmel ziſchten und floh'n,
So unſtät wie des Schickſals Gunſt.

Ich wandte mich und ſah mit Beben
Bei'm Mondenſcheine durch die Nacht
Sich eine mächt'ge Geſtalt erheben,
Gehüllt in eines Minſtrels Tracht.

Wär' ich ein Marmorbild geweſen,
Mich hätt' ihr kühner Blick bewegt;
Auf ihrem Helme war zu leſen
Der Name „Freiheit," klar geprägt.

Es ſtrömte von ihrer Harfe ein Klang
Um Todte zu wecken aus ihrem Schlaf;
Doch o! es war der trübſte Geſang,
Der jemals Britten-Ohren traf.

Sie ſang vom Glücke der Vorzeit viel,
Beweinte der letztern Jahre Grau'n;
Doch was ſie ſagte, war kein Spiel;
Ich will's dem Liede nicht vertrau'n.

2.

Jetzt hüllt ſich in grünes Gewand die Natur
Und lauſchet dem Lämmergeblöck auf der Flur;
Es wirbeln die Vögel mit ſüßem Akkord —
Mir bringt es nicht Freude, denn Nanny iſt fort.

Schneeglöckchen und Röschen entſprießen der Au,
Es baden ſich Veilchen im blitzenden Thau;
Mich ſchmerzet ihr Blühen am traulichen Bord,
Es mahnt mich an Nanny und Nanny iſt fort.

Du Lerche, dich hebend aus thauigem Hag,
Dem Schäfer zu künden den kommenden Tag;
Du Droſſel, begrüßend die Dämmerung dort,
Habt Mitleid und ſchweiget, denn Nanny iſt fort.

Komm, Herbſt, trübſinnig, mit Schauer und Froſt,
Und bringe durch traurige Kunde mir Troſt;
Der düſtere Winter, der ſchneeige Nord
Ergötzen mich einzig, denn Nanny iſt fort.

3.

O pfeife, mein Burſche, ſo komm' ich zu dir,
O pfeife, mein Burſche, ſo komm' ich zu dir;
Und zanken auch Eltern und Alle mit mir,
O pfeife, mein Burſche, ſo komm' ich zu dir!

Doch kommſt du zu mir, ſo nimm dich in Acht,
Und Pförtchen und Riegel hübſch zugemacht!
Und ſpähe umher mit bedächtigem Sinn,
Und thue, als gingeſt du anders wo hin.

Digitized by Google

Im Kirchlein, beim Markte, wo immer es ſey,
Beachte mich nicht, und geh' mir vorbei;
Verſtohlen nur blinzle mir in das Geſicht,
Doch ſtelle dich immer, als ſäh'ſt du mich nicht.

Betheure und ſchwöre, du liebeſt mich nicht,
Ja ſage, ich habe ein häßlich Geſicht;
Doch lieble mit Keiner, und wär' es zum Scherz,
Und fürchte, daß ſie mir entwöhne dein Herz.

O pfeife, mein Burſche, ſo komm' ich zu dir,
O pfeife, mein Burſche, ſo komm' ich zu dir,
Und zanken auch Eltern und Alle mit mir,
O pfeife, mein Burſche, ſo komm' ich zu dir!

4.

Als ich mit Willy ward getraut,
O Logan, rauſchteſt du ſo traut,
Und Jahre floh'n ſeitdem in Wonne
Wie Logan in der Sommerſonne.
Doch jetzt erſcheint dein Uferthal
Wie düſtrer Winter öd' und kahl;
Denn Willy kämpft mit Feindeshand
So fern von mir und Logan's Strand.

Es kommt der muntre Monat Mai
Auf Hügel und auf Thal herbei.
Die Vögel freut die Sonnenwärme,
Um Blumen ſummen Bienenſchwärme;
Doch ob der Morgen roſig ſcheint,
Der Abend Freudenthränen weint,
Ich ſeh' es freudlos, unverwandt,
Da Willy fern von Logan's Strand.

Die Droſſel hält bei ihrer Brut
Im weißen Hagedorn die Huth.
Ihr treues Männchen ſteht ihr bei
Und ſingt, daß ſie nicht traurig ſey;
Doch ich mit meinen Kleinen hier
Und ohne Tröſter neben mir
Bin Tag und Nacht im Wittwenſtand,
Da Willy fern von Logan's Strand.

Weh' euch, ihr Mächtigen im Staat,
Daß ihr verſtreut der Zwietracht Saat!
Wie ihr ein liebend Herz zerbrecht,
Das werd' an eurem Haupt gerächt!

Engliſche Kritik und franzöſiſche Replik.

(Schluß.)

Eine Frage über welche man wenigſtens Zweifel hegen darf iſt: die Kompetenz von Ausländern bei Beurtheilung einer gleichzeitigen Literatur, zumal wenn dieſe Literatur die franzöſiſche iſt, wenn ſie nicht durch Reiſen, durch langen Aufenthalt, durch alle Arten von Belehrungen, welche der Naturaliſation gleich kommen, vorbereitet ſind: wie können dieſe Ausländer andre als nur mehr oder weniger der Wahrheit ſich annähernde oder nur vorläufige Urtheile fällen? Freilich im achtzehnten Jahrhundert hätte ich einen Bolingbroke, Horaz Walpole, Hume oder Grimm, gerne als ſehr kompetente Richter anerkannt. Aber ſie kannten Frankreich und die gute Geſellſchaft von damals anders, als etwa von einem ſechsmonatlichen Aufenthalt in Touraine, wie es vielleicht beim Verfaſſer jenes Artikels der Fall iſt. Auch würde ich mich willig Richtern unterwerfen wie Makintoſh, klugen, feinen, gewandten Geiſtern, und gut eingeführt und bedient von dem unentbehrlichen Cicerone. Doch hat man auch ausgezeichnete Geiſter, trotz eines langen Aufenthalts ſehr ungelehrig geſehen. Herr A. W. Schlegel, der berühmte Kritiker, iſt immer gegen uns ziemlich ungerecht und trotz ſeines vieljährigen Aufenthalts, ziemlich ſchlecht über uns unterrichtet geblieben. Ja ich wage die Behauptung: hinſichtlich deſſen was ganz aus der Jetztzeit und von Geſtern iſt, was eine aufmerkſame, wachſame, ins Einzelne gehende Vergleichung und Erwägung erheiſcht, kann ein Ausländer, wie einſichtsvoll und unterrichtet er auch ſey, in der Ferne nur ein approximatives, unvollſtändiges, bedingtes, um im Styl zu ſprechen, der zur Zeit Ludwigs XIV im Brauch war, nur ein grobes Urtheil fällen, etwa wie der entfernteſte Provinziale thun würde, der mit der Literatur der Hauptſtadt auf dem Laufenden bleiben wollte. Die größten Geiſter entgehen dieſem Uebelſtand nicht. Goethe, ſo ſcharfſichtig und ſo empfänglich für alle Eindrücke, urtheilte etwas ſchief und ſpitzfindig über unſere jüngſte Literatur; es fehlte ſeinen Urtheilen das richtige Verhältniß; was er darüber dachte und ſagte zu den Zeiten des Globe,*) mochte werthvoll ſeyn, um ihn, aber nicht um uns daraus kennen zu lernen. Sein Geſchmack war in dem, was uns betraf, unſicher und zweideutig, und unſer literariſches Schickſal hängt keineswegs von ſeinen Orakelſprüchen ab. Der große Kritiker Tieck hat vor einiger Zeit einen Ausfall auf unſere jetzige Literatur gemacht; er nahm aber nur die Uebertreibungen in Anſchlag und ſein Bannſtrahl traf nicht. Um eine gleichzeitige Literatur, zumal die franzöſiſche, zu beurtheilen, muß man an Ort und Stelle ſeyn, die Schattirungen beobachten, die Abſtufungen unterſcheiden, das Original von den Nachahmungen trennen, das zarte und Feine vom Deklamatoriſchen ablöſen, das Gemachte, das ſich

*) Goethe urtheilte über den Globe ſehr günſtig. So ſagte er einmal: „Was aber die Herren vom Globe für Menſchen ſind, wie die mit jedem Tag größer, bedeutender werden und Alle wie von einem Sinne durchdrungen ſind — davon hat man kaum einen Begriff.“ Eckermann, Geſpräche mit Goethe.

oft ſchnell zu der urſprünglich wahren Begeiſterung geſellt, herausfinden und dieß nicht bloß im Verhältniß von einem Autor zum Andern, ſondern auch bei Einem und demſelben Talent; iſt man aber fern, ſo muß man darauf verzichten.

Der Aufſatz des Quarterly-Review mag gut und genügend ſeyn für England; es iſt eine moraliſche, ich möchte ſagen, ortspolizeiliche Geſundheitsmaßregel. Man hält uns für krank, für verpeſtet, man verbietet allen Geſunden und Wohldenkenden uns zu leſen — nun wohl! Haltet Polizei bei Euch, Ihr Herren; Ihr habt einen guten Anfang gemacht mit Byron, Shelley, mit Godwin, mit mehreren Eurer ächten Dichter und großen Männer, die Eure Prüderie auf den index prohibitorum geſetzt hat; es wäre anmaßend von uns, wenn wir uns beklagen wollten. Der Verfaſſer jenes wüthenden Artikels mag, ja er muß ſeyn ein unterrichteter und verſtändiger Mann, ein ausgezeichneter Gelehrter, der Griechiſch, Geſchichte, Sprachen verſteht. Aber für uns Franzoſen iſt ſein Artikel eben ... (das Wort unverſtändlich würde nur ſchwach bezeichnen was ich meine), und er zeigt eine Verwirrung in jeder Hinſicht, die uns ſehr beſcheiden und etwas ſkeptiſch machen muß in den Urtheilen, welche wir über Literatur fällen, die wir nicht aus eigener, lebendiger Anſchauung kennen, ſelbſt wenn wir die Aktenſtücke in Händen und ihre Vorlegung mit größter Sorgfalt bewirkt haben.

Die Verwandtſchaft, welche der Verfaſſer des Artikels nachzuweiſen ſucht zwiſchen den jetzigen Romanſchreibern, und denen des vorigen Jahrhunderts, iſt ganz erkünſtelt. Herr von Balzac iſt keine Emanation von Jean-Jacques. Der jüngere Crebillon hat im achtzehnten Jahrhundert nie den herrſchenden Einfluß ausgeübt, welchen der Verfaſſer ihm beilegt; ſein Ruf ſtieg nie bis zum Ruhm und blieb immer ziemlich untergeordnet. Von den Romanen des verfloſſenen Jahrhunderts redend, vergißt der Verfaſſer allzuſehr, daß, bei der Art wie er die Sache behandelt, er damals, hätte er ſchon gelebt, ganz zuverläſſig das zuſammengeworfen haben würde, was er jetzt getrennt halten möchte. Selbſt der Gil-Blas, der Unantaſtbare, mußte wohl ſeiner Zeit die Puritaner jenſeits des Kanals und die biſchöflichen Theologen ſkandaliſiren, wenn ſie ihn nur halb aufgeſchlagen haben. Gott weiß mit welchem Abſcheu man damals in den ehrbaren Familien Englands von Voltaire ſprach, von Voltaire, welchen der Verfaſſer des Artikels dem Jean-Jacques gegenüber ſtellt, wie ein Genie einem Narren. Das ganze Gemälde das uns vom achtzehnten Jahrhundert geboten wird, iſt falſch, überladen, geſchwärzt von politiſcher Leidenſchaft und hat die Abſicht unſere jetzige Hölle zu erklären, die nach dem Verfaſſer aus demſelben ſtammt.

Seine Weiſe den Prozeß, den er uns anhängt, zu beginnen mit einer ernſthaften und genauen Unterſuchung der Werke von Paul de Kock, muß die Leute von Talent, die er anſchuldigt, lächeln machen; und dieß Lächeln würde feiner und boshafter ſeyn, als das des Verfaſſers, wenn er ſeinen Mißgriff einſähe, aber man muß ihm ſeine Freude laſſen. Wenn man zuweilen mit Fremden von Geiſt ſich unterhält, die neuerlich angekommen und ganz begierig ſind auf unſere berühmten Männer, ſo heißt es anfänglich ... Lamartine, Beranger ... nun, dieſe Konfuſion iſt noch nicht ſo arg — weiter ... dann plötzlich, bei der dritten oder vierten Frage, entwiſcht ihrem Munde der Lieblingsautor ihres Herzens ... „Und Paul de Kock?“ rufen ſie aus. Man hat dann viele Mühe ihnen zu erklären, daß es mit dieſem etwas ganz Anderes iſt; daß er wohl ſein Verdienſt haben kann, daß er es wahrſcheinlich hat, aber daß man es nicht ſo genau weiß, daß man ihn nicht geleſen hat. Der engliſche Schriftſteller hat ſich alſo mit ſeinem Anfang nicht ſonderlich gut orientirt, er liebt im Leſen das bunte Durcheinander; es iſt etwas Böotiſches in ſeinem erſten Auftreten; da er ſtolz und grob iſt, ſo wollen wir nicht uns die Mühe geben, ihn zu leiten und ihm ſicherere, ſeinem Blick entgehende Pfade zu zeigen. Heu liquidis immisi fontibus aprum!

Viktor Hugo, den er ſehr naiv nach Paul de Kock aufführt, wird ſogleich wegen ſeiner Notre-Dame als ein Schüler Scotts, als Plagiarius von Quentin-Durward denunzirt. Scott iſt bei uns geleſen, bewundert, geliebt, und wenn man es ſagen darf, verſtanden worden in dem Maße, daß man ſich nicht verdächtig macht, wenn man ihm nicht Alles zugeſteht. Nein! Notre-Dame de Paris gleicht keinem Roman von Walter Scott. Der Engländer hat ſich durch ein paar Scenen, worin Ludwig XI vorkommt, verblenden laſſen. Die Grundidee von Notre-Dame, die Kathedrale, gehört Herrn Hugo ganz und urſprünglich an, und konnte auch nur durch einen Dichter ſeines Styls ausgeführt werden. Aber Styl — was heißt das? Wir wollen dem Engländer nicht erklären, wie hoch wir unter dieſem Geſichtspunkt Viktor Hugo ſtellen. In der Form, bei einer fremden Sprache, ſieht man darauf nicht ſo genau, man geht nur auf die Maſſe des Romans, das was zur Handlung gehört — was aber nur zu einem groben Urtheil führt.

Eine berühmte Frau, die, als ſie zum Ruhm gelangte, ſo unwürdig mit allen Arten von Kränkungen überhäuft wurde, dieſe Frau, die an Talent hinter keinem Mann zurückſteht, entgeht den Streichen des Engländers nicht. Er forſcht lächerlich als grammatiſcher Kommentator dem Urſprung ihres angenommenen Namens nach; er ſieht ihren Titel und ihr Wappen an; und dieſe höhniſche Leichtfertigkeit, dieſe Feinheit des Tons haben gewiß ihren Werth und ihre Delikateſſe bei einem Autor, der uns das Dekorum predigt. Was an dieſem überlegenen Talent tadelnswerth und verwerflich ſeyn mag, wird mit dem Reizendſten und Schönſten in ihren Schriften zuſammengewoben. Die mildeſten und keuſcheſten Produkte ihrer Feder ſind von dem Engländer, der uns in Maſſe lieſ't, in Einem Mundvoll, ſo zu ſagen, mit den ſtärkſten hinuntergeſchlungen worden; Lavinia und Leone Leoni waren ihm nur Ein Biſſen. Indiana und Valentine fallen unter demſelben Streich wie Lelia, welche geradezu dem Henker überliefert wird. Hr. v. Vigny darf ſich Glück wünſchen, daß er mit ſeinen Dramen und Romanen, den Erzeugniſſen eines ſeltnen und feinen Talents, dieſer etwas cyklopiſchen Kritik entgangen iſt. Der engliſche Schriftſteller hat doch wenigſtens dem Herrn von Balzac die ausgezeichnete Gunſt widerfahren laſſen, ſeine Eugenie Grandet von le Père Goriot zu unterſcheiden.

Digitized by Google

Was die Feage betrifft von der Achtung, welche man der Ehe ſchuldig iſt, und von den Angriffen, die ein beeühmter Autor durch ſeine Scheiften auf ſie gemacht haben ſoll, und die ſocialen Folgen, welche der Engländer davon erwartet, ſo enthalte ich mich, in dieſe Sache mich zu miſchen, da der angeſchuldigte Autoe ſelbſt ſeine Sache geführt hat. Es ſind dieß ernſte und ſchwer zu behandelnde Materien, wo überdieß, meines Erachtens, die Vertheldigung beinah eben ſo viel ſchaden kann, als der Angriff, wenn die Vertheldigung ſich länger ausſpinnt und als Theſis ſich einer andern Theſis entgegenſtellt. Daß die heutige Literatur eben nicht ſondeelich prüde ſey, daß ſie die Ausnahmen, die beſondern Fälle, kitzliche oder heftige Situationen liebe — das will ich nicht läugnen, und ich möchte ihr etwas mehe Mäßigung wünſchen, im Intereſſe der Moral allerdings, aber auch im Intereſſe des Geſchmacks. Der Geſchmack, man muß es geradezu ſagen, iſt nicht ein und daſſelbe mit der Moral, wenn ſchon er ibr nicht entgegengeſetzt iſt. Die Moral, auf ſtrengen Geſetzen beruhend, kann bisweilen im Widerſpruch ſeyn mit dem Geſchmack und ihn ſchweigen heißen; wie ekel und ſtreng auch der Geſchmack ſey, die Moral iſt immer noch eingeſchränkter, noch weniger elaſtiſch als er. Wenn eine Peeſon von Grundſätzen und Religion gegen eine gewiße Gattung der Literatur aus Gewiſſensbedenklichkeiten ſich erklärt, ſo verbeuge ich mich und laſſe mich auf keinen Streit ein; es iſt dann bei ihr ein höheres Motiv, das vor Gefahren, vor Klippen warnt; man darf da keine Vergleichung anſtellen zwiſchen den Vortheilen einer geiſtreichen Lektüre und den verderblichen Folgen, welche ſie dabei glaubt befürchten zu müſſen.

Als Racine ſich von der Lehre Nicole's überzeugt hatte, dichtete er keine Tragödien mehr. Das war auch das Sicherſte. Vor dem heiligen Paulus exiſtiren Anakeeon und Horaz gar nicht: den Gürtel der Venus muß man aufgeben gegen den ſtrengen Mönchsſtrick. Aber die Geſellſchaft ſteht nicht auf dieſem Punkt; und in der gegenwärtigen Diskuſſion, wenn man ſich an die Moral der Welt wendet, an dao, was man ein ehrbarer Mann ſeyn nennt, an die Moral, welche die Komödie und Tragödie, den Taetüſe und Phädra geſtattet, den Gürtel der Venus und die Gärten der Armida — o, dann darf auch dee Geſchmack ſeinerſeits am Streite Theil nehmen und ſeine Motive geltend machen. Aber ſeit es civiliſirte Geſellſchaften und verfeinerte Literaturen gibt — ſeitdem haben auch dieſe Literaturen, ſey es auf dem Theater, ſey es in lyriſchen Poeſien oder in andeen Gattungen, von pathetiſchen, leidenſchaftlichen, oft verbrecheriſchen Ausnahmsfällen, von Liebe, Verſührung, Schwäche, gelebt, und die bewundeetſten Werke ſind diejenigen, welche triumphirten durch die Form, durch einen gewißen darin athmenden Reiz, durch eine gewiße Sittlichkeit, welche eben ſo ſehr aus der Schönheit der Produktion, überhaupt aus dem eigentlichen Endergebniß entſpringt, und die oft eine ganz andere iſt, als die man, am Buchſtaben klebend, aus dem Endergebniß herausließ't. Dieſe Schönheit, man muß es geſtehen, dieſe Harmonie der Umriſſe und der Kompoſition, die bis auf einen gewißen Grad die Mängel der Grundidee gut machen kann, dieſe haben unſere modernen Scheiftſtellee, die ſo glänzend ſind im Detail, nicht, und dieß dürfte man wohl eher von ihnen fordern, als eine ſtrenge Moralität, welche die wahre Kunſt nie geſucht hat und die ſie gewiß hartnäckig fliehen würde, ſobald man ſie ihr feierlich aufdrängen wollte. Unter anderm Weſentlichem im Leben gehört auch die Ehe zu demjenigen, was man um ſo mehr reſpektirt, je weniger man davon ſpricht und predigt. Man erfreue ſich ihrer, man finde darin ein tugendhaftes Glück, aber die Begeiſterung iſt hier allein nicht zu holen. In dem Zuſtand der Demokratie oder vielmehr der Herrſchaft der Mittelklaſſen, dem wir uns von Tag zu Tag mehr nähern, liegt eine Klippe, ein falſches Ideal, vor welchem die Kunſt und der Geſchmack ſich zu hüten haben. Man denke ſich eine Literatur von der Art, daß ſie auf den erſten Anblick, guter Gott! befriedigte die Aengſtlichkeit der Moealiſten über'm Meer, die tugendhaften aber beſchränkten Haushaltungen in allen Provinzen oder gar die Majoeität einer Deputiertenkammer (ich bitte Alles um Verzeihung, was dieſe Majorität von perſönlich, für ſich geiſtreichen Mitgliedern in ſich ſchließt) — an dem Tag, wo es eine ſolche Literatur, klar, einleuchtend, geregelt, ſchön moraliſirend geben wird, die nur tugendhafte Schilderungen daebietet — an dem Tag wird die Geſellſchaft zwar in allen andern Punkten, nicht aber an Geſchmack gewonnen haben. — Aber heutzutage ſind wir noch nicht da angekommen."

Nur die Akten dieſes Steeits wollen wir zunächſt den Leſern im Auszug mittheilen und enthalten uns hier einer weitläuftigeren Erörterung. Nur ein paar Bemerkungen fügen wir bei: Wenn der engliſche Kritiker einer maßloſen Heftigkeit folgt, wenn er die Selbſtmorde und Verbrechen in Frankreich in eine doch nicht gehörig nachgewieſene Verbindung mit der modernen franzöſiſchen Liteeatur ſetzt und ſonſt noch manche Blößen gibt: ſo iſt dagegen die Antwort des franzöſiſchen Keitikers zu wenig erſchöpfend, zu oberflächlich; er ſucht den Gegner durch Nachweiſung ſeiner Inkompetenz überhaupt zurückzuweiſen, ſtatt ſeine Beſchuldigungen im Einzelnen genauer zu prüfen und zu widerlegen. Das Quaeterly-Review ſpricht ſo, als ob in Frankreich beinah keine andere als ſolche Schriften producirt würden; Sainte-Beuve aber macht geltend, daß die franzöſiſche Kritik das Gute wohl zu unterſcheiden und anzueekennen wiſſe und verläugnet einen der Romanſchreiber, in welchem der Engländee einen Hauptrepeäſentanten des franzöſiſchen Geſchmacks eeblickt, ganz und gar als nicht der guten literariſchen Geſellſchaft angehörig. Wichtig aber wäre zu erfahrrn: Welchen Beifall und Abſatz finden die Schriften eines Paul de Kock und Balzac, und welchen die eines Lamaetine? Auf manche Punkte, welche in dieſem Streit angeregt wurden, wird ſich Gelegenheit ergeben, zurückzukommen.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 48.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 Julius 1836.

An die Lerche,

Von Shelley.

Heil dir, Geiſt der Lieder,
In des Vogels Kleid,
Der vom Himmel nieder,
Oder ihm nicht weit,
Strömet ſeines Herzens volle Seligkeit.

Höher ſtets und freier
Du vom Boden dringſt
Wie ein ſiegend Feuer;
Dich ins Blaue ſchwingſt,
Wo du ſingend ſchwebeſt, ſchwebend ewig ſingſt.

In des Hochgolds Blitzen
Wenn der Tag zerrann,
Durch der Wolken Ritzen
Steigſt du wogend an,
Wie der Freude Seele, deren Feſt begann.

Um dein hold Getümmel
Fließt des Spätroths Kranz,
Wie ein Stern am Himmel
In des Tages Glanz
Bleibſt du ungeſehen in der Töne Tanz.

Wie wenn Speer um Sperre
Schickt der Sonne Licht,
Wenn im Dämm'rungsmeere
Ihren Schein ſie bricht,
Fühlen wir dein Schweben, doch wir ſehen's nicht.

All an Erd' und Lüfte
Deinen Klang du leihſt,
Wie der Nächte Klüfte
Leiſ' ein Strahl zeereißt
Und durch alle Himmel fließt des Morgens Geiſt.

Wie ſoll ich dich grüßen,
Dich vergleichen wie?
Regenbögen gießen
So den Thauglanz nie,
Wie aus deiner Nähe fluthet Melodie.

Wie ein Dichter leiſe
Von der Welt gewandt
Singend dem Geheiße
Seines Liebs ſie bannt,
Bis ſie fühlt und ahnet was ſie nie empfand.

Wie des Mädchens Laute,
Nächtlich im Palaſt,
Was ſie ihr vertraute
Zart in Wohllaut faßt
Und vom Schloſſe ſtrömet ſüßer Liebe Laſt.

Wie der Glühwurm gülden
Zwiſchen Tropfen Thau's
Unter Blumenſchilden
Haucht ſein Dunſtlicht aus,
Farbenvoll beſtrahlend ſein verhüllend Haus.

Wie verſteckt die Roſe
Unterm grünen Laub
An des Winds Geloſe
Spendet duft'gen Staub,
Bis der flücht'ge Schmeichler ſtirbt im ſüßen Raub.

Maienregens Zittern
Auf das lichte Gras,
Blüthen nach Gewittern
Wenn die Flur genas,
Nichts hält deines Jubels überſel'ges Maß.

Digitized by Google

Ach wo iſt die Quelle
Für dein trunknes Herz,
Auf dem Feld, der Welle,
Thalab, himmelwärts?
Liebe zu den Deinen? nie erfahrner Schmerz?

Nie wird des Genuſſes
Gabe dir genung;
Nie hemmt Ueberdruſſes
Schatten deinen Schwung;
Liebend kennſt du nimmer Liebesſättigung.

Wachend oder träumend
Winkt dir Grabes Saum
Lenzeshafter keimend
Als im Menſchentraum:
Flöß' ſonſt deine Weiſe ſo in Wonneſchaum?

Uns, um einſt und morgen,
Um das Ferne bang,
Tönt ein Laut der Sorgen
Durch der Freude Klang,
Und an Trauer mahnte wer je Süßes ſang.

Doch könnt' er erdrücken
Stolz und Angſt und Grell,
Quöll' von ſeinen Blicken
Nie der Thräne Zoll,
Dennoch wär' ſein Jubel nie ſo himmelvoll.

Mehr als jeder Weiſe
Freudiger Beginn,
Mehr als trübem Fleiße
Bringt ein Buch Gewinn
Gäb' dein Herz dem Dichter, Wolkennachbarin!

Nur die Hälfte lehne
Deiner Seele mir,
Wahnſinn ſüßer Töne
Flöſſe dann aus ihr,
Und mir horchten Welten wie ich horche dir.

Einſamkeit,

von Kirke White (geb. 1785, geſt. 1806.)

Nicht um mein niederes Geſchick
Weilt ſtill die Thräne mir im Blick,
Ich klag' um keine Herzenspein,
Es iſt nur weil ich ſo allein.

Nach Wald und Thal zieh' ich hinaus,
Wenn müd der Dörfer kehrt nach Haus,
Ich ruhe auf des Teiches Moos,
Wenn Sternglanz blickt auf ſeinen Schoß.

Doch wenn des ſtillen Abends Schmerz
Steigt melodievoll himmelwärts,
Bricht andrer Sinn leis auf mich ein
Und ſeufzet, daß ich ſo allein.

Des Herbſtes Laub iſt todt und dürr,
Es woget in des Bachs Gewirr;
Ich möcht' ein Laub ſeyn, dem ein Ach
Nie zieht aus liebem Herzen nach.

Mit ſachem Weh aus Wind und Wald
Dieſelbe Sprache zu mir hallt;
Mit meinem Lächeln lacht kein Freund,
Mit meinem Weinen Keiner weint.

In Träumen doch ſeh ich ein Bild
Das an mich denkt, ſo liebemild;
Und flieht geſchreckt der ſüße Schein,
So wein' ich, daß ich ſo allein.

Fr. Notter.

Beranger.

Wir haben in Deutſchland gelernt, den Champagner dergeſtalt nachzumachen, daß ſchon ein ſehr geübter Weinſchmecker dazu gehört, um ihn von dem Original zu unterſcheiden, und daß nichts als der Heimathſchein dem nachgekelterten Weine zu fehlen ſcheint, mit welchem ihm wohl auch manchmal gutherzige Leute aushelfen mögen. Aber nicht eben ſo wie den Champagner, in deſſen berauſchendem, leichtem Feuer Beranger's Bachantin ſich berauſcht, vermogen wir den in den Liedern des Chansonnier, wie er ſich ſelbſt vor Gericht nannte, ſprudelnden und mouſſierenden Geiſt nachzuahmen — weder in Originalgedichten, noch in Ueberſetzungen; und mancher deutſche Mann, der keinen Franzmann leiden kann, aber doch ſeine Weine gern trinkt, und der weit entfernt iſt, gleich dem Nachbar des Epikuräers, ſchon beim Anblick des Champagners die Migräne zu bekommen, preiſ't im Stillen Gott, daß der franzöſiſche Geiſt der Leichtfertigkeit, wie er in Beranger's Liedern weht, nicht auch ſchon bei uns ſich einheimiſch gemacht, ja wenig Hoffnung hat, es, in dieſer Geſtalt wenigſtens, je zu werden. Für unmöglich ſoll es nicht gerade erklärt werden, Beranger's Lieder mit Glück auch ins Deutſche zu übertragen, denn wie manche ſcheinbare Unmöglichkeit iſt ſchon überwunden worden durch Fleiß, Geſchick und Glück! — Aber wir unſers Theils verzichten vor der Hand darauf, größere Proben verdeutſcht mitzutheilen, da wir nicht hoffen dürfen, diejenigen welche das Original kennen, auch nur von Ferne zu befriedigen.

Bei ſolchem Mangel an Verwandtſchaft dieſes franzöſiſchen Dichters mit dem deutſchen Genius könnte man den Deutſchen das Recht ſtreitig machen, auch nur ihre Stimme über denſelben abzugeben, da bei ſolcher Heterogenität kein Verſtändniß, und

Digitized by Google

ohne Verſtändniß keine Gerechtigkeit zu erwarten ſey. Börne hat in ſeiner Balance (der unparteiiſch abwägenden? ſollte nicht der Gallier etwas, wenn auch kein Schwert, aber vielleicht ſeine Gunſt und ſein beifälliges Lächeln in die eine Wagſchale geworfen haben?) — Börne hat eine Vergleichung angeſtellt zwiſchen Beranger und einem deutſchen Dichter, der mit jenem beinah nichts gemein hat, als die Publicität, deren beide genießen, und den Dichtergeiſt im allgemeinſten Sinn — Uhland. Beinahe könnte man ſich verſucht fühlen, zu glauben: Börne habe das Vorurtheil, das gegen ſein, als eines Ausländers Urtheil ſich erheben mochte, zu überwinden und ſich zu legitimiren geſucht zur Beurtheilung des franzöſiſchen Dichters durch ein ächtfranzöſiſches Mißverſtehen des Deutſchen. Iſt es doch als ob ein ſchadenfroher Geiſt alles Deutſchgeſchriebene und Deutſchgedruckte, was nach Frankreich hinübergeht, mit argliſtiger Feder entſtellend korrigirte, mit einer magiſchen Schnellpreſſe es umdruckte und eine nicht bloß zerſtörende, ſondern ſinnſtörende, eine wirklich poſitiv wirkende Cenſur übte! So muß es auch mit dem Exemplar von Uhlands Gedichten gegangen ſeyn, das Börne beim Niederſchreiben ſeines Aufſatzes in Händen hatte — ein jämmerlich entſtelltes, corrumpirtes, lückenhaftes Exemplar — ein ſolches, aus welchem ſich gerade der entgegengeſetzte Sinn der Gedichte herausleſen ließ — vielleicht eines, das zum Gebrauch von Enthuſiaſten für Feudalismus und Ariſtokratie eigens zugerichtet war, (und warum ſollte das nicht denkbar ſeyn, wenn man weiß, wie z. B. die von Wein und Liebe glühenden Gedichte eines Hafis, wahrſcheinlich durch Vermittlung eines dem luſtigen Sünder ſehr gewogenen Genius oder Zauberers, in fromme Offenbarungen, heilige Liebesergüſſe der myſtiſchen Zunge verwandelt wurden;) — vielleicht ein Pariſer Nachdruck gar mochte in Börne's Händen ſeyn. Man beſorge jedoch nicht, daß jener Aufſatz Börne's auf den Schreiber des Vorliegenden einen die Unbefangenheit trübenden Einfluß ausgeübt habe; allerdings geſchieht es gar leicht, daß man den Widerwillen und Aerger, welchen ei übertriebene Bewunderung und Lobpreiſung Einem erregt, auf den Gelobten ſelbſt überträgt; aber es wird nicht behauptet, daß Beranger von Börne über Verdienſt und Gebühr geprieſen werde, ſondern nur, daß dieſes Lob durch eine Uhland verkleinernde und verdächtigende Vergleichung, eine ganz falſche und hohle Unterlage, höchſt unglückliche Motive bekommen habe; und wir hoffen, indem wir Beranger als einen der glänzendſten Repräſentanten des franzöſiſchen Geiſtes betrachten, ihm alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Alle poetiſchen Geiſter und ihre Werke unter ſich zu vergleichen, ſie zu lociren, jedem in dem großen Reiche der Poeſie, auf dem allgemeinen Parnaß die ihm gebührende Stelle und Decoration anzuweiſen: mag die große Aufgabe einer, wenn nicht vorhandenen doch poſtulirten Weltkritik ſeyn; darauf verzichten wir hier; unſere Aufgabe iſt nicht ſowohl die: auszumitteln, was die Verdienſte von Berangers Muſe ſeyen, welche Anerkennung ihr gebühre? — dieſe Fragen ſind factiſch beantwortet durch die ungeheure Gunſt und Popularität, deren er ſich in ſeinem Vaterland erfreut; — als vielmehr die: was ſich aus dem, dieſem Dichter zu Theil gewordenen Beifall als charakteriſtiſch für den franzöſiſchen Geiſt und Geſchmack ergebe? Sein Ruhm iſt eine unbeſtreitbare Thatſache; ſeine Lieder leben im Munde des Volks; darüber aber, was das wahre Weſen der Poeſie ſey, werden ſich die Aeſthetiker und Philoſophen ewig ſtreiten; ob Beranger's Gedichte dem größern Theile nach dauern werden, können wir nicht entſcheiden, aber wir dürfen wohl auf ihn, auch im ungünſtigſten Fall die Worte anwenden:

Wer ſeiner Zeit genügt,
Der hat genug gelebt für alle Zeiten!

Wer in der Poeſie überhaupt nur Abſolutes, Ideelles und Idealiſches ſucht, wer ihr Gebiet philoſophiſch abſteckt oder gar ihre Gegenſtände und die Art und Weiſe der Behandlung a priori deducirt, der wird freilich bei Beranger ſeine Anſprüche an Poeſie oft ſehr wenig befriedigt finden; er wird ihm entweder den Poetentitel abſprechen müſſen, oder, wenn er davor doch Scheue trägt, wird es ihn viele Mühe koſten, durch Nachweiſung einer tieferen Bedeutung, durch Handhabung der noch ziemlich ſchwebenden Kunſtausdrücke von Ironie, Humor, Komik doch noch ein Plätzchen unter den ernſthaften, würdigen, belorbeerten Häuptern, wie man ſich die wahren Dichter vorzuſtellen pflegt, dieſem ſchalkhaften, leichtſinnigen und oft auch leichtfertigen Chanſonnier zu vindiciren. Da findet ſich nichts von der rauhen Größe eines Dante, der an der Hand Virgils durch Hölle und Fegefeuer, und von Beatrice geleitet durch das Paradies wandert; nichts von der, wenigſtens in der Poeſie treuen Liebesgluth eines Petrarka, der dieſelbe Schönheit, dieſelben Augen in unzähligen Sonetten feiert; da iſt nicht die melancholiſche Zärtlichkeit und die in einem Gedicht die tiefſten ſpeculativen Probleme, die ſchmerzlichſten Zweifel und die ſeligſten Hoffnungen verkörpernden und veranſchaulichenden Tiefſinnigkeit ſo vieler brittiſcher und deutſcher Dichter — auch nicht der elegiſch-pathetiſche Schwung ſeines Landsmanns Lamartine; die ernſten Elemente, welche ſich darin vorfinden, könnte man für verirrte Trümmer aus einer andern Welt erklären. Und doch, wenn man nicht gerade mit ſchwarzgallichter Laune, mit verbittertem Gemüth, wenn man mit leichtem offnem Sinn und Muth dieſe Lieder lieſ't — und wie anders mag die Wirkung ſeyn, wenn man ſie in ihrer Heimath ſingen und recitiren hört und alles in ihnen Angedeutete vollkommen verſteht! — doch muß man bekennen, daß in dieſen Liedern eine Fülle von Geiſt und Einbildungskraft, nicht bloß von Witz und Verſtand enthalten iſt; daß das verhältnißmäßig wenige Ernſte darin denn doch mit dem Launigen und Spaßhaften zuſammenſtimmt; man würde ſich doch nicht entſchließen, dieſe Faunen und Satyrn aus dem Pantheon der Poeſie hinauszuweiſen. Für ſeine kecken politiſchen Gedichte mußte Beranger, trotz der Vertheidigung des Herrn Barthe (tempora mutantur!) im Gefängniß büßen, weil ſie das Gericht für ſtrafbar erkannte; wenn ein Collegium von Kritikern ſie aber nicht für Gedichte anerkennen wollte, würde gewiß Beranger aufs lebhafteſte und mit gerechtem Selbſtgefühl empfinden, daß ihm durch dieſen Ausſpruch größeres Unrecht geſchehe, als durch jenen; es würde ihm aber auch von dieſem die Appellation an ein Forum frei-

Digitized by Google

ſtehen, welches ganz gewiß das Verdict der Kunſtrichter kaſſiren würde.

Es ſoll nicht beſtritten werden, daß die höchſte Poeſie diejenige iſt, welche durchaus große, edle und würdige Gegenſtände behandelt; aber ſo wenig durch die Größe und Würde des Gegenſtands eine dürftige Poeſie gut und reich wird — ſo wenig kann die Geringfügigkeit, oder Frivolität des gewählten Thema's die Anſprüche auf poetiſches Talent ungültig machen; ja ſogar läßt ſich behaupten: wie ein großes Thema die Armſeligkeit der Behandlung um ſo auffallender hervortreten läßt, ſo bewährt ſich der Reichthum des poetiſchen Genius gerade auch darin, daß er das Unbedeutende, Kleine mit Geſchick zu behandeln, zu ſchmücken und intereſſant zu machen vermag; womit jedoch nicht behauptet werden ſoll, daß Beranger, weil er in der Gattung der leichten Chansons unerſchöpflich reich und mannichfaltig iſt, deßwegen überhaupt ein reicher Dichtergeiſt in jeder Gattung ſeyn würde. Beranger hat ſeine Sphäre erkannt und gefunden; er iſt in ihr ausgezeichnet; ob er es in einer andern auch ſeyn würde, iſt zweifelhaft; ob Beranger beſſer thäte, ſtatt leichter Liedchen lauter ernſte Oden zu dichten, die ihm vielleicht wenig gelängen, mag ein Moraliſt in Erwägung ziehen, aber die Kritik muß es unbedingt verneinen.

Beranger iſt ächt franzöſiſcher Dichter; er iſt populär und national — er iſt das eine, weil er das andere iſt; ferne ſey es von uns behaupten zu wollen, ſeine Poeſie erſchöpfe und befriedige den poetiſchen Trieb und Sinn der Franzoſen; aber er repräſentirt, und gewiß auf eine glänzende Weiſe, eine wichtige und hervortretende Richtung ihres Geiſtes. Er erſetzt mit ſeinen Liedern die älteren, keiner Nation fehlenden Volkslieder und verbindet damit die Kunſt und den Reiz einer höchſt gebildeten und gewandten Sprache. Während meiſt die Kunſtpoeſie die Volkspoeſie verdrängt, ſcheint Beranger dazu beſtimmt zu ſeyn, die letztere aus ſich wiederzugebären. Auf welche Weiſe die alten Volkslieder entſtanden ſind, welche zum größten Theil keinen Namen eines Dichters mehr an der Stirne tragen, iſt ſchwer ſich vollkommen anſchaulich zu machen; allerdings mußte es zuletzt immer ein Individuum ſeyn, welches dem von einer größern Maſſe angeſchafften und vorbereiteten Stoff die eigentliche Form des ſelbſtſtändigen Liedes gab; aber gewiß ſtand doch damals der Dichter den Uebrigen, die gewiſſermaßen ſeine Mitarbeiter waren, nicht ſo fern wie heutzutage. Wie jetzt die Theilung der Arbeit mehr und mehr um ſich greift, ſo ſcheint auch gleichſam eine Theilung der geiſtigen Vermögen eingetreten zu ſeyn; der großen Mehrzahl fällt der proſaiſche Verſtand zu, wie er allerdings dem in materiellen Intereſſen verſinkenden Leben nothwendig iſt; nur Wenigen verhältnißmäßig wird das Geſchenk einer mehr als nur träumenden, einer dichteriſch ſchaffenden und bildenden Phantaſie zu Theil. Von der alten Dichtkraft oder Phantaſie iſt aber doch noch immer in der großen Maſſe ein Reſt zurück, der, wenn auch zum Produciren zu ſchwach, wenigſtens durch die Poeſie geweckt und angeſprochen wird und ſich als Empfänglichkeit und Geſchmack beurkundet. Diejenigen Dichter, welchen es gelingt, dieſe ſchlummernde Luſt an der Poeſie wach zu rufen und indem ſie ihre Lieder dem Gedächtniß und dem Munde des Volks einprägen, das ihnen durch die Gunſt des Himmels vorbehaltne Geſchenk freigebig gleichſam mit Allen theilen, ſind Volksdichter; je größer der Unterſchied der Stände und der geſellſchaftlichen Zuſtände wird, deſto ſeltner werden auch die Volksdichter, d. h. diejenigen Dichter werden, welche, wo nicht das ganze Volk, doch Menſchen aus den verſchiedenſten Klaſſen, und nicht nur Einzelne, ſondern die Mehrzahl der überhaupt Empfänglichen, in einem gemeinſamen Intereſſe und Genuß verbinden. Man irrt häufig darin, daß man ſich einbildet: das mache den Volksdichter, daß er die Redeweiſe des Volks in einzelnen Ausdrücken und Wendungen ſich anbequeme und dadurch dem Gehalt und Stoff ſeiner Poeſie durch dieſe Form Eingang und Beifall bei der Menge verſchaffe; aber im Gegentheil! nicht die Form allein oder vorzugsweiſe, ſondern der Stoff, der Geiſt der dem Volke gebotenen Poeſie muß daſſelbe als verwandt anſprechen; die Gedanken, die Empfindungen, die Intereſſen, die Anſchauungsweiſe des Volks müſſen, freilich nicht in natürlicher oder erkünſtelter Rohheit und Derbheit, ſondern in einer veredelnden, von dem Boden der gemeinen Wirklichkeit ſie ablöſenden Sprache, eine zugleich heimliche und geſteigerte Stimmung erzeugen; der äſthetiſche Genuß, der Reiz der Form, die Singbarkeit, die Anpaſſung an bekannte und beliebte Melodien, kommt dann allerdings dem Intereſſe des Stoffes mächtig zu Hülfe. Ein Volksdichter in dieſem Sinn wird freilich nicht ſowohl die Einſicht und die Sittlichkeit des Volks erweitern und fördern, als vielmehr nur deſſen Bewußtſeyn und Intereſſen eine kräftige und verklärende Sprache leihen; er wird nicht im Licht eines weiſen Pädagogen erſcheinen, aber mit freudigem Stolz ſich ſagen, daß er das Organ der Volksgeſinnung iſt; der Gemeingeiſt, der Geiſt der Nation wird ſeine Muſe.

Ein ſolcher Dichter iſt unter den Franzoſen Beranger, der Geliebte und Bewunderte; franzöſiſcher Geiſt, Charakter, Sitte und Anſchauung ſprechen ſich in ihm aufs ſchärfſte und glänzendſte aus; er gehört weder den Klaſſikern noch den Romantikern an, weder den hartnäckig und eigenſinnig am Alten und Hergebrachten Feſthaltenden, noch den abſichtlich und willkürlich, eben deßhalb oft ungeſchickt Neuernden; er iſt fortgeſchritten, wie das franzöſiſche Volk ſelbſt, ja er richtet die Blicke hoffend in eine mehr gewährende Zukunft, aber er verläugnet die alte franzöſiſche Weiſe nicht. Er iſt ein ächter Sohn, ein treuer Repräſentant ſeines Volks; dabei hat er denn doch ſeine eigene Individualität, welche ſich auch in ſeinen Liedern geltend macht und auf anmuthige, beſcheidene Weiſe darin hervortritt. Auf dieſe ſeine Perſönlichkeit und ſeine Lebensſchickſale betreffenden Gedichte werfen wir zuerſt einen Blick.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 49.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 August 1836.

Anna.

Von Burns.

Noch geſtern trank ich hohe Luſt
Weil keines Auges Bann nah,
Noch geſtern lag an meiner Bruſt
Das goldne Haupt der Anna.
Du, jenen Dürſtenden geſchickt,
Der Wüſte labend Manna,
Du haſt ſie nicht ſo ſüß erquickt,
Wie mich der Mund der Anna.

Ihr Fürſten nehmt den Oſt und Weſt
Vom Indus zum Savannah!
Ich halt' in meinen Armen feſt
Den Wellenleib der Anna!
Nicht ſtolzer Kaiſerinnen Blick,
Nicht goldumſtrahlte Suſanna,
Bezwäng' mich, wenn ich trunknes Glück
Empfang' und tauſch' mit Anna.

Du ſtolzer Gott des Tags ſey fern,
Sey ſtill, du Strom des Banna. *)
Es leuchte ſchimmernd mir kein Stern
Auf meinem Weg zu Anna.
Sey mir, du liebesholde Nacht
Dein dunkelndes Geſpann nah,
Und deines Himmels Klang gebracht
Zum ſel'gen Lied von Anna.

Fr. Notter.

*) Das Original ſagt hier: „fort, bleichende Diana;“ da das feinere deutſche Ohr das Wort „Diana“ als Reim auf „Anna“ nicht erträgt, ſo wurde obige Phraſe ſubſtituirt; der Banna iſt irgend ein den Schotten bekanntes Gewäſſer, deſſen in Bezug auf vorſtehendes Lied inſofern Erwähnung geſchieht, als bemerkt iſt, daſſelbe ſinge ſich nach der Melodie: „Banks of Banna.“ — Aus gleichen Gründen wurde in der vorhergehenden Strophe ſtatt der Wendung des Originals: „Nicht Kaiſ'rin noch Sultana,“ geſetzt: „nicht goldumſtrahlte Suſanna,“ da dieſe ſchöne Frau von der Bibel ausdrücklich als Gemahlin des „reichſten Mannes im Volke“ erwähnt wird.

Ozymandias.

Von Shelley.

Ein Wanderer aus einem alten Lande
Erzählte mir: Es ſtehn im Wüſtenſande
Aus Stein geformt zwei rieſ'ge Beine; dicht
Dabei liegt ein zertrümmertes Geſicht;
Der Hohn, der die gefurchte Stirn umſchwebt,
Sagt, daß der Bildner wohl die Leidenſchaft
Verſtanden, die gemeißelt auf dem Schaft,
Das Herz, das ſie einſt nährte, überlebt.
Und auf dem Fußgeſtelle ſteht: „Ich bin
Der Kön'ge König Ozymandias;
Ihr Mächt'gen, ſeht auf meine Werke hin
Und dann verzagt.“ Sonſt ſieht man nichts als das.
Rings um die Trümmer des Koloſſes breiten
Die Wüſten ſich in unermeßnen Weiten.

Felix Adolphi.

Beranger.

(Fortſetzung.)

In dem Gedicht: der Schneider und die Fee gibt er eine kurze und rührende Selbſtbiographie. In Paris, voll Gold und Elend, war er als zartes Kind bei ſeinem alten Großvater, einem armen Schneider. Nichts weisſagte ihm den Ruhm eines Orpheus an ſeiner Wiege, die nicht von Blumen war; aber eines Tags fand der Alte, der auf das Schreien des Kindes herbeigeeilt war, daſſelbe in den Armen einer Fee, die es mit fröhlichen Liedchen beſchwichtigte und dem Großvater auf ſeine Fragen nach der Zukunft des Kindes, weisſagte; er werde Aufwärter im Gaſthof, Buchdrucker und Kommis *) werden; ein Blitzſtrahl werde ihn treffen — eine, ſein Leben bedrohende aber

*) So heißen in Frankreich die niedern Beamten in den Büreaux und Schreibſtuben u. ſ. w.

Digitized by Google

doch noch glücklich an ihm vorübergehende Weihe von oben — von Gott geſchützt fliege der neubeſeelte Vogel anderen Stürmen und Gefahren entgegen. Alle Freudengenüſſe, die Sylphen der Jugend, werden ſeine Leier in der Stille der Nächte erwecken; in der Hütte des Armen verbreitet er Frohſinn, dem Reichthum erſpart er die Langeweile. Traurig wird ſeine Sprache, wenn Ruhm und Freiheit untergehen und verſinken und er, wie ein erſchrockener Fiſcher, vom Schiffbruch erzählt. Aber ſeine leichten Lieder werden dem Franzoſen theuer ſeyn und die Thränen des Geächteten mildern. — Weitere Aufſchlüſſe über ſeine Lebensſchickſale gibt das Lied: Meine Berufung.

Geſetzt auf dieſe Kugel,
Krank, aller Reize baar,
Erſtickt in dem Gedränge
Weil ich nicht groß genug war —
Ein bittres Wort der Klage
Aus meinem Munde ging;
Der gute Gott ſprach zu mir:
Sing', armer Kleiner, ſing!

Die prächtige Karoſſe
Beſpritzte mich mit Koth;
Die Mächtigen, die Reichen
Verhöhnten meine Noth;
Wer iſt der ihres Spottes
Giftſtachel je entging?
Der gute Gott ſprach zu mir:
Sing', armer Kleiner, ſing!

Um nicht zum ungewiſſen
Leben zu ſeyn verdammt,
Bequemt' ich mich der Kette
Von einem dürft'gen Amt.
Ich glühe für die Freiheit,
Doch aus das Brod mir ging;
Der gute Gott ſprach zu mir:
Sing', armer Kleiner, ſing!

Die Lieb', in meinem Jammer,
Um mich zu tröſten kam;
Doch mit der flücht'gen Jugend
Die Lieb' auch Abſchied nahm.
Die blühende Schönheit achtet
Mein ſehnend Herz gering;
Der gute Gott ſprach zu mir:
Sing', armer Kleiner, ſing!

So als Beruf hienieden
Mir nur das Singen blieb,
Die ich damit ergötze —
Haben ſie mich nicht lieb?
Wenn Becher zündend kreiſen,
In trauter Freunde Ring,
Der gute Gott ſpricht zu mir:
Sing', armer Kleiner, ſing!

So entfernt dieſe Nachbildung von der leichten Anmuth des Originals iſt — das Rührende, Anſpruchsloſe wird man doch immer herausfinden. Das „dürftige Amt" jedoch, deſſen er Erwähnung thut und das in einer untergeordneten Anſtellung bei der Univerſität beſtand, verlor er in Folge ſeiner erſten Verurtheilung im Jahr 1821. Um ihn dafür zu entſchädigen, bot ihm Lafitte eine Stelle in ſeinen Büreaux an, welche aber der Dichter in dem an Lafitte gerichteten Liede: Liſettens Rath mit eben ſo viel Freimüthigkeit als Zartgefühl ablehnte. Der Refrain dieſes Gedichts iſt:

Liſette ins Ohr
Stellt alles mir vor;
Ganz leiſe dieß Orakel ſpricht:
O ſing' hinfort und ſchreibe nicht!

Selbſt von einem ächten Bürger Bezahlung zu nehmen, ſey immer eine ſchwere Bürde;

Du wirſt die Armuth leicht ertragen,
Wenn Amor neu die Laute ſtimmt,
Die jetzt, erzürnt, ſie zu zerſchlagen,
Themis aus deinen Händen nimmt.

Es halte ihn die doppelte Bedenklichkeit ab, daß man ihm aus Lafitte's Wohlthaten, und jenem aus ſeinen (Berangers) Geſängen, ein Verbrechen machen würde. Seine Muſe würde beſorgen zu ſchmeicheln, wenn er Lafitte rühmte, und er würde dieſem Mann gegenüber ſeine, beide, trotz der Ungleichheit des Vermögens gleichſtellende, Unabhängigkeit verlieren. An Freunden fehlte es dem Dichter nie, der den Werth und die Pflichten der Freundſchaft ſelbſt auch wohl zu ſchätzen wußte; am Jahrestag ſeiner erſten Verurtheilung ſang er ſeinen Freunden:

Die Liebe ſchläft auf Roſenpfühlen;
Doch wenn den Horizont färbt Nacht,
Der Freundſchaft Stärke recht wir fühlen,
Die an des Kerkers Thoren wacht.

Nicht abgeſchreckt durch ſeine erſte Verurtheilung fuhr Beranger fort, ſeiner kecken Laune und ſeiner patriotiſchen Erbitterung freien Lauf zu laſſen, ſo daß im Jahr 1828 zum zweitenmal eine Anklage gegen ihn erhoben und er wieder zu einer Gefängniß- und Geldſtrafe verurtheilt wurde. Aber dieſe Verurtheilung, welche der Dichter mit Gleichmuth ertrug, war für die damalige Regierung ſelbſt ſehr ſchädlich, und die Nation wurde durch die gegen ſeinen Liebling verhängte Strafe wahrſcheinlich nachhaltiger gereizt, als durch ſeine allerdings ziemlich reſpektswidrigen Verſe. Wo ſchon ſo viele Gährungsſtoffe vorhanden waren, da wirkte auch dies Ereigniß in ſolcher Weiſe. An der Juliusrevolution nahm er lebhaften Antheil, verſchmähte es aber, die ihm ſich darbietende Gelegenheit zu Aemtern und Bereicherung zu benützen. Er rief Chateaubriand, der ſich aus Frankreich entfernte, in einem ſchönen und ſchmeichelhaften Gedicht zurück und forderte ihn auf, ſich der Sache des Volks zu weihen. Chateaubriand entſprach zwar jenem Rufe, nicht aber der Auffoderung in dem Sinn, wie Beranger ſie verſtanden hatte. Seither lebt er in der Zurückgezogenheit, treu ſeinen Grundſätzen;

Digitized by Google

ſeine Leier ſcheint beinah ganz verſtummt zu ſeyn. „Nein, meine Freunde, nein! ich will nichts werden!“ beginnt ſein Lied an ſeine Miniſter gewordenen Freunde, deſſen wiederkehrender Refrain iſt: „Als er mich ſchuf, ſprach Gott zu mir: Werde nichts!“ Ein ſeltener und gewiß alles Lobes würdiger Unabhängigkeitsgeiſt, um ſo preiswürdiger in einer Zeit und in einem Lande, wo Aemter- und Geldgier ſchon ſo mancher Renommée den Todesſtoß gegeben haben.

Von den Liedern, welche auf Beranger's eigene Lebensſchickſale Bezug haben, und deren noch mehrere angeführt werden könnten, gehen wir über zu denjenigen, worin er ſeine Empfindungen mit denen des Volks, d. h. zwar nicht der Geſammtheit der Franzoſen, aber doch einer bedeutenden Partei identificirte, zu ſeinen nationalen und politiſchen Gedichten. Dieſe beiden Arten möchten wir ſo unterſcheiden: eine nationale Poeſie iſt eine ſolche, worin ſich das Bewußtſeyn eines Volks als einer *Totalität* ausſpricht, im Gegenſatz zu andern Nationen; das politiſche Gedicht tritt da hervor, wo in Einem und demſelben Volk ein Gegenſatz, ein Streit, eine Spaltung in Parteien entſteht; das politiſche Gedicht gehört Syſtemen und Meinungen an, das nationale dagegen einer durch die natürlichen Bande des Bluts, der Sitten und der Sprache verbundenen Maſſe. Das nationale Gedicht muß durchaus nicht polemiſch ſeyn, dagegen das politiſche wohl nothwendig eine polemiſche Richtung haben muß; dieß möchte es auch ſeyn, was Goethe über dieſe letzte Gattung das Wort ausſprechen ließ:

„Ein garſtig Lied! pfui, ein politiſch Lied!“

Dann kann man ſagen, in der Poeſie ſoll Alles auf Einheit, nicht auf Einſeitigkeit, auf Verſöhnung nicht auf Hader hinzielen. Wir laſſen jedoch dieß hier dahingeſtellt und halten uns daran, daß Beranger wirklich politiſche Lieder, und zwar zum Theil ausgezeichnete, neben den nationalen, gedichtet hat. Die Freiheit und der Ruhm Frankreichs — dieß ſind die ſeine Seele unabläſſig beſchäftigenden Gedanken, die er auf die mannichfaltigſte Weiſe mit unerſchöpflichem Reichthum der Bilder und Wendungen ausſpricht; aber der Perſonification des franzöſiſchen Ruhmes, dem Kaiſer Napoleon Weihrauch zu ſtreuen, verſchmähte er, weil er doch die Freiheit vermißte und erſt als der Gewaltige durch die Fremden geſtürzt und der Ruhm Frankreichs durch die Invaſion verdunkelt, ſein Lorber entblättert war, erſt da benützte er die nunmehr doch *größere* Freiheit dazu, den entſchwundenen Ruhm zu beklagen, und wenn auch mit Gefahr, eine Stimme zu erheben, welche während der eiſernen Herrſchaft Napoleons ganz erſtickt geweſen war. In der That, von dem Druck unter Napoleon gibt Folgendes ein anſchauliches Bild: ein franzöſiſcher Beurtheiler von Beranger, Tiſſot, ſagt: „die Kunſt, große Gedanken unter einer ſcherzhaften und einfachen Sprache zu verſtecken, macht das Verdienſt des Liedes: Le Roi d'Yvetot aus, das wirklich eine verdienſtliche That war. Ganz Europa verſtummte vor Napoleon an der Spitze einer Million Soldaten, ein ſchlichter Bürger wagte in einer artigen Fabel einen Tadel über die ganze Herrſchaft eines Eroberers auszuſprechen.“ Und was enthält dieſer Roi d'Yvetot, welchen zu publiciren ſchon einen damals bewunderten, alſo ſeltenen oder einzigen Muth erforderte? Nichts als die in ſchlichten, in kindiſchem Ton gehaltenen Verſen erzählte Lebensweiſe eines in der Geſchichte wenig bekannten Königs, der früh zu Bett ging, ſpät aufſtand, ſehr gut *ohne Ruhm* ſchlief, gut aß und trank, keine Soldaten hielt, die Frauen und Mädchen gern mochte, als ein friedliebender Mann ſeine Staaten nicht vergrößerte und nur durch ſein Tod das Volk weinen machte. Quel bon petit roi c'était là! — das war das Maximum von Freiheit und Muth unter Napoleon! Beranger verkannte dieſen Stand der Dinge nicht; in dem Gedicht: *Meine Seele*, ſagt er zu dieſer;

Du ſahſt wie das Geſchick des Krieges
Ilions Ruhm verkehrt in Schaam,
Das, thöricht, den Altar des Sieges
Für den Altar der Freiheit nahm!

Ein paar Strophen ſang er über die Schlacht von Waterloo, wo der „Schlachten-Rieſe“ unterging. Er antwortet darin auf die Auffoderung alter Soldaten, dieſen letzten Tag des Ruhmes zu beſingen: „Der Trauer Name komm' nie in mein Lied!“ in zweifacher Hinſicht habe dieſe Schlacht den Ruhm betrogen. Die Menſchen eines ſpätern Alters werden verwundert nach dem Grund ſeines Schmerzens fragen — ihnen freilich trägt dieſer Schiffbruch nichts aus; ihre Wiege ſchwamm über der Fluth! Mögen ſie glücklich ſeyn! möge ihr ſich erhebender Stern die Spuren des unglücklichen Tages verwiſchen; aber ſollte auch dieſer Tag nur ein nichtiger Traum ſeyn — „der Trauer Name komm' nie in mein Lied!“ — *Der fünfte Mai*, iſt ein einem alten Soldaten, der auf einem ſpaniſchen Schiff an St. Helena vorbei fährt, in den Mund gelegtes Lied, eine Klage um den auf dieſer Inſel verſchmachteten Kaiſer; ſein Tod iſt noch unbekannt. Der Krieger ſieht *jetzt* ſelbſt den Haß der Spanier erlöſchen — da erblickt man an der Küſte eine ſchwarze Fahne aufgepflanzt —' ſelbſt die Feinde weinen. — *Die Erinnerungen des Volks* feiern ebenfalls Napoleon. Noch lange, weisſagt der Dichter, wird man unter dem Strohdach von *ihm* ſprechen und keine andere Geſchichte kennen als ſeinen Ruhm; da werden die Dorfbewohner ein altes Mütterchen auffordern, durch Erzählungen aus jener Zeit ihnen die Zeit zu verkürzen, und ſagen „obſchon, wie es heißt, er uns viel geſchadet, verehrt, ja verehrt ihn das Volk noch immer; erzähl' uns, Mütterchen, erzähl' uns von ihm.“ Die Alte erzählt, wie er, von Königen begleitet, durch dieß Dorf gezogen ſey, mit dem kleinen Hütchen und dem grauen Oberrock, und wie er ſie freundlich begrüßt. „Er hat mit Euch geſprochen, Mütterchen, mit Euch geſprochen!“ — fällt der Kreis der Zuhörer ein. Sie erzählt weiter, wie ſie ihn ein Jahr nachher in Paris geſehen, als er eben einen Sohn bekommen; wie das Volk gejubelt, wie er ſelbſt ſo heiter und mild gelächelt habe. — „O was für ein ſchöner Tag für Euch, Mütterchen, was für ein ſchöner Tag.“ — Wie die Fremden in die Champagne eingedrungen, da habe es eines Abends an ihrer Thür gepocht — ſie habe geöffnet und guter Gott! Er ſey es geweſen mit einer kleinen Begleitung, und habe ſich unter dem Ausruf: o welch ein Krieg! dahin geſetzt, wo ſie jetzt ſitze. „Da iſt er geſeſſen, Mütterchen,

Digitized by Google

da iſt er geſeſſen!“ Sie habe ihm Speiſe und Trank gereicht; er habe ſeine Kleider getrocknet und am Feuer geſchlafen. Wie er beim Aufwachen ihre Thränen geſehen, habe er ihr freundlich Hoffnung zugeſprochen. Als einen Schatz habe ſie bis jetzt ſein Glas aufbewahrt. — „Ihr habt noch ſein Glas, Mütterchen, Ihr habt noch ſein Glas!“ — Sie zeigt es vor. — Aber der Held wurde geſtürzt; der von einem Papſt Gekrönte ſtarb auf einer öden Inſel. Lang glaubte es Niemand, man ſagte: er wird wieder kommen. Als man endlich vom Irrthum zurückkam, da habe es ihr bitter weh gethan. — „Gottes Segen über Euch, Mütterchen, Gottes Segen über Euch!“ — Die ſchwungvollſten Hymnen anderer Dichter, ja ganze Epopeen reichen nicht an dieſes ungekünſtelte, aber tief empfundene Volkslied. Beranger iſt unparteiiſch genug zu ſagen; Bien qu'il nous ait nui, le peuple encor le révère; aber außerdem hat er auch noch ein ebenſo einfaches, als poetiſches Mittel gefunden, ſeinen Helden in verklärtem Licht, rein von den Schlacken der Wirklichkeit, erſcheinen zu laſſen, indem er ſein Bild, vielleicht fünzig Jahre nach ſeiner Regierung aus dem Gedächtniß eines alten Mütterchens, das er freundlich begrüßt, und die ihn in ihrem Hauſe bewirthet hat, glänzend aufſteigen läßt. — In dem Gedicht: Die alte Fahne, ſpricht ein Soldat den Wunſch aus, die alte Fahne, die zu ſo vielen Schlachten geführt habe, wieder aufgepflanzt zu ſehen, (der Dichter ſagt in ſeiner Anmerkung: „Zum Schutz der konſtitutionellen Charte.“)

„Wann werde ich den Staub abſchütteln,
Der ihre edeln Farben deckt?“

Noch manche andere Gedichte, wie: der alte Seegent und die zwei Grenadiere feiern mehr oder weniger direkt das Andenken der glorreichen Zeit Napoleons und beklagen den Verluſt des Ruhms. Dem Schmerz über das Unglück Napoleons und mit ihm Frankreichs, miſchte ſich aber auch noch eine ingrimmige Bitterkeit bei, gegen die Sieger ſowohl, als noch mehr gegen diejenigen, welche ſich über den Sieg der Feinde Frankreichs freuten (unähnlich jenem Jakob II von England, der, als er vertrieben war und durch franzöſiſche Waffen wieder eingeſetzt werden ſollte, bei einem Seetreffen doch ſich der Freude nicht enthalten konnte, wenn er die Engländer im Vortheil ſah), welche die Früchte deſſelben ernteten und bei dem Unglück Frankreichs ſich Glück wünſchten. Dieſe Erbitterung ſpricht ſich aus in dem Geſang des Koſaken, deſſen Refrain die Anrede an ſein Roß iſt:

„Wieh're vor Stolz, o du mein treuer Renner,
Und ſtampfe nieder Völker — Könige!“

Fürſten, Adel und Geiſtlichkeit haben die Koſaken zum Beiſtand herbeigerufen und zu ihnen geſagt: „Kommt! ſeyd unſere Herren! wir wollen gern Sklaven ſeyn, wenn wir nur Tyrannen bleiben dürfen.“ — Der Koſak ruft ſeinem Pferd am Ende zu: „Vernichte, vernichte auf deinem Lauf, Tempel, Palläſte, Sitten, Erinnerungen und Geſetze.“ — Daß die Reſtauration zum Theil das Werk ſolcher noch halbwilden Barbaren war, das konnten ihr die Franzoſen gar nicht verzeihen. — Zwei andere Gedichte, von derſelben Stimmung eingegeben, ſind: der gute Franzoſe, in ſo gelinder Ironie gehalten, daß, was der Dichter in der Aufſchrift, wir wiſſen nicht ob im Ernſt oder Spaß anmerkt: Lied, geſungen vor Adjutanten des Kaiſers Alexander,“ wohl wahr ſeyn könnte, und die weiße Cocarde, „gedichtet für ein Eſſen, zur Jahresfeier des erſten Einzugs der Ruſſen, Oeſtreicher und Preußen in Paris,“ wo die Ironie, oder vielmehr der Hohn, weit ſtärker hervortritt.

O ſingt dem Tage Freudenlieder,
Der gründet der Beſiegten Glück!
Die Ehre gab er Frankreich wieder,
Die weiße Cocarde ihm zurück!

So lautet das abwechſelnd wiederkehrende Thema dieſes bittern Gedichts, in welchem auch wieder der Koſaken vom Don Erwähnung geſchieht, die in dem ſchönen Paris den Reif von ihren Mänteln trotzig abſchütteln. — Dieſe Gedichte machen ſchon den Uebergang zu den im eigentlichſten Sinne politiſchen, die ſich auf die innern Verhältniſſe Frankreichs, das Syſtem und die Maßregeln der Reſtauration, auf die Stellung der Kammern, des Adels, der Geiſtlichkeit u. ſ. w. beziehen. Zwar dichtete er im Jahr 1815 das Lied: Plus de Politique (Keine Politik mehr!) worin er ſeine angebetete Freundin auf ihre Klage hin: daß das Vaterland immer noch zu viel Antheil an ſeiner Liebe habe, verſichert, er wolle, wenn ihr die Politik Langeweile mache, nicht mehr davon ſprechen; er habe für Frankreich, das Unvergleichliche, auf das die Welt eiferſüchtig ſey, ſchon zu viele vergebliche Wünſche gethan — ſo wurde er doch dieſem Verſprechen vielfach ungetreu. Mit unerſchöpflicher Laune, mit proteusartigem Spott griff er alle Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten unter der Reſtauration an und verſchonte keine Klaſſe der Geſellſchaft. Der Dickbauch — dieſe Aufſchrift führen zwei Gedichte; ein Deputirter der Sitzung von 1818, wo die ſervile Partei Villeles, genannt Villeles Bauch, alle Gebote ihres Herrn und Meiſters gehorſam vollzog, erſtattet ſeinen Wählern über ſeine parlamentariſche Wirkſamkeit Bericht und ſchildert die Taktik der Majorität. — „Meine Sachen ſind jetzt aufs beſte geordnet, ich bin Prokurator des Königs; zwei meiner Brüder hab' ich untergebracht: meine drei Söhne haben ein Plätzchen; für die nächſten Seſſionen hab' ich Ueberfluß an Invitationen! Der Refrain iſt (nach Metromanus Ueberſetzung):

Exzellent
Exzellent
War der Miniſter Traktament!
Auf Ehre ja! ganz exzellent!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 50.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 August 1836.

An ein Kind am Abend des längſten Tags.

Nach Wordsworth.

Tritt nun, meine junge Wonne,
Aus der Schatten Ruheſtatt,
In den Hafen lief die Sonne,
Ihres offnen Himmels ſatt.

Abend öffnet ſeine Schranken,
Glühend in des Spätlichts Pracht,
Alle, die da athmen, danken
Dem Verkündiger der Nacht.

Und die Ruh, die er erſchloſſen,
Bietet ernſte Zeichen dar,
Denn der Tag, der jetzt verſtoſſen,
War der längſte in dem Jahr.

Wie du ſpielteſt, Laura, ſpiele
In der Kindheit Glück gehüllt,
Der, ob kurz, ob weit vom Ziele
Auf dem Wege gleich viel gilt.

Doch in dieſer Mahnungsſtunde
Mag ein zärtliches Gebot
Aus der ſchlichten Wahrheit Munde
Mehren holder Wangen Roth.

Ebbe ward's, und jeder Morgen
Fließt jetzt rückwärts aus der Fluth,
Nach der Tiefe, wo verborgen
Kalt der Froſt des Winters ruht.

So der ew'ge Herr der Zeiten
Wies die flücht'gen Stunden an,
Leiſe, langſam zu entgleiten
Aus des Menſchenlebens Bann.

Doch! die Früchte ſtets ſich röthen,
Blumen blühen wie zuvor,
Und das Herz will nimmer tödten
Was es hoffnungsreich erkor.

Sey du weiſer, ſüße Kleine,
Und laß an des Abgrunds Schoß
Früchte nicht noch Blütenhaine
Bergen dir dein kommend Loos.

Heut noch, eh du ſinkſt in Träume,
Blicke auf das weite Meer,
Welchem Zeiten, Zahlen, Räume
Folgen ohne Wiederkehr.

Blicke auf den Strom, den Sieger,
Deſſen Buſen unbewegt
Den Betrognen und Betrüger
Durch das Thor der Tage trägt.

Durch des Jahrs erneute Pforten,
Die umwandelt Stern um Stern,
Spähend was aus uns geworden,
Wenn ſein Schimmer kehrt von fern,

Denk' dann in dem Schmuck der Jugend,
Denk' wie ſchwankend dieſer Halt,
Hebt ihn zaudernd nicht die Tugend
Ueber aller Zeit Gewalt.

Wie ein Greis, ein abgelebter,
Hart gebeut die ſpäte Pflicht,
Nimm die Diſtel drum zum Scepter,
Weil der Mai dich noch umflicht.

Faß' ſie; würd'ſt du zagbaft weichen,
Du, des Lenzes Lieblingin,
Fehlte dir das einz'ge Zeichen,
Das verräth die Königin.

Digitized by Google

Das erſte Lied.

Nach Burns.

Noch iſt die Zeit mir friſch und neu,
Als ich noch barilos, jung und ſchon
Zuerſt die Tenne droſch,
Zuerſt zum Pfluge führt' ein Joch
Und mir, wenn auch verſpottet, doch
Der Lernſtolz nie erloſch;
Als in dem gelbenden Revier
Zuerſt als Mann ich zählte
Und jeden luſt'gen Morgen mir
Die Schnitterin erwählte,
Mit Schneiden und Welten
Was aufgehäuft lag,
Mit Singen und Klingen
Verbringend den Tag.

Schon da ward mir der Wunſch erregt,
Der mir, ſo lang' dieß Herz noch ſchlägt,
Vom Buſen nimmer flieht,
Daß mir zu meines Schottlands Heil
Würd' hohen Wirkens Kraft zu Theil,
Zum mindeſten im Lied. *)
Und ſah ich wo die Diſtel breit
Durchs Gerſtenblachfeld ſtreichen,
Wandt' ich die Jäterhart' beiſeit
Und ſchont' das heil'ge Zeichen.
Kein's Landes, kein's Standes
Ich ſonſt wo begehrt':
Ein Scholte vom Spotte
Der Andern nichts hört.

Doch ſchlug die Woge des Geſangs
Noch haltlos ſchäumend, mächt'gen Drangs,
Mir in dem Ohre wild,
Bis damals in der Erntezeit
Mein Mädchen in dem Feſtgeleit
Zur Form rief das Gebild.
Noch hör' ich ihres Plauderns Klang,
Seh's Lächeln auf den Wangen,
Das Schelmenaug' vor dem mir lang'
Des Herzens Saiten ſchwangen,
Ich glühte und ſprühte
Bei jeglichem Blick,
Doch blöde zur Rede
Hielt ſtets ich zurück.

Fr. Notter.

Beranger.

(Fortſeyung.)

Im zweiten Gedicht, mit derſelben Ueberſchrift, empfiehlt ſich der Bänchige zur Wahl im Jahr 1819 mit vieler Offenherzigkeit, indem er Präfekten, Maires, Bigotten, Ultra's und Liberalen aufs Beweglichſte zuſpricht, indem er dem Einen zeigt, was er für ſie thun könne, und welche Gefahren ſie bedrohen, wenn es anders ginge als bisher, den Andern beweiſ't, daß ſie nichts gegen ihn haben ſollten, da man ja jedes Geſetz durch Ordonnanzen umgehen und vernichten könne. — Er weiht einige gefühlvolle Strophen dem aus der Deputirtenkammer geſtoßenen, bald darauf geſtorbenen Manuel. Am ſtärkſten und unverſchleiertſten hat Beranger in den unter dem Titel Chansons politiques geſammelten Liedern die Regierung der Reſtauration und den König ſelbſt angegriffen. Die Nationalgarde ſpricht den Zorn aus über die Auflöſung dieſer Bürgerſoldaten, die großentheils aus alten Kriegern beſtanden; der neue Tagesbefehl iſt eine ſpottende Klage über die Organiſation der Armee, Bevorzugung des Adels, die Achtung des Ruhms. Mehrere Lieder: der gute Pabſt, die Heimath des Pabſtes, der Sohn des Pabſtes ſpotten über die Hinneigung der Reſtauration zum Ultramontanismus; die Kapuziner machen die Bigotterie lächerlich. In dem gegen Beranger erhobenen Prozeſſe wurden aber namentlich zwei als die Perſon des Königs ſelbſt ſchmähend hervorgehoben: Le Sacre de Charles le Simple und Les infiniment petits, ou la Gérontocratie. In dem erſten wird die Salbung Karls des Einfältigen, und zwar in ſolcher Art geſchildert, daß auch der Blindeſte Karl X damit geſchildert ſehen mußte. Unter Anderem wird geſagt: Seine Getreuen werden durch eine Milliarde (die Entſchädigung der Ausgewanderten) in Athem erhalten — c'est peu pour la fidélité. Wie Karl ſich vor den ihn ſalbenden und krönenden Prieſtern in den Staub wirft und ihre Befehle demüthig hinnimmt, ruft das Volk: Notre maitre a des maitres. (Dieß wurde in der Anklage beſonders gerügt.) Der Inhalt des andern Gedichts: die unendlich Kleinen, oder die Herrſchaft der Alten iſt folgender: der Dichter erzählt, wie er, ein Anhänger der Zauberei, vor kurzem bei einem großen Zauberer die Zukunft Frankreichs in einem Spiegel geſehen habe — ein Bild zum Verzweifeln! Paris und die Vorſtädte lagen vor ihm da:

Nous sommes en dix-neuf cents trente
Et les barbons régnent toujours.

Ein Volk von Zwergen ſey an die Stelle der jetzigen Franzoſen getreten; dieß Frankreich iſt nur der Schatten vom Geſpenſt des Frankreichs ſeiner ſchönen Tage. Kleine Jeſuiten, kleine Prieſterlein überall; unter ihrem Segen entartet alles und der älteſte Hof iſt nur noch ein Seminar. — Allerliebſt iſt die Halbſtrophe:

Sur la frontière mal fermée
Marche, au bruit de petits tambours,
Une pauvre petite armée;
Mais les barbons régnent toujours.

Endlich um dieſe traurige Zukunft zu vervollſtändigen, zeigt der prophetiſche Spiegel einen ketzeriſchen Rieſen, den kaum eine Welt groß genug iſt zu faſſen;

Du peuple pygmée il s'approche,
Et bravant de petits discours,
Met le royaume dans sa poche,
Mais les barbons régnent toujours.

*) Das Symbol Schottlands.

Der Eindruck, den dieſe einerſeits anmuthig ſcherzhaften, aber zugleich auch einen bittern Stachel führenden Lieder bei einem für das Lächerliche ſo empfänglichen Volk, wie die Franzoſen, machen mußten, läßt ſich bei uns ernſtern Deutſchen wohl kaum vorſtellen. Intereſſant iſt übrigens die Vergleichung, was ſich derſelbe Dichter unter Napoleon erlaubte, und was er unter der Reſtauration, wiewohl nicht ungeſtraft, wagte. Unter jenem ſprach er ſeinen Tadel ſo indirekt aus, daß man ihn kaum entdeckt — und am Ende hört es ein Eroberer, der jährlich 100,000 und mehr Menſchen in ſeinen Schlachten opfert, nicht einmal ſo ungern, wenn man auch das friedliche Leben preist; in jedem Fall fiel durch den Roi d'Yvetot auf Napoleon kein lächerliches Licht; unter der Reſtauration gibt Beranger die Bourbons und ihre Regierung dem bitterſten Gelächter preis und deutet eigentlich handgreiflich auf die Perſonen die er meint; ſchon dem Sinne nach war das Wort barbons (die Graubärte, alte Knaſter) in dieſem Zuſammenhang verſtändlich genug, aber dazu kommt noch die Aehnlichkeit des Lauts mit Bourbons. Es iſt aber auch in dieſen ſatyriſchen Liedern doch nicht bloß der Stachel was intereſſirt; es iſt auch in ihnen Poeſie. Das Lied: les infiniment petits iſt reizend, wie ein hübſches, kleines Liedermährchen, und das andere von Charles le Simple hat in den Anreden des Volks an die Vögel etwas Phantaſtiſch-Legendenhaftes.

Das iſt das Kriterium des ächten Dichters, daß er, wenn ihm auch ſein Gegenſtand als ſolcher noch ſo wichtig iſt, dennoch deſſelben vollkommen Meiſter bleibt und ihn mit Freiheit und künſtleriſch beherrſcht. Wenn die Freiheitsliebe ihm ſolche Gedichte eingab, ſo formte und bildete ſie die Kunſt aus. Jene Freiheitsliebe aber galt nicht Frankreich allein; er gönnt allen Nationen daſſelbe Gut und in dieſem Sinn ſang er: die heilige Allianz der Völker, wo er der Göttin des Friedens die auf die Erde mit Gold, Blumen und Aehren herabſchwebt, die Worte in den Mund legt:

Ja einmal ſoll die Welt aufathmen freier!
Vergeßt verſöhnlich die Vergangenheit!
Beſä't die Felder unter'm Klang der Leier,
Dem Frieden ſey der Kult der Kunſt geweiht!

Insbeſondere ſingt er der Freiheit Griechenlands ein köſtliches Lied: die Brieftaube. Die Geliebte des Dichters ſang von den in Griechenland vergeſſenen Göttern, als eine Taube vor ihnen niederflatterte, unter deren Flügel Noris ein Brieſchen entdeckt. Sie leſen es — es enthält eine Botſchaft aus Athen — Griechenland iſt frei; Athen, noch immer ſchön, iſt nicht mehr zur Religion der Trümmer verdammt! der Refrain iſt:

Aus meinem Becher trink, o treue Botin,
Und ſchlummre ſanft an meiner Noris Bruſt!

Von patriotiſcher Trauer, Niedergeſchlagenheit oder Bitterkeit erfüllt, zieht ſich der Dichter oft in den Kreis der Freundſchaft, in die Arme der Liebe, zum roſenbekränzten Becher zurück und vertauſcht das zürnende, trauernde und ſpottende Lied mit anakreontiſchen oder tibulliſchen heitern Ergüßen einer bald mehr ſüßträumeriſchen, bald mehr bacchantiſchen und glühenden Muſe. Ueber ſeine Liebeslieder laſſen wir Tiſſot ſprechen: „Die zierlichen Kompoſitionen, die gefeilten Verſe eines Horaz, die glänzenden Schilderungen eines Properz, die zärtlichen Bitten eines Tibull, flößen uns ſehr wenig Intereſſe an den Frauen ein, deren Ketten ſie trugen; Niemand beneidet das Loos der Liebhaber einer Pyrrha, Cinthia und Nemeſis; aber Beranger's Liſette, einfach, zärtlich, gefühlvoll und doch ſchalkhaft, hat einen eigenthümlichen Reiz; man glaubt an das Glück ihres Dichters. Und dann — wie weiß er von Liebe zu reden! Bald iſt es der Ton eines Parny, der Eleonoren einladet, mit ihm aufs Land zu ziehen, bald iſt es die Sprache Voltaires in der Epiſtel vom Du und Sie; ſonſt kann man an Chaulieu denken, aber gefühlvoller, den Frohſinn eines vergnügten Zechers mit politiſchen Erinnerungen verbindend und dann demüthig das Haupt unter das von der Geliebten hingehaltene Joch beugend." Wir wollen uns über dieſen Punkt kein Urtheil anmaßen und laſſen Jedem ſeinen Geſchmack an Liſetten (welche übrigens auch mit andern, ebenſo wenig idealiſchen Geliebten, Roſette, Margot u. ſ. w. wechſelt) unbeſtritten; erlauben uns jedoch zu bemerken, daß auch franzöſiſche Dichter, Lamartine, V. Hugo, größere Innigkeit, mehr Gemüth in ihren Gedichten zeigen, als, bei aller Lebhaftigkeit und allem Feuer, Beranger. Er tändelt immer noch mit den Gegenſtänden ſeiner Liebe, was dem tiefen Gemüth fremd iſt. Voll innigen Gefühls iſt jedoch das Lied: La bonne vieille (die gute Alte), worin er die Zeit ſich vergegenwärtigt, wo er ſelbſt verſtorben ſeyn, und ſeine Geliebte gealtert, an einem friedlichen Feuer ſich ſeines Andenkens und ſeiner Lieder erfreuen werde. Die letzte Strophe heißt:

Geliebte! wenn mein armer Ruf und Name
Einſt deines Alters Schmerzen leidend ſtillt,
Wenn deine Hand, die zitternde, halblahme
Mit ein paar Blumen ſchmückt im Lenz mein Bild:
Erhebe dann den Blick von dieſer Erde
Zur Welt, wo ew'ge Liebe uns vereint,
Und, gute Alte! am durchwärmten Herde
Sag' dir die Lieder her von deinem Freund!

Auch der Weinlieder hat Beranger nicht wenige; in die meiſten ſpielt entweder die Liebe oder die Politik mit herein. Eines der anmuthigſten iſt das: Meine Republik; der Senat von dieſer iſt mit den Gläſern in der Hand verſammelt, geächtet iſt nur die Langeweile; die Gedanken ſind vermöge Ordonnanz von Bacchus völlig frei; jeder kann ſeinen Gott verehren; Rang und Titel gelten nicht; wollte einer nach dem Königthum ſtreben, ſo würde er in Trunkenheit untergetaucht. Aber dieß friedfertige Völkchen hat doch einen Feind! Liſette ruft es unter die Geſetze der Liebe — und um die Freiheit iſt's gethan. — Ein ausgezeichnetes Lied iſt: Brennus oder die Pflanzung der Rebe bei den Galliern.

1.

Zu ſeinen Galliern Brennus ſprach:
Ihr dürft Euch heut der Freud' ergeben!
Belohnt hat mich für meine Thaten Rom —
Ich bring' dorther den Schoß der Reben!
Dem Weinſtock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunſt, Liebe, Ruhm und Ehre!

Digitized by Google

2.

Verſagt war uns der Trank — der Kampf
Kauft' uns das Recht davon zu trinken!
Auf unſern Hügeln grünend, ſollen jetzt
Dem Sieger Weinlaubkronen winken!
Dem Weinſtock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunſt, Liebe, Ruhm und Ehre!

3.

Die rothe Beere wird Euch einſt
Hoch über alle Völker heben;
Aus ihrer ſonnerzeugten Nektarfluth
Trinke jede Kunſt Gedeihn und Leben!
Dem Weinſtock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunſt, Liebe, Ruhm und Ehre!

4.

Verlaſſend unſern ſchönen Strand
Sich tauſend Kiele mächtig rühren;
Mit Wein befrachtet und im Blumenſchmuck
Die Freude um die Welt zu führen.
Dem Weinſtock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunſt, Liebe, Ruhm und Ehre!

5.

Ihr die Ihr uns beherrſcht,
Die Ihr uns rüſtet Wehr und Waffen,
In dieſem Naß ſeht einen Balſam mehr
Den Wunden Lind'rung zu verſchaffen.
Dem Weinſtock Dank! in ew'gen Zeiten währe
Vereint bei uns Kunſt, Liebe, Ruhm und Ehre!

6.

Sey'n einig wir! die Nachbarn ſoll'n
Dereinſt am Tag des Kampfs erfahren,
Daß nöth'genfalls der ſchwache Rebenpfahl
Die Eiſenwaffe kann erſparen!
Dem Weinſtock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunſt, Liebe, Ruhm und Ehre!

7.

Ein gaſtlich Volk fleht Bacchus dich
Um eine Gunſt — gönn' uns, zu preſſen
Den Saft, bei dem Verbannte einſt, für kurz
Des lieben Vaterlands vergeſſen.
Dem Weinſtock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunſt, Liebe, Ruhm und Ehre!

8.

Zum Himmel betet Brennus dann,
Wühlt mit der Lanze in der Erden,
Die Rebe pflanzt' er — und die Gallier, froh,
Sahn in der Zukunft Frankreichs Werden.
Dem Weinſtock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunſt, Liebe, Ruhm und Ehre!

In einer engliſchen, jüngſt erſchienen Schrift: Vater Prout's Nachlaß II. Bd., deren Titel ein Holzſchnitt zum Brennus ſchmückt, wird über dieß Gedicht geſagt: „Solchen klaſſiſchen und tiefen Gedanken gibt ſich Beranger gerne hin unter den anſpruchsloſen Ergießungen eines angeblichen Trinkliedes; er kleidet die edelſten und patriotiſch'ſten Empfindungen in die einfache Form einer hiſtoriſchen Anekdote, oder einer leichten, phantaſtiſchen Allegorie:" und derſelbe Autor ſagt aus Veranlaſſung des Gedichts: Der neue Diogenes: „dieſer Dichter beſitzt die Fähigkeit, das Niedrige und Gemeine durch den Zauberſtab antiker Erinnerungen zu verſchönern; proprie communia dicere iſt zu allen Zeiten ein ſeltenes Geheimniß und nur originelle Geiſter, wie Byron, Horaz, Scott, Beranger waren im Beſitz dieſer werthvollen Ueberlieferung. Als Herkules den Rocken zur Hand nahm, ſtellte er einen elenden Spinner vor, und riß alle Fäden ab, zur großen Ergötzung ſeiner Gebieterin, aber Beranger hätte ſich auch dieſes unedleren Geſchäfts mit Anſtand entledigt, ohne daß die Streitart in ſeiner Hand an Stärke verloren hätte. Das iſt die ſtaunenswerthe Gewandtheit des Genius!"

Noch ſind diejenigen Lieder Berangers nicht berückſichtigt worden, welche franzöſiſche Sitten und Zuſtände zum Gegenſtand haben, und welche man als Maßſtab der Religioſität und Moralität in Frankreich könnte betrachten wollen, wenn man einerſeits dem Dichter eine genaue, ſcharfauffaſſende Beobachtung und Kenntniß des ſocialen und ſittlichen Zuſtands in ſeinem Vaterland zugeſteht, und andererſeits bedenkt, wie beliebt, wie verbreitet überall ſeine Lieder ſind. Sein Kritiker Tiſſot ſelbſt ſagt: „ſeine ſtärkſten Züge ſind immer noch Sittenſchilderungen." Aber derſelbe ſagt auch: „man wird uns fragen, ob denn dieſer Dichter ohne Fehler iſt? Ohne Zweifel nein! aber ſeine Fehler ſind nicht von der Art, daß ſie anſteckend werden könnten, während ſeine Schönheiten andere erzeugen und den Genius ſeiner Nachfolger befruchten können. Nichts legt uns die Pflicht auf, gegen einen natürlichen und wahrhaften Dichter ſo zu verfahren, wie gegen einen glänzenden Verderber und Verführer des Geſchmacks und des geſunden Sinnes." Ohne Zweifel hat hier Tiſſot die bezeichnete Klaſſe von Gedichten im Auge, welche man zum Theil vom Vorwurf großer Frivolität, ja Obſcönität nicht frei ſprechen kann. Das darf man keck behaupten: derjenige Deutſche, der ſolche Produkte, wie manche ſich unter Berangers Liedern finden und die nicht weiter bezeichnet werden ſollen, dem Publikum vorlegte, der hätte gewiß dadurch das Recht verwirkt, ſich an die edelſten patriotiſchen und menſchlichen Gefühle zu wenden; man würde an ſeinen ſittlichen Ernſt nicht mehr glauben. Statt uns jedoch gegen Beranger zu ereifern, ziehen wir vor, kalt und ruhig zu erwägen, in welchem Verhältniß ſeine, dem reinen Gefühl anſtößigen Lieder, zur ſittlichen Stimmung in Frankreich ſtehen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 51.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 August 1836.

Die Gefangene.

Eine tragiſche Scene in einem Privat-Tollhaus. Von dem verſtorbenen M. G. Lewis, Esq.

(Eine engliſche Zeitſchrift theilt dieſe Scene mit der Bemerkung mit: Wir ſind in den Stand geſetzt, den Leſern eine literariſche Curioſität mittheilen zu können — ein bisher nicht im Druck erſchienenes Monodrama von dem verſtorbenen M. G Lewis, allgemein bekannt unter dem Namen Monk (Mönch) Lewis. Es wurde geſchrieben zu einer Zeit, wo der Autor durch ſeinen Mönch*), ſeine Wundererzählungen, ſein Schloßgeſpenſt ſich zum unbeſtrittenen König der Reiche des Schreckens aufgeworfen hatte. Wir wollen uns hier nicht auf die Frage nach dem literariſchen Verdienſt der dramatiſchen Productionen des Herrn Lewis einlaſſen, auch möchten wir nicht, daß man aus unſerm Schweigen hierüber die Folgerung ableitete, als dächten wir gering von denſelben; aber in der Kenntniß des Theatereffects und in der Gewandtheit, durch ſolche Mittel Intereſſe, Ueberraſchung und vorzüglich Schrecken zu erregen, ſind ſie kaum je übertroffen worden. Im vorliegenden Stück jedoch hat er einigermaßen die geſetzlichen Marken ſeines eignen Gebiets überſchritten und iſt auf das Territorium des Gräßlichen hinübergeſtreift — dieß wird jeder unbefangene Leſer anerkennen. Diejenigen, welche eine der gewaltigen Darſtellungen der Schauſpielerin, welche die Rolle der Gefangenen ſpielte (Mrs. Litchfield), geſehen haben, können ſich den Eindruck denken, welchen die Aufführung auf das Publikum machte. Die Aufführung wurde nicht wiederholt.)

Die Gefangene.

Die Scene ſtellt einen Kerker dar, mit einem Gitterthor, das mit ſtarken Stangen und Ketten verſehen iſt. Oben iſt ein offner Gang, der zu den obern Zellen führt.

(Schwermüthige, gedämpfte Muſik. Man erblickt die Gefangene in der Stellung hoffnungsloſen Grams. Sie iſt in Ketten; ihre Augen ſtieren vor ſich hin und ihre Hände ſind gefaltet. - - Nach einer Pauſe ſieht man den Schließer durch den obern Gang mit einer Lanze gehen; er erſcheint vor dem Gitter und öffnet die Thüre. Das Klirren der niederfallenden Eiſenſtangen weckt die Gefangene. Sie ſieht ſich raſch um, aber wie ſie den Schließer eintreten ſieht, ſchüttelt ſie traurig die Hand und verſinkt wieder in ihre vorherige Starrſucht. Der Schließer füllt einen Krug mit Waſſer und legt einen Laib Brod neben ſie hin. Dann ſchickt er ſich an, den Kerker wieder zu verlaſſen, als die Gefangene den Entſchluß zu einem Verſuch zu faſſen ſcheint, ſein Mitleid zu erregen; ſie erhebt ſich von ihrem Strohlager, faßt ſeine Hände und ſinkt ihm zu Füßen. Die Muſik ſchweigt und ſie ſpricht:)

Halt Schließer, halt und hör' mein Leid!
Nicht toll iſt die, die vor dir kniet!
Zu wohl nur weiß ich, was ich bin,
Und was ich war, und werde ſeyn!
Nicht tob' ich mehr, verzweifelnd, ſtolz —
Ganz ruhig ſprech' ich jetzt zu dir;
Doch dieß beſchwör' ich feſt und wahr:
Ich bin nicht toll (ſie küßt ihm die Hand) — ich bin nicht toll!

(Er will ſie verlaſſen; ſie hält ihn zurück und fährt im Tone lebhafter Ueberzeugung fort:)

Meines Gemahls Bosheit erſann
Das Mährchen, das mich hergebracht;
Die Meinen kennen nicht mein Loos;
O Schließer, zeig' es ihnen an!
O eile, meines Vaters Herz
Zu tröſten — Schmerz und Freude faßt
Ihn, wenn er hört — im Kerker zwar
Sey ich — nicht aber toll! nicht toll!

(Strenge Muſik, während der Schließer mit einem Blick der Verachtung und des Unglaubens ſeine Hand aus der ihrigen lo reißt und ſie verläßt. Man hört die Stangen wieder vorſchieben.)

*) Byron urtheilt vom Mönch, es ſey ein Product, würdig der Einbildungskraft eines Tiberius in Capreä.

Digitized by Google

Er lächelt höhniſch!
Er dreht den Schlüſſel!
Er geht hinweg! Ich kniet' umſonſt!
Noch — noch — ſeh' ich der Lampe Strahl!

(Die Muſik drückt aus, daß das Licht immer ſchwächer wird, wie der Schließer ſich durch den Gang entfernt und die Gefangene ſein Weggehen mit geſpannter Aufmerkſamkeit beobachtet.)

Verloren! Alles wieder Nacht!

(Sie ſchaudert zuſammen und hüllt ſich dichter in ihre Kleider ein.)

Kalt — bitter kalt! Nicht Wärme, nicht Liebe!
Sonſt hatt' ich Alles ſo bequem —
Und jetzt gekettet — in rauher Nacht —
(Lebhaft.) Und doch nicht toll! Nein, nein, nein, nein!
nicht toll!

(Einige Takte ſchwermüthiger Muſik, welche ſie durch den plötzlichen Ausruf unterbricht:)

Gewiß ein Traum! ein hohler Traum!
(Stolz) Ich — ich — gewöhnt an Reichthums Luſt,
Ich klirre mit den Ketten jetzt,
Gefangen, freundlos und verarmt?
O, während ich gedenk' an das,
Was mir jetzt nimmer wird zu Theil —
Wie ſeufzt mein Herz — wie brennt mein Kopf!

(Sie unterbricht ſich ſelbſt und drückt ihre Hände feſt an die Stirne.)

Und doch nicht toll — nein! doch nicht toll!

(Sie bleibt einige Augenblicke in dieſer Stellung, mit dem Ausdruck der Furcht, bis der Wechſel der Muſik andeutet, daß ein zärtlicher, ſchwermüthiger Gedanke durch ihre Seele gezogen.)

Mein Kind!

(Einige Takte Muſik, worauf ſie kräftiger wiederholt:)

Mein Kind
O haſt du doch vergeſſen nicht
Der Mutter Angeſicht und Ton?
O ſie vergißt es nie, wie du
Zum Abſchied ſie geküßt, wie feſt
(Lächelnd) Du dich an ihren Hals gehängt!
Wie du mit ihr zu geh'n verlangt,
Wie dir dein Vater dieß gewehrt —
(Mit tödtlichem Schmerz)
Und wie —
(Mit einem Blick des Entſetzens)
O — die Gedanken fort!
(Mit hohler, haſtiger Stimme)
Sie machen mich toll! Sie machen mich toll!

(Eine Pauſe. Dann fährt ſie mit ſchwermüthigem Lächeln fort:)

Wie lachte ſüß ſein Roſenmund!
Wie glänzte mild ſein blaues Aug'!
Nie gab es ein ſo lieblich Kind!

(Mit einem plötzlichen Ausbruch leidenſchaftlichen Schmerzens, der ſich dem Wahnſinn nähert)

Und bleibſt du ewig mir geraubt?
Und darf ich nimmermehr dich ſchau'n?
Mein liebes, liebes, ſüßes Herz?
(kräftig) Frei will ich ſeyn! Sprengen dieß Thor!
Ich bin nicht toll! ich bin nicht toll!

(Sie ſinkt erſchöpft gegen das Gitter nieder, an deſſen Stangen ſie ſich hält. Aus ihrer Erſtarrung wird ſie aufgerüttelt durch lautes Kreiſchen, Kettengeraſſel u. ſ. w.)

Horch, horch! was will der Lärm, das Schrei'n!

(Das Getöſe nimmt zu.)

Es bricht ein Wüthender ſeine Ketten!

(Man ſieht den Wüthenden mit einem Feuerbrand in der Hand durch den Gang rennen.)

Er kommt! Ich ſeh' ſein funkelnd Aug'!

(Der Wüthende erſcheint am Thor, das er zu erbrechen verſucht, während ſie vor Schrecken und Todesangſt zuſammenſinkt.)

Jetzt rüttelt er an den Eiſenſtangen!
Helft, helft!

(Von ihrem Geſchrei erſchreckt, verläßt der Wüthende das Gitter. Er erſcheint wieder oben, wird von ſeinen Wächtern gepackt, welche Fackeln bei ſich haben, und nach einigem Widerſtand weggeſchleppt.)

Weg iſt er! Welcher Graus
Dieß anzuhören, anzuſeh'n!
Mein Hirn, mein Hirn! Ich weiß, ich weiß,
Toll bin ich nicht, doch werd' ich's bald!
Ja! bald! Schau — wie ich rede — dort
Wie dort das Teufelsauge glotzt!
Er ſieht mich! jetzt, mit wildem Schrei'n
Wirft er Skorpionen hoch empor!
O Graus! ich fühl' den Schlangenbiß
Im Herzen, ganz von Qualen voll!
Ihr Teufel lacht! Ich weiß gewiß:
(Laut kreiſchend)
Jetzt bin ich toll! Jetzt bin ich toll!

(Sie wirft ſich im Wahnſinn auf den Boden nieder.)

(Ihre zwei Brüder kommen, den Schließer mit ſich ſchleppend, durch den Gang; dann erſcheint ein Diener mit einer Fackel, den Vater führend, der ſich auf ſeine jüngſte Tochter ſtützt. Ihnen folgen Diener mit Fackeln, von welchen ein Theil auf dem Gang zurückbleibt. Die Brüder erſcheinen am Gitter, das ſie den Schließer zwingen zu öffnen; ſie treten ein und beim Anblick der Gefangenen wird der eine von Kummer überwältigt, während der andere heftigen Zorn gegen den Schließer an den Tag legt, der ſich zu entſchuldigen ſucht. Vater und Schweſter treten ein, nähern ſich der Gefangenen und wollen ſie aufrichten; ſie fährt plötzlich auf und betrachtet ſie mit einem wilden Blick des Entſetzens. Sie bemühen ſich, ſich ihr zu erkennen zu geben, aber vergebens. Sie flieht vor ihnen voll Furcht und Abſcheu und fängt an aus dem Stroh ſich einen Kranz zu flechten, — da fällt ihr Auge auf den Schließer — ſie ſchreit laut auf vor Entſetzen und verhüllt ihr Angeſicht. Der Schließer wird weggeſchickt. Der Vater ſucht wieder ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, aber vergebens. Er bedeckt ſein Angeſicht mit ſeinem Taſchentuch, das ihm die Gefangene mit einer Miene der Verwunderung wegzieht. Ihre Hoffnungen werden rege und ſie beobachten ſie mit größter Sorgfalt. Sie

Digitized by Google

wiſcht dem alten Mann die Thränen mit ihren Haaren ab; und, wie ſie nachher dieſe anfühlt und feucht von Thränen findet, bricht ſie in ein wahnſinniges Gelächter aus, nimmt wieder ihren Strohkranz, macht von Zeit zu Zeit etwas daran zurecht, läßt ihn aber plötzlich fallen und bleibt vor ſich hin ſtarrend, regungslos ſtehen. Der Vater und die Andern drücken ihre Hoffnungsloſigkeit hinſichtlich ihrer Wiederherſtellung aus — die Muſik verſtummt — ein alter Diener tritt ein und bringt ihr Kind, das mit ſorgloſer Miene ſich nähert; aber beim Anblick ſeiner Mutter reißt es ſich von dem Diener los, ſtürzt auf ſeine Mutter zu, faßt ihre Hand — ſie ſieht es an — mit ſtierem Blick — dann mit dem Ausdruck ausſchweifender Freude, ruft aus: „Mein Kind!" ſinkt auf die Kniee und preßt es an ihr Herz. Der Vater und die Uebrigen erheben ihre Hände zum Himmel voll Dankbarkeit für die Wiederkehr ihrer Vernunft, und der Vorhang fällt langſam unter feierlicher Muſik.)

Abgeſehen von dem glücklichen Ausgang, bei dem einem aber leicht der Schluß von Menſchenhaß und Reue einfallen kann, iſt dieſe dramatiſche Scene von der Art, wie ſie bei der neufranzöſiſchen Schule ſo beliebt iſt; in der That hätte ſich mancher der neuen franzöſiſchen Poeten dieſer Production nicht zu ſchämen, und wahrſcheinlich hätte in Paris die Aufführung, beſonders wenn ein berühmter Name mitgeholfen hätte, größeres Glück gemacht und wäre öfter wiederholt worden, während es in London im Covent-Garden nur einmal zur Vorſtellung kam. Das engliſche Publikum war aber, wenigſtens damals, (im Jahr 1803) noch ſo wenig abgehärtet, ſeine Nerven noch ſo empfindlich, daß mehrere Damen durch das kräftige und erſchütternde Spiel der Mrs. Litchfield in Krämpfe verfielen. — Ein engliſcher Kritiker ſtellt Lewis mit Anna Radcliffe zuſammen und urtheilt über ſeinen Mönch: er gehört in dieſelbe Claſſe wilder und regelloſer Schöpfungen; alles iſt gewaltſam und übertrieben; Männer und Frauen ſtellen ſich in einem Licht dar, welches ſie entſtellt und verzerrt — die menſchliche Natur kommt keinen Augenblick zu einer ſchönen Entfaltung; aber es herrſcht darin große Kraft — nicht der Leidenſchaft, wohl aber der Situationen, und lebhafte Färbung — die jedoch nicht natürlich, ſondern erkünſtelt iſt. Dieſe melodramatiſche Schilderung des Lebens machte eine Zeit lang Aufſehen, hatte aber keinen Beſtand; als Wahrheit und ächte Leidenſchaft das Feld einnahmen, da hatten die Dichtungen von Lewis ſo viel Werth als die falſchen Zauberſtäbe der Propheten neben dem ächten Zauberſtab des Moſes.

Beranger.

(Schluß.)

Von ſeinem Hohn gegen Pabſt, Jeſuiten, Geiſtlichkeit u. ſ. w. könnte man ſagen: die Feindſeligkeit ſey nur gegen die Entſtellung der Religion, gegen die Mißbräuche der Kirche, gegen die Anmaßungen und Laſter der angeblichen Diener der Religion gerichtet; aber eine ſolche Rechtfertigung, zuläſſig etwa bei den Angriffen eines Hutten und Erasmus, wird bei Beranger wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich haben; nirgends iſt bei ihm eine Scheidung von Korn und Spreu in Sachen der Religion ſichtbar, und wenn er gegen das entſtellende Beiwerk der Religion erbittert und ſarkaſtiſch iſt, ſo zeigt er ſich gegen den Kern derſelben eben gleichgültig. Schaden wird er damit in Frankreich nicht viel anrichten; es iſt dieß ſo ziemlich die allgemeine Stimmung; Berangers Vertheidiger machte zu Gunſten ſeines Klienten geltend, daß er gegen Gott und Unſterblichkeit keine Zweifel vorgebracht habe, und gewiß läßt mancher Franzoſe noch billiger mit ſich akkordieren. Die Religion lebt in Frankreich in beinahe vergeſſener Zurückgezogenheit; nur an außerordentlichen Galatagen holt man ſie hervor, wobei ſie jedoch jedesmal wieder unſcheinbarer und bleicher erſcheint.

Was die für die Sittlichkeit anſtößigen Lieder betrifft, ſo ſind freilich über das, was unſittlich und frivol zu nennen ſey, die Anſichten ſehr getheilt und auch bei verſchiedenen Völkern verſchieden — was man wird zugeben müſſen, wenn man auch geſonnen iſt, die Grundlagen der Moral für zufällig, dem Wechſel ausgeſetzt oder gar für willkürlich zu erklären. In England gilt das ſchon für unziemlich, was in Frankreich ganz überſehen wird; Byron's Kain war, freilich in Betracht der Religion, anſtößiger ſelbſt als ſein Don Juan. Die Franzoſen hatten in der Leichtigkeit und Schlüpfrigkeit eine tüchtige Schule durchgemacht und konnten Viel vertragen; deßwegen muß man auch Berangers dahin einſchlagende Gedichte anders beurtheilen, als wenn er eine bisdahin ziemlich reine Literatur damit beſchenkt hätte. Man könnte etwa die Rechtfertigung von den derartigen Gedichten Beranger's verſuchen, daß man ſagte: es ſeyen ſatyriſche Sittengemälde ſeines Volks. So ſagt Tiſſot von zwei Gedichten l'Opinion und La complainte de ces Demoiselles: „hier gebietet die Vernunft ſelbſt, Dinge zu verzeihen, worüber die Schamhaftigkeit ſich beunruhigt, weil ohne dieſelben die Literatur eine höchſt nützliche Rüge eines großen Skandals entbehren würde, der von einem Bürgerdichter gegeißelt werden müßte. Man bemerke, daß der ſcherzhafte Ton allein die Freiheiten geſtatten konnte, deren der Gegenſtand bedurfte, um den beabſichtigten Eindruck zu machen." In dem einen Liede L'opinion de ces Demoiselles freuen ſich die Mädchen, welche von der Freude den Namen führen, mit kosmopolitiſcher Menſchenliebe auf den Einmarſch der Fremden im Jahr 1815, in Erinnerung der früheren Gold- und Silberregen; der Refrain iſt: Viv' nos amis, Nos amis, les enn'mis! In dem anderen Gedicht La complainte d'une de ces Demoiselles beklagt ſich Eine von dieſem Stande über die ſchlechten Zeiten:

> Faut qu' Lord Villain-ton ait tout pris
> Ga'a plus d'argent dans c'gueux d'Paris.

Hier tritt allerdings die ſatyriſche Tendenz deutlich genug hervor und hievon könnte man gelten laſſen: facit iracundia versum. Auch noch viele andere Gedichte könnten unter die Rubrik: ſatyriſche Sittengemälde ſubſumiert werden, z. B. Le Senateur, worin ein Ehemann, der eine ſchöne junge Frau hat, ſich vor Freude nicht zu laſſen weiß über die große Freundlichkeit des Herrn Senators, der täglich in ſein Haus komme, ihn mit Artigkeit überhäuſe, ihn einlade, ihn mit Champagner trunken mache, ſein Kind über die Taufe halte und gar daſſelbe im Teſtament bedenke — ein Gedicht, worüber ſelbſt Napoleon im

Jahr 1813 lächeln mußte. Uebrigens iſt auch mit der ſatyriſchen Tendenz nicht alles gerechtfertigt was die Sittlichkeit verletzt, und es iſt gar leicht der Fall, daß, was Heilmittel und Korrektiv ſeyn ſoll, ſelbſt als Reiz und als Gift wirkt. Es iſt nicht genug, wenn aus einer Satyre nur ſoviel erhellt, daß allerdings die **Vernunft** des Satyrikers gegen den dargeſtellten Uebelſtand ſich entſcheidet; die Satyre wirkt im entgegengeſetzten Sinn, reizend ſtatt hemmend, wenn die **Phantaſie** des Satyrikers ſelbſt als dem dargeſtellten Gebrechen oder Laſter geneigt erſcheint; dieß iſt beſonders auch bei Boccaccio der Fall, von dem zwar Viele behaupten, daß er in ſeinen Novellen das ärgerliche Leben der Geiſtlichen zu geißeln beabſichtige, der aber in Wahrheit der Schwäche und dem Leichtſinn das Wort redet. Eine ſtarke, eine unentnervte Hand gehört dazu, den Bogen der Satyre zu ſpannen und den ſichertreffenden Pfeil abzuſchießen! — Was ſollte aber Satyriſches zu entdecken ſeyn z. B. in dem Lied: **die zwei barmherzigen Schweſtern**, wo eine Nonne und eine Opernſängerin ſich vor dem Himmelsthor begegnen und beide ihre Verdienſte um die Menſchheit auseinanderſetzen, worauf beide von dem Himmelspförtner als gleich willkommen und würdig aufgenommen und eingelaſſen werden: „Mein Gott fordert nicht mehr; man wird in ſeinem Reich aufgenommen, ſobald man Thränen getrocknet hat, ſey es unter der Martyrkrone, ſey es unter dem Blumenkranz.“ Hierin kann man offenbar nichts anderes als eine Apologie des Laſters finden und eine entweihende Mißdeutung des Wortes Charité durch ſolche, wenn auch in der ſchönſten und beſtechendſten Sprache ausgeführte Sophismen den Unterſchied von einer Menſchenliebe und von gewerbsmäßiger Sünde verwiſchen zu wollen, iſt des Dichters unwürdig. — Beranger ſelbſt ſagt in der Vorrede: ich könnte noch manche andere Vorwürfe zurückweiſen, wenn ich nicht denken müßte: man werde dieſen Liedern nicht ſo viel Aufmerkſamkeit zuwenden, daß es nöthig wäre, ſie ernſtlich zu vertheidigen. Eine Sammlung von Liedern iſt und wird immer ſeyn — ein Buch ohne Folgen; und in einem ſeiner Sammlung vorgeſetzten Geſpräch Collé's mit dem Cenſor legt er jenem, dem der Cenſor ſeine gaillardises zum Vorwurf gemacht hatte, die Worte in den Mund: „Eben weil ich keine Prüfung meiner Sitten ſcheue, erlaubte ich mir die Sitten der Zeit mit einer Genauigkeit zu ſchildern, welche an ihrer Zügelloſigkeit Theil nimmt.“ Mag, wer da will, ſich hiemit zufrieden geben; wir unſers Theils glauben, es gehört ein hoher Grad von Skepticismus dazu, wenn man noch immer der Erfahrung nicht glauben will: daß das Feuer durch Oel nicht gelöſcht werde.

Doch um nicht mit einem ungünſtigen Eindruck zu ſchließen, theilen wir noch eines der ſchönſten Lieder Berangers in der Ueberſetzung mit.

Die zerbrochene Geige.

Da magſt, mein armer Hund, verſuchen,
Ob's Freſſen ſchmeckt, trotz meiner Noth:
Vom Feſttag hab' ich heut noch Kuchen,
Für morgen bleibt uns ſchwarzes Brod.

Die Fremden, durch Verrath nur Sieger,
Verlangten: ſpiel' zum Tanz uns hier!
Ich ſchlug es ab; der rohen Krieger
Einer zerbrach die Geige mir.

Sie war des Dorfs Muſik im Schatten
Der Linde; wer ruft jetzt zum Tanz?
Die Lieb' wird ohne ſie ermatten,
Bleichen des frohen Tages Glanz.

Wenn mit dem frühſten Morgenrothe
Die Saiten klangen, freudig laut:
So war der helle Ton ein Bote
Vom Nahn des Bräutigams, der Braut.

Der Pfarrer, der ſie hörte ſtreichen,
Am Tanze nicht mehr Anſtoß nahm;
Ihr muntrer Zauber mußte ſcheuchen
Von eines Königs Stirn den Gram.

Wenn ſtolzen Hymnen unſrer Sprache
Sie angab Ton und Melodie:
Konnt' ich da ahnen, daß die Rache
Des Fremden fallen würd' auf ſie?

Da magſt, mein armer Hund, verſuchen
Ob's Freſſen ſchmeckt trotz meiner Noth:
Vom Feſttag hab' ich heut noch Kuchen,
Für morgen bleibt uns ſchwarzes Brod.

Unter der Ulme, in der Scheune —
Wie wird der Sonntag werden lang!
Wird klären ſich der Moſt zum Weine,
Fehlt ſeiner Wiege Geigenklang?

Sie tröſtete, wer viel gelitten,
Vor ihr des Elends Klage ſchwieg;
Sie war in unſern armen Hütten
Der einz'ge Troſt bei Theu'r und Krieg.

Die Thränen wußte ſie zu enden,
Der Feindſchaft legt' ſie Zügel an;
Kein Scepter hat in Königshänden
So, wie mein Bogen, wohlgethan.

Doch friſch mein Herz; den Zorn zu wetzen
Ermahnt dich die erlitt'ne Schmach!
Die Flinte muß mir jetzt erſetzen
Die Geige die der Feind zerbrach.

Wenn meine Freunde dann erfahren,
Daß ich gefall'n, ſpricht mancher Mund:
Zum Tanzen wollt' er den Barbaren
Aufſpielen nicht auf eignem Grund:

Da magſt, mein armer Hund, verſuchen,
Ob's Freſſen ſchmeckt, trotz meiner Noth!
Vom Feſttag hab' ich heut noch Kuchen,
Für morgen bleibt uns ſchwarzes Brod.

Beiträge bittet man an **Guſtav Pfizer** in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 52.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 August 1836.

An Edinburg.

Von Burns.

Edina, Schottlands heil'ger Grund,
Willkommen, Schloß an Schloß,
Wo einſt aus königlichem Mund
Der Selbſtmacht Hoheit floß;
Aus wilder Thäler Blumenſchoß
Vom Saum des Ayr hervor,
Dem ſich mein einſam Lied ergoß,
Such' ich dein gaſtlich Thor.

Dort, wo des Landes weite Schau,
Dein Bollwerk hoch dich krönt,
Gleich einem Krieger, waffengrau,
Von Narben rauh verſchönt —
Hat oft von Schlachtgewühl umdröhnt
Des Felſens troz'ger Thurm
Der Feinde Angriffgrimm verhöhnt,
Geworfen ihren Sturm.

Mit dunklem Buſen, feuchtem Blick
Seh' ich des Domes Pracht,
Wo in der alten Tage Glück
Der Schotten Herr'n gewacht.
Weh! Arges barg der Zukunft Nacht!
Ihr Königsnam' im Staub!
Ihr heimatlos Geſchlecht in Acht!
Die Gnade ihnen taub!

Wild ſchlägt mein Herz euch Wandrern nach
Aus hehrem Ahnenzug;
Der durch geſprengter Feinde Schmach
Alt-Schottlands Löwen trug.
Da ließ vielleicht vom dunkeln Pflug
Auch meiner Väter Hand,
Mit eures Banners kühnem Flug
Zum grimmen Kampf gewandt.

Edina, Schottlands heil'ger Grund,
Willkommen, Schloß an Schloß,
Wo einſt aus königlichem Mund
Der Selbſtmacht Hoheit floß;
Aus wilder Thäler Blumenſchoß
Vom Saum des Ayr hervor,
Dem ſich mein einſam Lied ergoß,
Such' ich dein gaſtlich Thor.

Fr. Notter.

Dramatiſche Poeſie in England.

Erſter Artikel.

Daß die dramatiſche Poeſie in England dermalen nicht in hoher Blüthe ſtehe — darüber kann kein Zweifel obwalten und es wird auch im allgemeinen von den Engländern ſelbſt zugegeben. Man kann ſich aber leicht denken, daß demungeachtet in den Urtheilen der Kritiker und in ihren Ausſichten für die Zukunft eine große Verſchiedenheit herrſcht, welche theils auf den Differenzen des Geſchmacks und der äſthetiſchen Grundſätze beruht, theils auch darauf, daß die Einen in dem Gang und der Entwicklung der Literatur vorzugsweiſe das Geſetzmäßige und Nothwendige anerkennen, die Andern, den einzelnen Erſcheinungen mit Neigung ſich zuwendend, der unerſchöpflichen Kraft und dem Glück des Genius mehr vertrauen. Jene Anſicht wird repräſentirt in einem Aufſatz des Athenäum, aus Veranlaſſung eines neuen Drama: Jon von Serjeant Talfourd, von welchem in einem zweiten Artikel die Rede ſeyn wird.

„Das todte Drama, ſo hat man in der neueſten Zeit ausposaunt, iſt im Begriff ſein Grab zu verlaſſen und aufzuerſtehen. Auch wir haben nach unſern Tabellen der Wahrſcheinlichkeitsrechnung einen Kalkul angeſtellt, bis wann dieſe Wiederbelebung erwartet werden dürfe und ſind ihrer gewärtig zugleich mit dem Wiederbeginn der Orakel. Wie lange vor dem jüngſten Gericht dieß eintreten werde, wiſſen vielleicht die beſagten Poſaunenbläſer anzugeben; wir unſeres Orts ſind eher geneigt, erſt nach dem

Digitized by Google

jüngſten Gericht Jener entgegenzuſehen. Die Tragödie mag freilich wohl wieder ihrem Grab entſchweben, aber das wohl nicht anders als in „beſcepterten Leichentuch,“ das heißt als Geſpenſt oder als Skelett. Aber auch ſo, demungeachtet, würde England mit dem Staunen und Beifalljauchzen eines Gargantua-Mundes ſie willkommen heißen. Doch nein! — zu unſerem Leidweſen iſt das Drama nicht todt — in dieſem Fall wäre doch noch einige Hoffnung zu ſeiner Auferſtehung; es iſt vernichtet! Knochen, Mark und Geiſt haben ſich in's Nichts verflüchtigt und fortan eine ewige Leere in unſerer Literatur gelaſſen. Wir haben nur noch acht Muſen — Melpomene iſt aus der Reihe der Lebenden ausgelöſcht.

Das Zeitalter iſt ſo ſchreibſelig als man nur wünſchen mag, aber nichts weniger als dramatiſch; auch wird alles Belorbeern, Rühmen und Anſpornen unſerer Poeten es nicht dahin bringen, den dramatiſchen Genius zu erwecken, wenn der Geiſt des Zeitalters, wie ein anderes manichäiſches Prinzip, ihm auf Leben und Tod entgegenſteht. In Wahrheit, beide können nicht mit einander geboren werden, denn ſo giftig und tiefgewurzelt iſt ihre Fehde, daß einer den andern im Mutterleib erwürgt. Mag man ein Idol ums andeee der öffentlichen Anbetung darſtellen — mag man, wie die Aegyptier mit dem Lauch oder dem Lotus thaten, dieß oder jenes Gewächs des Parnaſſes vergöttern — es gibt nur Einen Gott des Drama's (der Geiſt der Eliſabeth'ſchen Periode), und Shakſpeare iſt ſein Prophet. Die Dichter ſind ein halsſtarriges Geſchlecht und mögen vielleicht ihren Nacken nicht unter den Glauben beugen — mögen ſie einem andern Cult nachgehen, mögen ſie einen andern Gegenſtand ihrer Anbetung erhöhen — Wordsworth oder Byron — wir beneiden ſie nicht um alle Eingebungen, um all die Hülfe, die ihnen zufließen mag von ihrem goldnen Kalb oder ihrer ehernen Schlange. Aber was nützt, (ſo können uns die Dichter fragen), was nützt Euch Euer Glaube, wenn er nicht die Kraft verleiht, Wunder zu thun? Welche Eingebung, welche Hülfe wird uns, wenn wir Eure Gottheit als die einzige anerkennen? Ihnen antworten wir: Nichts von dem Allem! Die Wunder ſind ſchon gewirkt, thee Zeit iſt vorüber, die Sendung der Propheten iſt vollführt. Ihr verlangt Wunder! ſind ſie nicht geſchrieben in dem Buche von Shakſpeare, von Marlowe, Webſter, Ford, Beaumont und Fletcher, Jonſon, Maſſinger und ihren Zeitgenoſſen? Was wollt Ihr mehr? Hat nicht England im Gebiet des Deama's genug geleiſtet — England, welches das einzige ächte Drama heeooebrachte und mit deſſen dahin gehörigen Produktionen verglichen, alle anderen, antike wie moderne, armſelige Fehlgeburten ſind. *) Man möge uns nicht mißverſtehen! wir ſind weit entfernt von dem Wunſch, dem Werth der griechiſchen Tragödie Abbruch zu thun, aber wir betrachten ſie als philoſophiſche Gedichte in einer ſchwach dramatiſchen Form, nicht als Daeſtellungen aus dem wirklichen Leben, welche allein auf den Titel des Drama's Anſpruch machen können. Dieſe hohe Bahn der Literatur nehmen wir für England in Anſpruch, als den Sternenpfad, den ſein Genius zuerſt betrat, und auf dem alle Andere, die es ihm nachthun wollten, ſtrauchelten oder zu Fall kamen. Aber wir erwarten eben ſo wenig, daß ſein Genius, als daß ſeine Fürſten immerdar Eliſabethiſch bleiben ſollten. In der That, eine neue Eliſabeth könnte erſtehen — aber ein neuer dramatiſcher Genius, ſo fürchten wir, nicht eher, als bis England eine neue Erdrinde bekommt, aus welcher ſich ein ſolches Rieſenthier erzeugen könnte.

Wir wiſſen, wie abſchreckend dieſe Anſicht für unſere hochſtrebenden Poeten und ihre kritiſchen Bewunderer ſeyn wird. Jeder Vollmond, ſo ſagt man uns, geht mit einem großen Dramatiker ſchwanger und könnte einen ſolchen gebären; jedes Irrlicht das über einem Sumpf flackert, iſt ein Stern, der der Geburt eines Bühnen-Genius leuchtet; Sonnenfinſterniſſe drohen uns mit einer Peſt tragiſcher Poeten; der letzte Komet verkündigte ihre wunderbarliche Erſcheinung. Dieſe Erneuerer der Bühne halten ſich jedoch allezeit in prospectu; die Zeit ihres Auftretens iſt immer das Futurum in-rus; und ſo wird es auch immer bleiben. Unſere Gründe zu dieſer Vermuthung ſind vielfach; wir wollen hier nur ein paar anführen. Für's erſte haben wir die Ueberzeugung, daß bei dem unausgeſetzten Fortſchritt eines Volks von der Rohheit zur Verfeinerung jede Phaſe ſeiner Geſittung vorzugsweiſe für irgend eine beſtimmte geiſtige Ader günſtig iſt — das heißt für die Produktion einer beſtimmten Gattung der Literatur. So haben, unſers Erach-

*) Dieſem ſo ausſchließenden Urtheil mag ein anderes entgegengeſetztes eines franzöſiſchen Schriftſtellers, Chateaubriand's, an die Seite geſtellt werden, welcher Shakeſpeare mit den klaſſiſchen Muſtern der Griechen und Franzoſen vergleicht und letztern den Vorzug zuſpricht. Da heißt es unter Anderem: „Die Werke aus der romantiſchen Zeit gewinnen gar ſehr dabei, wenn man ſie nur im Auszug aufführt; einigen fruchtbaren Seiten geben immer eine Menge dürrer Blätter voraus. Das Verdienſt der Werke aus den klaſſiſchen Jahrhunderten iſt entgegengeſetzter Art; es beſteht in der Vollendung des Ganzen und im richtigen Verhältniß der Theile.“ — „Etwas Anderes ſind einzelne Situationen, glückliche Effekte eines Augenblicks, lebhafte Rührungen; etwas Anderes ſind Rollen, die von Anfang bis zum Ende mit derſelben Ueberlegenheit durchgeführt werden. Desdemona, Julia, Ophelia, Perdita, Cordelia, Miranda — ſie alle ſind keine Antigone, Elektra, Iphigenia, keine Phädra, Andromache, Ximene, Roxane, keine Monima, Berenice, Eſther, ja nicht einmal eine Zaire oder Amenaide. Einige Ausrufungen aufgeregter Leidenſchaft, mehr oder weniger glücklich in poetiſcher Proſa gegeben, können nicht den Sieg davontragen über dieſelben Gefühle in der reinen Sprache der Götter ausgedrückt.“ — „Was ſind alle Frauen Shakſpeare's neben Eſther?“ — „Wenn man mit Unparteilichkeit die ausländiſchen und unſere Werke im Ganzen beurtheilte, ſo würde man finden, daß bei gleicher Stärke der Gedanken, wir den Vorzug der Regelmäßigkeit und Angemeſſenheit der Kompoſition behaupten. Das Genie erzeugt, der Geſchmack erhält; ohne Geſchmack iſt das Genie nur erhabener Wahnſinn.“ — Ohne Zweifel werden wenige Deutſche ſeyn, welche nicht eher auf die Seite des Engländers als des Franzoſen im Urtheil über Shakſpeare träten; aber dagegen werden auch die Meiſten darin übereinſtimmen, daß der Engländer das Ausländiſche zu tief herabſetzt, und daß er namentlich den Geiſt der griechiſchen Tragödie ganz und gar verkennt. Die hier zuſammengeſtellten Urtheile beweiſen übrigens, wie weit man noch von dem Ziele der Einheit des Geſchmacks entfernt iſt!

Digitized by Google

tens, die heroiſche Ballade, die Chronik, das Drama, das epiſche Gedicht, die Beredſamkeit, die Geſchichte jede ihre eigenthümliche Aera im Leben einer Nation, ſo daß z. B. die Geſchichte in den früheren ungebildeteren Zeiten etwas eben ſo Seltenes ſeyn wird, als die heroiſche Ballade in den Zeiten der Verfeinerung.

Natürlich behaupten wir für unſer Syſtem keine mathematiſche Genauigkeit; wir wollen nicht das Leben einer Nation in Vierecke zerſchneiden und die Möglichkeit läugnen, daß ein Werk auch außer der einer Gattung beſonders zukommenden Periode gut geſchrieben ſeyn könne; aber wir behaupten: kein Zweig der Literatur, anſehnlich und beſtimmt genug, um mit einem eigenen Namen bezeichnet zu werden, kann in mehr als Einer Phaſe, in mehr als Einem Stadium der vorſchreitenden Geſittung wahrhaft gedeihen. Läßt man dieß als Poſtulat gelten — was iſt dann in unſern Annalen die eigentliche Epoche des Drama's? Gewiß nicht die gegenwärtige, und gewiß auch keine künftige Zeit, wofern wir uns nicht wieder zu dem gebührenden Zuſtand ſtrenger Einfachheit entfernen. Das Drama iſt die poetiſche Darſtellung des wirklichen Lebens; ſeine Sprache, um die Leidenſchaften, ihren Wahnſinn und ihre Tiefe, wiederzugeben, muß kunſtlos, energiſch und ernſt ſeyn; ſind dieß die Eigenſchaften einer verfeinerten Zeit? Wordsworth iſt einfach — (geſucht, erkünſtelt einfach,) aber er iſt nicht energiſch. Dramatiſche Effekte müſſen mit Einem Schlag hervorgebracht werden; zu dieſem Behuf müſſen die Worte im Drama die plötzliche Gluth und Kraft von Donnerkeilen haben. Wie viele Donnerkeilverſe findet man in unſeren ſchläfrich ſich hinſchleppenden, langgedehnten Gedichten! Byron war dann und wann elektriſch, aber im Ganzen war ſein Styl mehr gedehnt als gedrängt; er hatte ebenſo die voluminöſen Wendungen, wie den giftigen Stachel der Klapperſchlange. Mit Einem Schlag das Herz des Publikums zu rühren, eine gemiſchte Zuhörerſchaft mit Mitleid oder Schrecken zu erfüllen — dazu müſſen Worte und Gedanken eine durchdringende Schärfe, eine Raſchheit und eine gerade Richtung auf's Ziel haben, welchen nur der ſiebenfache Schild der Dummheit widerſtehen kann; wie ſollten unſere Dramatiker einen ſolchen Wurfſpieß-Styl der Beredſamkeit aufbringen können? Oder fallen ihre leichten Federpfeile mit viel mehr Wucht und Kraft auf die Zuſchauer, als ein Hagel von Federbällen? Charaktere wollen mit eiſerner Feder, mit ſcharfen und deutlichen Zügen gezeichnet ſeyn; iſt dieß möglich, wenn in Folge der ſocialen Abreibung und Abſchleifung alle Leute einander ſo gleich ſehen, wie Kieſel auf dem Strand? Wo ſind die Vorbilder und Muſter, nach welchen man Charaktere geſtalten ſollte, wenn in der ſchaalen Einerleiheit der Civiliſation alle Individualität verloren gegangen iſt? Man ſehe in Einem Stück Lear, Edgar, Edmund, Gloſter, Kent, Goneril, Regan, Cordelia und den Narren — mit welch tiefeinſchneidendem Griffel iſt jeder Charakter gezeichnet! ſie ſcheinen mit einer Pflugſchaar umriſſen, wie der Plan zu einer Stadt, um ſie von allen Andern zu ſondern; jeder Zug iſt eine Furche, jeder Punkt ein ſcharfer Winkel. Das klingt hyperboliſch — aber ſollen wir logiſch ſeyn, wenn die Dramatiker der Zeit abſurd ſind? Der Dialog ſollte meiſtentheils raſch herüber und hinüber ſchlagen, laut, in ſchnellen Takten, wie eine Sturmglocke; aber welcher von unſern lebhafteſten Dichtern vermag die Frage: Wie geht's? in weniger als drei Verſe zuſammenzudrängen? Welche von den längeren Zungen kann ſchauerlich genug anſchlagen laſſen, um den Sturm in unſeren Herzen zu erregen oder die ſchlafende Gemeinde zu erwecken? Das Geſpräch ſollte zugleich poetiſch und ungeſucht ſeyn; aber es iſt das Schickſal der verfeinerten Sprache, daß ſie am Boden kriecht, wenn ſie nicht auf Stelzen gehen kann; unſere dramatiſchen Dichter verſuchen ſich ſelten im Einfachen, ohne ins Einfältige hinüberzuſtreifen, und verwechſeln Gemeinplätze mit ordentlichem Geſpräch. Byron ſelbſt, wir wagen die Behauptung, wird ſchaal, wo er nicht poetiſch iſt — mit Einem Schritt kommt er vom Tiefen aufs Seichte. Es gibt nichts Kahleres und Trockneres als der dialogiſche Theil ſeines Werners u. ſ. w. Wahrhaftig, wir haben in unſerer Zeit viel Ausſicht auf Ausbrüche ſo voll Natürlichkeit, Einbildungskraft und Leidenſchaftlichkeit zugleich, wie die Stelle wo Coriolan zu Sicinius ſagt:

— — — — Soll bleiben?
Hört ihr der Gründlinge Triton? Bemerkt Ihr
Sein herrſchend Soll?

Oder die ruhige Nachdrücklichkeit der Antwort in Einer Zeile:

Was athm' ich ſonſt in einem Chriſtenland?

Die geheiligten Lippen desjenigen, den wir den großen Propheten des Drama's nannten, waren mit Feuer geweiht; deßwegen brennen ſeine Worte, deßwegen entzünden ſie unſre Seelen mit ſo glänzender Flamme. Und doch vermochte er auch wieder zu Zeiten ſeine holde und harmoniſche Stimme ertönen zu laſſen in Weiſen

Süß wie ein hochgefiedert Lied, geſungen
Von einer Kön'gin in der Sommerlaube,
Zur Laute mit bezaubernden Variationen.

Weiter müſſen die Verwicklungen aufregend und mannichfach ſeyn; wie können ſie aber lebendig und aufregend ſeyn, wenn die Zeit, die durch Handlung ausgefüllt werden ſollte, von unſern Dramatikern an weitläuftige, lebloſe Poeſie verſchwendet wird? Wie ſollten ſie mannichfach ſeyn, wenn bei ihnen eine ganze Scene kaum einen einzigen in die Handlung eingreifenden Vorfall herausarbeitet? Allerdings muß es am geeigneten Ort Ruhepunkte für die Handlung geben — ſchattige Plätze, wo man ſich ſammelt und zur Beſinnung kommt. Hier findet man oft die Schönheit im Schlummer. Wir verlangen ſo wenig von einem ſchönen Drama als von einem ſchönen Fluß beſtändiges Rauſchen und Schäumen; aber zu große Zahmheit führt bei beiden zur Stagnation — allzu leiſe gewürzt wird unſchmackhaft.

Ferner: unabhängig von der Civiliſation, als welche die maſſive rohe Sprache und die Charaktere wie Bimsſtein abſchleift — wir glauben, daß der poetiſche Geiſt des Zeitalters weit weniger männlich als weiblich iſt. Vielleicht mag auch dieß eine Folge der Civiliſation ſeyn — einerlei! Der Geiſt des Zeitalters begünſtigt ohne Zweifel eine Entfaltung der ſanfteren Neigungen, das Sichgehenlaſſen in zarten Ueberſchwänglichkeiten, das Hinbrüten in häuslicher und heimlicher Glückſeligkeit, das Tändeln mit — das Sehnen nach — den ausgeſuchteren Formen des Gedankens, den feineren Schönheiten der Natur; er begün-

Digitized by Google

ſtigt mehr das Pathetiſche als das Erhabene, mehr die Stickerei und Verbrämung und das zierliche Blumenwerk, als das derbe Gewebe, mehr das Phantaſtiſche als das Phantaſievolle; ſein ſtärkſtes Gewebe iſt ſo fein wie das Netz Vulkans, und dient, wie dieſes, beinah immer nur zum Rahmen einer Liebesſcene. Genau ſo aber iſt der Genius des Weibes; und das Weib beherrſcht heutzutage nicht bloß unſer Herz, ſondern unſern Geiſt; ihr Geiſt dringt ein in die innerſte Seele unſrer Poeſie und übt den gewaltigſten Einfluß über unſre ſchöne Literatur. Selbſt der gewaltigſte unſerer Autoren — ſelbſt Byron verdankt ſeine große Popularität dieſer ſanften und Leanderähnlichen Ergebenheit gegen ſie, welche beinah überall in den Fluthen ſeines Geſangs ſich offenbart, und Wordsworth die ſeinige der Einführung ſolcher liebenswürdigen Empfindungen, Gedanken, Gefühle und Phraſen, wie etwa eine philoſophiſche Frau im Mund führen mag. Jugendliche Dichter geben in Folge dieſes Geſchmacks oft ihren Productionen einen hermaphroditiſchen Anſtrich. Solche, welche ohne dieſen Beigeſchmack vielleicht ganz roſenwangige Dichter ſeyn könnten, ſind mit einer Art von männlicher Bleichſucht behaftet, welche dermalen kein Geſchlecht und Alter verſchont. Aber in welcher Art auch der Geiſt des Zeitalters ſich bethätige — er muß ſich endlich erſchöpfen. Kein tyranniſcher Widerſtand, kein Spott, keine Verachtung von Seiten derjenigen, welche eine andre Art des Genius vorziehen, wird dieſen hemmen oder ihm trotzen. Und warum ſollte nicht jede reiche Ader des Geiſtes zu ihrer Zeit und in ihrer Reihe ſich geltend machen? Es iſt dieß nothwendig ſchon wegen der Freude am Neuen. Durch dasjenige nun, was wir als den weiblichen Genius des Zeitalters bezeichnet haben (und ein großer Theil der ſchriftſtellernden Claſſe gehört wirklich dem weiblichen Geſchlecht an), iſt das Drama unmöglich gemacht. Das Drama hat, zum größten Theil, mit höhern Leidenſchaften, mit heftigeren Gemüthsbewegungen, mit gefährlichen Entzückungen zu thun; es hat mehr mit wankenden Thronen, mit dem ſtürmiſchen Forum, mit dem blutigen Schlachtfeld, als mit dem friedlichen Herde und mit der Schafweide zu ſchaffen; ſeine Sprache iſt männlich und gedrängt; ſeine Bilder haben, wenn ſchön, die Schönheit des Erhabenen, ſeine ganze Stimmung iſt fieberhaft und weniger mit dem Anziehenden als mit dem Entſetzlichen verwandt; der weibliche Genius ſinkt dann in Ohnmacht; nur männliche Kinder der tragiſchen Muſe ſpielen gern mit ihrem vergoldeten Dolch und ihrer Leichenfeder, nur ſie hören gern das Rollen ihrer gedämpften Trommel und das Schmettern ihrer todverkündenden Trompete. Aber unſer Zeitalter verlangt mehr nach dem Kräuſeleiſen und der Straußenfeder, nach dem Tamburin und der hirtlichen Flöte.

Freilich dürfen Werke, welche für die Unſterblichkeit beſtimmt ſind, nicht ganz und gar nur in dem gäng und gäben Geiſt des Zeitalters geſchrieben ſeyn; aber noch viel weniger dürfen ſie ohne denſelben, im Widerſpiel mit ihm, geſchrieben ſeyn. In jenem Falle werden ſie eben auch ſterben, wenn er ſtirbt, weil ſie für ihn und für keinen andern paſſen, weil ſie oberflächlich ſind und eines tiefern Haltes entbehren; im andern Fall aber werden ſie unvermeidlich aller tieferen Begründung — der Wahrheit, der Natur und der ächten Empfindung ermangeln. Das Drama der Gegenwart muß deßwegen ganz an ihrem Geiſt Antheil nehmen, um ſich auch nur als poetiſche Production zu erhalten; dieſer Geiſt aber iſt, wie wir gezeigt haben, völlig unverträglich mit dem ächten Geiſte der Tragödie. Wie unter ſo ungünſtigen Conſtellationen unſere Tragödienſchreiber den erſehnten Hafen erreichen ſollen, wird man vielleicht dann anzugeben wiſſen, wenn die Seeleute die Kunſt gefunden haben, mit Schiffen aus Gaisblatt, und Segelwerk aus Sommerfäden gegen den Wind zu ſteuern." — „Der Geiſt der Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit iſt nicht derjenige, der uns noth thut; ach! dieſe Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit wird kein gutes Drama zu Markte bringen. Unſre Verfechter des Sanften, Zarten, Häuslichen, Schmelzenden (alles vortrefflich, wenn nur nicht im Uebermaß!) ſcheinen zu vergeſſen, daß die Charaktere im Othello nicht lauter Desdemona's und die im Lear nicht lauter Cordelia's ſind. Ja, wenn ſchon Romeo ſelbſt etwas von Julie an ſich hat und der alte Capulet nur eine zweite Amme iſt — ſo verleihen doch der tapfre Merkutio und der tobende Tybalt ſelbſt der weibiſchſten unter den Tragödien Shakſpeare's noch Mannhaftigkeit genug. Was würde die größte Mannjungfrau unter unſern Dichterinnen männlichen Geſchlechts dazu ſagen, ein Drama, wie Macbeth zu ſchreiben, in dem nicht ein einziger weiblicher Character vorkommen ſollte? Denn Lady Macbeth iſt noch mehr Mann, als ihr Gemahl!

Aber noch einmal, wir wünſchen nicht mißverſtanden zu werden. Wir wollen nicht ſtreiten gegen dieſe moderne Verehrung der Hausgötter — gegen den ſich aus ſich ſelbſt herausſpinnenden Styl der Betrachtung — gegen den ewigen Hymnus und das Hoſiannah um den Altar der geſelligen Liebe, zum Preis der ſanftäugigen Charitinnen, welche dem menſchlichen Glück vorſtehen; wir ſtreiten für den Geiſt des Zeitalters und verlangen, daß er ſeinem ganzen Gehalte nach ſich entfalten ſoll, weil jede Provinz des Geiſtes und beſonders eine ſo nahe liegende, die höchſtmögliche Pflege und Ausbeutung verdient. Wenn wir Shakſpeare für den größten aller Dichter halten, wird man uns nicht zutrauen, daß wir an einer Quelle keinen Geſchmack finden ſollten, welche ihn begeiſterte, und wir wiſſen, er hat aus keiner Quelle reichlicher getrunken, als aus der ſüßen, reinen, tiefen Quelle der Humanität. Wir behaupten nur einfach: daß ſie allein nie Stoff und Beredſamkeit genug für das Drama liefern werde — kaum genug für die ſentimentale Abtheilung deſſelben — für ſolche Stücke wie George Barnwell. Flammende Einbildungskraft, Macht des Geiſtes, ſpürende Forſchung ſind nicht minder erforderlich, als ruhige Ueberlegung, Zartheit des Gefühls und Erfahrung in den häuslichen Liebesempfindungen. Der Genius des ächten Dramatikers wird nicht immer zwiſchen dem Feuerherd und dem Fiſchteich ſich herumtreiben, ſondern zwiſchen Erde und Himmel hin und her wandeln."

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 53.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 August 1836.

Liebe und Wahnſinn.

Von Campbell.

Horch! von des Thurmes Zinnen kommt ſo ſchwer
Der dumpfe Ruf der Mitternacht daher.
Aus ſchwarzen Träumen kummervoll erwacht,
Schaut B— einſam weinend in die Nacht.

Laß ab, Erinn'rung, ruft ſie, dieſes Herz
Zu quälen mit dem tauſendfachen Schmerz,
Laßt ab, Gedanken, ach! zu ſchweifen weit
Auf den Gefilden einer beſſ'ren Zeit,
Wo mich umfing der Hoffnung heil'ge Gluth,
Wo E— ſo hold noch war, ſo mild und gut!

Doch kann ich's laſſen ſchwermuthsvoll und bang
Zu ſeufzen deines Namens dumpfen Klang?
Ich höre deinen Geiſt im Sturmgebraus,
Ich ſehe dich im mitternächt'gen Graus,
Blaß wie zur Stunde, wo du in der Bruſt,
Du falſcher Mann, den Dolch empfah'n gewußt.

Du Rachegeiſt, der mich zur That ermannt,
Der du den Dolch mir gabſt in dieſe Hand,
Hielt mich zurück des Mitleids banger Ruf?
War es der Schrecken, der Verzög'rung ſchuf?
Mein Herz ſann lächelnd auf den grauſen Plan,
Es that der Haß, was Liebesweh begann.

Ja, wer noch nie in ſeiner kalten Bruſt
Ein zart Gefühl zu bergen hat gewußt,
Verdamme zürnend und doch mitleidsvoll
Dieß Herz zerfleiſcht von Liebe und von Groll!

Ihr Schönen, die ihr keine Wonne kennt,
Als wenn ein Fant für eure Reize brennt,
Ihr, angebetet von der tollen Schaar,
Kennt ihr die Schmerzen, die das Herz gebar,

Wenn es, beſeelt von treuem, heil'gem Muth,
Sich klammernd hielt an wahrer Liebe Gluth,
Wenn falſcher Sinn ihm jedes zarte Band
Zerriß, daß es im Blut ſich ſchmerzlich wand!

Sag', hat der Himmel denn die That verdammt,
Als dich die Rache traf von Zorn entflammt?
Lang' ſah ich deiner Stirne finſtern Groll,
Als dir im Buſen falſcher Meineid ſchwoll!
Dieß arme Herz, es ſchlug ſo bang und ſchwer,
Dein Blick erzürnte kalt und liebeleer,
Bis mich dein treulos Herz ſo ganz verſtieß,
Mich in der Welt verlaſſen, freundlos ließ!

Gerechter Gott! da war es, wo mein Herz
Sich ſeinem Zorn ergab und ſeinem Schmerz.
Weg, ſtiller Blick, weg Auge thränenwund,
Weg, ſchwerer Seufzer, aus des Herzens Grund!
Zur grauſen That ruft wild der Rache Gluth,
Er ſchreit, er fällt, er liegt in ſeinem Blut.
Der letzte Kampf vorbei, er war ſo ſchwer,
Er ſchläft im Blute, er erwacht nicht mehr.

Vorbei! der glüh'nde Haß iſt ausgebrannt,
Das Herz, es hat zur Milde ſich gewandt,
Zu ſpät! — es hört des Mitleids Ruf zumal,
Die Hand erbebt, zur Erde fällt der Stahl,
Im Buſen ſitzt ſo kalt des Schauders Pein,
Des Schreckens Schatten hüllt das Auge ein!

O blut'ge That, ſo ſchwarz, ſo grauenvoll,
So wohnte, ſo in B—'s Herz der Groll,
Ein Freund einſt treu, ein Buhle lange mein! —
Wo Liebe wohnte, konnt' nicht Mitleid ſeyn?

So lang der Mond hinwandelt durch die Nacht,
Wie er der Erde tiefen Schlaf bewacht,

Digitized by Google

Erhebt ein Geiſt ſich ſchlaflos aus der Gruft
Und zeigt mir mein Geſchick und winkt und ruft.
Da ſteht er wieder, weiß iſt ſein Gewand.
Er rollt das Aug' und winkt mit blaßer Hand.

Du flackerſt ſchwach, du letzter Lebensſtrahl,
Verlaſſe bald dieß Herz und ſeine Qual!
Du mattes Auge ſchließe bald dich zu!
Willkommen, traumlos dumpfe Grabesruh!
O flüchte zu dem Born, gequälter Geiſt,
Wo ew'ger Schlummer dich vergeſſen heißt.

E. Feuſt.

Dramatiſche Poeſie in England.

(Fortſetzung.)

Es iſt immer etwas Bedenkliches und Mißliches, in dee Literatur a priori über das, was die Zukunſt bringen werde oder nicht bringen weede, was kommen müſſe und was nicht mehe kommen könne, ein Urtheil oder eine Prophezeihung auszuſpeechen. Es gibt allerdings auch hier eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung, aber man muß ſich hüten, die Reſultate einer ſolchen für untrügliche Orakel ausgeben zu wollen. Daß ein Gedicht wie Dante's göttliche Comödie in unſern Zeiten nicht mehe geſchaffen werden kann — das läßt ſich mit zweifelloſer Sicherheit ausſprechen — denn dieß Gedicht hat, abgeſehen von dem Genie ſeines Schöpfers, die geſammte religiöſe und politiſche Anſchaunngsweiſe eines ſchaef ausgepeägten Zeitalters zum Gegenſtand und zum Lebensathem; aber bei den Dramen Shakſpeare's überwiegt das ihnen vom Dichter aufgedrückte Gepräge den Charakter und die Eigenthümlichkeit, die ſie ihrer Zeit und den Umſtänden verdanken, bei weitem, und es erſcheint gae nicht als undenkbar, daß ein Dichter, wenn die Natur noch einmal zu ſolch verſchwendeeiſcher Gunſt gegen eines ihrer Kinder ſich entſchließt, Teagödien ſchaffen könnte, welche denen Shakſpeare's ähnlich wären. Daß aber dieß nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, geben wir gerne zu. Der Kritikee, von welchem wir Obiges mittheilten, hat gewiß Recht, daß der Geiſt des Zeitalters die Hervorbringung von Tragödien nicht begünſtigt, und was er von England ſagt, findet ſeine Anwendung auch auf die Liteeatur anderer Völker. Aber deßwegen darf man doch nicht ſchlechthin veezweifeln, und nicht alle Productionen, beinah ungeprüft, von vornherein verdammen. Man kann jenem Kritiker ſeine Prämiſſen ſo ziemlich zugeben, ohne in ſeine totale Hoffnungsloſigkeit einzuſtimmen. Eine Stimme der Hoffnung erhebt ſich im New Monthly Magazine in einem Aufſatz, betitelt: Anzeichen eines neuen Genius in der dramatiſchen Poeſie. „Das bewundernswerthe Vorrecht des Genius," ſo beginnt dieſer Aufſatz, „iſt ſeine die Ungunſt der Umſtände überwindende Macht; das feindſeligſte Schickſal, die verzweifeltſten Widerwärtigkeiten vermögen nichts gegen ihn. Männer von Genie warten nicht ab, bis Andere ihnen einen Weg gebahnt haben. Wie wollen darthun, trotz der ungünſtigen Zeugniſſe dee Schauſpielzettel in unſern Tagen, daß ein neuer Genius für dramatiſche Poeſie in unſrer Mitte iſt. Unter den voe uns liegenden dramatiſchen Werken beginnen wir mit dee Anzeige des neueſten und vielleicht am wenigſten bekannten: Paracelſus, von Robert Browning.

Dieß iſt der einfache und ungeſuchte Titel eines kleinen Bandes, der vor etwa einem halben Jahr erſchien und eine tiefere Fülle von Gedanken, Empfindung und Leidenſchaft eröffnet, als iegend ein Dichter ſeit Jahren her beurkundete. Ohne das geeingſte Bedenken nennen wir Herrn Robert Browning neben Shelley, Coleridge, Wordsworth. Er hat ſich den Anſpeuch auf einen Platz unter den anerkannten Dichtern des Zeitalters erworben. Dieſe Anſicht wird wahrſcheinlich Viele verdutzt machen; abee es iſt völliger Ernſt damit. Es iſt nicht unſre Art, von einem Autor darum nichts zu halten, weil keine Seele ſich zu ſeinen Gunſten ausgeſpeochen hat; eben ſo wenig wollen wir ihm unſer Beileid wegen dieſer Gleichgültigkeit des Publicums gegen ihn aufdrängen. Wie ſchon geſagt: der Mann von Genie bedarf weder des Einen noch des Andern. Wer ſich großer Geiſteskräfte bewußt iſt, findet ſeine Befriedigung allein ſchon in der Uebung deeſelben. Sein Tag wird kommen. Herr Browning iſt ein Mann von Genie, er trägt in ſich alle Elemente zu einem großen, philoſoſophiſchen, wie dramatiſchen Dichter —

Dee Jüngſte, welcher
Im Schatten von Apollo's Baume ſitzt.

Aber er ſitzt einmal da und hat ſo viel Recht auf ſeinen Platz, als die Größten derer, die um ihn her verſammelt ſind, auf die ihrigen haben.

Das Gedicht Paracelſus hat die äußere Geſtalt eines Deama's, bindet ſich aber nicht an die beſchränkenden dramatiſchen Regeln. Es zerfällt in fünf Scenen, und umfaßt einen Zeitraum von vierunddreißig Jahren. Vier Perſonen treten auf; zwei davon ſind bewundernswürdig ſkizzirt und die zwei andern edel und vollſtändig dargeſtellt. In wenigen einleitenden Zeilen gibt der Verfaſſer folgende Bezeichnung ſeines Werkes: „Es iſt ein, wahrſcheinlich mehr neuer als glücklicher Verſuch, die Methode umzukehren, die gewöhnlich von Dichtern befolgt wird, deren Zweck iſt, ein Phänomen des Gemüths oder der Leidenſchaften mittelſt handelnder Perſonen und Begebenheiten zu veranſchaulichen. Statt mich an eine äußeee Maſchinerie von Begebenheiten zu halten, um die von mie beabſichtigte Kriſis zu entwickeln und herbeizuführen, habe ich gewagt, mit einiger Genauigkeit den Seelenzuſtand ſelbſt in ſeinem Anwachs und Fortſchritt zu verfolgen, und laſſe den Einfluß dee mitwiekenden und beſtimmenden Ereigniſſe und Umſtände immer nur als ganz untergeoednet erſcheinen, wenn er nicht ganz ausgeſchloſſen bleibt." Ausgeſchloſſen, die Bemerkung müſſen wir uns eelauben, iſt er gewiß nie, inſofern es auf die weſentliche Eigenthümlichkeit des Drama's ankommt; denn eben hierin liegt eine der überraſchenden Schönheiten des Gedichts. Die Leidenſchaft wird immer dargeſtellt und nie bloß analyſirt. Selbſt da, wo wir am meiſten nue von iheen Reſultaten zu hören glauben, ſelbſt da empfinden wir auf's lebhafteſte die Anweſenheit von mitwir-

Digitized by Google

kenden Umſtänden, durch welche die Reſultate beſtimmt wurden. Der Dichter beſitzt die Macht eines großen dramatiſchen Dichters; wir denken nie an Herrn Browning, ſo lang wir ſein Gedicht leſen; wir identificiren uns nicht mit ihm, ſondern mit den Perſonen, welchen er ſeinen Genius geliehen hat. Die dem Dialog der franzöſiſchen Schule gemachten Vorwürfe finden hier keine Anwendung. Man bekommt mehr, als Vermuthung und Raiſonnement, mehr als einen allgemeinen Eindruck von den Verhältniſſen der Redenden, mehr als allgemeine Reflexionen über ihre Leidenſchaften, mehr als nur Andeutungen über ihr Entſtehen, ihr Wachsthum und ihren Ausgang. Wir ſind ſelbſt auf der Bühne, wir hören, ſehen und fühlen mit — wir ſehen den Auftretenden ins Angeſicht, wir nehmen Theil an den Thränen, welche fließen, an den vorkommenden Empfindungen und Leidenſchaften, an der flammenden Wange und dem heftig funkelnden Auge. Dieſelbe unaufhörliche Lebendigkeit in Gedanken und Empfindungen, durch welche das Reſultat des Gedichts herbeigeführt werden ſoll, afficirt im Fortſchritt der Handlung den Leſer, und er iſt von der unmittelbaren Gegenwart alles deſſen, was vorgeht, eben ſo überzeugt, wie er im Leben irgend einer Sache gewiß iſt, die ihn weinen oder lachen macht. In dem Treiben und Stürmen der Empfindungen bekommt auch die Einbildungskraft ihre Richtung. Dieß iſt eine weſentliche Probe des Dramatiſchen, bei welcher Herr Browning immer beſteht.

Wie ſchön iſt der Eingang dieſes Gedichts! Wir befinden uns in einem Garten in der Umgegend von Würzburg, mit zwei jungen Männern und einem zarten Mädchen: Paracelſus, ſein vertrauter Freund und Studiengenoſſe, Feſtus, und Michal mit ihrem ruhigen, holden Angeſicht, ſie mehr als Schweſter des Paracelſus, die Verlobte des Feſtus. Die erſte Zeile iſt ein Gemälde und man bemerke, zu welch lebhafter und natürlicher Wirkung die Empfindung ſich mit einemmale ſteigert.

Paracelſus.

Kommt her zu mir Ihr Lieben: näher! — ſo!
Recht nah an dieſes Herz, das, wenn verſtießen
Auch lange Zeit — vielleicht recht lange — muß,
Eh's wieder raſch, wie jetzt, an Eurem ſchlägt,
Soll mindſtens Euer Bild verklärt und ruhig
Bewahren, wie es einer Heimath ziemt.
Mög' Eurer Bruſt auch heimliſch ſeyn mein Bild:
Ach, wohl zu viel verlangt es von der Liebe,
Wenn es ſo freundliche Erinn'rung heiſcht!
Denn wolltet ihr mein treues Bild behalten,
So wie ich ſollte ſeyn — vergeſſen müßt
Ihr dann den Trotz, den trüben Eigenſinn,
Der immer meinen beſſern Geiſt verdunkelt,
Und, meine Lieben, nur an Augenblicke
Wie dieſer jetzt, Euch halten. Treuer kann
Mein Herz nie ſeyn, doch Wort und Thaten ſollen
Es mehr bezeugen. Michal! wen'ge Monden
So wirſt Du ſagen: dieſer Herbſt war ſchön,
Um ein'ger wen'ger ſonn'ger Tage willen,
Und überſehen ſeinen traur'gen Wind,
Der bang umherjagt das verwelkte Laub.
Der Herbſt wär' ſonnig gern — und gerne glich' ich
Mehr meiner beſſeren Natur; doch ſchwach
Sind beide wir und trotz der Schwäche, beide
Geliebt doch.

Michal.

O Aureolus!

Paracelſus.

Sie weint!
Weint, wie ein Kind! dicht fallen ihre Thränen.
Nicht ſo ... ich bin zufrieden — mehr als das.
Sieh nur, der Herbſt gewinnt dein Herz am meiſten
Durch ſeinen ſtummen Aufruf an dein Mitleid
Bei ſeinem Untergang . . ſchau holde Michal —"

Und er läßt mit ſeinem zärtlichen Zureden nicht nach, bis das alte Lächeln wiederkehrt; ja er verlangt von ihr, ſie ſoll lachen, wie er ihr die kleinen Inſaßen des Gartens alle zeigt und ſie auffordert, ſich die Grillen zu denken, wie jede zu ihrem Haus heraus ſieht und ſich über die Welt verwundert.

Michal.

Fürwahr, wir lebten ſorglos und vergnügt!

Paracelſus.

So wird's auch ferner ſeyn, mein trefflich Paar,
Eins ganz geboren für das Andre, glaubt mir.
Vermengt zeigt beider Haar die gleiche Farbe.
Wo, als in dieſem Plätzchen, ſolltet Ihr
Zwei miteinander wandeln, wenn ich fern,
Und gutes Glück mir wünſchen? O bleibt hier!
Die Pflanze hier ſoll ihre Blätter nie
Bewegen leicht und ſanft, gleich einer Kön'gin,
Die ihren Herrſcherarm nachläſſig recke,
Kronen auf ihre Lieblinge ausſchüttend:
Daß Ihr nicht daran dächtet, mir ein großes
Glück zu weiſſagen! Schaut, die Sonne ſinkt
Breit hinter'm Dom — jetzt iſt ſie ganz hinab!

Feſtus.

Hemm' jetzt dein ſchweifend Aug, Aureolus!
Heut Nacht noch mindeſtens biſt du der Unſre!
Und weil du da von Michals Thränen ſprachſt —
So dacht' ich: Niemand kann freiwillig ſcheiden
Von dem, was er ſo ſehr zu lieben ſcheint.
Doch meinen Traum zerſtört dein letzter Blick —
Als ob, wohin Du ſchauteſt, ſtänd' ein Stern:
Wie fern lag Würzburg, ſeine Kirchen alle,
Die Gärten ſammt dem Allem was darin,
Wie fern lag's deines Blickes Flug?

Paracelſus.

Ich ſprach
Und ſchaute ſo hinaus aus lautrer Freude.

Glaubt es nicht! Es war nicht „lautere Freude." Aber der Leſer wird Gelegenheit haben, dieſen tiefen Blick ſich wieder ins

Digitized by Google

Gedächtniß zurückzurufen. Mit der Sonne, welche eben untergegangen, ſchließt ſich der letzte Tag von Paracelſus' Aufenthalt in Würzburg — der letzte Tag, ſo zu ſagen, ſeiner Jugend und ſeiner glücklich unverkümmerten Zeit. Morgen begibt er ſich auf eine weite Wanderung und Forſchung mit ungeheueren Entwürfen. Die Zeit, man behalte dieß wohl im Andenken, iſt die Zeit der andämmernden Reformation, wo die Gedankenfreiheit in der Welt ſich erhob, wo die Köpfe der Menſchen geſchäftig brüteten, und ihre Geiſter von Eifer und Wißbegierde brannten. Eine große Zeit! Paracelſus hat ſich dem Streben nach Weisheit gewidmet, und durch kühne, ſelbſtvertrauende Thatkraft zur Verachtung der Gelehrſamkeit der Schulgelehrten hingeriſſen, hat er beſchloſſen, einzig und allein durch eigene Kraft die Erfüllung ſeiner umfaſſenden Sehnſucht durchſetzen. Er bildet ſich ein, dazu ſchon den Weg gebahnt zu haben. In der Ferne ſieht er ſchon vor ſich das Geheimniß der Welt, des Menſchen, des Menſchen wahrer Beſtimmung, Bahn und Geſchicks, und morgen will er ſich allein auf den Weg machen und wandern, bis er zu demſelben gelangt. Feſtus iſt von tauſend Beſorgniſſen erfüllt. Bis auf die jetzige Stunde hat er ſeine Kindheit und Jugend mit Paracelſus verlebt und erkennt ebenſo die Schwäche, wie die Stärke ſeines Freundes; er hält ſeine Beſtrebungen für groß und würdig, aber er fürchtet, derſelbe verfolge ſeine Zwecke allzuſehr nur um des äußern Erfolgs und Ruhms willen, er wünſchte, daß das Göttliche deutlicher hervortrete; er wünſcht ferner, daß die Neigungen des Gemüths in unmittelbarere Verbindung mit der Erkenntniß gebracht würden, nicht einſehend, was der ſchärfere Geiſt des Paracelſus, obwohl nachher durch Stolz geblendet, erkennt: daß bei fortſchreitender Erkenntniß auch das Uebrige ſich von ſelbſt ergeben muß, gemäß der Wahrheit, „daß der Sinn fürs Schöne gar einſtimmig iſt bei allen Menſchen." Feſtus iſt geiſtreich und durchaus liebenswürdig, eine edle und zarte Schöpfung des Dichters; er vertritt viel Gutes in der Welt und Nichts was je ſchlimm werden kann; die Schwäche in ſeinem Charakter wird vergütet durch die Stärke ſeines Gemüths. Er beſitzt zu viele Kenntniſſe und Einbildungskraft um nicht hoch zu ſtreben; aber er hat auch zu viel kernhaftes Gewiſſen, um kühn vorwärts zu ſchreiten; er ſähe lieber, daß Paracelſus ruhig in Würzburg bliebe, als daß er im Verlauf ſeiner großen Reiſe nur Einen verhängnißvollen Schritt wagte. All dieß haben ſie ſchon oft vor dieſer letzten Unterredung durchgeſprochen; aber es wird jetzt nicht bloß um unſertwillen von neuem in Anregung gebracht; es wird mit der höchſten Natürlichkeit und Schönheit entwickelt. Paracelſus fängt damit an, lächelnd die Liebenden von den vielen guten Gründen zu verſichern, die er habe, in all ſeinem Vorhaben wohlbedacht zu verfahren. —

und endlich, weil,
Ständ' Erd und Himmel — Alles auf dem Spiel
Michal am Abſchiedsabend nicht ſoll weinen.

Dieſe letzten Worte durchzucken Feſtus, er ſieht den Abend hereindunkeln, er bildet ſich ein, er habe noch tauſend Dinge zu ſagen und erbittet ſich die Erlaubniß, ſeine innerſte Seele ausſprechen zu dürfen.

Feſtus.

Wir waren Brüder — und nun trennt die Welt
In Zukunft uns — darf ich enthüllen dir
Ganz frei mein Innerſtes, Aureolus?
Es iſt die letzte Nacht!

Paracelſus.

O ſprich!
Heiſch' jede Liebesprobe — jede That,
Die ich für Euch ſoll wagen — ſprich es aus
Und ginge ganz die Nacht drauf — um ſo beſſer!
Bedenk' wie oft mit meinen Hoffnungen,
Und wunderlichen Planen, Sorgen, Träumen
Ich dich hab' unterhalten — aber nie,
O nie wardſt müde du! So lebhaft nie,
Wie jetzt fühlt' ich die Treue deiner Liebe!
Geboren ward ſie, als Einſiedeln uns
Mit ſeinen grünen Hügeln war die Welt,
Sie wuchs bis dieſe Nacht, mit der zu Ende
Mein Aufenthalt in Würzburg geht ... O, ſtolz
Wirſt du mit Grund einſt ſeyn! ſprich theurer Freund!

Aber was vermag Feſtus zu ſagen vom Werth der Ruhe und der Liebe — denn darüber wollte er ſich noch recht dringend ausſprechen — was vermag er darüber zu ſagen einem Mann, der ſie ſchon ſo empfindet! Eine vergebliche Bothſchaft war es, welche die Gunſt des morgenländiſchen Königs nachſuchte mit Geſchenken

Die funkelnder Staub nur waren, den Goldlagern
Entſchüttelt, die in dieſem Lande heimiſch.

Er ändert ſein Thema und weiſ't hin auf die ſchwachen Seiten des Stolzes und die anmaßenden Beſtrebungen, als Keime des Unglücks und Falls. Im Verlauf des Geſprächs ſpielt Michal eine nicht wortreiche, aber vollkommene Rolle, was man nur bei einer Lektüre des Ganzen recht würdigen kann. — Der arme Feſtus hat wenig Ausſicht mit ſeinen ernſten und beſonnenen Worten etwas gegen die glühende Sprache des Paracelſus auszurichten! Was vermag die Warnung des der Einſicht ermangelnden Zutrauens? Der Schwärmer antwortet:

Verſichert ſey, daß Gott niemals die Kraft
Verloren gehn läßt, die er ſelbſt ertheilt.
Den Geierabler frag', warum er kühn
Sich in die unerforſchte Tiefe ſtürzt?
Woher dazu ihm ward der Trieb, die Kraft?
Warum er unerſchrocken, flügelſchlagend
Des Aethers gränzenloſes Reich durchdringt?
Glaub'! deren Gott bedarf — die ſchlafen nicht!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 54.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Auguſt 1836.

Gedichte von Juan Melendez Valdes. *)

1.

Ven placido favonio.

O komm, du milder Zephyr,
Und mit dem friſchen Athem
Umſpiele mir die Schläfen,
Daß nicht mein Haupt verſchmachte!
O komm, du Lebenbringer,
Du Hauch des jungen Jahres,
Aurorens munt'rer Bote,
Des holden Frühlings Gatte,
Komm her und in den Blumen,
Die deiner Ankunft harren,
Beginne dein Geſäuſel
Und dein verliebtes Tanzen;
Umſchmiege ihren Buſen
Und tauche dich in Balſam,
Um ſchmeichleriſch die Düfte
Zu mir heranzutragen!
Komm zu der ſtolzen Weide
Und in dem grünen Dache
Bewege ihre Blätter
Mit leiſem Flügelſchlage!
Dann nahe, ſtärker wehend,
Dich meiner trauten Harfe,
Und laſſe tauſend Lieder
Aus ihrem Saiten ſchallen;
O ſäume nicht! ich ſcheue
Mich vor dem Sommerbrande;
Wenn du mich nicht erquickeſt,
So wird mein Geiſt ermatten.
Beſänft'ge, Freund, und ſtreichle
Den Buſen, der verſchmachtet,
Mit deiner ſanften Rechten,
Und ſpiel' um mich und tanze:
Dann will ich deine Flügel
Mit frohem Rebenſafte
Beſprengen, und mit Liedern
Dir für die Labung danken;
Dann mög' ein ew'ger Frühling
Auf deinem Pfade lachen,
Dann mögen die Violen
Dich küſſen wo du wandelſt,
Dann möge Thau wie Regen
Benetzen deine Pfade,
Von Roſen dargeboten
Wie in kryſtallnen Vaſen.
Und wenn du meine Saiten
Durchflüſterſt, will ich trachten
Auf ihnen dein Geflüſter
Und Klagen nachzuahmen.

2.

Siendo yo niño tierno.

Als zartes Kind durchhüpfte
Ich mit der kleinen Doris
Den Wald und pflückte Blümchen,
Worauf ſie, voll von Anmuth,
Die kaum gepflückten Blüthen,
Uns Beide zu bekrönen,
Zum bunten Kranze fügte.
In ſolchen Kindereien,
In Spielen und Genüſſen,
Verbrachten wir die Tage
Und Stunden voll Vergnügen,
Doch floh mit ihnen mählig
Die Jugendzeit vorüber,

*) Geboren 1754 zu Ribera in Eſtremadura, geſtorben 1817 in Montpellier. Er iſt der Lieblingsdichter der heutigen Spanier und wird häufig der ſpaniſche Beranger genannt. — Die Aſſonanzen des Originals ſind in der Ueberſetzung nachgeahmt.

Digitized by Google

Und mit der Kindesunſchuld
Stand es nicht mehr wie früher.
So wie ſie mich erblickte
Flog Doris ſcheu zurücke.
Und ihr ein Wort zu ſagen
Gelang mir nur mit Mühe;
Mein Herz begann zu pochen,
Wenn ich ihr Blumen pflückte,
Und wenn ſie mich bekränzte,
War ſie verzagt und ſchüchtern.
Da ſah'n wir eines Abends
Zwei Turteltäubchen hüpfen,
Die mit den zarten Schnäbeln
Sich ſchmeichelten und küßten.
Wir folgten ihrem Beiſpiel;
Mit freundlichem Geflüſter
Erzählten wir uns Alles,
Was unſer Herz bedrückte;
Da floh, gleich einem Traume,
Die Kindheit uns vorüber,
Doch ließ ſtatt deſſen Amor
Uns ſeine Freuden fühlen.

3.

Viendo el Amor nn dia.

Als Amor einſt bemerkte,
Daß hübſche Hirtenmädchen,
Die ſeine Waffen ſahen,
Entfloh'n und ſich entſetzten,
So ſchwur er, ſich an ihnen
Durch einen Scherz zu rächen,
Und ward zum Schmetterlinge.
Es wurden ſeine Aermchen
Zu Flügeln, ſeine Füßchen
Zu dünnen, goldnen Fäden.
Wie artig er ſich ausnimmt!
Wie lieblich iſt ſein Schweben!
Er ſchimmert in der Sonne
Wie Purpur oder Perlen.
Bald fliegt er durch die Thäler,
Bald ſchwebt er um ein Blättchen,
Bald küßt er eine Blume,
Bald ſchmeichelt er der nächſten.
Da er ſo luſtig flattert,
So halten ihn die Mädchen
Für einen Sommervogel
Und folgen ihm auf's ſchnellſte;
Die Eine will ihn fangen,
Doch er entwiſcht behende,
Die Andre folgt ihm hüpfend
Und Die beginnt zu ſchmähen.
Als Amor nun erblicket,
Wie ſie ihn rings umſtehen,
Enthüllt er ſeine Gottheit
Und trifft der Mädchen Herzen;
Allein die zarten Flügel
Behielt er auch noch ſpäter
Zur Zierde ſeiner Schultern,
Und ſo erreicht er Jeden.
Auch blieb vom Schmetterlinge
Ihm noch das Unbeſtänd'ge;
Er fliegt von einem Buſen,
Den anderen zu ſtechen.

Dramatiſche Poeſie in England.

(Fortſeuung.)

Eben ſo vergeblich ſind die Bemühungen des Feſtus, ſeinen Freund dazu zu vermögen, daß er die Studien alter Gelehrter nicht verachte, daß er wenigſtens die Aufklärungen, die ſie darbieten, annehme. Paracelſus beruft ſich auf einen höheren Lehrmeiſter — „Gott der das All erhält und lenkt," — und deutet auf die Erde als die Geliebte, welche zur Offenbarung ihrer Geheimniſſe gezwungen werden muß. —

Und, Feſtus, ich bin jung, glücklich und frei!
Ich kann mich opfern — hinzugeben hab' ich
Ein Leben — dieß, ja dieß iſt mein Beruf!
Bedenk! der Oſten, draus die Weisheit ſtammt,
Der glänzendhelle Süden, wo ſie wohnte,
Der völkerreiche Norden — Alles vorbei!
Jetzt dämmerts mir! Zeit iſt es, daß die Welt
Beſeele neue Hoffnung — neues Licht
Soll neuen Offenbarungen entſtrömen
Für ein zu lang verſunkenes Geſchlecht!
Der Himmel, der uns aufbehalten, ſoll
Sich nicht für Kreaturen öffnen, die
Der ungewohnte Glanz verblendet — nein!
Empfangen ſoll er uns ganz lechzend nach
Dem Anſchaun der entwölkten Herrlichkeit,
Die unſre Pilgerfarth mit ihren Strahlen
Oft hat erleuchtet, unſer Leben oft
Verklärt in dieſer niedern Welt.

Der dringenden Abmahnung des Feſtus ſetzt Paracelſus eben dieß entgegen, daß, was er in ſich fühle, ein geiſtiger und göttlicher unwiderſtehlicher Antrieb ſey.

Der Aufruhr meiner Bruſt ſagt mir nur dieß:
Daß ich muß ſterben gleich — wo nicht, mich heben
Hoch, hoch empor über das Weltgewühl.
Ich möchte ſchreiten über allen Menſchen
Und ſie zugleich beglücken — bringen möcht' ich
Ein unerhörtes Opfer ihretwillen,
Ein wunderbares Gut für ſie erkämpfen
Vom Himmel oder von der Erde; ſterben
Und ew'ges Heil im Tod für ſie gewinnen,
Wie einer der den zorn'gen Donner riße

Aus ſeiner Wolk', und alle ſeine Flammen
Entladete auf ſich, damit kein Sturm
Beleid'ge den Azur des Sommerhimmels;
Doch möcht' ich mich mit ihnen nicht vermengen,
Daß Theil an meinem Werk ſie nähmen, Theil
An meiner Größe. Wenn die That vollbracht,
Entzög' ich ihres Lobes Sturme mich,
Wieſ' ich zurück des Dankes Ueberſtrömen.
Dem Ritter gleich, der durch die Wildniß zieht,
Und auf dem Weg etwa der Wüſte Söhne
Von einem Drachen, ihrem Feind, befreit,
Wenn ihn die braune Schaar umdrängt, die Füße
Zu küſſen ihm, zum König ihn zu wählen,
Und ihre Zelte, unter Bergen Sands
Armſelig ausgeſpannt, zum Königreich
Ihm bietet — lächelnd deutet er alsdann
Auf ſeine Schärpe, ſchwer von lautrem Gold,
Auf ſeinen Helm, dran edle Steine blitzen,
Und dann nach Oſten, wo dieß glänzen ſoll:

Mit glänzender Beredſamkeit fährt der glühende Schwärmer fort; das Geſicht in ſeinem Innern drängt ihn —

Ich gehe, meine Seele zu erproben!
Ich ſehe meine Bahn, ſo wie der Vogel
Seinen ſpurloſen Pfad; ich komm' ans Ziel,
Zu welcher Zeit, auf welchem Umweg — das
Ficht mich nicht an — doch ſendet Gott mir nicht
Schnee, Schloſſen, Hagel, blendend Feu'r entgegen:
Komm' ich einmal, zur rechten Zeit, ans Ziel!
Er führt mich und den Vogel. — Zur rechten Zeit!

Michal.

Quäl' ihn nicht weiter Feſtus, denn ſo iſt's!

Feſtus.

Stets iſt dieß deine Antwort; paſſend wär' ſie
Wenn ein dich rühe die ſpurloſe Luft,
Und nicht ein Pfad, den viel Fußtapfen ſchon
Bezeichnen, mächt'ger Geiſter die ihn gingen.

Vortrefflich iſt Michals Nachgeben und bald gibt auch Feſtus nach:

Feſtus.

Und wer bin ich, daß ich anfechten ſollte
So klare Zuverſicht! Weg alle Furcht!

Michal.

Aureolus iſt Gottes Auserkorner!
Groß und berühmt wird er! und das für uns!

Paracelſus.

Nein Holde! Keins von beiden! Kann ich dienen
Der Menſchheit — wohl! doch mehr begehr' ich nicht!
Für meinen Dienſt will ich nie Gegendienſt.

Feſtus.

Nimm dich in Acht! hier, hier iſt ein Peſtpünktchen —.
Verſteck' es, wie du willſt! zwar jetzt, bei uns
Sprichſt mit Verachtung nur von jenem du,
'S iſt nur ein Pünktchen erſt, doch, überſehn,
Dehnt ſich's umfaſſend aus zur garſt'gen Beule.
Wie mag die Bahn doch ſicher ſeyn, die gleich
Vom Anfang an gleichgültig für die Liebe
Der Menſchen macht? Wär' ich, wie du, begabt,
Ich würde gürten mich mit Liebe, würde
Aufführen einen Wall von Zärtlichkeit;
Unmöglich ſollte mir ein Fehltritt ſcheinen
Bewacht von Freunden, welche meine Sache
Zur ihren machten; ſchützen ſollten ſie
Mich vor des Schickſals Neide, weil der Schatz,
Zu groß, wenn ich allein ihn wollt' beſitzen,
So gut, wie mir auch ihnen angehörte.
Wie milder Vorwurf würd' ihr Auge blicken,
Wenn der Gefahr ich, der Verſuchung wiche!

Michal.

Aureolus! kann je allein ich ſingen,
Daß nicht zuvor in meiner Phantaſie
Euch beiden ich, mir zuzuhören, riefe?
So iſt es mir! Und du — du fühlſt dieß nicht?
O ſage, daß du's fühlſt!

Paracelſus ſchildert ihnen ſeinen Plan.

Die Wahrheit iſt in uns und ſie entſpringt
Nicht aus der äußern Welt, glaubt was ihr wollt!
Ein innrer Mittelpunkt iſt in uns Allen
Wo volle Wahrheit wohnt, und rings — es ſchließt
Das grobe Fleiſch, wie Mau'r auf Mau'r, ſie ein —
Vollkomm'ne Wahrnehmung —. und das iſt Wahrheit!
Des Stoffes täuſchend grobe Maſſe trübt ſie
Und zeuget Irrthum. Das Erkennen kommt
Zu Stand dadurch, daß einen Weg man bahnt,
Durch den ausſtröme das gefangne Licht,
Nicht dadurch, daß das Licht man einläßt, das,
So meint man, außen ſey. Betrachte nur
Mit Schärfe das Entſtehen einer Wahrheit:
So findeſt du gewiß, daß ſie entſtammt
Dem Innern, wo der große Lichtborn quillt,
Aus welchem Strahl um Strahl hervorbricht, wie
Es juſt der Zufall fügt; der Zufall! ja!
Denn wie uns unbekannt iſt die Geburt
Von dieſem Licht, ſo wenig wiſſen wir,
Durch was ſein Kerker ihm wird aufgeſchloſſen.
Denn Männer alterten oft unter Büchern
Und ſtarben, in Unwiſſenheit verhärtet,
Die, als harmloſe Jünglinge verhießen,
Was langer Jahre Arbeit nie geleiſtet;
Und umgekehrt hat ſichs getroffen auch,
Daß Einer, der im Herbſt das Feld durchſtrich,
Müßig, mit zügelloſer Phantaſie,
Wie Mücken in der Sonne, — eine Wahrheit
Entdeckt, — die ſich geheimnißvoll erzeugt,

Wie aus dem dünnen Nebel Wolken werden.
Kann drum nicht Wahrheit gleich in Allen wohnen,
Dem Niedrigſten, wie Höchſten? nur ein Dunſt
Mag's ſeyn, was eine Seele hemmt und bindet —
Der Dunſt hinweg — ſo tritt ſie glanzvoll vor!
Ich ſah die Seele, die — das wiſſen wir —
Unſterblich iſt, doch öfter eingeſperrt
Im Sklavenkerker, als den Thron behauptend.
Schwach kämpft im Kinde ſie, wird ſchlaff im Mann,
Erdrückt von Krankheit, durch Zerfall und Alter
Sinkt ſie herab, der Tod befreit ſie endlich.
Nicht nur im ruh'gen Fluß des Lebens tritt
Die Wahrheit und die Kraft hervor — auch dann,
Wenn Mißgeſchick den Lauf hemmt; wenn den Körper
Bricht Krankheit, Hunger, Wachen, Ausſchweifung,
Ermattung, Todesnähe, Gefahr, Erſchüttrung
Durch Freud' und Schmerz. Ein Menſch ſchleicht hin durchs Leben,
Inmitten wildſten Treibens unbewegt,
Und wird ein Narr; und dieſes Menſchenwrack
Läßt durch verworrne Reden nur errathen,
Was für ein großer Geiſt in ihm gehauſt.
Dieß Alles ſah ich — und warum ſollt' ich
Verzehren mich in eiteln Strebungen,
Um eines Tags die glänzende Geſtalt
Der Wahrheit vor mir ſtehn zu ſehn? Warum
Des Leibes dunklem Stoff Gewalt anthun,
Daß er ſein Weſen änd're und ſich ſtracks
In Licht verkläre — mir allein zu gut!
Sollt' überlaſſen ich der Welt, zu ſuchen
Ihr Heil, ſo gut ſie kann, oder den gleichen
Dornvollen Pfad zu geh'n? Nein: ich will lernen,
Wie man die Seelen überall befreit,
Erforſchen will ich das Geſetz, wornach
Das Fleiſch den Geiſt verdunkelt.

Eine große und edle Aufgabe! mit Paracelſus an der Schwelle dieſer glänzenden Unternehmung ſtehend, fühlen wir unſere Bruſt von ſeinem Enthuſiasmus gehoben, unſer Herz von ſeinen Hoffnungen klopfen. Aus dem kleinen Garten in Würzburg treten wir mit dem großen Reformer heraus, dürſtend die Wahrheit zu erkennen, damit die Wahrheit uns frei mache, und bereit ihn durch die Welt zu begleiten auf der Forſchung nach der geheimnißvollen Weisheit, welche mit dem dießſeitigen Leben die ſchönſten Hoffnungen und Träume verſchmelzen, welche ſchon hier die Gottheit enthüllt zeigen und nicht Alles der künftigen Welt überlaſſen ſoll.

Armſelig ward das Leben, aber neu
Gekrönt ſoll's werden! Windet Amaranthen!
Ich bin ein Prieſter! weil mit keckem Geiſt
Ich aufgeb' ein ſo dürft'ges Daſeyn — weil
Ich ſcheid' von einer Jugend, welche Andre
Sammt allen Kräften, welche dienſtbar ſollten
Dem Guten ſeyn, an Puppenwerk verſchwenden.
Und ob ich gleich für meinen Theil nichts frage
Nach eitlem Lob noch nach der Liebe Rühmen,
So mag doch, Wer derlei für wichtig achtet
Und meinethalb beſorgt iſt, wiſſen: daß
Mir dieß auch ſammt dem Andern zu wird fallen —
Gleich wie im Main, der dort, wie ſchlafend, fließt,
Mit rollen eine Menge Körner Golds.
Auch meine Neigungen, ein Veilchen ſchlummernd,
Sie werden reiner und gemilderter,
Durch das, was ich vollendet, neu erwachen.
Bis dahin — dahin — O die ungeduld'ge
Erwartung eines Pagen, der die Zeit
Wandernd durch Schloß und Forſt ſucht umzubringen,
Bis ihm die Nacht bringt die geliebte Dame —
Des Fiſchers banger Schlaf, deß grober Kittel
Die königliche Perle birgt — o ſchwach
Sind die Vergleichungen. O ſeht, o ſeht
Sie ſchau'n auf mich! ich triumphire jetzt!
Sagt, Feſtus, Michal ſagt mir Eins — ich hab' Euch
Entdeckt was ich je Sterblichen entdecke —
O ſprecht: glaubt Ihr, ich werde dieß erreichen?

Feſtus.

Ich glaub's.

Michal.

Und ich, theurer Aureolus!

Paracelſus.

Ich werde dieſe Worte nie vergeſſen!
Mein Feſtus, theure Michal, ſind im Schickſal
Des Tauchers nicht zwei große Augenblicke,
Der eine, wenn, ein Bettler, er ſich anſchickt
Hinabzuſtürzen, und der andere, wenn,
Ein Fürſt, mit ſeiner Perl' empor er taucht!
Feſtus, ich ſtürze mich hinein!

Hiemit ſchließt die erſte Scene des Gedichts, welche den Titel führt: „Paracelſus' hohes Streben.“ Nur von dieſer erſten Scene gibt auch die Anzeige Auszüge und verſpricht, die weitere Entwicklung in einem andern Artikel nachzutragen. „Wir werden den Leſer noch durch vier Scenen begleiten, wo immer eine die andere überbietet in Kraft und Leidenſchaft, in Darlegung der geheimſten Falten des Herzens, im Ausdruck von mühſam errungener Erkenntniß, im Ausſprechen tiefer Reſultate, bis von Paracelſus Todtenbett, zuletzt eine volltönende, melodiſche und erhabene Stimme der Weisheit ſich vernehmen läßt.“

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 55.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 August 1836.

Johnſon.

Ueber Johnſon, ehmals eine gewichtige und gefürchtete Macht in der engliſchen Literatur und noch jetzt, theils durch Verdienſt, theils durch Tradition einflußreich, ſpricht ſich eine engliſche Zeitſchrift folgendermaßen aus:

Johnſons Ruf und Anſehen entſprang aus zwei Quellen; die eine derſelben, ſein Geiſt, mag als berechtigt anerkannt werden, die andere, ſein Charakter, muß als erkünſtelt und gemacht gelten, ſofern hier nur vom Intellectuellen die Rede iſt. Unter Charakter verſtehen wir die ausgeprägte Individualität, die ſcharfausgeſprochene Eigenthümlichkeit, welche einzelne Menſchen mehr oder weniger von den Uebrigen und untereinander unterſcheidet. Bei einem leichten Temperament wäre Johnſon eben eine Notabilität auf dem Lande geworden, wäre ein müßiger Squire oder ein Gutsbeſitzer von „fettem Witz“ geweſen. Sein ſauertöpfiſches Weſen und ſeine derbe Hartnäckigkeit — in der Wahrheit wie im Irrthum — ſeine Beharrlichkeit, mit dem Strom all ſeiner Kräfte zu überwältigen, was immer ſich ihm entgegenſetzte — ſeine Krankheit, Melancholie, ſein bitterer und cyniſcher Humor, ſein Hochmuth des Herzens und ſeine Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Formen — dieſe Fehler eben, in welchen, wie in harten Angeln, ſein eiſerner Charakter ging, machten von Anfang an aufmerkſam auf ihn und flößten jedem in ſeiner Nähe das Gefühl der unheimlichen Bangigkeit, wo nicht der Bewunderung, ein. Manches Andere noch außer ſeinem Charakter trug dazu bei ihm Bahn zu brechen; ſeine ungeheure Geſtalt trug auch das Ihrige dazu bei; ſein gewaltiges, drohendes Antlitz, wenn er im Nachdenken den Kopf herüber und hinüber ſchwenkte, die Schwerfälligkeit ſeines Ganges, wobei er ſo gerade vor ſich hinſchritt, wie ein unter gutem Wind ſegelndes Kriegsſchiff — wer konnte dieſe maſſive Stirne und dieſen ſtarren Blick anſehen, ohne ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt zu fühlen?

Wir ſind überzeugt, daß Charakter und Perſönlichkeit beim literariſchen Ruf viel mehr mitwirken, als man gewöhnlich gelten läßt. Freilich, für ſich allein bewirkt der Charakter noch nichts dergleichen; aber mit einigem Talent verbunden gewinnt er mehr Ruf — in intellectueller Hinſicht — als mit Talent *ohne* denſelben. Und dieſe Verbindung von viel Charakter und einigem Talent iſt es, was die vorübergehenden Idole der literariſchen Welt ſchafft; dieſe bedarf allerdings fortwährend ſolcher Männer, um die Weihrauchgluth nicht ausgehen zu laſſen und das Te Deum im Gang zu halten; aber ſie laſſen ihre Kränze zurück auf dem Fußgeſtell, von welchem ſie herabgeſtürzt werden durch einen neuen „blöckenden Gott,“ und nehmen vielleicht kaum einen mit, um ihn an ihren Urnen aufzuhängen. Der Charakter kann ihrem Ruf nicht mehr zu Hülfe kommen, wenn ſie Staub ſind, und ihr zuvor emporgehobenes Talent ſinkt zu ſeinem wahren Maßſtab herab — zur Nichtachtung. Wie manche gefeierte Namen haben bei ihren Lebzeiten die Sterne berührt und ſind im Augenblick des Todes im Strom der Vergeſſenheit verſunken! Keine moderne Berühmtheit vielleicht hatte ſo viel dem perſönlichen Charakter zu danken, wie die Johnſons; man kann nicht die Gemeinplätze leſen, welche mit ſolcher Feierlichkeit aus ſeinem Munde kamen, als ob es eine Höhle der Orakel geweſen wäre, ohne die Bemerkung zu machen, daß die Nachdrücklichkeit derſelben ihr Gewicht hauptſächlich von ſeinem energiſchen trotzigen Weſen, von ſeinem Character geborgt haben müſſe. Und dieß war ſo mächtig, daß es noch heutzutag Einfluß auf uns übt. Das Bild, das uns Boswell*) von ihm entwirft, wirkt immer noch auf uns: ſeine rieſenhaften körperlichen Verhältniſſe, die knotige und brummige Derbheit, womit er ſeine, wenn auch noch ſo falſchen Anſichten verfocht, ſeine Gewohnheit, ſein Haupt wie im Sturm zu ſchütteln — das alles läßt ihn unſerer Einbildungskraft wie eine Rieſeneiche erſcheinen; wir achten ſelbſt die Verzerrungen ſeines Geiſtes wegen ihrer Unbeugſamkeit. Ein ſolcher Berg von Mann, den aus dem Zuſtand ſeiner Wildheit herauszureißen alle Verſuche der Civiliſation fehlſchlugen, konnte offenbar nie Mäuſe gebären, ſondern mußte entweder verſchloſſen daliegen, oder mit jedem

*) Johnſons Biograph.

Wurf ein Wunderthier hervorbringen. Man kann ſagen: das Alles iſt wahr! Johnſons Charakterſtärke ſchuf ihm eine Arena für ſeinen Geiſt; mag dieſer Charakter der nothwendige Begleiter ſeines Geiſtes geweſen ſeyn — ohne den letztern hätte ihm auch der erſte gefehlt. — O nein! Denn es gibt viele, eben ſo plumpe, ſtockige und Oger-artige Leute, wie Johnſon, die dabei ſo einfältig ſind wie Og oder Doeg. Er bedarf keiner Vertheidigung dieſer Art; ſein *ewiger* Ruf gründet ſich auf den Felſen des Geiſtes, obwohl ſein *zeitlicher* großentheils auf den Sand des perſönlichen Charakters. Er kann über die literariſche Welt nicht mehr wie ehmals gleich einem Koloß dahinſchreiten — aber immer muß man noch zu ihm aufſchauen.

Als Moraliſt und Philoſoph bleibt er, wo es ihm ganz Ernſt iſt, weit hinter Baco zurück, ſowohl an Tiefe, als Kühnheit der Gedanken — denn der letztgenannte ſcheint oft ſeine Erleuchtung vom Himmel zu ſchöpfen. Aber Johnſon hatte den größten Fehler an ſich, den ſich ein Moraliſt zu Schulden kommen laſſen kann: es war ihm nicht immer Ernſt, er tändelte oft mit der heiligen Sache der Wahrheit, um einen armſeligen Triumph zu gewinnen, um einen volltönenden Satz abzurunden. Bacon hatte zu ſehr das Bewußtſeyn der Gegenwart göttlicher Erleuchtung, als daß er nicht immer hätte ernſt und aufrichtig ſeyn ſollen. Der große Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Philoſophen iſt der, daß Baco ſeine Sätze ausſprach aus reiner Liebe zur Wahrheit, Johnſon um des Ruhmes willen, welchen dieſes Ausſprechen eintrug; ſeine Eitelkeit veranlaßte ihn, ſich als der infaillible Doctor zu geberden.

Jedermann hält ſich heutigen Tags für berechtigt, über Johnſon als Dichter ſich luſtig zu machen, und vielleicht nicht mit Unrecht, wenn wir nicht anders jenen Titel einem Satyriker in Reimen zugeſtehen wollen. Aber ſeine Ueberſetzung von „Anakreons Taube“ iſt nicht nur dem Original weit getreuer, ſondern auch mit weit ächterm poetiſchem Sinn ausgeführt, als die eines noch lebenden Dichters erſten Rangs.*) Als Kritiker in der Poeſie war Johnſon, wegen ſeines Mangels an romantiſchem Sinn, (denn Einbildungskraft beſaß er wohl), unfähig das Geiſtige daran herauszufinden und ſeine Vorurtheile blendeten ihm oft die Augen und verſtopften ihm die Ohren in Beziehung auf das Logiſche. Aber ſeine Kritik, obwohl irrig, hat immer das Verdienſt des Scharfſinns; ſeine Leviathanſchläge ſind bisweilen treffend, bisweilen unbeholfen, aber nie verächtlich; wenn er ſich auf Proſa oder proſaiſche Verſe, oder auch auf das Gebiet des Grammatiſchen beſchränkt, iſt er lichtvoll, gelehrt und gewöhnlich gerecht.

Sein Einfluß auf die engliſche Sprache war wohlthätig, obgleich nicht eben in dem Sinne, wie er glaubte und noch Viele dafür halten. Dieſer exotiſche, ſchwerfällig einherſchreitende Styl muß für eine monſtröſe Umwandlung der engliſchen Sprechweiſe erklärt werden; aber wie babyloniſch auch dadurch unſere Schriftſprache mag geworden ſeyn, ſo bekam dadurch doch, was lange trivial geweſen war, wieder Nachdruck, und Kraft was alles Feuer und Männlichkeit verloren hatte. Sein vornehmſtes Reſultat jedoch war, daß er, indem er das künſtliche oder claſſiſche Syſtem auf ein Aeußerſtes trieb, es dadurch in verdiente Mißachtung und unſer National-Idiom wieder in Gunſt brachte. Knox, Robertſon, Hume, Gibbon wähnten die Sprache zu verſchönern, wenn ſie ſie durch die Hefen des Lateiniſchen, Griechiſchen und Franzöſiſchen zögen und ſie vom barbariſchen Sächſiſchen reinigten, während die ächte Reinheit vielmehr durch den Gebrauch ſolcher Worte und Ausdrücke erlangt wird, welche unſer Eigenthum und unſerm Vaterland angehörig ſind. Durch die Aufnahme eines gehörigen Zuſchuſſes von fremden Ausdrücken zum Behuf der Bereicherung, iſt das Engliſche bezeichnend und ſchließt ſich eng an den Gedanken an (die vorzüglichſten Tugenden einer Sprache), ſo wie es reich iſt an urſprünglichen oder ſächſiſchen Wurzeln und Bezeichnungen. Johnſon, wo nicht der erſte der unpatriotiſchen Schriftſteller, welche ihre Mutterſprache verachteten, war doch einer der hauptſächlichſten Apoſtaten. Um der Sprache Würde zu geben, blähte er ſie mit einem Wörterſchwulſt auf und ſuchte ſie muſikaliſch zu machen durch einen tönenden Bombaſt. Obgleich ein Lexikograph und Grammatiker, ſchien er nicht zu wiſſen, daß Einfachheit weſentliche Bedingung iſt für die Größe einer Sprache, und daß die Melodie der unſrigen großentheils auf ihren einſylbigen Wurzelwörtern beruht.

Reinere eigene Perioden, einander folgend in Cavalcaden von ſonoren vielſylbigen Worten, beweiſen, wie wenig in irgend einer Hinſicht durch Nachahmung des claſſiſchen Satzbaues und Rhythmus zu gewinnen iſt.

Die Johnſon'ſche Phraſeologie hat jedoch das Werthvolle, daß ſie zum Charakter des Mannes, wenn auch nicht zu dem ſeiner Mutterſprache paßte. Er trat als ein Argumentator auf, und dieſe gewichtigen Worte paßten für ſeinen Mund wie ungeheure Bomben für einen Mörſer. Sie zermalmten und verdutzten. Aber mit ihm begann und endete die Eigenthümlichkeit ſeines Styls; nur dann nicht lächerlich, wenn *er* ſich deſſelben bediente — weil in den Tatzen eines Bären die rauhe Keule ebenſo furchtbar als burlesk iſt — wurde er abgeſchmackt, wenn Affen denſelben handhaben wollten, die, ſeine Streiche nachzuahmen trachtend, ſich ſelbſt mit der gewaltigen Waffe die Köpfe zerſchlugen. Wir haben nur noch beizuſetzen, daß die Leichtigkeit ſeiner Kompoſition viel von ihrem Wunderbaren verliert, wenn man die langgedehnten Worte und die aufgeblähten Perioden in Erwägung zieht; wer die Ideen zählt, wird deren ſehr wenige finden, verglichen mit dem Aufwand von Worten. Solche gigantiſche Anhäufungen von Phraſen um die geringfügigſten Gegenſtände könnte man mit einer Boa-Conſtriktor vergleichen, die eine Ameiſe erdroſſeln will, oder mit einem Wallfiſch, der nach einer Seeſchnecke ſchnappt.

Zum Schluß: nach Allem was man zu Gunſten Johnſons geſagt hat als literariſchen Kritikers, als Lexikographen von *vierzig Franzoſen Kraft*, als eines *Brontites* in Beredſamkeit — der rechte Arm ſeines Genius war ohne Zweifel Witz, Konverſationswitz. Seine Kritiken von Milton und Gray ſind Flecken ſeines Bildes. In der Weisheit war er nur ein Schein-Salomo; in der Philoſophie bezweifeln wir, ob er ſolche tiefgreifende Konſequenzen zu ziehen vermocht hätte, wie Hume,

*) Thomas Moore's

Digitized by Google

oder eine vielſeitige Gelehrſamkeit unter ſo lichtvolle Geſichtspunkte bringen, wie Gibbon; ſein Lexicon dauert fort, wie gewiſſe alte Inſtitute, als ein ehrwürdiges Gebäude von Abgeſchmacktheiten und Irrthümern; ſeine Beredſamkeit iſt eine Sünde gegen die Sprache — aber ſein Witz, raſch, treffend und einſchneidend, voll Einbildungskraft, gelehrter Anſpielungen, Humor und wilder Scherzhaftigkeit, war bewunderuswerth und furchtbar. Er redete Erdbeben und ſprühte Centralfeuer. Hier ſtand er wirklich als ein Herkules da. Dieſe Stärke des Kopfs war es, die ihn gleichſam zu einem Sturmbock der Geſellſchaft machte, auf die er einſtürmte, bis ſie zerſchmettert vor ihm niederſtürzte. Vielleicht bedarf es ſonſt nicht viel, um zu beweiſen, daß der Witz ſeine eigentliche Stärke war, als die Erwähnung des Umſtands, daß er ihm in ſo freier und einfacher Sprache vom Munde floß, während ſeine Weisheit nur wie gefrorenes Waſſer an einem zerbrochenen Brunnen hervorquoll.

Er wird der engliſchen Nation immer theuer bleiben, weil er ſo gar ein Typus von ihr ſelbſt iſt. Abgerechnet den Witz, wegen deſſen wir, als Volk, nicht eben berühmt ſind, beſaß er den engliſchen Charakter im größten Maßſtab. Kein Land außer England konnte einen Johnſon, einen Hogarth, einen Cobbett hervorbringen. Wir, die Kritiker von Allen, ſind auch die Bewunderer von Allen, aber wir hoffen, mit Vereinbarung zweier, bei Kritikern ſo ſchwer zugleich anzutreffender Eigenſchaften: Enthuſiasmus und Maßhaltung.

Dramatiſche Poeſie in England.

(Schluß.)

Wir theilen dieſe größeren Auszüge mit, theils weil allerdings ein bedeutendes Talent ſich in dieſer Production ausſpricht, theils auch weil gerade dieß von dem letzteren Kritiker ſo hoch geſtellte Gedicht, in welchem er die Morgendämmerung einer neuen dramatiſchen Aera für England zu erblicken glaubt, einigermaßen als Beleg dienen kann für die Anſichten und Behauptungen, welche der Kritiker des Athenäums ausſpricht. Sollte wirklich dieſe Art von Drama das Drama der Zukunft werden — wäre nur auf dieſer Bahn das neue Heil zu erwarten — ſo müßte das Drama ſeinen eigenſten, weſentlichen Charakter — den Charakter der Handlung aufgeben. Was von dem Engländer ſo hoch geprieſen wird, iſt in der That, mit aller Achtung vor dem geiſtvollen und tiefſinnigen Verfaſſer des Gedichts, eine dramatiſirte, oder vielleicht nur dialogiſirte didaktiſche Poeſie. Wie würden ſich dieſe weitausgeſponnenen, metaphyſiſchen Reden auf der Bühne ausnehmen? Wer, der ſie wohl noch mit Intereſſe lieſ't, würde ſie anhören mögen? Wir wollen nicht beſtreiten, daß etwas auch in dramatiſcher Hinſicht vortrefflich ſeyn könne, ohne für die Aufführung zu paſſen; aber gewiß iſt die Weitſchweifigkeit und Schwerfälligkeit der Reden eine Verſündigung nicht nur gegen die Geſetze der Bühne, ſondern auch gegen den Geiſt des Drama's. Wo fände man bei Shakſpeare — auch wenn man in ſeinen Werken nicht das ewig und abſolut gültige Geſetz, ſondern nur ein Muſter des Vortrefflichen erblickt — wo fände man bei ihm dieß Ausſpinnen, dieſe Gedehntheit! Wie iſt bei ihm faſt jeder Vers ein Fortſchritt, jedes Wort ein elektriſcher Schlag! Wie greifen die Wechſelreden, gleich Zähnen von Rädern in einander — aber von Rädern, welche etwas treiben! Shakſpeare wirft einem Gold in Barren zu — die Modernen, wenn ſie wirklich Gold beſitzen, ziehen es zu einem ſo dünnen Draht aus, daß viele Ellen erforderlich ſind, bis man nur einen kleinen Werth in Händen hat. Shakſpeare verräth im Verlauf einer verhältnißmäßig geringfügigen Scene die tiefſten und zarteſten Geheimniſſe der Natur, die verborgenſten Räthſel des Herzens, die wunderbarſten Ahnungen des Geiſtes — die Neuern ſcheinen einen Curſus zu leſen über Anatomie der Empfindungen und Gedanken; bei ihnen müſſen die Perſonen des Drama's oft eigentlich zum Handeln geſchleppt und gehetzt werden, während bei jenem Allen beinah ein Uebermaß von Leben und Thätigkeit inwohnt. Ganz bequem und ohne Ueberladung des Magens kann man bei den meiſten neuern Dramatikern all die ſchönen Früchte, auf die man in ihren Productionen ſtößt, der Reihe nach verzehren; bei Shakſpeare iſt man in einem Zaubergarten, wo die Bäume, ſo viel Früchte man auch davon pflückt, nicht leerer werden, man iſt in einem Labyrinth von Schönheiten, aus dem man nicht mehr herauskommt. — Uebrigens ſcheint der Paracelſus von R. Browning, ſo viel ſich aus dem Mitgetheilten abnehmen läßt, ein Thema zu behandeln, das dem Fauſt ziemlich nahe verwandt iſt. Bekanntlich hat der Fauſt Göthe's auch in England ſehr ſtark gewirkt und außer den Ueberſetzungen auch nicht wenig Nachahmungen hervorgerufen. Wenn die Fauſtidee in der That eine ſo nothwendige, dem modernen Geiſt weſentliche iſt, wie von ſpeculativen Kritikern behauptet und bewieſen wird, ſo iſt kein Dichter, der ſie, nach Göthe, zu behandeln unternimmt, deßhalb nur als Nachahmer Göthe's zu betrachten; dieſer, kann man ſagen, gab nur den (wiewohl nicht erſten) Anſtoß, um die bis dahin mehr oder weniger ſchlummernde Idee zum Bewußtſeyn zu bringen, und die Dichter, welche dieß Thema wählen, wählen es eben als Söhne ihrer Zeit, als theilhaft des derſelben eignenden Geiſtes. Vergleicht man aber das Gedicht Paracelſus mit Göthe's Fauſt, ſo kann man freilich gar nicht mehr an Nachahmung denken, denn der Engländer ſcheint im mindeſten nicht nach den Vorzügen geſtrebt zu haben, welche Göthe's Werk verherrlichen, und die ſich freilich auch nicht nachahmen laſſen. — Als eine Genugthuung für die Deutſchen darf es angeſehen werden, daß der engliſche Dichter den Helden ſeines Gedichts, deſſen Auftreten freilich glänzender iſt, als ſeine Erfolge, in Deutſchland geſucht und gefunden hat, und vielleicht iſt es manchen Leſern nicht unintereſſant, wenn wir hier von dem, was der engliſche Kritiker über die Schickſale dieſes Mannes anführt, noch Einiges geben.

„Wir wollen das Werk dieſes jungen Dichters als einen Anlaß benützen, den Bann ungerechter Verachtung zu brechen, der Jahrhunderte lang auf dem Namen des großen Zerſtörers und Entdeckers gelaſtet hat; wir wollen, zur Beachtung für die Männer der Wiſſenſchaft eine wahrhafte Darſtellung von dem ſonderbaren Geſchick eines Mannes geben, der während ſeines Lebens in der Welt der Medicin eine ähnliche Umwälzung bewirkte, wie Luther in der Religion, und Baco in der Philo-

Digitized by Google

ſophie; aber deſſen einziger Dank nach ſeinem Tod von den Menſchen für die er arbeitete, von den Profeſſoren der Wiſſenſchaft, deren Förderung zulieb er die gebahnte Straße verließ, der verächtliche Vorwurf des Empirismus, oder etwa der menſchenfreundlichere der Tollheit war.“ „Noch ſehr jung, als Schüler des Abts Tritheim in Würzburg, legte er ſeine geringe Meinung von den damaligen Gelehrten unverhohlen an den Tag, und widmete ſeine Zeit und ſeinen Geiſt der Betrachtung der materiellen Natur. Schon früh vertiefte er ſich in die Myſterien der Chemie, oder Alchymie, wie ſie damals hieß, und erkannte manche geheime Eigenſchaften der Natur. Plötzlich verließ er Würzburg und blieb, alle Weltgegenden bereiſend, 14 oder 15 Jahre aus. Die Geſchichte ſeiner Reiſen müßte ſehr merkwürdig ſeyn. Er erzählte ſeinen Schülern, daß er Europa, Aſien und Afrika durchwandert, viele Mühſale erſtanden, in Gefangenſchaft geweſen und als Soldat die Waffen getragen habe. Er bereiſ'te Böhmen und Schweden, um die Bergwerke zu ſtudiren; auch Spanien, Portugal, Preußen, Polen und Welſchland, wo er nicht bloß mit Aerzten, ſondern auch mit alten Weibern, Gauklern, Beſchwörern, Juden, Quackſalbern, Zauberern, Bettlern, Hexen u. ſ. w. verkehrte und ihre Künſte und Geheimniſſe erlernte. In Moscovien wurde er von den Tartaren gefangen und vor den Khan gebracht, deſſen Sohn er nachher nach Conſtantinopel begleitete, um von einem daſelbſt lebenden Griechen das Geheimniß des Hermes Trismegiſtos zu erfahren. — Ohne Zweifel hatte er umfaſſende und kühne Plane: er dachte auf eine allgemeine Befreiung und Erlöſung des Geiſtes mittelſt der Vervollkommnung der körperlichen Organe, und alle Reiſen und Beſtrebungen ſeiner Jugend galten offenbar dem Zweck einer Erläuterung der Geſetze der Materie. Mag es heutzutag guter Ton ſeyn, dergleichen phantaſtiſche Entwürfe zu belachen, aber damals war das Zeitalter der großen Entdeckungen noch nicht vorüber, ſondern erſt im Anfang, und mit demſelben ſtieg auch in Paracelſus' Geiſt die Idee zu ſeinem großen Vorhaben auf, welches mit Verachtung zu behandeln eben kein Beweis von philoſophiſchem Geiſt iſt. Die wahre Philoſophie, ſo glauben wir feſt, iſt noch weit zurück und wird es bleiben, bis das Geheimniß der Materie mehr aufgeklärt iſt. Denn was wiſſen wir bis jetzt von ihr, außer was ihr Verhältniß zum Geiſt betrifft, oder ſofern ſie eine Vereinigung von Kräften iſt, gewiſſe Senſationen hervorzubringen? Die wichtigere Erkenntniß von ihrem Verhältniß zum Schöpfer ſelbſt ſteht uns noch bevor.“ — „Des Paracelſus Plan, die Geſetze der Materie in ein klares Licht zu ſetzen, führte ihn auf die Nothwendigkeit, die Chemie wieder zu beleben — und wirklich hat er ſie quasi ab orco wieder belebt! Das war eine günſtige Vorbedeutung für vollſtändigere Erfolge, und ſo weit ſtand alles gut.“ — „Während er ſo ganz in ſeiner Aufgabe lebte, die Wahrheit aus ihrem Kerker der Materie zu erlöſen, ohne jedoch die glänzendere Sphäre, die geiſtige Natur, aus dem Auge zu verlieren, zu deren Erforſchung er ſich erſt noch tüchtig machen wollte — erreichte ſein Ohr die Stimme Luthers, welche verkündigte: daß jetzt ſchon die Zeit gekommen ſey zur Erhöhung und Verherrlichung der geiſtigen Natur, und ſo dem Reſultat vorgriff, für welches Paracelſus noch lange nicht gehörig vorbereitet war. Dieß, wir wagen die Vermuthung, veranlaßte wohl den Paracelſus zur Rückkehr nach Europa. Im Gegenſatz zu Luther wollte er, nicht mittelſt des Geiſtes der Materie Herr werden, ſondern durch die Materie zum Geiſt vordringen. Eraſtus (ein Feind freilich) berichtet von ihm, er habe geäußert: er wolle dereinſt mit Luther und dem Papſt ſo gut fertig werden, wie mit Galenus und Hippokrates. Er kam nach Baſel und erhielt den Lehrſtuhl der Chemie — den erſten in Europa. Hier begann er niederzureiſſen, ohne daß er zum Wiederaufbauen gehörig gerüſtet geweſen wäre. Er verbrannte im Hörſaal die Bücher des Avicenna und Galen. Aber das Uebermaß von Beifall und Bewunderung, das ihm wurde, verderbte ihn. Er war jetzt der Wundermann, der Herr über Leben und Tod, der Bevollmächtigte des Himmels, der Abgott der Fürſten. Aber er konnte die übertriebenen Anforderungen, welche man an ihn als Wunderthäter machte, nicht in die Länge befriedigen, und die Mittheilung ſeiner Kenntniſſe genügte nicht. Sein Lehrſaal füllte ſich nicht mehr. Er verließ Baſel als ein andrer Menſch. Er ließ ſich, verwöhnt durch Lob und Beifall, zu Taſchenſpielereien und unwürdigen Marktſchreiereien herab. Er ergab ſich, um ſeinen Geiſt zur Thätigkeit anzuſpornen, dem Trunk, lebte noch 13 Jahre, während welchen er ſich von Ort zu Ort umtrieb, alle Leute, wo er verweilte, mit ſtaunender Bewunderung ſeiner übermenſchlichen Geſchicklichkeit erfüllte, und hin und wieder ſich ſelbſt beredete, immer noch ein ernſter Naturforſcher zu ſeyn. Bis an ſein Ende währte ſein Anſehen; die ausgezeichnetſten Perſonen ſeiner Zeit ehrten ihn, und ſogar der Kaiſer gab ihm Zeichen ſeiner Gnade. 1541 ſtarb er in Salzburg.“ — Paracelſus war für die phyſiſche Welt, was Rouſſeau für die moraliſche. Die Natur hatte beide, jeden in ſeiner Sphäre, zu Helden befähigt; die Welt machte aus beiden Feiglinge. Rouſſeau unterſchied ſich von Voltaire und den andern Zerſtörern ſeiner Zeit dadurch, daß er auch aufzubauen trachtete, was bei ihnen nicht ſtattfand, und darauf beruht auch das Verdienſt des Paracelſus. Gewiß iſt tief zu bedauern, daß ſie, für ſich, die Wahrheit ſo innig fühlten, und ſie andern nur ſo unvollkommen mitzutheilen vermochten. Gelächelt würde Paracelſus haben, wenn ihm ein Blick in die Zukunft gezeigt hätte, wie die Jacob Böhme und die Roſenkreuzer ihre Philoſophien auf ſeinen Namen hin aufbauten; denn dieſe Secten gründen ſich auf Paracelſus. Wenn ſeit den Zeiten des Paracelſus und Rouſſeau's ſich uns in der phyſiſchen und geiſtigen Welt Vieles aufgeklärt hat, viele früher verworrenen Züge jetzt deutlicher hervorgetreten ſind: ſo wollen wir doch nicht vergeſſen den Profeſſor von Baſel und den Bürger von Genf! Paracelſus hat den Gebrauch der wichtigſten Heilmittel, des Opiums, des Queckſilbers u. a. entdeckt und erklärt; eben ſo den Blutumlauf und die Blutbereitung im Herzen. Er war auch Meiſter in der praktiſchen Phyſiognomik, und Lavater gedenkt ſeiner in dieſer Hinſicht als eines Mannes von wunderbarem Genie!“

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 56.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 August 1836.

Gedichte von Juan Melendez Valdes.

1.

De esta graciosa noche.

Du holde Nacht, was ſpricht man
Von deinem traur'gen Blicke?
Was fürchten ſich die Menſchen
Vor deiner düſtern Stille?
Wo iſt der Schreck, die Trauer
Des Schleiers, den du ſpinneſt,
Um vor dem trägen Glanze
Der Sonne uns zu ſchirmen?
Wie anders, o wie lieblich
Erblick' ich dich, entfliehend
Dem lauten Menſchenſchwarme;
Wie labt mich nicht dein Friede!
Wie ſüß ſind deine Schatten,
Wie rein und wie zufrieden
Vergehn die ſtillen Stunden
Im Reiche deiner Milde!
Bald heb' ich meine Augen
Und in den klaren Himmel
Entreißen meine Seele
Die leuchtenden Geſtirne;
Bald ſeh' ich in dem Walde,
Von leichtem Grauen zitternd,
Die hohen Erlenbäume
In tauſendfachen Bildern;
Bald lauſch' ich dem Geflüſter,
Wie ſchmeichleriſch die Winde
In leicht bewegten Zweigen
Mit ſanftem Hauche ſpielen,
Und blicke nach dem Monde
Durch's dünne Laub der Wipfel,
Wie er ſo ſtill emporſteigt
Auf ſeiner Bahn von Silber;
Bald deckt ein dünnes Wölkchen,
An ihm vorüberziehend,
Mit leichtgewobnem Schleier
Sein liebliches Geſichtchen;
Bald träufelt von der Höhe
Sein Licht zur Erde nieder,
Zufrieden und voll Ruhe
So wie mein eig'nes Inn're;
Bald bilden ſeine Strahlen
Im Bache tauſend Lichter,
Die auf dem Waſſer tanzen
Und mit den Wellen fliehen;
Der Bach enteilt ſo munter
Und lockt mit leiſem Flüſtern
Die müden Augenlieder,
Zum Schlummer ſich zu ſchließen,
Indeß die Blumen ſchmeichelnd
Den Balſamhauch ergießen
Und tauſendfach die Sinne
Durch ihren Duft erquicken.
Wo biſt du, o Viole,
Die ſchüchtern und verſchwiegen
Du nur den ſtillen Nächten
Das duft'ge Herz erſchließeſt?
Wie ſchläft in deinem Kelche,
Sich auf und niederwiegend,
Der immer rege Zephyr,
Ermüdet durch ſein Fliegen!
Doch welche Liebesſtimme
Vernehm' ich durch die Stille?
Sie rührt ſogar die Schatten
Mit ihrem traur'gen Girren.
O Nachtigall, du biſt es!
Die ſüßen Melodieen,
Die anmuthreichen Töne,
Dein Auf- und Niederfliegen

Digitized by Google

Verkündet die Gefühle
Und Schmerzen deiner Liebe:
Du Glückliche, du weißt ſie -
Durch deinen Sang zu ſtillen.
O laß mich in der Nähe
Dein ſüßes Lied genießen,
Bei'm Echo deiner Klagen
In ſanftem Schlummer liegen!

5.

Dame Dorila el vaso.

Mit ſüßem Weine fülle,
Dorilis, mir den Becher,
Denn wenn ich Schnee erblicke,
Erbeb' ich ſchon vor Kälte;
Er fällt in loſen Flocken
Bei leiſer Lüfte Wehen
Mit einem weißen Kleide
Die Erde zu bedecken.
O Luſt! aus dieſer Hütte
Den Flocken zuzuſehen,
Wie ſie, ſich langſam ſchaukelnd,
Zur Erde niederſchweben!
Es beugen ſich die Bäume,
Gedrängt von ihrer Schwere,
Und ſcheinen ſüßer Zucker,
So glänzend und ſo helle.
Und mit kryſtallnem Schleier
Bedecken ſich die Berge,
Um ihre finſtre Oede
Dem Blicke zu verbergen.
Indeß das Bächlein murmelnd
Mit ſchwellenden Gewäſſern
Der eiſ'gen Feſſeln ſpottet.
Der Landmann ſieht mit Beben,
Daß all ſein Sä'n und Pflügen
So ganz umſonſt geweſen,
Und unterſcheidet traurig
Sein Feld nicht von dem nächſten.
Die Vöglein ſind erſchrocken
Und ſtumm in ihrem Neſte,
Und and're ſuchen zitternd
Den Schutz der Menſchendächer;
Mit kläglichem Geblöcke
Verlangt in ihrem Pferche
Die arme, bange Heerde
Nach grünen Weideplätzen.
Jedoch der Schnee wird ſtärker;
Der Nord mit eiſ'gem Wehen
Beginnt, in dichten Wirbeln
Ihn mächtig aufzuregen.
Dorilis, laß ihn fallen!
Und laß uns ſeiner Strenge
Durch munt're Scherze ſpotten,
Die vollen Becher leerend!
Laß trinken uns und ſingen!
Bald wird die Zeit des Lenzes
Auf ſchmeichleriſchen Flügeln
Des Zephyrs wiederkehren!

6.

Venid pajaritas.

Kommt, ihr kleinen Vögel,
Kommt auf leichten Schwingen;
Nehmt bei meiner Hirtin
Unterricht im Singen!

Kommt, und von den Roſen
Ihrer ſüßen Lippen,
Die der Huld und Anmuth
Eine Stätte bieten,
Lernet tauſend Lieder,
Um ſie dann zu ſingen
Bei den erſten Strahlen
Die den Morgen bringen.

Kommt, ihr kleinen Vögel,
Kommt auf leichten Schwingen;
Nehmt bei meiner Hirtin
Unterricht im Singen!

Suchet nachzuahmen,
Wie die holden Triller
Steigen oder fallen,
Lauter oder ſtiller,
Oder jene Läufe,
Die mit Liebesſchlingen
Aller Hörer Herzen
Fangen und bezwingen.

Kommt, ihr kleinen Vögel,
Kommt auf leichten Schwingen;
Nehmt bei meiner Hirtin
Unterricht im Singen!

Ich, der ſie vernommen,
Möcht' euch gerne ſchildern,
Wie ſie mich entzücket;
Doch es fehlt an Bildern.
Kommt herbei geſchwinde,
Hört ſie ſelber ſingen,
Wenn euch ihre Lieder
Auch mit Neid durchdringen!

Kommt, ihr kleinen Vögel,
Kommt auf leichten Schwingen;
Nehmt bei meiner Hirtin
Unterricht im Singen!

Felix Adolphi.

Andreas.

Eine Erzählung von George Sand.

(Wir theilen hier einen Auszug aus dieſer Erzählung mit, die zu den beſſern der ſo fruchtbaren Schriftſtellerin gehört.)

Der Maequis von Morand führte auf ſeinem alten Schloße mit einem mäßigen Landgut, dem ſpärlichen Reſte von den einſt glänzenden Beſitzungen ſeiner altadeligen Familie, ein behagliches Leben, als tüchtiger Landmann, Wirthſchafter und Jäger. Thätig und leutſelig verſchmähte der Edelmann nicht, im Nothfall ſelbſt Hand anzulegen bei den ländlichen Geſchäften und in Folge ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeines Fleißes war Alles auf ſeinem Gut im beſten Stand; jährlich legte er ein Drittheil ſeiner Einkünfte zurück und vergrößerte je von fünf zu fünf Jahren ſeine Beſitzung mit einem Zuwachs fruchtbaren Landes oder Waldung. Sein Haus war anſtändig, wenn nicht elegant, ſeine Küche ſchmackhaft, wenn auch nicht ausgeſucht, ſein Wein trefflich, ſeine kleinen Pferde voll Feuer, ſeine Hunde gut dreſſirt, ſeine Freunde zahlreich und tüchtige Trinker, ſeine Mägde braun und etwas bärtig. Der Marquis befand ſich bei dieſem einfachen Leben aufs beſte.

Aber nicht ebenſo war es bei Andreas von Morand, ſeinem einzigen Sohn, der ſich vergeblich alle Mühe gab, an dieſem beſchränkten Daſeyn ſich genügen zu laſſen. Ihm kamen die Geſchäfte und Anſtrengungen dieſes ländlichen Lebens ebenſo unerſprießlich als ſeine Genüße und Freuden ſchaal vor. Aber ſeine Umgebung verſtand ihn nicht und gab ſich nicht einmal die Mühe ihm zu widerſprechen. In ſeiner Kindheit war er kränklich und ſchweigſam geweſen; als er heranreifte, zeigte er ſich melancholiſch, unruhig, ſonderbar. Ein mächtiges ehrgeiziges Streben gährte oft in ihm auf und ſank dann wieder unter der Laſt der Muthloſigkeit zuſammen. Er hätte mögen reiſen, die Welt ſehen, ſeine Kräfte nach außen verſuchen — kurz ſeine unbeſtimmte, fieberhafte Sehnſucht befriedigen — aber dem ſetzte ſich ſein Vater entgegen, der ſeinem gebildeteren, unterrichteteren Sohn gegenüber, den Vortheil eines kräftigen Willens behauptete. Bei gehöriger Entwicklung hätte aus dem Vater ein ausgezeichneter Charakter weeden können — ſo aber, in Zeiten der Anarchie, war er unter Landleuten eben als ein Bauer aufgewachſen, geſchätzt und geachtet in ſeinem kleinen Kreiſe, aber, bei allen guten Eigenſchaften, etwas eingeſchränkt und gewaltthätig. Andreas dagegen hatte von ſeiner Mutter eine große, unbezwingliche Schwäche und Trägheit des Charakters geerbt, eine Empfindlichkeit und Weichheit, welche vor jeder harten Berührung zurückbebte. Er beſaß Heftigkeit genug, um die Auflehnung zu wünſchen und zu verſuchen, aber er war unfähig zum Widerſtand. Die äußern Einflüße drückten immer ſeinen Willen wieder hinab. Die eherne Kette ſeines Willens zerriß immer wegen eines darin befindlichen goldenen Gliedes.

Nichts war dem alten Marquis ſo zuwider, als die Neigung ſeines Sohns zum gelehrten Forſchen und Studiren; er hielt den Geiſt der Forſchung und Prüfung für gefährlich der Ruhe der Staaten und hielt ſeinem Sohn einen Lehrer, nur um nicht hinter ſeinen Standesgenoſſen zurückzubleiben; aufs ſtrengſte ſchärfte er übrigens dieſem Lehrer und Erzieher ein, mit allen Kräften das väterliche Anſehen aufrecht zu erhalten, was auch bei dem biegſamen Charakter des Sohnes nicht ſchwer hielt. Nach dem Abgang des Hrn. Forez aber wurde der junge Mann etwas ſchwieriger zu behandeln und der ängſtliche Marquis ſann ernſtlich auf Mittel, ihn an ſeine Heimath zu feſſeln, weil er wohl ahnte, daß Andeeas, einmal dem väterlichen Dach entronnen, den Verſuch wagen würde, ſich unabhängig zu machen, was ihm eine höchſt unangenehme Ausſicht war. In der Provinz urtheilte man: es gebe auf der Welt keinen jungen Menſchen der glücklicher ſey und beſſer behandelt werde, als der Erbe von Morand (denn ſein Vater ließ es ihm an nichts fehlen); aber er genieße einer ſchlechten Geſundheit und habe einen mürriſchen Charakter. Bleibe er am Leben, meinte man, ſo werde wohl nie ſo viel aus ihm, als ſein Vater ſey.

Zu der an Andreas' Herz nagenden Langeweile geſellten ſich die Leiden und Freuden einer geheimen Liebe. „Gewiß konnte nichts Unreines aufkeimen in dieſer jungen Seele, nichts Häßliches ſich anſetzen in dieſer friſchen Einbildungskraft, gewiß war ſeine Peri ſchön wie der Tag. Hätte er ſonſt ſo viel geweint, wenn er an ſie dachte? Hätte er ſo oft und mit ſo ſüßen Vorwürfen die Undankbare angerufen, welche nicht vom Himmel in ſeine Arme herabſteigen wollte? Oft ging er auf die Jagd und kam ohne Beute heim; ſein Gewehr diente ihm nur als Vorwand; in der Taſche hatte er ein Buch und er verträumte, während die Haſen freundſchaftlich um ihn her ſprangen und die Droſſeln über ſeinem Kopf plauderten, ſüße Stunden mit Rouſſeau oder Grandiſſon. Er ward, wenn auch kein glücklicher Jäger, doch ein tüchtiger Fußgänger und keine Einſamkeit war ihm zu entfernt, kein Berg zu hoch, um dahin zu flüchten vor dem Gelärme des ländlichen Treibens.

Drei Meilen vom Schloß Morand war eine reizende verſteckte Thalſchlucht, von einem Bach durchſtrömt, wo Andreas ſeinen ſüßen Träumen nachhing. Hier verſammelte er die Schatten ſeiner Romanheldinnen um ſich; die keuſchen Frauengebilde Walter Scotts, Alix, Rebecca, Diana, Katharina ſangen in dem Gebüſch köſtliche Chorgeſänge, unterbrochen zuweilen von den ſchmerzlich zürnenden Seufzern der kleinen Fenella. Von den Wolken herab antworteten die fernen Seufzer von Byrons hebräiſchen Jungfrauen dieſen holden Tönen der Erde, während die ſchlanke, blaſſe Clariſſa, auf dem Moos ſitzend, ſich ernſt mit Julien unterhielt und das Kind Virginie mit den Blumen am Bache ſpielte. Bisweilen raste ein Chor Bachantinnen an ihm vorbei und zerſtörte die holden Melodien. Andreas, blaß und zitternd, ſah ſie vorüberziehen, fantaſtiſch, boshaft und — ſchön, wie ſie ohne Erbarmen die Blumen mit ihren nackten Füßen niedertraten, die auf den Weiden eingeſchlafenen Vögel aus dem Schlummer weckten und ihre ins Waſſer getauchten Weinlaubkronen ſpottend dem jungen Träumer ins Geſicht ſchüttelten. Traurig und entmuthigt erwachte Andreas aus ſeiner Viſion, ſchalt ſich, daß er ſie ſchön gefunden und einen Augenblick Luſt gehabt hatte, ihrer mit Blumen und Trümmern bezeichneten Spur zu folgen. Dann rief er wieder ſeine lieben Traumgeſtalten, die Gebilde voll Gefühl und Reinheit ſich vor die Seele; er ſah ſie wieder in ihren langen weißen Gewändern niederſchweben

Digitized by Google

und ihm im Grund der Gewäſſer ein flüchtiges Bild zeigen, das er ſich vergebens mühte an ſich zu ziehen und zu faſſen. Dieſes geheimnißvolle, unbeſtimmte Bild, das er überall ſich umſchweben ſah, war ſeine unbekannte Geliebte, ſein künftiges Glück; aber Alles in der Wirklichkeit war ſo unähnlich ſeiner idealen Schönheit, daß er oft verzweifelte, auf Erden ihr zu begegnen." — An dem Lieblingsort ſeiner Träumereien ſah er jedoch eines Tags in der Entfernung eine weibliche Geſtalt, in weißem Gewand, aber nur ganz flüchtig vorüberſchweben und hinter einem Dickicht von Zittereſpen verſchwinden und vergebens ſuchte er ſie in dem Gehölz auf. Am folgenden Tag blieb er in Pres-Girault (ſo hieß die Thalſchlucht) allein und ungeſtört; am dritten Tag fand er einen zierlichen weißen Handſchuh, welcher grüne Spuren hatte, wahrſcheinlich vom Pflücken von Kräutern. Nach acht Tagen, als ſchon ſeine Hoffnung ſchwand, hörte er aus dem Gebüſch eine zarte friſche Stimme ſingen und entdeckte auf zwanzig Schritte Entfernung ein weißgekleidetes Mädchen mit einem Strohhut und einem Strauß Feldblumen in der Hand, den ſie nachdenklich betrachtete. Andreas, ſcheu und ſchüchtern, verſteckte ſich im Gebüſch; ſie näherte ſich ihm und ſuchte neue Blumen, ohne ihn zu bemerken, und nachdem ſie eine hinlängliche Menge beiſammen hatte, die ſie mit Baſt zuſammen band und durch Umwicklung mit Nymphäa-Blättern friſch zu halten ſuchte, eilte ſie wie ein geſcheuchtes Reh davon. Andreas wagte nicht ihr zu folgen; aber er traf ſie nie mehr wieder an dem heimlichen Plätzchen, bis der Winter hereinbrach.

Obgleich ſonſt ein Feind aller Zerſtreuungen beſuchte er jetzt alle Bälle und Feſtlichkeiten in der Umgegend, mit der, immer getäuſchten Hoffnung, ſeine Unbekannte dort zu treffen. „Gewiß hätte er manches eben ſo ſchöne Weib finden können, wie ſein Ideal, aber dieß hatte ihn einmal bezaubert, ſie allein herrſchte in ſeiner Einbildungskraft. Hartnäckig hielt er an dem Glauben feſt, ſeine Beſtimmung ſey: dieſe und keine andre zu lieben und Gott habe ſie ihm gezeigt, damit er ihren Eindruck in ſeiner Seele bewahre und ihr treu bleibe, bis ſie ihm wiedergeſchenkt werde. So macht man ſich ſelbſt zum Diener des Verhängniſſes!" Beſonders ſtellte er in der kleinen Stadt L... Nachforſchungen an, die um ſo mehr erfolglos blieben, als er ſich nicht entſchließen konnte, ſich einer Seele anzuvertrauen, nicht einmal demjenigen, den er am meiſten ſchätzte. Joſeph Marteau. Dieſer, der Sohn eines ehrlichen Notars auf dem Dorf, war des Andreas Spielkamerade geweſen, ſo weit dieß bei der ſcheuen Zurückgezogenheit des letztern und bei der völligen Unähnlichkeit beider Charaktere möglich war; denn Joſeph war groß, ſtark, luſtig, harmlos und ſtimmte mit Andreas nur in einer gewiſſen Erhabenheit des Charakters und großer natürlicher Redlichkeit zuſammen. Der Mangel an Bildung war an ihm ſehr bemerklich; aber ſeine kecke und muntere Gutherzigkeit flößte ihm Geiſt ein, oder wenigſtens etwas, das dafür galt und er war der einzige Menſch, der den ſchwermüthigen Andreas zum Lachen bringen konnte. Seit ein paar Jahren wohnte er mit ſeiner Familie in dem Städtchen L... und kam wenig auf das Schloß Morand, bis ihn der beſorgte alte Marquis bat, ſeinen Sohn öfter zu beſuchen und zu zerſtreuen. Joſeph beſaß Zartgefühl genug, ihn richtig zu behandeln und Andreas überließ ſich gern ſeiner Führung. Joſeph, von der Vorausſetzung ausgehend, daß Andreas in der Einſamkeit unmöglich ſich verlieben könne, was ihm erſprießlich und nöthig ſchien, entſchied, daß nur ein Weſen von jener liebenswürdigen Gattung: Griſetten genannt, ſeinen Freund aus ſeinem Trübſinn reißen könne, daß er ſie alſo müſſe kennen und ſchätzen lernen — und Andreas ergab ſich willenlos darein. Das Städtchen L... war auf zwanzig Meilen in der Runde berühmt wegen ſeiner hübſchen, unvergleichlichen Griſetten und jeden Sonntag trugen mehr als fünfzig kleine Gevatterinnen unter den Zuglampen ihre weißen Kleider, ihre ſchwarzſeidenen Schürzen und ihre roſenfarbenen Geſichtchen zur Schau. Nirgends vielleicht in Frankreich genießt die Schönheit mehr Rechte und Freiheiten, als in dieſem kleinen Königreich, und nirgends arten dieſe Vorrechte weniger in Mißbräuche aus, und ein kräftiger Gemeingeiſt waltete unter ihnen, ſo daß die Geheimniſſe der Mitglieder dieſer Klaſſe nicht leicht an Andere, an die vornehmeren Blauſtrümpfe u. ſ. w. verrathen wurden. Und ſolche Geheimniſſe und Abenteuer waren allerdings nichts Seltenes; denn jede der hübſchen Arbeiterinnen hatte in der Regel ihren begünſtigten, von wenigſtens neun Mitbewerbern beneideten Liebhaber. Sie ſind verliebt und heftig, ſchwärmeriſch in hohem Grad, kokett und ekel, begierig nach Huldigungen, toll auf Vergnügungen, geſchwätzig, prüde, locker, aber uneigennützig, großmüthig und offenherzig. Ihr Aeußeres entſpricht ihrem Charakter; ſie ſind im Allgemeinen groß, ſtark und lebhaft; haben einen großen Mund, der gern lacht und herrliche Zähne zeigt, Wangen wie Milch und Blut, braune oder ſchwarze Haare; ihre Füße ſind provinzmäßig und ihre Hände ſelten ſchön; ihre Stimme etwas männlich und der Accent des Landes iſt nicht ſehr melodiſch. Ihre Augen aber ſind ausgezeichnet ſchön und haben einen Ausdruck von Kühnheit und Gutmüthigkeit, der nie täuſcht. In dieſe Welt, auf einen Ball, führte Joſeph ſeinen Freund. Aber dieſer war zu ungelenk und zu ſehr erfüllt von dem Bild ſeiner Unbekannten, um ſich hier behaglich zu finden, und beſaß weder Eitelkeit noch Selbſtvertrauen genug, um irgend einen Liebhaber auszuſtechen zu wollen. Er verließ den Ball frühe und wurde deßhalb von Joſeph am andern Morgen getadelt und über die Art und Weiſe wie man hier zu Werk gehen müſſe, um ſich in Gunſt zu ſetzen, belehrt. Achtungsvolle Aufmerkſamkeit und Kühnheit am rechten Ort — das waren die Hauptpunkte, die er ihm einſchärfte. Aber Andreas hörte das Alles nur mit Kopfſchütteln an. Joſeph lud ihn zu ſeinen Eltern aufs Eſſen ein und verkündigte ihm, daß er vier Arbeiterinnen bei ihm finden würde, welche mit der Ausſteuer ſeiner Schweſter beſchäftigt ſeyen.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 57.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 August 1836.

Kleinere Gedichte

von

Thomas Moore.

(Aus den Sammlungen: „Sacred Songs,“ „National Airs,“ „Ballads, Songs etc. und: „Epistles, Odes and other Poems.“)

8.

Fallen is thy Throne.

Nun traur' in Schweigen, Jſrael!
Gefallen iſt dein Thron!
Auf deinen Zinnen laſtet Staub,
Auf deinen Kindern Hohn!
Kein Frühthau mehr befeuchtet
Dir Edom's dürr Geſtad,
Und keine Wolk' erleuchtet
Dir füeder deinen Pfad!

Du liebteſt, Herr, Jeruſalem;
Dein eigen war es ganz:
Zum Throne deiner Herrlichkeit
Gereichte dir ſein Glanz:
Bis, zorn'gen Strahls, das Wetter
In deinen Oelbaum ſchlug;
Bis Juda falſche Götter
In Salem's Schreine trug.

Da ſank dein Stern, o Solyma,
Da floh dein Ruhm, wie Spreu;
Wie Halde, die der Wirbelwind
Führt durch die Wüſtenei.
Schweigend und wüſt die Hallen,
Wo geblitzt der Mächt'gen Kleid!
Die Thürm' in's Thal gefallen,
Die Baal's Dienſt entweiht:

„Nun, Aſſur, würge!“ ſprach der Herr;
„Zeuch her, du Volk von fern!
Zu Boden ihre Mauern wirf!
Denn ſie ſind nicht des Herrn.
Bis ein Geſchrei verkündet
Der Tochter Zion Qual;
Bis jammernd ſie ſich windet
In Hinnom's Würgethal!

9.

Who is the maid.

St. Hieronymus' Geliebte.

Wer iſt ſie, die mein Herz begehrt,
Was läſternd auch der Leumund ſpricht?
Ward ihrer Wange Roth gewährt?
Erglänzt ihr Aug' von ird'ſchem Licht?
O nein, von mitternächt'gem Flehn
Sind ihre Blicke trüb und hohl,
Und wird ein Licht oft drin geſehn,
So kam ſein Strahl von oben wohl!

Und nicht bei denen ſuch' ich ſie,
Die eitel nah'n des Ew'gen Schrein!
Die vor ihm beugen nur das Knie,
Geſchmückt mit Kränzen und Geſtein!
Nicht füllt die Bruſt der Himmel ganz,
Die ſich mit Pracht umgeben mag;
Und ſie, die, glüh'nd von ird'ſchem Glanz,
Ob ihrer Schwäche klagt, bleibt — ſchwach.

Nicht ſo die trauernde Geſtalt,
Die meine Luſt, weil ſie verblüht!
Ihr ganzer Reiz die Allgewalt
Des Heil'genſcheins, der ſie umglüht!

Digitized by Google

Nein, ſolch' ein Leuchten, rein und klar,
Ward üpp'ger Schönheit nie gewährt!
Nur Ihr, die, wie auf dem Altar
Die Lampe, zitternd ſich verzehrt!

10.

The bird let loose.

Die Taube, fern im Orient
Heimzieh'nd mit freud'ger Haſt,
Sie ſenkt die Schwinge nicht, ſie kennt
Kein Ruh'n und keine Raſt.
Durch Licht und Luft, wie ſtrebt ſie kühn
Nach ihres Herren Heerd,
Wo nichts des Ird'ſchen hemmt ihr Flieh'n,
Wo ſie kein Schatten ſtört!

So laß, o Gott, vorübergehn,
Was bös und unrein, mir!
So durch der Tugend rein're Höh'n
Laß ſteuern mich zu dir!
Von Wolken und von Sünde rein
Sey meiner Seele Flug,
Auf ihrem Pfad dein Sonnenſchein,
Und nur nach dir ihr Zug!

11.

Bright be thy dreams!

Licht ſey dein Traum — mag all' dein Weinen
Im Schlaf als Lächeln dir erſcheinen!
Die dir nahmen Tod und Zeit,
Die Geliebten und die Frommen,
Mögen alle lächelnd heut'
Im Traume zu dir kommen!

Da mag das Kind, das all' dein Beten
Nicht retten konnte, vor dich treten;
Noch als lebt' es — ſchön und froh!
Ganz daſſelbe, frei von Sünden;
Oder, wenn verändert, ſo,
Wie du es bei Gott wirſt finden!

12.

Row gently here.

Leis rudern hier, mein Gondolier! die Fluth vom Ruder ſprüh'n
So leiſe laß, daß Sie uns nur vernimmt, zu der wir zieh'n!
O, könnte, wie er ſchauen kann, der Himmel reden — traun,
Er ſpräche Vieles wohl von dem, was Nachts die Sterne ſchau'n!

Nun raſten hier, mein Gondolier! In's Boot die Ruder! ſacht!
Auf zum Balkone ſchwing' ich mich, doch du hältſt unten Wacht.
O, wollten halb ſo eifrig nur dem Himmel wir uns weih'n,
Als ſchöner Weiber Dienſte — traun, wir könnten Engel ſeyn!

13.

When first that smile.

Bei deines Lächelns erſtem Sonnenſchein
Welch ein Geſicht hab' ich geſehen!
Jahre der Liebe, Jahre, ſtill und rein,
Ließ dieſes Lächeln mir vorübergehen!
O Gott, kein Landmann wohl, der träumend Ernten ſah
Und gold'ne Frucht mit ſüßerm Hoffen,
Als ich die Flamme dieſer Augen, da
Süß lächelnd mich ihr Strahl getroffen!

Wo nun die Stunden, die er mir verſprach?
Des Weibes Treue gleicht der Thräne,
Die bald verſiegt; ſie dauert einen Tag;
Sie ſchwindet, wie des Weibes Schöne!
Kurz, wie des Perſers Flehn, wenn er am Abend fleht.
O Liebe, ſey dein Flehen immer!
Schnell vor der Schönheit ſtammle dein Gebet —
Eh' du's geſtammelt, ſtirbt ihr Schimmer!

14.

Peace to the slumberers!

Friede den Schlummerern!
Sie liegen auf der blut'gen Flur,
Sarglos und ohne Leinen!
Der Morgenthau, der Regen nur
Sind es, die auf ſie weinen.

Weh', all ihr Muth umſonſt!
Wo ſich erhob der Eiche Kraft,
Da liegen ihre Trümmer!
Doch Herzen, einmal uns entrafft,
Sie ſchieden, ach, für immer!

Fluch euch, Eroberer!
Wir wollen liegen kalt wie ſie,
Die ſchnöd' ihr uns entriſſet,
Eh' unſer Herz der Rache, die
Sie uns vermacht, vergiſſet!

15.

See, the dawn from heaven.

(Einer zu Rom am Chriſtabend geſungenen Melodie untergelegt.)

Sieh', wie durch die Wolken lachend Dämm'rung bricht!
Die Erd', aus Sünd' erwachend, grüßt ihr Licht!
Engel aus der Höhe ſchwingen lächelnd ſich, o ſieh',
Niederwärts; auf ſonn'ger Stirne bringen Edens Kränze ſie!

Hörſt du brauſen ihrer Lieder mächt'ge Fluth?
Lieblich ſchallt's hernieder, wer hier ruht!
Dort, in jener dunklen Hütte, ſchläft der ein'ge Sohn,
Er, der aus den Himmeln kam, — von Gottes Thron!

F. Freiligrath.

Digitized by Google

Andreas.

(Fortſrʋung.)

Im Innern der Familie Marteau war Alles patriarchaliſch. Die Großmutter, eine brave, dicke, halbtaube Frau, ſaß ſtrickend am Kamin, und gab, noch munter, dann und wann ihe Wörtchen zur Unterhaltung drein. Die Mutter, eine thätige, trockene, verſtändige Haushälterin ſtand vor einem großen Tiſch mit Tuch und ſchnitt zu; am offenen Fenſter, dicht aufeinandergedrängt, ſaßen die vier Nätherinnen und drei Töchter des Hauſes, eifrig mit den Arbeiten der Ausſteuer beſchäftigt. Die Braut ſelbſt ſtickte ein Taſchentuch. Eine der Nätherinnen ſtellte die Oberaufſeherin vor, ſaß auf einem höhern Stuhl und leitete die Arbeiten und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die den Mädchrn anvertrauten Säume. Die blonden Köpfe der Töchter des Hauſes, die etwas trutzig über ihre Arbeit ſich hinbückten und keinen Theil am Geſpräch nahmen, ſtachen ab gegen die belebten Geſichtchen der ſchwarzhaarigen Griſetten, von welchen die drei untergeordneten zuſammen kaum fünfzig Jahre hatten, während Henriettr, die Meiſterin, die Schönſte und Stolzeſte von Allen, bereits die Fünfundzwanzig paſſirt hatte, aber demungeachtet noch im Zenith ihres Ruhmes ſtand und ſich deſſen auch gar wohl bewußt war. — Als die beiden jungen Männer eintraten, ſtockte einen Augenblick das Geplauder; aber bald fiel eine, dann wieder eine feine Flötenſtimme ein und endlich ſchnatterten alle wieder luſtig wie Staarrn zuſammen. Joſeph zog ſeinen jungen Freund ins Geſpräch mit den Mädchen; dieſe neckten und ſchalten ihn anfänglich wegen ſeines auf dem Ball gezeigten Stolzes, worüber ſie jedoch Joſeph zufriedenſtellte, indem er ſie verſicherte, daß er verliebt ſey. Henriette jedoch verſagte ſich die Bemerkung nicht, daß man auf dem Schloſſe Morand überhaupt die Mädchen ihrer Gattung ziemlich geringſchätzig behandle, und daß namentlich der Marquis immer vermeide, mit ihnen am Tiſch zu eſſen. Scherze, Neckereien und Komplimente jagten einandee und im Verlauf der Unterhaltung kam man zu wiederholten Malen auf eine junge Blumenmacherin, Genoveva zu ſprechen, von der Alle, außer Joſeph, der ſie zu ſpröde nannte, mit dem größten Lob und vieler Neigung redeten. Es wurde erwähnt, wie ſie in lateiniſchen Büchern Botanik ſtudiee, daß ſie nie die Bälle beſuche, aber dennoch die freundlichſte, liebreichſte Geſpielin ſey. „Sie ladet uns Abends zu ſich ein,“ erzählte Henriette, „wenn ſie eine kleine Summe verdient hat, ſie gibt uns Kuchen und Thee, ſie ſingt uns zum Tanz — und ſehen muß man, wie ſtattlich es bei ihr ausſieht! es iſt ein kleines Schloß! .... ſie hat das gefühlvollſte Herz; ſie liebt ihre Freundinnen wie Schweſtern und ihre Blumen wie Kindee. Man muß ſie wandeln ſehen auf den Wieſen! wenn ſie da eine Blume findet, die ihr gefällt — was iſt das für eine Freude! eine Liebe! Manchmal geht ſie mit Tagesanbruch aus, Blumen zu pflücken, eh Ihr andern Vögel ohne Federn nur aus dem Neſte kriecht! — Wahrhaftig, rief Andreas, dann iſt ſie es, der ich einmal begegnet bin! .... und plötzlich ſchwieg er und ging weg um ſeine Bewegung zu verbergen. — Jetzt beſprach ſich Joſeph, als er Henrietten allein auf dem Gang begegnete, mit dieſer über das Mittel, ſeinen jungen Freund von ſeinem ſonderbaren Weſen, ſeiner Schüchternheit zu heilen — und dieß Mittel würde darin beſteben, daß man ihn mit Genoveva zuſammenbrächte, in die er ſich unfehlbar verlieben müſſe. Nach vielen Einwendungen ließ ſich Henriette durch die Schmeicheleien und Komplimente Joſephs bewegen, einen Verſuch zu machen, ob ſie die junge Blumenmacherin dazu bringen könne, Theil zu nehmen an dem Tanz, der nach vollbrachtem Tagewerke im Marteau'ſchen Hauſe von den Mädchen, der Sitte des Landes gemäß, aufgeführt werden ſollte. Der Verſuch gelang, doch nur mittelſt einer kleinen Lüge: daß ſie nämlich im Hauſe der Marteau's nur die Arbeiterinnen und die Töchter vom Hauſe antreffen würde. Joſeph machte inzwiſchen mit Andreas einen Spaziergang, bis er glaubte annehmen zu dürfen, daß die Mädchen angekommen ſeyen. Sie trafen ſie in dem Garten hinter dem Hauſe. Die Großmutter ſtützte ſich mit dem Ausdruck der zärtlichen Neigung auf Genoveva und ſagte: komm hieher, mein Kind, ich will dir meine Lilien zeigen; du haſt nichts Schöneres geſehen. Wenn du ſie betrachtet haſt, wirſt du wohl einen Strauß von ſolchen für Juſtine machen wollen! das iſt die ſchönſte weiße Blume! — Das Mädchen wußte noch nichts von der Anweſenheit der beiden jungen Männer — ſie ſtand vor den Blumen, betrachtete ſie ſchweigend und ſchien in traurigen Gedanken verſunken. Liebſt du dieſe Blumen nicht? fragte die Alte. Ach nur zu ſehr, verſetzte Genoveva mit leiſer, köſtlicher Stimme. Eben deßwegen mag ich ſie nicht nachmachen. Ach, ſeht Ihr, Frau, das werde ich doch nie können! Wie ſollte ich dieſe Weiße und den Glanz dieſes Gewebes herausbringen! Und dieſer Wohlgeruch? Was iſt dieſer Wohlgeruch? wer hat ihn in die Blume gelegt? Der gute Gott iſt geſchickter als ich, meine liebe Frau! — Wie ſie ſich über die Blumen bückte, um iheen Duft einzuathmen, ſah erſt Andreas ihr Angeſicht und erkannte in ihr — ſeine Unbekannte! Sie glich durchaus nicht iheen Geſpielinnen; ſie war klein und mehr hübſch als ſchön; ſie war von ſehr zartem und anmuthigem Wuchs, trug ſich aber ſehr aufrecht. Sie war ſehr weiß und hatte wenig Farbe aber von feineeem und reinerem Ton als die ausgeſuchteſte Moſchusroſe, die je aus ihren kunſtreichen Händen gekommen. Ihre Züge waren zart und regelmäßig, und obgleich Naſe und Mund von nicht beſonders ausgezeichneter Form waren, gab ihr doch der Ausdruck der Augen und die Form der Stirne ein ſtolzes und bedeutendes Ausſehen. Ihre Toilette war nicht wie die der andern Griſetten, ſondern näherte ſich der Pariſer Mode, was man ihr wegen ihrer ſonſtigen anſpruchsloſen Beſcheidenheit nachſah. Als ſie die jungen Männer erblickte, erwiederte ſie Joſephs Gruß kalt; aber dieſer wußte ſich durch ein auf ihr Fach bezügliches Geſpräch ihr doch zu nähern und Andreas fand Gelegenheit, ſich auch in ihre Unterhaltung über Blumen zu miſchen und ſeine botaniſchen Kenntniſſe glänzen zu laſſen. Man ſprach von einer Blume, welche an dem See Château-Fondu ſich fände. Ueber den Namen dieſes See's gab Andreas folgende Auskunft. Die Sage berichtet, daß da, wo jetzt der See iſt, ehemals ein Schloß geſtanden ſey. Aber einmal des Nachts wollte der Teufel, der einen Pakt mit dem Schloßherrn hatte, ſeine Beute holen und

Digitized by Google

ſtürzte die Grundmauern zuſammen. Am folgenden Tag ſuchte man vergebens nach dem Schloß; an ſeiner Stelle war nur ein grüner See, und Sommers, wenn das Waſſer ſeicht iſt, kann man noch die Zinnen der Thürme ſehen. — Genoveva gab dieſer Erzählung ihren Beifall und fragte, ob der See weit entfernt ſey? Ein Wort gab das andere und man beſchloß am andern Tag, da es ein Sonntag ſey, ſollten die Mädchen ſich von Joſeph mit ſeinem Pferd dahin führen laſſen, und weil die Näherinnen und die Töchter vom Haus nicht alle in Einem Fuhrwerk Platz hätten, ſollte Andreas ſeines Vaters Char-à-bancs mit einem tüchtigen Pferd herbeiholen; die Mädchen jubelten und auch Genoveva, die ſich anfänglich ſträubte, willigte auf das dringende Zureden der Braut und der Frau Marteau, welche ihr die Obhut über ihre Kinder übertrug, ein. Dieß ins Reine gebracht, ſchickte man ſich zum Tanz an, wozu Joſeph die Flöte blies und wobei Genoveva zeigte, daß ſie nicht aus Unkunde des Tanzes die Bälle mied. Andreas ſelbſt war in ſolcher Verwirrung, daß die Mädchen, mit Ausnahme von Genoveva, ſich über ihn luſtig machten; dieſe aber war ſtill und zurückhaltend, betrachtete aber Andreas mit Wohlwollen und fühlte durch ſeine Schüchternheit die ihrige vermindert. — „Es gibt auserwählte Naturen, welche ſich von ſelbſt und in allen Lagen entwickeln, in welchen es dem Zufall gefällt ſie geboren werden zu laſſen. Der Adel des Herzens iſt, wie die Lebendigkeit des Geiſtes, eine Flamme, die durch nichts erſtickt werden kann und die unaufhörlich aufwärts ſtrebt, gleichſam um ſich mit dem ewigen Urquell der Güte und Größe, von dem ſie ein Ausfluß iſt, wieder zu vereinigen. Welche feindſeligen Elemente auch den Geſchicken dieſer Auserkornen ſich in den Weg ſtellen: ſie brechen ſich Bahn, ſie nehmen ohne Anſtrengung ihre Stelle ein, ſie ſchaffen ſich einen Platz mitten unter den Hinderniſſen. Auf ihrer Stirn iſt gleichſam ein göttliches Siegel, gleich einem unſichtbaren Diadem, das ſie beruft untergeordnete Weſen zu beherrſchen; man leidet nicht unter ihrer Ueberlegenheit, weil dieſe ſich ſelbſt ihrer nicht bewußt iſt. man duldet ſie, weil man ſie liebt. So war Genoveva, ein Weſen friſcher und reiner. als die Blumen unter welchen ihr Leben verfloß.“

„Man ſagt, die Poeſie ſterbe; die Poeſie kann nicht ſterben. Hätte ſie auch nur noch das Gehirn eines einzigen Menſchen als Aſyl — ſo hätte ſie doch noch ein Jahrhunderte langes Leben vor ſich; denn ſie würde gleich der Lava des Veſuvs hervorbrechen und ſich einen Weg bahnen durch die allerproſaiſchſte Wirklichkeit. Trotz ihrer umgeſtürzten Tempel und der falſchen Götter, die man auf ihren Ruinen anbetet, iſt ſie unſterblich wie der Duft der Blumen und wie das Licht des Himmels. Verbannt aus den Höhen der Geſellſchaft, verſchmäht vom Reichthum, verjagt aus Theatern, Kirchen und Akademien wird ſie in das bürgerliche Leben ſich flüchten, wird ſie mit den einfachſten Kleinigkeiten des Lebens ſich vermengen. Müde in einer Sprache zu ſingen, welche die Großen nicht verſtehen, wird ſie den Geringen Worte der Liebe und des Mitgefühls ins Ohr flüſtern. Und iſt ſie nicht ſchon herabgeſtiegen in die Gewölbe und Keller der Schenken? Hat ſie ſich nicht an das Spinnrad der Weiber geſetzt, wiegt ſie nicht in ihren Armen die Kinder des Dürftigen? Läßt man für nichts gelten alle jene liebevollen Seelen, die in ihrem Beſitz ſind und leiden, die da ſchweigen vor den Menſchen und weinen vor Gott? Die vereinzelten Stimmen, welche die Welt mit einem allverbreiteten Chorgeſang erfüllen und im Himmel ſich verbünden, die göttlichen Funken, die auf — ich weiß nicht welchen geheimnißvollen Stern zurückkehren, vielleicht zu dem Phöbus der Alten, um unaufhörlich wieder auf die Erde zurückzukehren und ſie mit einem immer göttlichen Feuer zu nähren! Wenn ſie keine große Menſchen hervorbringt, kann ſie nicht gute Menſchen hervorbringen? Wer weiß, ob ſie nicht die milde und wohlthätige Gottheit einer andern Generation ſeyn, und ob ſie nicht an die Stelle des Zweifels und der Verzweiflung treten wird, welche an unſerm Jahrhundert nagen? Wer weiß, ob nicht in einem neuen Geſetzbuch der Moral, in einem neuen Katechismus der Religion, der Eckel und der Trübſinn als Laſter werden gebrandmarkt werden, die Liebe dagegen, die Hoffnung und die Bewunderung als Tugenden belohnt? — die Poeſie, allen Geiſtern geoffenbart, wäre ein Sinn mehr, den vielleicht alle Menſchen mehr oder weniger ſich anzueignen befähigt ſind, und der jedes Daſein bedeutender, edler und glücklicher machen müßte. Wäre ſie nur eine Sprache, ſo könnte ſie verloren gehen; aber ſie iſt eine Weſenheit, beſtehend aus zwei Elementen: aus der Schönheit, welche in der äußern Natur verbreitet iſt, und aus der Empfindung, dem Eigenthum jedes, auch des gewöhnlichen Geiſtes. Um die Poeſie zum Tod zu verurtheilen und in den Sarg zu legen, müßten wir mithin die letzte der Blumen aus der Erde reißen, aus welchen Genoveva ihre Sträuße band. Denn auch ſie war Dichterin, und man glaubt es nur, daß es in der finſterſten Hütte, in den armſeligſten Lebensverhältniſſen viele Seelen gibt, die ihr Ziel erreichen, ohne je ein Sonnet gedichtet zu haben und die ſelbſt prächtige Gedichte ſind.“ Eine ſolche Seele war Genoveva, die durch ihre Kunſt, die Blumenmacherei, zur Betrachtung und zum Studium der Natur geleitet, in dieſer das Geheimniß von der Harmonie der Welt las, und die ganze Schöpfung von unendlicher Liebe erfüllt ſah. So lebte ſie außerhalb alles deſſen, was ſie umgab, ſie ſtrebte nicht nach einer ſtolzen und finſtern Tugend, ſie hatte ſich keine Grundſätze gemacht; ſie lebte harmlos hin in ihrer Unſchuld. Glücklich in ihrer Freiheit und Beſchäftigung, Waiſe, reich über ihren Bedarf durch ihrer Hände Arbeit, war ſie leutſelig und freundlich mit ihren Jugendfreundinnen; ſie hätte ſich gefürchtet, ihnen eitel zu ſcheinen auf ihr Bißchen Wiſſen und ſie nahm an ihrer Munterkeit Theil; aber ſie duldete dieſe Munterkeit, mehr als daß ſie ſie hervorrief, und wenn ſie ſich nie im mindeſten etwas von Verachtung und Verdruß gegen ſie merken ließ, ſo war es ihr doch das größte Glück, ſich wieder allein in ihrem kleinen Gemach zu finden, und im Anſchauen des Mondes, den Duft der Jasmine vor ihrem Fenſter einathmend, ihr Gebet zu verrichten.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 58.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

3 September 1836.

Kleinere Gedichte
von
Thomas Moore.

16.

When through the Piazetta.

Wenn durch die Piazzetta
Die Abendluſt weht,
Dann weißt du, Ninetta,
Wer wartend hier ſteht.
Du weißt, wer troz Schleier
Und Maske dich kennt,
Wie Amor die Venus
Am Nachtfirmament.

Ein Schifferkleid trag' ich
Zur ſelbigen Zeit,
Und zitternd dir ſag' ich:
„Das Boot liegt bereit!
O, komm' jezt, wo Lune'n
Noch Wolken umzieh'n,
Laß durch die Lagunen,
Mein Leben, uns flieh'n!“

17.

Take hence the bowl.

Die Bowle fort! und ſchäume
Sie noch ſo glänzend heut'!
Sie bringt mir nichts, als Träume
Von längſt geſchiedner Zeit!
Sie macht mein Auge trübe,
Sie macht mein Auge naß,
Sie zeigt mir todte Liebe,
Wie eines Zaubrers Glas!

Es läßt mich jeder Tropfen
Vor todten Freunden knie'n;
Begrabne Herzen klopfen,
Und bleiche Lippen glüh'n.
O, wenn mir ſo die Jahre,
Die waren, ſchmerzlich nah'n,
Dann ſchaut mich ernſt der klare
Kelch wie voll Thränen an!

18.

Farewell, Theresa!

Leb' wohl, Thereſe! die Wolke drüben,
Die finſter über den Mond ſich zieht,
Sie wird des Lächelnden Licht noch trüben,
Wenn über's Meer ſchon dein Buhle flieht!

Wie dieſe Wolke, ſo hab' ich lange
Beſchattet dein Herz, verdüſtert dein Thun!
Ich fand dich lächelnd, mit friſcher Wange!
Wie warſt du glücklich — o Gott, und nun?

Doch hier befrei' ich dich, ſüßes Weſen!
Wie aus ſchweren Träumen erwachſt du wohl;
Da! — ſieh' auch den Mond ſeinen Zauber löſen!
Die Wolke verzieht — Thereſe, leb' wohl!

19.

How oft, when watching stars.

Wie manchmal, wenn des Mondes Strahl
Die Berge zitternd läßt ringsum,
Zu lauſchen einer Flöt' im Thal,
Lehn' ich am Erker ſtumm!
„O komm, mein Lieb! ſagt leiſe flehend jeder Ton!
„O komm, mein Lieb! die Nacht iſt bald entflohn!“
Nein, keiner Rede Kraft,
Wie warm, wie feurig auch,
Malt glühend ſo die Leidenſchaft,
Wie dieſer Töne Hauch!

Dann — wahrlich, nicht von ohngefähr! —
Ergreif' auch ich die Laute — wohl
Iſt Andern fremd ihr Klang, doch Er
Kennt ihre Sprache wohl!

Digitized by Google

„Ich komme, Lieb!“ ſagt leis verheißend jeder Ton;
„Ich komme! Dein, dein, bis die Nacht entflohn!“
O, ſchwach das mächt'ge Wort,
Und matt der Farben Licht
Bei dem, was zitternd mein Akkord
Alsdann ihm malt und ſpricht!

20.

When the first summer bee.

Bald, wenn die Biene hier
Summt um die Roſe,
Dann, grad' wie die Loſe,
Komm' ich zu dir!
Sie Blumen, ich Lippen, ſüß, duftend und glüh —
Welch' Finden, welch' Finden für mich und für ſie!

Dann jedes Beetes Zier
Naht ſie mit neuer
Begierde — doch treuer
Bleib' ich bei dir!
Sie ſammelt bei Tauſenden Süßigkeit ſich,
Doch Tauſender Süße in Einer find' ich.

21.

Light sounds the harp.

Süß tönt die Harfe, wenn Helden und Klingen
Ruh'n im Gezelt nach geſchlagener Schlacht;
Wenn Lorbeern des Liebenden Schläfen umſchlingen,
Und Eros aus Helmbüſchen Flügel ſich macht.
Doch wenn der Fremdling kehrt,
Gleich blizt des Helden Schwert;
Einmal noch ſchwingt er es hoch in der Fauſt:
Raſſelndes Roßgeſchier,
Panzer- und Schwertgeklirr
Sind die Muſik alsdann, die ehern ihn umbrauſt.
O, dann kommt die Harfe, wenn Helden und Klingen
Ruh'n im Gezelt nach geſchlagener Schlacht;
Wenn Lorbeern des Liebenden Schläfen umſchlingen,
Und Eros aus Helmbüſchen Flügel ſich macht.

Süß klang die Harf', als der Kriegsgott umſchlingen
Vom ſchwellenden Arme der Schönheit ſich ließ,
Als Myrten den Goldhelm des Wilden umfingen,
Als niſtende Tauben ſein Harniſch ihm wies.
Doch wenn die Schlacht begann,
Schaute der kühne Mann
Finſter; der Göttin entwand ſich der Held.
Hufſchlag und Horn und Schwert
Iſt's, was ſein Ohr begehrt,
Iſt die Muſik alsdann, die ehern dröhnt durch's Feld.
Doch dann kam die Harfe; nach Sieg und Frohlocken
Beging er auf's Neu' mit der Schönheit ein Feſt;
Sein Lorbeer vermiſchte ſich goldenen Locken,
Und ſiehe, ſein Goldhelm ward Tauben ein Neſt.

22.

The song of war.

Das Lied des Kriegs ſoll durch die Berge gellen
Bis auch kein Glied mehr übrig bleibt
Der Kette, die den Arm uns reibt;
Bis kein Despote mehr uns ſtäupt,
Und Feindesmund trübt unſre Quellen.
Nein! nimmer, bis der Morgen glüht,
Sey Luſitania kampfesmüd,
Hör' es, o Friede, weh'n dein Lied
Um ſeine Höh'n, die ſonnigen, hellen!

Das Lied des Kriegs ſoll durch die Berge gellen,
Bis froh der Sieg einſt zu uns ſpricht:
„Durch eurer Feinde Wolke bricht
Der Freiheit Strahl, mit neuem Licht
Zu ſegnen Reben euch und Quellen!“
Nein! nimmer, bis der Morgen glüht,
Sey Luſitania kampfesmüd,
Hör' es, o Friede, weh'n dein Lied
Um ſeine Höh'n, die ſonnigen, hellen!

23.

When 'midst the gay J meet.

Glänzt in der Frohen Kreis
Mir deines Lächelns Schein,
Ob ich's auch ſtündlich ſeh' und weiß,
Kaum mag ich's nennen mein!
Doch wenn an meiner Bruſt
Dir Thrän' auf Thräne rinnt,
Dann fühl' ich es mit glüh'nder Luſt,
Daß ſie mein eigen ſind.
Drum all' dein Lächeln gib
Der Frohen kaltem Heer.
Anlächle, die dir minder lieb:
Mir nur laß deine Zähr'!

In farb'gem Lächeln glüh'n
Des Jura ſchnee'ge Höh'n,
Und Kälte dennoch feſſelt ihn,
Wie wir ihn glüh'n auch ſeh'n.
Einzig erwärmen kann
Ihn oft ein Sonnenkuß;
Urplötzlich ſchmilzt das Lächeln dann,
Und wird zum Thränenguß.
Drum all' dein Lächeln gib
Der Frohen kaltem Heer;
Anlächle, die dir minder lieb:
Mir nur laß deine Zähr'!

F. Freiligrath.

Andreas.

(Fortſetzung.)

Andreas bedachte erſt beim Heimgehen die Schwierigkeit, die er haben würde, ſein Verſprechen, den Char-à-bancs betreffend,

Digitized by Google

zu erfüllen, und zum Unglück fand er ſeinen Vater in der ſchlimmſten Laune, weil der beſte Ochs krank geworden war. Unter dieſen Umſtänden konnte er ſeinen Wunſch nicht vortragen — der Vater ging zu Bette — er mußte ſein Verſprechen halten, er entſchloß ſich, geradezu ſelbſt das Pferd anzuſpannen und ohne Vorwiſſen ſeines Vaters in der Frühe fortzufahren. Er führte den Entſchluß aus und langte bei guter Zeit in L... an. Er bekam die Töchter des Hauſes und Genoveva zu führen, Joſeph die andern Griſetten. Die Unterhaltung während der Fahrt kam ganz gut in Gang und das Mädchen fand an dem Geſpräch des Andreas, welches ebenſo anſtändig als belehrend war, viel Gefallen. Man vergnügte ſich den Vormittag über aufs beſte, pflückte Blumen, ſang, tanzte und genoß etwas in einer Meierei; gegen Mittag aber bemerkte Joſeph, daß eine ſolide Mahlzeit doch wünſchenswerth wäre, und ſchlug vor, ſich bei dem alten Herrn Marquis von Morand, ſeinem guten Freund, zu Gaſt zu laden, da ſein Schloß ganz in der Nähe ſey. Andreas glaubte ſich verloren, aber zu ſchwach zu widerſprechen fügte er ſich darein und ging, auf Alles gefaßt, ſeinem Schickſal entgegen. Als man ſich aber dem Schloß näherte und er ſich Alles vorſtellte, was ſeiner wartete, da brach der Angſtſchweiß an ihm aus und er entdeckte ſich ſeinem Freunde. Dieſer, ſchnell beſonnen, tauſchte das Fuhrwerk mit ihm und kam mit dem Char-à-bancs des Marquis vor deſſen Schloß an. Der Marquis ſtand an ſeinem Stallthor voll Erbittrung über die Entführung ſeines Pferdes und Wagens, und gefaßt, ſeinen Zorn aufs heftigſte losbrechen zu laſſen; aber als er ſtatt Andreas den mannhaften, kecken Joſeph auf dem Sitz ſah, trat er einige Schritte zurück, und eh' er Worte finden konnte, überhäufte ihn der junge Marteau, welcher das begangene Verbrechen auf ſich nahm, mit einem Schwall von Komplimenten und Schmeicheleien, erkundigte ſich nach dem Befinden des kranken Ochſen und nahm ſeine bekannte Gaſtfreundſchaft für die mitgebrachte Geſellſchaft ſo zuverſichtlich in Anſpruch, daß der Marquis, ganz überraſcht und verblüfft, nicht umhin konnte, die Selbſteinladung zu genehmigen, ſie in den Speiſeſaal führte und bis das Eſſen fertig wurde, ihnen allerlei Erfriſchungen auftragen ließ. Vor dem Eſſen noch führte Andreas Genoveva in einen kleinen botaniſchen Garten und gab ihr Aufſchlüſſe über die daſelbſt befindlichen Blumen. Ueber Tiſch wußte Joſeph, ein munterer Geſellſchafter und tüchtiger Zecher, den Marquis warm und bei ziemlicher Laune zu erhalten, obgleich dieſer nicht recht im Klaren war, was für Damen ihm eigentlich die beiden jungen Leute ins Haus gebracht hatten. Er hatte keine Vorurtheile, aber eine unüberwindliche Abneigung gegen die Griſetten. Leutſelig auch gegen die Niedrigſten, mochte er diejenigen nicht leiden, welche ſich dann auf gleichen Fuß mit ihm zu ſtellen die Anmaßung hatten. Die Erinnerung an den Widerwillen des alten Herrn gegen ihre Kaſte wirkte bei den Nätherinnen noch etwas nach, und nach der Mahlzeit, als man ſich im Garten zerſtreute, trieb ſie dieſe Rachſucht und der Muthwillen, allerlei Unfug anzurichten, die Blumen zu zertreten, Früchte die ſie nicht mehr eſſen mochten, herabzureißen und ſogar die ſorgfältig gehegten Spaliere zu beſchädigen. Nur die Scheue vor dem ſtattlichen Joſeph, ihrem Beſchützer, hielt den Marquis zurück, dieſem Unfug kräftig zu ſteuern; aber auch er wußte ſich zu rächen. Er ging in den Stall, ließ ſein Pferd an den Char-à-bancs ſpannen und es in eine dreihundert Schritte entfernte Scheune führen, deren Schlüſſel er einſteckte. Dann begab er ſich in den Saal und da er hier noch Niemand fand, ſtreckte er ſich auf das Ruhebett hin, auf welchem vier oder fünf Tüll-Hauben, mehrere Shawls und dergleichen ausgebreitet lagen. So erwartete er in ſüßer Ruhe die Rückkehr der ſeinen Garten verwüſtenden Damen. Mit höchſter Erbitterung, die der Marquis ſich anſtellte gar nicht zu bemerken, entdeckten dieſe die barbariſche Mißhandlung ihrer Siebenſachen. Aber wie groß ward erſt ihr Zorn, als, nachdem Andreas mit dem Fuhrwerk Joſephs weggefahren war und der junge Marteau den Char-à-bancs herbeiholen wollte, dieſer nicht mehr zu finden, ſondern nach der Ausſage eines Knechts, von einem Pächter einige Stunden weit weggeführt war! Der Marquis ſelbſt war nirgends zu finden — was blieb übrig, als ſich, unter tauſend Verwünſchungen, zu Fuß auf den Heimweg zu machen? Die übrige Geſellſchaft war inzwiſchen vorangefahren, aber ſo langſam, daß ſie auf der Hälfte des Wegs das Rufen der Fußgänger hörten, anhielten und die Geſchichte des Unglücks vernahmen, wobei die zornige Henriette über den Vater des Andreas ſich nicht ſonderlich mild äußerte. Man tauſchte die Plätze — Andreas führte Juſtine Marteau und Genoveva am Arm heim. Nach längerem Schweigen entſpann ſich ein Geſpräch über die Sterne, und bei dieſem Anlaß gab Genoveva höchſt naiv ihre völlige Unkenntniß des Weltſyſtems an den Tag, und Andreas, entzückt ſie belehren zu können, erklärte ihr was er nur konnte und freute ſich, an ihr die lernbegierigſte und fähigſte Schülerin zu finden. Unter ſolchem Geſpräch langte man in L... an. Henriette begleitete Genoveva in ihr Haus. Glücklich über dieſen Tag taumelte Andreas zurück auf ſeines Vaters Schloß.

Was ihn beſonders rührte und anzog, war die naive, lernbegierige Unwiſſenheit des Mädchens; er glaubte ſich berufen, in dieſen fruchtbaren Boden die Keime der Erkenntniß zu legen. Eine gleichgeſtimmte Seele, eine befreundete Stimme konnte dieſe edle Natur zur Entwicklung bringen und ſich ſelbſt offenbaren; er glühte vor Freude bei dem Gedanken: der Prometheus dieſes köſtlichen Geſchöpfs zu werden. Er fühlte ſich glücklich, daß ihn die empfangene Bildung in Stand ſetzte, ihr aus dem Schatz ſeiner Kenntniſſe und Einſichten mitzutheilen. Aber ſchwer hielt es, dazu Mittel und Wege ausfindig zu machen; den Beiſtand, welchen ihm Joſeph anbot, wies er empfindlich zurück; als er jedoch endlich ihre Wohnung erfahren, wagte er mit Herzklopfen, ſie daſelbſt aufzuſuchen. Mit einem ſchönen Blumenſtrauß machte er ſich auf den Weg, ſtieg die Treppen alle hinauf und trat in ihr Zimmer, wo er aber leider eine boshafte Dame, eine Frau Privat, antraf, welche er ſchon im Hauſe Marteau's geſehen hatte. Genoveva benahm ſich ſehr klug und bat ihn, ſich mit ſeinen Aufträgen zu gedulden, bis die Dame befriedigt ſey. Dieſe konnte ſich nicht entfernen, ohne Andreas ein paar vorlaute Worte hinzuwerfen, welche dieſer mit einer bittern Anſpielung auf ihre Eheverhältniſſe erwiederte, worauf ſie ſich raſch entfernte. Jetzt übergab Andreas ſeine Blumen; über dieſe entſpann ſich ein Ge-

Digitized by Google

ſprach; Andreas zeigte genaue Bekanntſchaft mit den Blumen, beſah ihre Arbeiten, tadelte mit Einſicht, was unrichtig und gegen die Natur war, lobte das Gelungene und erbot ſich ihr zu einem regelmäßigen Unterricht, was ſich dadurch machen ließe, daß er ihr ſeine Hefte ſchickte, ſie ihm das, was ihr unverſtändlich bliebe, bemerkte und er ihr dann dieß erklärte — aber hier trat ihm die Einwendung Genoveva's entgegen, daß ſie keine Beſuche von ihm mehr annehmen dürfe. Er erbot ſich, in etwas kaltem und beleidigtem Ton, durch ſeinen Lehrer ihr die erforderlichen Aufſchlüſſe zu verſchaffen, und ſie, betrübt, daß er ſich verletzt fühlte, antwortete ihm ſo freundlich, daß er, um nicht zu weich zu werden, ſich eilig wegbegab. Nachdem er weg war, ſank Genoveva in einen Stuhl und empfand heftiges Herzklopfen. Sie wagte ſich ſelbſt nicht zu prüfen, ſich nicht zu geſtehen, was ſie fühlte; ſie warf ſich auf die Kniee nieder und flehte den Himmel, ihr die Ruhe zu erhalten, welche ſie bisher genoſſen hatte.

Den Tag über fühlte ſie ſich beinah krank und konnte nichts genießen. Abends ging ſie hinter der Stadt auf eine einſame Höhe ſpazieren und betrachtete die vom Himmel auftauchenden Geſtirne, in Folge ihrer neu erworbenen Kenntniſſe, mit ganz ungewöhnlichen Empfindungen. Ihre Gedanken nahmen einen erhabenen Flug, und als ſie wieder auf ſich ſelbſt zurückkam, erſchienen ihr die Vorfälle des Tages weit nicht mehr ſo bedeutend. Schon fühlte ſie die Wirkung dieſer Betrachtungen, wo die Seele ihren irdiſchen Kerker zu verlaſſen und in reinere Sphären aufzufliegen ſcheint; aber noch wußte ſie ſich von dieſen neuen Eindrücken keine Rechenſchaft zu geben und erging ſich in dieſem neuen Land mit dem Erſtaunen und der Unſicherheit eines Kindes, das zum erſtenmal ein Feenmährchen lieſt. Sie war nicht ſchwärmeriſch; ſie fürchtete die Leidenſchaften; ſie fand ihr Benehmen gegen Andreas unklug und zitterte aus ihrem ruhigen Leben herausgeriſſen zu werden. Sie kehrte nach Haus zurück, mit dem Entſchluß, Andreas nicht wieder zu ſehen und hielt Wort. Die Hefte und Pflanzenbücher erhielt ſie durch Henriette, aber ſie öffnete ſie nicht. In wenigen Tagen gewöhnte ſie ſich, ohne Unruhe und Bewegung an ihn zu denken. Vierzehn Tage verließ ſie ihr Gemach nicht und hörte nichts von dem troſtloſen Jüngling, der einen Theil der Nächte unter ihren Fenſtern in Thränen zubrachte.

Aber das Schickſal wollte Andreas tröſten und Genoveva's Entſchlüſſe vereiteln. An einem ſchönen Frühlingsmorgen lockte ſie der Sonnenaufgang und der Lerchengeſang ins Freie, an das Plätzchen, wo ſie ſchon einmal, ihr unbewußt, von Andreas war belauſcht worden, nach Prés-Girault. Singend ſaß ſie am Bache, als ſie hinter ſich Schritte hörte — es war Andreas! Sie ſtieß einen Schrei aus — Andreas näherte ſich ihr ſchüchtern, blaß, mit trüber Ergebung und verſicherte ſie, daß nur der Zufall ihn hieher geführt habe; er erbot ſich, ſofort ſich zu entfernen. Sie war weich und gerührt; er blieb; er redete ihr viel von Blumen und ſie lauſchte ihm begierig; er verbreitete ſich über die Naturwiſſenſchaften, über die Große und Beſchaffenheit der Erde — das alles war dem Mädchen ganz neu; er bot ihr an, morgen einen Atlas mitzubringen und ſie in der Geographie und Botanik zugleich zu unterrichten, und in der Ueberraſchung nahm ſie es an. Nach einem ſchweren Kampf mit ihrem Gewiſſen fand ſie ſich wirklich am folgenden Tag wieder ein, und wie anziehend war ihr der Unterricht! Sie kam an allen folgenden Tagen nach Prés-Girault und riß ſich oft erſt los, wenn die Sonne ſich neigte. Andreas genoß ein unausſprechliches Glück, ſeine Träume verwirklicht zu ſehen und in dieſe empfängliche Seele die Schätze ſeines Geiſts zu legen. Seine Liebe wuchs von Tag zu Tag; er war ſtolz ſie zu ſich zu erheben, der Schöpfer und der Geliebte ſeiner Eva zu ſeyn. Köſtlich waren ihre Morgen. Frei und allein auf einem entzückenden Wieſengrund plauderten ſie entweder, unter den Weiden am Ufer ſitzend, oder wandelten dahin auf den mit Weißdornen beſetzten Pfaden. Indem ſie von unbekannten Welten träumten, ſahen ſie ſich wieder ins Angeſicht und erwachten aus den prächtigen Reiſen ihrer Phantaſie, um ſich in einer friedlichen Oaſe, mitten unter Blumen, die Arme umeinandergeſchlungen, zu finden. — Aber die Regen im Mai machten dieſem Glück ein Ende. Eine Woche lang konnte Genoveva keinen Fuß aus dem Hauſe ſetzen. Andreas hielt es nicht aus. Er drang zu ihr — er wurde geduldet — in ihrer Wohnung hielt er ſeine Lehrſtunden; während ſie mit dem Ohr und der Seele ſeine Worte einſog, arbeitete ſie an ihren Blumen fort. So brachte er zwei Monate jeden Tag einige Stunden bei ſeiner Schülerin zu. Aber hingeriſſen von den ihr ſo neuen Gegenſtänden, vernachläſſigte dieſe doch einigermaßen ihre Kunſt und die Käuferinnen verminderten ſich. Wenig bekümmerte ſie ſich darüber; das ihr anbrechende reiche Licht der Erkenntniß verſetzte ſie in eine ſüße Trunkenheit, in welcher ſie die Berechnungen der Klugheit vergaß. Aber bald ſollte ſie die Klippen entdecken, unter welche ſie gerathen war. Juſtine Marteau lud am zweiten Tag nach ihrer Hochzeit ihre Jugendfreundinnen auf eine Meierei bei der Stadt. Auch Genoveva ward in dieſe Geſellſchaft geladen, die ſonſt aus lauter jungen Leuten von guten Familien beſtand — ein Vorzug der ihr ſchon oft zu Theil geworden war, wegen ihres tadelloſen Wandels und gänzlich unbeſcholtenen Rufs. Aber ohne daß ſie ſelbſt es wußte, hatte ſie dieſen guten Ruf verloren. Alle Anweſenden, mit Ausnahme der jungen Frau, hielten ſich ſo ferne von ihr, betrachteten ſie mit ſo eiskalten Blicken und mieden ſie ſo gefliſſentlich, daß ſie, obgleich zu ſanft um darüber Entrüſtung zu empfinden, ihr Schickſal erkannte und ſich unter einem Vorwand bald entfernte. Kaum war ſie zu Hauſe und wollte ihrer Lage nachdenken, als Henriette kam und mit unbarmherzigem Mitleiden ſie zuerſt ausfragte, wie es ihr gegangen, ſie, obwohl Genoveva ſelbſt nicht klagte, wegen der abſcheulichen Mißhandlung bedauerte, ihr entdeckte, daß ihr Verkehr mit dem jungen Marquis allgemein bekannt, ſie ſelbſt der Gegenſtand der höhniſchſten Läſterungen, des feindſeligſten Haſſes geworden ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 September 1836.

Shakſpeare und Scott.

Wir wenig der Ruhm Walter Scotts in ſeinem Vaterland ſelbſt im Sinken begriffen iſt, mag man daraus abnehmen, daß man eine Parallele zwiſchen ihm und Shakſpeare zu ziehen ſich nicht ſcheut. Es iſt eine rigene Schrift in London erſchienen, die den Titel fühet: Parallele zwiſchen Shakſpeare und Seott, und iſt gut aufgenommen worden. Einr Anzeige dieſer Schrift äußert ſich ganz in demſelben Sinne:

Shakſpeare und Scott ſind zwei unſerer größten Wohlthäter; ſie haben Glück und Eegötzen an Millionen Herden veebreitet. Sie ſind immer feiſch nnd immer neu und wir heißen ſie noch bei der zwanzigſten Durchleſung willkommen, wie wir die Sommerſonne willkommen heißen, welche unſerm Alter daſſelbe Licht, dieſelbe Wärmr bringt, wie unſerer Jugend. Sie haben unſer Gedächtniß und unſere Phantaſie mit Weſen erfüllt, natürlicher und glänzender als iegend andere Arbeiter in der „unleheda-reu, uneelernten Kunſt,“ ſie zu ſchaffen vermochten, und unter allen Eefindnngen nnd Entdeckungen der Wiſſenſchaft, ſind die Erfindungen dieſer beiden Männer immer noch die wunderbarſten, die entzückendſten, wir hätten beinah geſagt: die nützlichſten. Wir ſtimmen dem Verfaſſer der vor uns liegenden Schrift in ſeinen meiſten Anſichten bei und haben längſt empſunden, daß in der Behandlnng dee menſchlichen Charaktere der nördliche und der ſüdliche Zauberer auffallende Aehnlichkeit haben. Beide waren große Nachahmer, aber keine Kopiſten. Sie erbeuteten beide aus der Geſchichte und aus mündlichen Legenden — Verwicklungen, Begebenheiten, Reden und Anſpielnngen. Sie hauchten beide den Todten Leben und Empfindnng ein, ſie rieſen die Helden, dir Weiſen, die Witzigen, dir Schönheiten ihres Hrimathlandes wieder ins Leben und goßen über jede Scene ſolchen Zauber aus, verliehen Allem ſolches Leben, daß in ihrer Geſellſchaft dir längſte Nacht kurz erſcheint. Ihre vornehmſten — ja ſogar ihre gewöhnlichſten Charaktere ſind für uns Weſen von Fleiſch und Blnt mit Empfindung und Seele; wir können ſie nicht als körper- und wrſenlos betrachten; dennoch iſt ein Unterſchied zwiſchen den Charakteren beider, nach unſerem Gefühl. Dir Perſonen Scotts erſchrinen ſo real, daß wir ſie unter nnſere Bekannte zählen. Am Ufer des Lyddel ſuchen wir den Andreas Dinmont; wenn wir durch Glasgow rriſen, ſpähen wir anſ dem Salzmarkt umher, mit der Hoffnung dem Bailie Jarvie zu begegnen, und wenn wir Aberdeen beſuchen, ſind wir gewärtig, unterwegs Dugald Dalgetty zu begegnen. Dir Charaktere Shakſpeare's erwecken ſelten ſolche lrbhafte Erwartungen — warnm? Sir ſind poetiſcher, ſie ſind mehr gereinigt von den Wirklichkeiten des Lebens und erheben ſich über die alltäglichen Sympathien. Das Drama, oder die Poeſie überhaupt erheiſcht dieß; die Proſa hält ſich in riner niedrigeren Sphäre und demgemäß bildete Scott ſeine Charaktrre. Wir denken uns immer die Helden und Heldinnen Shakſpeare's als Geſchöpſe, die durch Eindildungskraft zu dieſer Höhe gehoben wurden und wozu die Natur nnr wenig Materialien bot; wir können kaum glauben, daß Weſen ſo ſchön und tadellos wir Julie und Imogen wirklich exiſtirt haben ſollen, aber wir haben etwas geſehen wie Julia Mannering nnd Diana Vernon, nnd wir denken uns: Sir Walter ſab das Uebrige. Obgleich wir dieſen Unterſchied zwiſchen den Schöpfungen Shakſpeare's und Scott's wohl degreiſen, wollen wir doch nicht ſagen, der letztere habe, wenn er nicht wie jener zu Werk gehen wollte, rinen Fehler degangen; im Gegentheil, wir detrachten es als einen großen Vorzug. Wir hörten einmal Coleridge dehaupten: während Shakſpeare alle ſeine Charaktere von den Menſchen in ihrer unverfälſchten Natur entnommen, habe Scott ſich begnügt, die ſeinigen nach den verſchiedenen Beſchäſtigungen und Berufsarten anznfertigen. Dieß iſt, ſo dachten wir damals und denken wir noch, ungerecht; nicht daß die Bemerkung ganz der Wahrheit ermangelte; aber unſerr Sprache und Geſinnung trägt immer auch die Faebe unſeres Standes und Berufs; ein Soldat unterſcheldet ſich nicht bloß durch ſein Ausſehen, ſondern auch durch ſeine Sprache von einem Rechtsgelehrten; die Manieren eines Landmanns ſind nicht eines Höflings — genng, die Charaktere des großen Novelliſten ſind natürlich und nicht geborgt.

Der Geſchmack Scotts war der ſeiner Zeiten, und ebenſo

Digitized by Google

war es bei Shakſpeace; beide ſchrieben für die Welt; ſie wandelten auf dem Weg, wo ſie die Welt wandeln ſahen; ſie machten keine Verſuche, neue Schulen zu gründen und doch ſind ſie Gründer im vollſten Sinn des Worts. Beide liebten heimathliche Vorwürfe und hatten ihre Feeude daran, die alltäglichen Begegniſſe des Lebens und der Geſchichte zugleich natüelich und national aufzufaſſen und zu geſtalten. Dee Fehler von Shakſpeace's Zeitalter war es, Rang und hohe Geburt zu überſchätzen und Alles als niedeig und gemein anzuſehen, was unter dem Stand eines Gentleman ſtand. Der Ruhm von Scotts Zeitalter wae es, den Menſchen zu ehren, wie Gott ihn erſchuf, mit Buens zu denken: „Ein Menſch iſt ein Menſch nun einmal!" und mit Achtung und Neigung auch auf die niedrigen Söhne der Hütte zu ſehen. Dieſem Unterſchied hat man die buntſcheckigen Narren und Helden von Eaſtcheap zu verdanken, ſo wie die gänzliche Abweſenheit der kecken Yeomaney Englands bei dem ſüdlichen Dichter, und das Auftreten der Dinmonts, der Headeig's und Ochiltree's in den Romanen des noediſchen Baeden. Beide Dichter waeen Männer von großer Seele und weitem Mitgefühl; wollten wir jenen Unterſchied duech die Aunahme erklären, daß Scott in höherem Maß als Shakſpeare dieſe Eigenſchaften beſaß, ſo müßten wie befüechten dieſem Unrecht zu thun; aber dennoch iſt ſo viel wahe: daß unſer nationaler Dramatikee uns kein treues Bild des ſocialen engliſchen Lebens, wie es zu ſeiner Zeit war, gegeben hat; er wae, glauben wir, mehr Hofling als Scott, und obgleich ſelbſt ein Jäger, hatte ee doch keine herzliche Liebe für „Hub, Dick und Hick, mit Knütteln und geflickten Schuhen," ſeine ländlichen Geſellen.

Shakſpeare und Scott gleichen einander auch darin, daß ſie nie einen Gegenſtand oder Charakrer eeſchöpfen, ſo wie in der vollen Heerſchaft, welche ſie über beide behaupten. Das Ungeheuer von Witz, Falſtaff, wird augenſcheinlich von ſeinem Schöpfer nue aus Laune und Uebermuth getödtet, und nicht weil er erſchöpſt war; denn manche von ſeinen letzten Späßen gehören zu ſeinen beſten, und ſo wiſſen wie auch daß der andere Dichter ſich nue zu zügeln und zurückzuhalten hatte bei Ochiltree und Dalgetty, damit nicht ihr Humor die andern Charaktere gar verdrängte. Auch iſt die Handlung bei beiden auf die leichteſte und glücklichſte Weiſe fortgeführt; Alles iſt ſchicklich, Alles am rechten Platz.

Andreas.

(Fortſetzung.)

Als Genoveva wiedee allein wae, bemerkte ſie, daß die Offenherzigkeit Henriettens ihr gut geweſen ſey. Die Vorwürfe und Tedſtungen deeſelben hatten, indem ſie die Wunden ihres Stolzes erweiterten, ihr eine lebhafte Verachtung gegen die niederträchtigen Angeiffe eingeflößt, deren Gegenſtand ſie wae. Sie ſetzte ſich ruhig an ihr Fenſter und fing an zu arbeiten. Die untergehende Sonne warf ſo lebhafte Lichter in ihe Zimmer, daß Alles eine Purpurfarbe annahm — die weißen Wände ihrer beſcheidenen Weekſtätte, ihe Gewand und die blaſſen Roſenblätter die ſie eben zuſchnitt. Dieſe Fülle von Licht übte einen plötzlichen Einfluß auf ihe Gemüth. Sie hatte immer ein unbeſtimmtes Gefühl von Poeſie gehabt, aber nie hatte ſie ſo ſcharf die Verbindung zwiſchen den Eindrücken des Geiſtes und den Schönheiten der äußern Natur empfunden. Jetzt offenbaete ſich ihr in einem Augenblick dieſe Macht. Eine köſtliche Rührung, eine ihr bisher unbekannte Freudigkeit traten an die Stelle des Verdruſſes. Indem ſie mit Eifer foetarbeitete, erhob ſie ſich über ſich ſelbſt und die geſammte ſie umgebende Wirklichkeit, um einen ſchwärmeriſchen Gottesdienſt zu feiern vor dem neuen Gott des neuen Weltalls, das ſich voe ihe enthüllte; und indem ſie in poetiſcher Entzückung mit dieſem Gott ſich vereinigte, ſchufen ihre Hände die vollkommenſte Blume, die je in ihrer Werkſtätte aufbeach. Als die Sonne hinunter war, legte ſie ihre Aebeit weg und ſchaute lange in die Orange-Tinten des Himmels und ſeine goldenen Streifen. Sie fühlte, daß ihr Auge feucht war, daß ihr Kopf brannte. Als ſie aufſtand, empfand ſie heftige Schmerzen in allen Gliedeen und einige Nervenzuckungen. Bei iheee zarten Beſchaffenheit hatten die Voefälle des Tags ſie gewaltſam angegeiffen. Sie hatte Fieber und legte ſich zu Bett, verfiel in die Träume eines Halbſchlummees und verloe gänzlich das Bewußtſeyn der wirklichen Welt. Henelette ging, als ſie Genoveva verlaſſen, in eine Kieche, um eine Peedigt des Vikaes zu hören, der im Städtchen eines großen Anſehens genoß, weil er theatraliſche Manieren, eine ſchwülſtige Sprache und ein ſehe gutes Gedächtniß hatte. Seine heutige Predigt jedoch übee die chriſtliche Liebe machte auf Henriette, deren Herz durchaus nicht boshaft, vielmehr im innerſten Grund gutmüthig war, abee beſtändig mit ihrem heftigen und eiferſüchtigen Chaeakter zu kämpfen hatte, einen ſolchen Eindruck, daß der Gedanke an die unglückliche Genoveva, deren Kummer ſie durch ihre halb zärtlichen halb bittern Zuſprüche noch geſteigert hatte, ſie mit Reue und Angſt erfüllte und ſie ſogleich nach dem Nachteſſen wiedee zu ihr eilte und als ihe nicht geöffnet wurde, die Thüee erbrach. Sie fand das Mädchen in heftigem Fieber, holte ihr ihre eigenen Bettſtücke, machte Feuer an, kaufte von iheem Tagelohn Zucker und bereitete ihr Thee. Um neun Uhr Nachts höete ſie die äußeee Thüre öffnen — ſie ahnte wer es ſey, ging hinaus und ſtieß auf Andeeas, den, weil ee ſeine Geliebte den ganzen Tag nicht geſehen, die Sehnſucht und Unruhe jetzt noch hieher trieb. Ee wollte ſogleich zu dem Mädchen, aber Henriette hielt ihn feſt und entdeckte ihm im Verlauf eines ſehe hitzigen und füe Andreas tödlich peinlichen Geſprächs, wie ſehe durch ſeinen Umgang mit Genoveva der Ruf des Mädchens gelitten habe, ja ſo gut als vernichtet ſey; ſie eeklärte ihm, wie das einzige Mittel, ſein Unrecht gut zu machen, ſey: ſie zu heirathen, verſicheete ihn mit Lächeln — als er, außer ſich voe freudigem Schrecken über dieſen Voeſchlag, nur zweifelte, ob er denn Genoveva's Liebe beſitze und ihre Einwilligung erhalten weede — daß daeau nach dem Bisherigen nicht mehe zu zweifeln ſey; ſie ſchlug ſeine Feeude wieder nieder, durch die Feage, ob ſein Vatee ſeine Zuſtimmung dazu geben werde, die ee kleinlaut mit Nein beantwortete, erfuhe aber auf ihre Eekundigung von ihm, daß er 60,000 Fr. mütterliches Veemögen beſitze. Dann tröſtete ſie ihn, daß die Krankheit des Mädchens nicht bedenklich, ſondern nur eine augenblickliche Folge der heftigen Gemüths-

Digitized by Google

bewegung und des Kummees ſey und wollte ſich entfernen, damit ſie miteinander die Sache ins Reine brächten. Als nun aber Andreas ſie mit Zitteen bat, ihn nicht zu veelaſſeu, weil er ſich nicht getraue, ſein Anliegen vor Genoveva zu beingen, und ſie darauf vorzubeeeiten, da erſtaunte Henriette über ſeine Schüchternheit und rief aus: wahrhaftig, dieſe Liebenden ſind weit gekommen! das verlohnt ſich der Mühe, den aemen Kindern ſo viel Böſes nachzuſagen! — Damit trat ſie in das Gemach iheer Freundin und Andreas blieb allein in der Finſterniß, das Herz pochend vor Unruhe und Feeude. Genoveva hatte ſich ſchön wieder beinah erholt, nur fühlte ſie noch Schwäche in den Gliedern und im Kopf; ſie verſtand Heneiettens Reden nicht eecht und bat ſie, ihr keine Neuigkeiten mehe zu ſagen; dieſe entdeckte ihe endlich, Andeeas ſey da und habe höchſt wichtige Dinge mit ihe zu beſprechen; Genoveva wollte ihn nicht andees anhöeen, als angekleidet und außer dem Bette; ſie ſtand auf und ſetzte ſich auf einen Stuhl. Andreas teat mit Heneiette ein, und als das Geſpeäch nicht in Gang kommen wollte, entfernte ſich Henriette, damit ſie ungezwungener ihr Herz ausſchütten könnten. Nun trug der junge Mann dem Mädchen ſeine Wünſche voe; ſie höete ihn freundlich und geſchmeichelt an, es feeute ſie geliebt zu werden, aber einerſeits machte ſie Andreas auf die Hinderniſſe aufmerkſam, die ſich iheer Verbindung entgegenſtellen würden, andereeſeits geſtand das unſchuldige Mädchen, daß ſie zwae Freundſchaft, aber nicht Liebe füe ihn fühle; denn ſie kenne die Liebe nue aus einigen Romanen und habe ſich immee voe ihe als einee ſchlimmen Leidenſchaft gefüechtet; Andeeas bekämpfte hre Bedenklichkeiten und veeſprach, durch Lektüre von Dichtern, ſie mit dem Weſen der Liebe bekannt zu machen — unterdeſſen teat Heneiette ein; Andeeas eemächtigte ſie, die Zeitung von iheer Verlobung auszubeeiten, und Genoveva wideeſetzte ſich zwar dieſer Eilfeetigkeit, da ſie ja noch nicht wiſſe, ob ſie für die Liebe empfänglich ſeyn weede, verſtand ſich aber doch dazu, ſich von Andreas umaemen und küſſen zu laſſen, zum Zeichen iheer Verlobung. So teennten ſie ſich — Heneiette veegnügt über ihe gelungenes Werk; Andreas ſelig übee die Krönung ſeiner Wünſche — Genoveva etwas uneuhig und ſcheu wegen der Heftigkeit des jungen Maequis, abee doch innerlich zufrieden und ruhig. Am andeen Moegen beſchäftigte ſie ſich mit der angenehmen Vorſtellung, daß ſie nun nicht mehr allein ſtehen ſollte in der Welt, daß eine andere Seele mit ihr ſympathiſire und ihr die Laſt des Lebens würde tragen helfen. Sie beſchaute ſich im Spiegel und entdeckte, daß ſie ſchön wae; ſie beſann ſich, daß auch Andreas ein hübſcher Mann und ganz andees ſey als die übrigen Männee. Wie ſie ſo in Gedanken verſunken war, mit aufgebundenen Haaeen, im leichten Morgenkleid, überraſchte ſie Andeeas, der ſie noch nie ſo geſehen hatte und bewunderte die reiche Fülle iheee ſchönen, ſonſt unter dem Häubchen veeſteckten Haaee. Sie hieß ihn die Roſe ſuchen, die ſie geſteen voe iheem Krankheitsanfall gemacht und in iheem Arbeitszimmer hatte liegen laſſen; ee bewunderte dieß Meiſteeſtück iheee kunſtfertigen Hände und bat ſie, ihm dieſe Roſe zu ſchenken und die Haube nicht aufzuſetzen. Er faßte ſie in die Arme — aber er wagte nicht ihren Mund zu küſſen — er küßte ihre über die Schultern wallenden Haare. Welch ein ſeltſamer Menſch! ſagte Genoveva erröthend. Hat man je Haaee geküßt? —

Die neuen Untereichtsſtunden begannen. Die Blicke, die bewegte Stimme, die zitternde Hand des Andreas waeen noch beredter als ſeine Woete, und allmählich verſtand auch Genoveva dieſe Speache und die raſcheeen Schläge ihres Heezens erwiederten ſie. Er machte ſie mit den Geſetzen des Univerſums und mit dee Weltgeſchichte bekannt und wollte ſie dann in die Poeſie, namentlich ſeines Lieblingsdichters, Goethe's, einweihen. Die Schülerin machte bewundernswerth ſchnelle Fortſcheitte, und wenn auch noch zueückſtehend hinter dem Leheee in dee Fülle des Wiſſens und der Kenntniſſe, überholte ſie ihn bald in der Klarheit und im lebendigen Verſtändniß.

Heneiette hatte indeß die Zeitung von dee bevorſtehenden Heieath des Andeeas mit Genoveva teeulich ausgebeeitet; zuerſt hatte ſie die Nacheicht dem Joſeph gebeacht, der aber, zu ihrem Eeſtaunen, nichts wenigee als erfreut darübee ſich zeigte, und auf Heneiettens Erinnerung, daß er ja ſelbſt die Bekanntſchaft des jungen Maequis mit dem Mädchen veranſtaltet habe, barſch erwiederte; ja, aber nicht damit er ſie heieathen ſollte. — Heneiette entfernte ſich ganz entſetzt über ſeine ſchlechten Geſinnungen und ſchwoe ihm, ſich nicht von ihm betrügen zu laſſen. Joſeph ſuchte Andreas auf, konnte ihn aber viele Tage nicht finden. Endlich traf er ihn an dee Thüre ſeiner Geliebten, zog ihn in einen benachbaeten Gaeten und ſtellte ihm in ſtarken Ausdrücken voe, welche Thorheit ee begehen wolle, fragte ihn, ob er den Muth habe, von dee Sache auch nur mit ſeinem Vater zu ſprechen, ob er, der kein Fach ſtudiet, keine Arbeit gelernt habe, die Mittel beſitze, ſich mit einer Familie zu eenäheen und bekannte feeimüthig, daß er zwar Henrietten wahnſinnig liebe, ohne doch je mehr als ihr Liebhaber werden zu wollen. Andreas antwoetete ihm bald kleinlaut, bald entrüſtet, verbat ſich die Vergleichung Genoveva's mit Heneiette und erklärte ihm, ſie ſeyen übee dieſe Angelegenheiten zu verſchiedener Anſicht, als daß ſie ſich daeübee veeſtändigen könnten. Er wolle gegen Genoveva handeln wie Gott es ihm gebiete, und veegebens ſuchte dee junge Marteau den Entſchluß ſeines Feeundes zu erſchüttern und veeließ ihn endlich, indem ee bei ſich ſelbſt dachte: der alte Maequis habe noch nicht geſprochen und ſomit ſey die Sache noch weit vom Ziel entfernt. Mittleeweile hatten dienſteifeige Freunde dem Vatee die Kunde zugeteagen, der die Sache anfänglich nicht hoch aufnahm, und eeſt als er zu wiederholten Malen höete, daß ſein Sohn Ernſt machen wolle, beſchloß ſich darein zu legen. Als ſein Sohn eines Morgens früh wegreiten wollte, griff dee Vater dem Pferde in die Zügel, hieß es abzäumen, führte ſeinen Sohn in das Schloß zueück, ſtellte ein kurzes Veehöe mit ihm an, in welchem dieſer von der Wahrheit nichts geſtand und ſchloß ihn in ſeinem Zimmer ein, um ſich, wie er ſagte, im Studium des Lügens zu vervollkommnen. Er ſelbſt ging auf die Jagd. Andreas verwünſchte tauſendmal ſein Geſchick und ſpeang endlich zum Fenſter hinaus, um Genoveva zu beſuchen und eine Stunde bei ihr zuzubeingen; die Kürze ſeines Beſuchs entſchuldigte ee mit einee Unpäßlichkeit ſeines Vaters, und war wieder zu Hauſe, eh' dee Maequis von der Jagd

Digitized by Google

zurück kam. Beide triumphirten; der Vater, weil er glaubte den Willen ſeines Sohns gezwungen, der Sohn, weil er glaubte, ſeinem Vater getrotzt zu haben. So ſpeiſten ſie ganz freundſchaftlich mit einander zu Nacht. Drei Tage lang hielt aber jetzt der Marquis ſeinen Sohn von Ausflügen nach L... zurück, indem er ihn mit auf die Jagd nahm, ihm Wirthſchaftsrechnungen auftrug u. ſ. w. Am vierten Tag kam ihm ein Briefchen von der geängſtigten Genoveva glücklich zu; ſie ſchrieb ihm: entweder müſſe ſein Vater oder er ſelbſt bedeutend krank ſeyn, daß ſie ihn nicht ſehe, nichts von ihm höre. Sie könne es nicht mehr länger aushalten. — Beſchämt und geſtachelt dadurch, machte ſich Andreas ſofort auf den Weg und langte ganz erſchöpft und athemlos bei dem Mädchen an, die er um Verzeihung bat, wegen ſeines langen Ausbleibens und Schweigens. Sie verſicherte ihn, daß es deſſen nicht bedürfe; ſie hege keinen Zweifel an ihm und wolle ihn gar nicht deßhalb fragen. Sie danke Gott, daß ſie ihn nur wieder ſehe. Andreas fühlte ſich durch dieß Vertrauen innerlich gedemüthigt, vermochte es aber nicht über ſich, ihr die für ihn ſchimpfliche Wahrheit zu geſtehen. Einen Monat lang täuſchte er ſeinen Vater und ſeine Geliebte — rannte zu allen Zeiten des Tages und der Nacht zwiſchen dem Schloß und dem Städtchen hin und her, und hatte hier die Unruhe ſeiner Geliebten zu beſchwichtigen, dort dem Verdacht und den Vorwürfen ſeines Vaters auszuweichen. Dieſe körperliche und geiſtige Anſtrengung konnte er in die Länge nicht aushalten — und mit einer Art ſchwermüthiger Genugthuung empfand er das Herannahen und Ueberhandnehmen einer Krankheit, welche ihm die Fortſetzung ſeiner Beſuche in L... geradezu unmöglich machte.

Eines Abends, als Joſeph Marteau an ſeinem Fenſter eine Cigarre rauchte, ſah er eine weißgekleidete Geſtalt durch die Straße gleiten und vor ſeiner Hausthüre ſtehen bleiben; eine leiſe Stimme rief bebend ſeinen Namen. Er eilte hinab und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen — ſie machte ſich los, ſie beſchwor ihn, ſie anzuhören — es war Genoveva, in tödlicher Angſt, weil ſie ſo eben gehört, daß Andreas in Fieberphantaſieen krank liege. Sie flehte ihn zu ſeinem Freund zu eilen. — Augenblicklich ſattelte er ſelbſt ſein Pferd und das bleiche, zitternde Mädchen verfolgte alle ſeine Bewegungen. Gerührt über ihren Kummer verſicherte er, daß er bald auf dem Schloß ſeyn werde. Aber ihr war das nicht genug — ſie wollte bald auch Nachrichten von dem Kranken haben — er ſchlug ihr vor, ſich hinter ihn auf ſein Pferd zu ſetzen und hinüber zu reiten — in ihrer Bekümmerniß nahm ſie, über alle Rückſichten mit dem Heroismus der Liebe ſich hinwegſetzend, ſeinen Vorſchlag an. In der Stadt erkannte noch das Auge Henriettens Joſeph, nicht aber ſeine Begleiterin und ſchickte ihm eine Fluth von Verwünſchungen nach, die er aber nicht mehr vernahm. Die beiden ſchlugen den kürzeſten, aber auch gefährlichen Weg ein — ſie mußten den ziemlich hohen Fluß paſſiren und das Roß hatte Mühe mit ſeiner doppelten Bürde hinüberzukommen. Genoveva zeigte hiebei ſolchen Muth und Kaltblütigkeit, daß Joſeph ſelbſt darüber ſich verwundern mußte und gerührt von ihrem himmlich ſanften Weſen, Gedanken anderer Art, welche flüchtig in ihm aufſtiegen, unterdrückte. In der Nähe des Schloſſes wollte er ſie in einer ihm angehörigen Meierei zurücklaſſen; aber Genoveva mochte ſich nicht der Neugier der Leute im Hauſe ausſetzen und bat ihn nur, ihr ſeinen Mantel zu leihen, ſie wolle allein in einer verlaſſenen Kapelle zurückbleiben und ſeine Botſchaft oder Rückkehr abwarten. Sie beſtand darauf, obgleich er ſie vor Schlangen, wilden Thieren, Geſpenſtern und Viehdieben warnte und ließ ihn allein weiter ziehen. Andreas lag ernſtlich krank in Fieberphantaſieen; bei ihm waren ſein Vater, der Arzt, ſeine Amme und Herr Forez. Joſeph wurde wohlwollend aber trüb empfangen. Man hegte ernſtliche Beſorgniſſe. Andreas erkannte Niemand; er rief nach Genoveva und verlangte ſie zu ſehen oder zu ſterben. Sein Vater, in Verzweiflung, ſprach ihm zu wie einem Kinde und verhieß ihm, er ſolle ſie lieben und heirathen dürfen, gegen die anderen Anweſenden aber ſchalt er auf die heilloſe Kreatur, welche an dem Tod ſeines Sohns Schuld ſey und die er umbringen würde, wenn er ſie vor ſich hätte. Nach einer Stunde, als Andreas' Zuſtand ſich etwas gebeſſert, ging Joſeph weg, um das bange Mädchen davon zu benachrichtigen. Als er ſich der wüſte ſtehenden Kapelle näherte, konnte er ſich eines gewiſſen abergläubigen Schauers nicht erwehren, weil ihm alle Geſpenſtergeſchichten und Sagen aus ſeiner früheſten Kindheit einfielen — namentlich die vom großen Thier, das von Zeit zu Zeit die Meierhöfe heimſuchte, in alle Thiergeſtalten ſich verwandelte und eine Viehſeuche verkündigte. Aber entſchloſſen, jeder Gefahr zu trotzen, ſetzte er ſeinen Weg fort. Mit Verwunderung traf er Genoveva nicht an dem von ihr bezeichneten Platz; aber drei Schritte von ſich ſah er eine Thiergeſtalt und hörte ein Kettengeklirr — eben wollte er ſeinen Peitſchenſtock erheben, als er ſah, daß es ein junges, weißes Stutenfüllen war, das hier das Gras abweidete und jetzt erſchrocken vor ihm davon eilte. Er trat in das Innere der Kapelle — da lag das Mädchen ruhig knieend vor einem Kreuze und der Anblick erfüllte den derben Joſeph ſelbſt mit geheimer Ehrfurcht. Als ſie ſeine Schritte hörte, fragte ſie voll Unruhe nach Andreas Zuſtand und vernahm mit Entzücken, daß er noch nicht geſtorben, noch nicht rettungslos ſey. Joſeph verkündigte ihr, daß die Ausſprüche des Arztes ſo viel beſagten: die Krankheit ſey an ſich bedrohender Natur, aber bis jetzt haben ſich keine Symptome gezeigt, welche auf einen unregelmäßigen Verlauf deuteten und die Hoffnung abſchnitten. Das Mädchen ſank wieder auf die Kniee und ließ das Haupt auf die gefalteten Hände niederſinken; Joſeph wollte wieder auf das Schloß gehen und bald wieder Botſchaft bringen; ſie ſagte zu ihm: hört mich, Joſeph, wenn er dieſe Nacht noch ſterben muß, ſo muß ich ihn noch ſehen, ihm ein letztes Lebewohl ſagen. So lang mir noch einige Hoffnung bleibt, traue ich mir nicht Kühnheit genug zu, mich in ſeinem Haus zu zeigen; aber wenn ich nur noch einen Augenblick habe, um ihn lebend zu ſehen, ſo wird mich nichts auf der Welt zurückhalten, dieſen Augenblick zu benützen. Schwört mir, daß Ihr mich benachrichtigen wollt, wenn Alles verloren iſt, wenn er und ich nur noch eine Stunde zu leben haben.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 60.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 September 1836.

Die (engliſchen) Dichter unſerer Zeit nach ihren philoſophiſchen Richtungen betrachtet.

Viel von dem, was heut zu Tage unter dem Namen von Kritik läuft, iſt in der That nur eine andere Gattung von Poeſie. Das Intereſſe davon beruht auf der Reproduktion derjenigen Gefühle, welche durch den zu beurtheilenden Dichter erweckt worden waren, und der Kritiker iſt nur ein zweiter Sänger, der die Eindrücke des erſten wieder belebt und modificirt. Er poetiſirt über den Poeten. Schlegels Vorleſungen über das Drama fallen uns hier ein als ein bewundernswerthes Beiſpiel dieſer Art von poetiſcher Kritik. In ſeiner Darſtellung ſpiegeln ſich die Erfindungen der Dramendichter mit einer Lebendigkeit ab, welche, als hervorgerufen durch die Selbſtthätigkeit unſeres eigenen Gedächtniſſes angeſehen, vielleicht unſerer Eitelkeit ſchmeichelt, und zu der wunderbaren Wirkung der ſo vor unſere Seele geſtellten idealen Perſonen geſellt ſich noch ein immer wachſendes Staunen über die Macht des Genius, der ſie zuerſt ins Leben rief. Für diejenigen, deren Einbildungskraft eines Sporns und Stachels bedarf — für die, welche gutmüthig genug ſind, Alles zu ſehen, was ein Anderer ſieht — für die endlich, welche nichts dagegen haben, mit einer Art von Räſonnement ſich unterhalten zu laſſen, wo die Meinungen „wie Schatten kommen und ſo auch verſchwinden,“ kann nichts unterhaltender und angenehmer ſeyn, als dieſe Art Kritik, die jedoch, wir müſſen es bekennen, eher geeignet iſt, unſer früher empfundenes Vergnügen an poetiſchen Erzeugniſſen wieder zu beleben und zu entflammen, als uns feſte Grundſätze zu geben, um darnach unſere Bewunderung für künftighin zu regeln.

Eine andere Art von Kritik gibt es, die ſo wenig Gefahr läuft, mit Poeſie und Beredſamkeit verwechſelt zu werden, daß wir uns wohl wundern dürfen, wie ſie aus einer Bekanntſchaft mit dieſen Gebieten entſpringen konnte. Geſcheute und grübelnde Männer, große Liebhaber von Kleinlichkeiten haben ſich zuweilen mit den Schöpfungen des Dichters zu ſchaffen gemacht. Mit dem Richtmaß in der Hand und der Arithmetik an den Fingern haben ſie die Gebäude der Einbildungskraft ausgemeſſen und geſchätzt. Das ſind die Leute, die mit Hitze über die gedoppelte Intrigue in einer Komödie ſich ereifern, die, als etwas Abgeſondertes, die Maſchinerie in einem Epos herausheben und die, als eine ihnen ganz beſonders zuſtehende Prärogative, eine abgeſchmackte und geiſtloſe Kontrole über alle Bilder und Metaphern ausüben. Aus der Kunſt des Vergnügens und geiſtigen Genuſſes ſogar entlehnten ſie die Materialien zur peinlichſten Langenweile; und als wollten ſie die unauflösliche Verbindung des Guten mit dem Schlimmen in dieſer Welt recht deutlich ins Licht ſetzen, kleben ſie ihre hölzernen Kommentare in Stücken von jeder Form und Maß unten an die Blätter des Genius an. Man ſagt uns, dieß Geſchlecht von Kritikern ſey beinah ausgeſtorben. Wir bitten den Himmel, daß dieß wahr ſeyn möge. Es wären zwei von Pharao's Plagen auf einmal — Fliegen und Finſterniß!

Dem Kritiker gebührt es ſo wenig einerſeits, den begeiſterten Flug und Schwung des Dichters nachzuahmen, als es auf der andern Seite ſeines Amtes iſt, deſſen Wirkſamkeit zu vermindern und zu ſtören. Seine Obliegenheit iſt: zu erklären. Der Kritiker ſoll ſich nicht an die Stelle des Dichters zu drängen ſuchen, aber er ſoll ihm folgen durch alle Labyrinthe ſeiner Gedanken; er hat das Recht, ihn in ſeinen erhabenſten Verzückungen noch zu beurtheilen; er ſoll immer erkennen, was jener thut und durch welche Mittel er ſeine Wirkung hervorbringt; er ſoll das Vorkommen und die Kraft der Leidenſchaften und Neigungen zu würdigen verſtehen, an welche der Dichter ſich wendet und wird ſo im Stande ſeyn, über das Weſen und Gelingen ſeiner Beſtrebungen ſich auszuſprechen. Er wird auch die philoſophiſchen Ideen unterſcheiden und herausheben, (wenn ſolche da ſind), welche die Einbildungskraft des Dichters beherrſchten, oder zu deren Verbreitung und Befeſtigung deſſen Gedichte beitrugen.

Je weiter die Menſchen in geiſtiger Kultur fortſchreiten, um ſo mehr muß ihr Glück abhängen von der Beſchaffenheit ihrer philoſophiſchen Spekulationen. Es gibt einen Jammer

Digitized by Google

u.d rin Glück, deren Zeuge die Welt nicht iſt und deren Schauplatz die ſtille Kammer des denkenden Gelehrten abgibt. Wo ein menſchliches Gefühl lebt, dahin ſoll auch die Poeſie bringen. Deßwegen iſt ſie auch in den neuern Zeiten, hinwegſchreitend übee das Gebiet großer Thaten und hoher Unternehmungen, mit all ihrem Glanz und ihrer Fülle in die ſtillen Gemächee der nachdenkſamen Betrachtung getreten. Sie hat ihr Zelt in den Einſamkeiten der Philoſophie aufgeſchlagen. Wie der Krieger angefeuert wird durch die Erinnerung an die Thaten ſeiner Vorgänger auf ſeinem gefahrvollen Pfade des Ehrgeizes; wie der Liebende an der Freude und Zärtlichkeit anderer Liebender ſich ergötzt: ſo mag auch der Denker mit einem eigenthümlichen Luſtgefühl die Zweifel und Aengſte, die Qual, das Geheimniß, die Erhebung und den Trübſinn anderer Männer betrachten, die auch die pfadloſen Gebiete des Denkens durchwandert und ihre Wolkentempel erbaut haben. Wenn die Poeſie ihr Gebiet ausgedehnt hat, ſo muß, in demſelben Verhältniß, auch der Kritiker ſeine Einſicht und Empfindungsfähigkeit erweitern; und wenn ſie jetzt den Stoff für ihre Behandlung in den tiefen Gefühlen findet, welche mit der Forſchung nach Wahrheit verbunden ſind, ſo muß er ihr auch in dieſe Sphäre folgen.

Eine eigenthümliche Freiheit ſcheint durch allgemeine Uebereinſtimmung den Spekulationen des Dichters eingeräumt zu werden. Sänger waren die erſten Lehrer der Theologie. Eine kühne und glühende Einbildungskraft erfand im einen Zeitalter, was im nächſten der feſtſtehende, überlieferte Glaube der Menge ward. Des Berufs eines Lehrers überhoben, iſt der Dichter heutzutage mehr geneigt unſere Glaubensartikel in Frage zu ſtellen, als ſie zu vermehren. Aber dieß in Frage ſtellen entſpringt aus demſelben Geiſt ungebundener Wißbegier und freier Einbildungskraft, und dieſelbe Gemüthsbeſchaffenheit, welche in dem einen Zeitalter einem Volk einen neuen Glauben würde gegeben haben, thut ſich in einem andern durch Angriffe auf den beſtehenden Glauben hervor. Die Menſchen fühlen, daß die Religion im Ganzen ſicher iſt in den Händen der Dichter; denn die Religion iſt die dauernde Poeſie der Menſchheit. Sie iſt das Ideale des Lebens; ſie iſt die Wiederherſtellung einer Welt, die unſere Täuſchungen zertrümmert haben; das Gebiet unberührter Hoffnungen und Wünſche, die über den Bereich der Verwirklung hinaus liegen. Es iſt zu beklagen, daß dieſe Zuflucht für verwundete Seelen, dieſer Beſitz ſehnſüchtiger Geiſter ſo oft durch die Zänkereien von Fanatikern entweiht wird; daß ſie bisweilen zur gewinnreichen Spekulation wird in den Händen der Habſucht — bisweilen auch eine eroberte Provinz unter dem Sceptter der Bigotterie. Wie oft haben die Menſchen gewünſcht, daß die Dichter ihr Eigenthum wieder beſäßen und es als ihr Eigenthum behaupteten!

Doktor Johnſon hat einem Kowley, Donne und Andern von ähnlicher Art den Titel „metaphyſiſcher Dichter,“ gegeben. Er hätte ſie vielmehr gelehrt, oder pedantiſch nennen ſollen. In jedem Fall kann dieſer Name mit weit mehr Recht auf eine Klaſſe von Dichtern unſerer Zeit angewendet werden, und unter dieſen vornemlich auf Wordsworth, Shelley und Coleridge. Es iſt die Abſicht des vorliegenden Artikels, einige Bemerkungen über die Philoſophie eines jeden dieſer drei Dichter zu machen.

Wordsworth verdient den Namen eines religiöſen Dichters; die Empfindungen, die er zu wecken begehrt, ſind von dieſer Art. Kein Thema kehrt in ſeinen Büchern häufiger wieder, als das von der Abhängigkeit und Verantwortlichkeit des Menſchen gegenüber von einer höhern Macht. Bei keinem Anlaß erhebt ſich ſeine Entrüſtung ſo gewaltig, als wenn er für nothwendig erachtet, diejenigen Philoſophen zu widerlegen, welche durchaus darauf beſtehen, den Geiſt auf die materielle Außenwelt beſchränken zu wollen. Aber ſo glühend, zuverſichtlich und ermuthigend die Gefühle ſind, bei welchen er verweilt — ſo lauert doch im tiefſten Grund ein geheimer Skepticismus. Die Hauptidee in dem Gedicht Excursion iſt einfach die: daß ein religiöſer Glaube aus der Einbildungskraft entſpringe, erregt durch die Schönheit der lebloſen Schöpfung; daß die Liebe zur Natur unſere beſte Gottheit ſey. Dieß, neben der etwas unbeſtimmten Einſchärfung eines Sittengeſetzes, iſt die Summe des Glaubens, der dort gelehrt wird. Das Gedicht ſtellt keine abſolute, erſte Wahrheit auf, von welcher herab es an das menſchliche Gefühl ſich wendete: ſondern der Glaube an Gott wird zum Ergebniß der Empfindungen gemacht, welche man gewöhnlich ſonſt als das Reſultat von ihm anſieht. Bei dieſem Dichter iſt es die Einbildungskraft und das Herz des Menſchen, was jene Gewalten und Throne und Fürſtenthümer erzeugt, welche über dieſe niedere Welt herrſchen. Sein Himmel verdankt ſeine Geſtalt und ſein Daſeyn dem Auge des Betrachters. Nicht in der abſoluten Unendlichkeit, die über unſere Anſchauung und Begriffe hinaus reicht, ſondern in der blauen Wölbung, wie ſie dem menſchlichen Auge erſcheint und ſich abrundet, findet er ſein himmliſches Vaterland.

Die Excursion beginnt mit einer pathetiſchen Erzählung von dem allmählichen Zerfall und der endlichen Zerſtreuung einer Familie, welche eine einſame Hütte auf einer Haide bewohnte. Nach dieſer Erzählung (welche dazu dient, den Charakter des Hauptſprechers in den folgenden Unterredungen anzudeuten), begeben ſich der Hauſirer und ein Dichter, ſein Begleiter, auf den Weg, einen unglücklichen Zweifler zu beſuchen, der in vollſtändiger Abgeſchloſſenheit in den Bergen lebt. Dieſer Einſiedler iſt in allen ſeinen politiſchen Hoffnungen getäuſcht, all ſeines häuslichen Glückes beraubt, von all ſeinem religiöſen Glauben verlaſſen worden. Hier hat der Lehrer der Weisheit eine große Aufgabe zu erfüllen. Dieſer Mann ſoll wieder für die Thätigkeit, für die Hoffnung, für den Glauben gewonnen werden. Aber was iſt nun der Inhalt der Lehre, die der Hauſirer, die Perſonification der Weisheit, bei dieſer Gelegenheit entwickelt? Herrliche Gedanken ſind da und dort zerſtreut; der Urſprung griechiſchen und chaldäiſchen Aberglaubens iſt poetiſch geſchildert und die edelſten Neigungen unſerer Natur ſind auf die gewinnendſte Weiſe hervorgehoben. So wird ein freundlicher und wohlthätiger Einfluß geübt. Aber wollte der Leſer allzu hartnäckig nach dem Kern der Wahrheit forſchen, welche mit vielem philoſophiſchem Prunk dem unglücklichen Zweifler geboten wird, ſo wird er finden, daß der Vernunft wenig gegeben iſt, ſich

Digitized by Google

daran zu halten. Der Weiſe rathet dem Kranken das wilde Reh auf den Bergen zu jagen, und es wäre unmöglich einen erſprießlicheren Rath zu geben für die Geſundheit und heitere Geiſtesſtimmung. Aber wir beſorgen, ſeine Zweifel möchten eben nicht ſehr bedeutend aufgeklärt worden ſeyn, dadurch, daß man ihm ſagte:

Steh mit der Lerche auf! Dein Morgen ſoll
Verziehn dir werden. magſt du. wie du willſt.
Ihn auch verwenden. wenn du nur mit ihr
Ihn anfängſt!

und durch andere ähnliche Anweiſungen. Leider erzeugt die Liebe zur Natur nicht immer die Liebe zu den Menſchen, und leitet auch nicht unabänderlich zu einer orthodoxen Theologie.

(Fortſetzung folgt.)

Andreas.

(Fortſetzung.)

Joſeph ſchwor es ihr; ich weiß nicht, dachte er im Weggeben, was ſie in ihrer Stimme hat, und was ſie für Worte gebraucht — aber ſie konnte mich weinen machen wie ein Kind. — Lange betete Genoveva; dann ſetzte ſie ſich, mit trüber Ergebung, in Joſephs Mantel gehüllt, auf einen Leichenſtein; voll Bangigkeit ſah ſie der Rückkehr Joſephs entgegen, die quälendſten Beſorgniſſe durchwühlten ihr Herz, ſie verlor allen Muth und fing an zu ſchluchzen. Der Gedanke, Andreas liege im Sterben, bemächtigte ſich ihrer mit ſolcher Gewalt, daß ſie in der Verzweiflung durch die Wieſen auf das Schloß zu eilte. Alle Thüren ſtanden offen, die Schloßbewohner waren alle wach; die Dienerſchaft ſah die weiße Geſtalt an ſich vorüberſchweben und hielt ſie für einen Geiſt — nach den Einen Tod, nach den Andern Rettung verkündend. Der Inſtinkt der Liebe führte das Mädchen in das Krankenzimmer — in das ſie zitternd und blaß hineinſtürzte. Aber kaum war ſie über die Schwelle, als der alte Marquis wüthend auf ſie los fuhr, ſie mit Schmähungen überhäufte und ſie hinausgehen hieß. Das Mädchen ſank vor ihm auf die Kniee und flehte ihn, ſie den Kranken ſehen zu laſſen, aber er wurde immer wüthender und ſeine Drohungen und Schmähungen heftiger — er achtete nicht auf das Zureden Joſephs, der ihm die Unſchicklichkeit ſeines Benehmens gegen ein Weib vorhielt. — Genoveva bat von neuem aufs rührendſte — Joſeph hielt ihre Bitten für unwiderſtehlich und verband die ſeinigen damit, aber der Marquis ſchlenderte das Mädchen zurück — Joſeph ballte die Fauſt, hielt ſie dem Marquis vor, faßte mit dem andern Arm das Mädchen und führte ſie an das Bett des Kranken. Der anweſende Geiſtliche legte ſich darein und tadelte die beiden Männer über ihr heftiges, unziemliches Benehmen unter ſolchen Umſtänden, und Joſeph nahm ſeine Ermahnung demüthig auf; der Marquis brummte zwar darüber, doch in einem Ton, der das Nachlaſſen ſeines Zorns anzeigte und wollte auf der Entfernung des Mädchens beſtehen; — aber der Arzt erklärte, daß ihre Anweſenheit wohlthätig auf den Kranken wirke, dem jetzt das Bewußtſeyn zurückzukehren ſcheine und gebot, daß ſie bleibe. Wirklich begann Andreas, nach der tiefen Bewußtloſigkeit, worin er verſunken geweſen, wieder zu ſich zu kommen und als er die Züge Genoveva's erkannte, verbreitete ſich eine kindliche Freude über ſein Angeſicht. Der Druck von Genoveva's Hand brachte ihn ganz zu ſich ſelbſt. Er wendete ſich gegen die Umſtehenden und ſagte mit naivem Lächeln: das iſt Genoveva! Dann ſchaute er ſie wieder mit ſüßem Wohlbehagen an, und ſank endlich friedlich zurück. Es herrſchte tiefe, feierliche Stille. Der Arzt ſetzte einen Stuhl für Genoveva neben das Bett des Kranken; ſo blieb ſie bei ihm; von Zeit zu Zeit erwachte er, betrachtete ſie unruhig und die Berührung ihrer Hand gab ihm wieder Zuverſicht. Der Marquis beobachtete ängſtlich von ſeinem lederner Lehnſtuhl aus ſeinen Sohn und machte oft Miene aufſtehen zu wollen; aber Joſeph bewachte ihn und bedeutete ihn mit Augen und Mund ſich ſtill zu verhalten. Der Arzt hatte ſich auf eine Matratze mitten im Zimmer geworfen und lag da wie ein Wachthund, bereit bei jedem Geräuſch aufzufahren und den Marquis einzuſchüchtern, falls er die Liebenden hätte trennen wollen. Joſeph las in einer alten Zeitung, ohne daß er etwas verſtanden hätte, und verfiel von Zeit zu Zeit in einen Halbſchlummer, in welchem ſich die bunteſten Bilder und Vorſtellungen vermengten. Der Geiſtliche las in ſeinem Gebetbuch. Bei jedem erſtickten Seufzer des Kranken ließ er ſein Buch ſinken, hob ſeine Brille auf und gab dem glücklichen und traurigen Paar ſeinen ſtillen Segen. Genoveva war ſo angegriffen, daß ſie ſich ſelbſt des Schlafs nicht erwehren konnte und ihr Haupt neben das des Andreas niederſinken ließ, und ſo ruhten die beiden jungen Leute auf einem und demſelben Kopfkiſſen, unter den Augen des erbitterten und überwundenen Vaters, der vor Wuth über dieß Schauſpiel knirſchte und ſie doch nicht zu trennen wagte. Als es ganz Tag geworden war, hatten der Geiſtliche und der Arzt eine leiſe Unterredung miteinander. Der Arzt prüfte des Andreas Puls, der Geiſtliche redete mit Genoveva, die ihm ehrerbietig zuhörte und ihr Haupt neigte, dann mit Joſeph ſprach und mit dieſem das Zimmer verließ. Als der inzwiſchen eingeſchlafene Marquis wieder erwachte, fand er ſich außer dem Kranken mit dem Arzt allein und dieſer erklärte ihm: man habe das Mädchen, während Andreas noch ſchlummere, entfernt; bei der in Folge ſeiner Krankheit eingetretenen Gedächtnißſchwäche werde dieſer leicht bei dem Glauben erhalten werden können, den er jetzt habe: daß die Erſcheinung Genoveva's nur ein Fiebertraum geweſen ſey. Der Marquis ſolle ſich hüten, etwas zu ſagen, was dieſen Traum zerſtören dürfte und bedenken, daß, da die Krankheit vornemlich pſychiſche Urſachen habe, er, der Marquis, mehr als der Arzt zur Heilung ſeines Sohns beitragen könne. Der Marquis verſprach, ihn zu ſchonen, aber nie werde er ſeine Einwilligung zu ſeiner Verheirathung geben. Der Arzt erwiederte ihm: ihn gehe die Heirath nichts an; wolle aber der Marquis ſeinen Sohn durch Verdruß und Gewaltthätigkeit tödten, ſo möge er dieß ſogleich herausſagen, denn in dieſem Falle habe er, der Arzt, nichts mehr hier zu ſchaffen. — Aus Furcht durch üble Behandlung ſeinen Sohn zu tödten, gab nun zwar der Marquis nach und behandelte ihn bis zu ſeiner Geneſung ganz ſanft; aber im Grund ſeines Herzens hegte er unverſöhnlichen Haß gegen Genoveva.

Digitized by Google

Mit Andreas' Geneſung ging es ziemlich ſchnell und binnen vierzehn Tagen war er ſo ziemlich wieder hergeſtellt. Joſeph kam alle Tage zu ihm hinaus und jeden Abend brachte er Genoveva Nachricht von ihm. Aber während dieſer Zeit ſah das arme Mädchen ihre Lage deutlicher ein. Sie rief ſich das Benehmen des Marquis gegen ſich vor die Seele zurück und berechnete darnach die Möglichkeit, ob dieſer Mann, der ſie ſo mißhandelt, ſolchen Haß gegen ſie an den Tag gelegt hatte, je ſeine Einwilligung zu ihrer Vermählung mit ſeinem Sohn geben würde. Sie ſah ihren Ruf vernichtet, wenn Andreas ſie nicht heirathete, und auf der andern Seite tauſendfachen Verdruß und Kummer, wenn er ſich dazu entſchloß. Am meiſten aber bekümmerte ſie die Schwäche von Andreas' Charakter, die ſie nunmehr klar einſah und die ihr für die Zukunft wenig Tröſtliches verhieß. Sie wollte ganz ins Reine kommen und ſtellte Joſeph über die Geſinnungen des Marquis und den Charakter ſeines Sohns zur Rede. Joſeph ſchenkte ihr reinen Wein ein und ahnte nicht, daß er ihr Gift ins Herz gegoſſen hatte, als er mit den Worten ſchloß: Dieß Alles darf Euch nicht bekümmern, Andreas liebt Euch, ich bin Euer Freund, wir werden dem Geſchick die Spitze bieten. — Sie ſchloß ſich in ihre Kammer ein und brachte verzweiflungsvolle Nächte zu. Sie wollte nur noch abwarten, welche Schritte Andreas thun würde, um dann ihren Entſchluß zu faſſen. Joſeph, der ſeit einiger Zeit an Genoveva ein ganz beſonderes Intereſſe fühlte, wünſchte ſehnlich mit Andreas von ihr zu ſprechen, aber dieſer wich aus. Endlich einmal konnte er dem Mädchen die Nachricht bringen, daß Andreas ihm ſein Herz geöffnet, von ihr mit Begeiſterung geſprochen und verzweiflungsvoll über die Grauſamkeit ſeines Vaters ſich beklagt habe. Als aber Joſeph auf ihre Frage: und was denn Andreas beſchloſſen? ihr erzählte, er habe ihn um Rath gebeten und ſich weinend und ſeinen Beiſtand erbittend ſich in ſeine Arme geworfen: da zuckte, ein kaum wahrnehmbares, bitteres Lächeln über Genoveva's Lippe — die einzige Aeußerung einer verletzten, für immer zerriſſenen Seele. Joſeph verſicherte, alles Mögliche für ihn und für ſie thun zu wollen — ſie dankte ihm und gab ihm die Nachricht, daß ſie jetzt, da ſie über Andreas' Befinden ruhig ſeyn könne, zu einer kranken Muhme nach Gueret reiſe, welche ſie zu ſich berufen, und als Joſeph ſein Erſtaunen äußerte, wie ſie in dem Augenblick, wo ihr Geliebter geneſen ſey, abreiſen könne, erklärte ſie, blaß, und die Augen zum Himmel erhebend: Wir werden uns nie wieder ſehen! Sie trug ihm auf, dieß nach und nach dem Andreas beizubringen, indem er den Termin ihrer Zurückkunft immer weiter hinausſetzen ſolle und ſagte ihm auf ſeine Fragen, mit großer Milde: Ich bin nicht böſe auf ihn. Das arme Kind! Wie könnte ich ihm einen Vorwurf darüber machen, daß er als ein Sklave geboren iſt? Ich beklage, ich liebe ihn; aber ich kann ihm nichts Gutes erweiſen und könnte alles mögliche Schlimme über ihn bringen. Seht Ihr nicht, daß unſere Heirath eine Unmöglichkeit iſt? Sie erklärte ihm: ſie wolle ſich weder herabgeben, einen Mann wie den Marquis von Morand anzuflehen, noch es auf ſich nehmen, eine Trennung von Vater und Sohn herbeizuführen; auch würde Andreas ewig unglücklich ſeyn, wenn er einmal die Schüchternheit ſeines Charakters, die Sanftmuth ſeiner Seele ſo verläugnete. Es ſey nothwendig, den Gedanken an dieſe unkluge und romanhafte Heirath aufzugeben — es ſey jetzt noch Zeit — Andreas habe keinerlei Verpflichtungen gegen ſie. — Dieſe letzten Worte beſtätigten in Joſeph die Ueberzeugung von der Unſchuld und Reinheit Genoveva's und beim Weggehen ſagte er, als er ihr die Hand reichte: Ich bin weder galant noch romantiſch; ich habe, um Euch zu gefallen, weder den Geiſt noch die Kenntniſſe des Andreas. Zudem liebt er Euch und Ihr ihn ... So habe ich nichts zu ſagen .... Damit glaubte er Alles geſagt zu haben; aber Genoveva zu ſehr in Anſpruch genommen von ihrem eigenen Kummer, begriff nicht, was er meinte und ſah ihm erſtaunt nach. Sie überließ ſich, längſt unfähig recht zu arbeiten, ihrem Schmerz, als nach etwa einer Stunde Henriette kam, ein Beſuch der ihr jetzt höchſt läſtig fiel. Dieſe war nicht wie ſonſt — ſie war anfangs kalt und trocken, aber bald gerieth ſie in Hitze, hielt Genoveva vor, was ſie, Henriette, für ſie gethan habe und erſuchte die Erſtaunte, ſich mit Andreas zu begnügen und ihr Joſeph zu laſſen. Als das arme Mädchen ſie nicht gleich verſtand, überhäufte ſie ſie mit den leidenſchaftlichſten Schmähungen, rückte ihr vor, daß Joſeph alle Abende zu ihr komme und drohte ihr mit einem Charivari. Empört über dieß Benehmen, faßte Genoveva all ihren Stolz und ihre Kraft zuſammen, erklärte der Griſette, daß ſie keine Abſichten auf Joſeph habe, daß ſie morgen die Stadt verlaſſe, und hieß ſie aus ihrem Zimmer gehen. Dann fiel ſie ohnmächtig nieder. Henriette, ſchnell überzeugt von der Unſchuld des Mädchens, und ihr unwürdiges Benehmen bitter bereuend, leiſtete ihr alle Hülfe, flehte ſie, als ſie wieder zu ſich kam, um Verzeihung an, entſchuldigte ſich mit dem Wahnſinn der Eiferſucht und erklärte ſich vollkommen ruhig, wenn ſie abreiſe, obgleich es außer allem Zweifel ſey, daß Joſeph ſie liebe. Genoveva verzieh ihr, bedauerte ſie, erinnerte ſie aber auch daran, wie ſie bisher hartnäckig geläugnet habe, daß ſie Joſeph liebe. Dann gab ſie ihr einen Brief an ihn, den ſie ſofort ſchrieb, und welchen ſie am andern Mittag ihm einhändigen ſollte und verabſchiedete ſich von ihr. Die Nacht über ordnete ſie Alles zur Abreiſe mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, wie eine Penſionärin, welche in die Ferien reist; ihre ſchmerzerfüllte Seele nagte an ihrem Körper, ohne ihre Wange zu berühren, ohne eine Falte auf ihrer Stirne zu ziehen. Aber mit bitteren Empfindungen ſah ſie auf ihre Blumen, die Niemand ſo wie Andreas zu ſchätzen wußte, auf ihre Bücher, die ſie von ihm hatte, und die ſtatt ſie glücklicher zu machen, ihr nur Leid gebracht hatten. Um ſieben Uhr Morgens verließ ſie in dem Poſtwagen von Gueret die Stadt, und nahm eine unheilbare Seelenwunde, die Erinnerung an eine für immer erſtorbene Hoffnung, mit ſich.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 September 1836.

Die (engliſchen) Dichter unſerer Zeit nach ihren philoſophiſchen Richtungen betrachtet.

(Fortſetzung.)

Die drei Unterredenden begeben ſich nachher auf einen Kiechhof, wo ſie den Pfarrer eines einſamen Dorfes treffen. Von ihm verlangen ſie eine Auflöſung ihree Bedenklichkeiten. „Iſt der Menſch ein Kind der Hoffnung?“ fragt der Hauptſprecher? Aber auch der Peieſter weicht einer entſchiedenen Antwort aus:

Unſre Natur, verſetzt der Prieſter mild.
Die mögen Engel nur ergründen! ſie
Erſchaun mit klarem unumwölktem Geiſt
Die Dinge wie ſie ſind; wir ſelber aber
Erreichen jene Höhn des Schauens nicht;
Uns miſcht ſich Gutes ſtets mit Schlimmem.
— — — Trotz dem ſtolzſten Rühmen
Bleibt Einſicht für den unvollkommnen Menſchen
Nur ſtets ein Streben und ein edles Ziel.
Sie bleibt des Höchſten Kron' und Attribut.
Wornach wir ringen — die wir nie gewinnen!

Dann geht der Peieſter über auf die Schilderung der Mannigfaltigkeit von Charakteren, welche ſich unter ſeiner kleinen Heerde zeigt — eine Schilderung, die keinen andern Zweck zu haben ſcheint, als die unvermeidliche Verſchiedenheit in Temperament und Anſichten daezuthun, welche der vielgeſtaltigen menſchlichen Natur eigen iſt.

Es wäee vielleicht ſchwer, zwei Dichtee namhaft zu machen, die ſich beſſer mit einander veegleichen und einander gegenübee ſtellen ließen, als Words-worth und Shelley. Bei dem erſten finden wie große Einfachheit der Methode, aber einen verwickelten und ſchwer zu verfolgenden Gedankengang; beim letztern iſt Einfachheit dee ſpekulativen Idee, aber die Entfaltung deeſelben iſt ſchwierig und dunkel. Beide ſind Männer von großer Schärfe und Feinheit im Denken; aber bei Wordsworth iſt es die Schärfe der Reflexion, bei Shelley die Stärke dee Einbildungskraft. Wordsworth liebt es, um einen alltäglichen Gegenſtand eine Menge aus den entlegenſten Quellen abgeleiteter Gedanken und Gefühle zu verſammeln; Shelley ſchafft das Bild, das er malt. Bei dem Verfaſſer der Excursion haben wir nichts ſo Urſprüngliches, nichts Perſönliches. Mit ausgebreiteter Schwinge und in weitem Bogen umkreist er den Horizont menſchlicher Leidenſchaft, aber nichts läßt eerathen, daß er je ſelbſt in den Kampf hinabgeſtiegen iſt. Er ſcheint zum Behuf von Andern, nicht für ſich ſelbſt zu denken, und ſein Glauben iſt eine Art von Stellveetretung für Jedermann. Dagegen bricht die Poeſie Shelley's aus ihm ſelbſt mit eigenthümlicher, urkräftiger Gewalt. Er iſt der weniger Weiſe unter beiden, aber iſt von gößerer Liebe zur Wahrheit beſeelt; er beſitzt weniger Menſchenkenntniß, aber er bringt zur die Sache der Menſchheit einen glühenderen Eifer, eine ſtäekeee Uebeezeugung mit.

Ihee Hauptfehler als Dichter entſprechen dieſer Eigenthümlichkeit ihres Weſens. Shelley, immer über ſeinen Ideen brütend, überraſcht uns mit einem Glanz der Sprache und einer Fülle von Bildern, die oft keine neue Gedanken darbieten; er erinnert uns an jene Feuerwerke, wo immer friſches Feuer aus hundert Röhren ſprüht, aber daſſelbe Wort feſt und unverändert in Flammen vor uns ſteht. Wordsworth dagegen verſchwendet oft die Arbeit eines vollendeten Künſtlers auf ſchwache, unbedeutende, ja abgeſchmackte Stoffe. Die Empörung des Islam iſt eine unendliche Wiederholung derſelben Gedanken, von welchen der Dichter ſich nicht losmachen konnte; die kirchlichen Sonette geben das Beiſpiel von einem Barden in der höchſten Verlegenheit um einen Gegenſtand, an welchen er ſeine Verſe anknüpfen ſoll.

In dee Harmonie der Verſification iſt Shelley weniger genau und fleißig, aber mannichfaltiger und origineller; im Gebrauch der Sprache iſt er weniger gewählt, aber weit friſcher, fruchtbaeer und gewandter. Wordsworth muß man eine ruhigere und umfaſſendere Einſicht in die menſchliche Natur und eine methodiſchere Kenntniß der Grundſätze, welche die Geſellſchaft beherrſchen, zugeſtehen; aber Shelley war es in weit höhe-

Digitized by Google

rem Grade gegeben, dir bunteſte und kühnſtr Phantaſie mit dem feinſten Gefühl zu vereinbaren. Er iſt der poetiſchſte der Poeten. Vieles von ſeinen Gedichten mag man, aus mannichfachen Gründen, vernichtet wünſchen; aber das, was nach einer ſolchen Ausmuſterung übrig bliebe, würde im ausgezeichnetſten Sinne poetiſch — es würde die Trunkenheit und Verzückung der Muſe ſeyn. Seine Gedichte erzeugen eine Art von köſtlichem Wahnſinn, welcher ſteigt und anſchwillt und, man muß hinzuſetzen, verſchwindet mit der Muſik des Liedes.

(Schluß folgt.)

Andreas.

(Fortſetzung.)

Sobald Henriette den Brief an Joſeph abgegeben hatte, eilte dieſer, ohne etwas zu erwiedern, in Genoveva's Wohnung, und als er dieſe leer fand, nach dem Schloß Morand. Genoveva iſt fort! mit dieſen Worten trat er in Andreas Zimmer und ohne dieſem den Zuſammenhang der Sache zu erklären, machte er ihm dir härteſten Vorwürfe über ſeine Feigheit und Kälte, und erinnerte ſich erſt, als er damit zu Ende war, welche Schonung Andreas' Geſundheit verlange und daß er ihm noch gar nichts erläutert habe; er zog den Brief des Mädchens hervor und gab ihn ſeinem Freund zu leſen. Er enthielt die Nachricht ihrer Abreiſe und die Bitte an Joſeph, nach und nach den Andreas mit dem Gedanken einer Trennung bekannt zu machen. — Verzweifelnd fragte Andreas, was er ihr denn gethan habe? Joſeph geſtand, von ihrer Liebe nichts zu verſtehen, machte ihn aber aufmerkſam, daß es jetzt auf entſchiedene Schritte ankomme. Er fragte ihn, ob er entſchloſſen ſey, Genoveva zu heirathen und ſeinem Vater zu trotzen, und auf ſeine bejahende Antwort ſchlug er ihm vor, Genoveva nachzureiſen und ſie nach L... zurückzuführen. Morgen ſolle er an ſeinen Vater um ſeine Einwilligung ſchreiben und dann werde man weiter ſehen. Damit war Andreas ganz einverſtanden; aber mit Erſtaunen erfuhr jetzt Joſeph, als er ſich bei ſeinem Freund erkundigte, was denn der Marquis bisher zu Andreas' Plan geſagt habe, daß dieſer noch gar nicht mit ihm davon geſprochen hatte. — Du wirſt Genoveva nie heirathen! ſie hat wohl gethan, dir zu entſagen! rief er aus. Tiefbeſchämt erwiederte ihm Andreas: Du weißt nicht, was es heißt, zwanzig Jahre unter dem Joch eines Tyrannen gelebt zu haben. Du biſt erzogen worden wie ein Menſch, und biſt ſonſt von Natur kräftig. Ich bin ſchwächlich geboren und man hat mich niedergedrückt ... Joſeph drang in ihn, ehe ſie abreiſten mit ſeinem Vater zu ſprechen und machtr ihm dir Eröffnung, daß er ſelbſt, falls Andreas nicht Genoveva heirathe, geſonnen ſey, dem Mädchen, das er für völlig rein halte, ſeine Hand anzubieten. Seit jener Nachtreiſe auf das Schloß Morand liebtr er ſie — der Bruch zwiſchen ihr und Andreas ſchien ihm Ausſichten zu eröffnen, aber er dachte zu ehrlich, als daß er unedle Mittel ſich erlaubt hätte, um zu ſeinem Wunſch zu gelangen, nur daß er ſeinen Entſchluß halb und halb als eine Handlung der Großmuth darſtellte, um Genoveva zu retten. Aber als das Entſetzen des Andreas ihm zeigte, daß dieſer ſeine Geliebte nicht aufgeben wollte, verzichtete er ſofort auf ſeinen Plan — er erkannte ſelbſt, daß der gebildetere, feinere Andreas beſſer für das Mädchen paſſe als er, und gelobtr, aus allen Kräften eine Ausſöhnung zu befördern. — Dir von ihm durchaus geforderte Unterredung des Andreas mit ſeinem Vater hatte Statt; aber jener war viel zu ſehr eingeſchüchtert, als daß er hätte dem alten Marquis vernünftige Vorſtellungen machen können; er hörte deſſen Zornergießungen und Drohungen ſchweigend an und wurde ſogar einigermaßen gerührt, als ihm der Vater vorrechnetr, wie ſehr er ſich ſeiner als eines Kindes, das ihm viele Unluſt gemacht, angenommen, wir viele Mühe und Sorgfalt er auf ihn verwendet habe, und erſt als der Marquis mit Schmähungen und Verdächtigungen des Charakters und des Wandels Genoveva's ſchloß, fand der Sohn wieder einige Kraft und entfernte ſich mit der Erklärung: im Nothfall die Gerechtigkeit und die Geſetze zu ſeinem Beiſtand anrufen zu wollen. Die beiden jungen Leute machten ſich in dem Char-à-bancs des Marquis und mit Joſephs Pferd ſofort auf den Weg nach Gueret. In einem kleinen Dorf holten ſie die Poſtkutſche ein, vor Anbruch des Morgens. In einer Ecke des Saals fanden ſie Genoveva, den Kopf auf die Hände geſtützt, ſchlummern. Andreas fühlte ſein Herz zerriſſen von Rührung; er ſchloß ſie mit Thränen und ſchluchzend in ſeine Arme. Mit einem Schrei erwachte ſie — ſie glaubte zu träumen und gab ſich der Zärtlichkeit ihres Geliebten hin, während Joſeph in peinlicher Rührung ſich abwandte. Andreas ſuchte Genoveva zur Rückkehr nach L... zu bewegen; aber ihre Gründe dagegen waren ſo heftig, daß beſchloſſen wurde, ſie ſollte vorerſt nach Gueret reiſen und daſelbſt den Erfolg der Schritte abwarten, welche Andreas bei ſeinem Vater thun würde. — So trennten ſie ſich, auf acht Tage nur, wir ſir hofften. Andreas ſchrieb an ſeinen Vater, erhielt aber keine Antwort; daſſelbe Schickſal hatten weitere Briefe. Genoveva wollte nicht kommen, bis etwas entſchieden wäre. Andreas, in Verzweiflung, ließ eine gerichtliche Auffoderung an ſeinen Vater ergehen, reiſtr nach Gueret, und bewog Genoveva, welche den gethanen Schritt im Innerſten mißbilligte, mit ihm nach L... umzukehren. Sir that dieß mit Widerſtreben: Du ziehſt mich ins Unglück hinein, ſagte ſie zu Andreas, du machſt, daß ich nicht mehr die Achtung vor mir ſelbſt haben kann, die ich haben möchte; nie werde ich mich darüber tröſten und immer werde ich dich einigermaßen deßhalb anklagen. Entſage, entſage mir! es iſt noch Zeit; befürchte, daß, wenn ich dir heute nachgebe, ich es morgen bereue! Du haſt Recht, ſagte er, trennen wir uns! Aber jetzt verfiel er in Convulſionen. Genoveva vermochte es nicht über ſich, ihn zu verlaſſen, und ging mit ihm nach L... zurück. Jetzt begann für beide eine kummervolle Zeit. Der wüthende Marquis hetzte Alles gegen das unglückliche Mädchen auf und es gelang ihm nur zu gut; ſie verlor nach und nach ihre ganze Kundſchaft. Andreas erhielt mit Mühe eine Stelle an einer Schule, aber er konnte ſein Anſehen nicht behaupten, und der Verdruß und die Unluſt zwangen ihn, ſie wieder aufzugeben. Henriette quälte Genoveva mit ihrer Eiferſucht, und dieſe ward nach und nach ganz furcht-

Digitized by Google

ſam, verlor ihren frühern edeln Stolz und zitterte beſtändig vor neuen Stürmen und Schreckbildern. Sie ward krank; ſie und Andreas hatten kein Geld mehr, um eine Wärterin zu bezahlen; Andreas übernahm ihre Pflege und war beſtändig um ſie; aber er traute ſich zu viel Kraft zu, jeder Verſuchung zu widerſtehen; dieſe zu große Zuverſicht blieb nicht ungeſtraft; Genoveva's Stimmung gegen ihn änderte ſich; die Zärtlichkeit blieb, aber die Begeiſterung war todt. Gebieteriſch verlangten die Umſtände ihre Vermählung; ſie hatte Statt, aber es war ein trauriger Tag; am Arme Josephs ſchwankte Genoveva in die Kirche und empfing den Trauring aus Andreas Händen. — Der ſteigende Mangel nöthigte den Andreas ſein mütterliches Vermögen herauszufordern, aber dem widerſetzte ſich Genoveva aufs entſchiedenſte und Andreas gab, unklugerweiſe, ihrem Zartgefühl nach.

Sie unterzog ſich den härteſten Arbeiten geduldig, ohne je eine Klage hören zu laſſen. Joseph unterſtützte ſeinen Freund ſo gut er konnte, aber auch dieß wollte deſſen Gattin nicht zugeben und ſo ſah der gute Marteau, dem ihr Elend zu Herzen ging, kein anderes Mittel ihnen zu helfen, als daß er den Marquis etwas milder zu ſtimmen ſuchte. Zu dieſem Behuf machte er ſich eines Tags auf den Weg nach dem Schloß Morand. Er traf den Marquis auf dem Feld und war überraſcht über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Die Auflehnung ſeines Sohnes hatte ihn gekränkt, aber noch bitterer empfand er, daß er jetzt Niemand mehr hatte, gegen den er ſo ſeinen Zorn auslaſſen konnte, wie gegen Andreas. Joseph wußte durch einige wohlangebrachte Schmeicheleien und gutmüthige Reden ſeinen Groll einigermaßen zu entwaffnen; doch warf ihm dieſer vor, daß er ihm ſeinen Sohn verführt und aufgeſtelſt habe; Joseph aber erklärte ihm mit großer Keckheit, er habe vielmehr den Andreas von einem gewaltſamen Schritt abgehalten, den zu thun er in ſeiner Wuth nach dem Geſpräch mit ſeinem Vater im Begriff geweſen ſey, und durch viele Lügen, die der Marquis nur halb und halb zu glauben vermochte, gelang es ihm doch, ihn ziemlich zu beſänftigen, und ihn auf die Meinung zu bringen, Joseph habe den Andreas, den er als ganz wüthend ſchilderte, immer noch zurückgehalten. Durch das Auspacken eines auf dem Markt gekauften Haſen, den er auf dem Gute des Herrn von Morand geſchoſſen zu haben vorgab, (wo, trotz aller Bemühungen des Beſitzers, keine Haſen ſich aufhielten,) empfahl ſich Joseph noch mehr und erwirkte eine Einladung zum Eſſen. Hier redete er wieder dem Marquis beſtens nach dem Mund, ließ ſich nach dem Eſſen von ihm auf ſeinen Gütern herumführen, von den Verbeſſerungen erzählen, die er überall angebracht, bewunderte ſeine Bewirthſchaftung und ſchreckte ihn plötzlich aus der Behaglichkeit, womit er ſeine Güter, die zum Theil von ſeiner Gemahlin herkamen, betrachtete, durch die Hindeutung auf die Möglichkeit eines baldigen Verluſtes derſelben auf, indem Andreas geſonnen ſey, die ihm nach dem Geſetz zuſtehenden Anſprüche geltend zu machen; dieſen Gedanken konnte der Marquis nicht ertragen; daß er im Fall eines Proceſſes verlieren müſſe, ſah er wohl ein — dieſe Stimmung benützte der kluge Marteau, um ihn zu einer Ausſöhnung und Abfindung mit ſeinem Sohn zu vermögen; anfangs verlangte der Marquis, Andreas ſolle nur ſeine Frau aufgeben, wovon ihm jedoch Joseph die Unmöglichkeit vorſtellte; verſtand ſich aber endlich dazu, ihn und ſeine Gemahlin aufzunehmen, nur wollte er ihnen keine Rente in Geld ausſetzen, weil er keines habe. Joseph begnügte ſich für dießmal hiemit, und eilte mit leichtem Herzen im Triumph nach L... Er traf Genoveva allein zu Haus; in der Haſt der Freude trat er, ohne anzupochen und von ihr unbemerkt, in ihr Zimmer; ſie betrachtete beim Licht der Lampe einen gemachten Zweig von Orangeblüthen und ſagte: jungfräuliches Bouquet, ich habe dich an meinem Hochzeittag tragen müſſen, aber ich habe dich entweiht und meine Stirne war deiner unwürdig; dennoch biſt du nicht auf meinem Haupt gewelkt; zum Dank dafür will ich dich mit in mein Grab nehmen. Joseph hörte dieſe Worte mit Verwunderung und gab ihr die frohe Nachricht von der Nachgiebigkeit des alten Marquis, die ſie aber mit den bedenklichen Worten aufnahm: Ach Joseph, umarmt mich! ich danke Euch, und ſterbe jetzt ruhig. Er ſuchte den Andreas auf, der ſpazieren ging, weil es ihm zu Hauſe zu traurig war. Andreas zeigte keine beſondere Freude; ſein Wunſch war nur die Verzeihung ſeines Vaters zu erhalten, ihm ſeine Frau vorzuſtellen und nichts weiter. Bei ihm ſeinen Aufenthalt zu nehmen, war ihm ein entſetzlicher Gedanke. Joseph ärgerte ſich über ſeine Gleichgültigkeit hinſichtlich ſeiner äußern Lage und der Armuth, worin ſich Genoveva verzehrte, und ſtellte ihm vor, daß man vom Marquis weitere Zugeſtändniſſe erhalten müſſe, was ihm Andreas anheimſtellte. Dieſer kehrte zu ſeiner Frau heim, gab ſich die Miene ihre Zufriedenheit zu theilen und ſchlief ein, müde vom Leben, wie er alle Abende einſchlief. Joseph konnte den Marquis erſt nach einigen Tagen ſprechen, als er von einem Markt mit ziemlich viel gelöſtem Geld in guter Stimmung zurückkam, welche noch erhöht wurde durch einen ſehr beſcheidenen Brief Genoveva's, worin ſie ihm ihren Dank für ſeine Verzeihung ausſprach, ihn bat, zu ſeinen Füßen weinen zu dürfen und erklärte, daß ſie ſonſt durchaus nichts verlange. — Jetzt ſah Joseph für ſie alle Ausſichten eröffnet und eilte nur den Eindruck zu verwiſchen, den ſeine, freilich gutgemeinten, Lügen in der Geſinnung des Marquis gegen ſeinen Sohn hätten zurück laſſen können, was ihm auch gelang. Das Ehepaar kam auf dem Schloſſe an und wurde freundlich aufgenommen; der Marquis erwies Genoveva mehr Artigkeit als je einer Frau; übrigens war Alles, was ihnen zu Theil wurde: ein Zimmer und zwei Plätze am Tiſch. Andreas beklagte ſich nicht und Genoveva war auch für dieß Wenige erkenntlich. Nur Joseph war ärgerlich über das Fehlſchlagen ſeines Plans. — Anfangs ging Alles gut; aber als der Marquis glaubte, von ſeinem Sohn nichts mehr fürchten, und Andreas, von ſeinem Vater nichts mehr hoffen zu dürfen, gewann der alte Widerwille die Oberhand. Der Marquis war unruhig gerade über die Gleichgültigkeit Genoveva's hinſichtlich des Geldes und fürchtete, weil ihm eine ſolche Geſinnung unbegreiflich war, von ihr auf irgend eine Weiſe hintergangen zu werden. Sein Groll gegen ſie erwachte von neuem und wurde von einer derben Haushälterin, welche die neue Hausbewohnerin ungern ſah, eifrig

Digitized by Google

geſchürt. Die Unglückliche wurde das Ziel des Haſſes und der Verfolgung. Lange wollte ſie ſich nicht davon überzeugen, und als ſie es ſich endlich nicht mehr verbergen konnte, erſtarrte ſie vor Entſetzen, fiel auf die Kniee und flehte den Himmel um Beiſtand an. Einen Monat ertrug ſie mit himmliſcher Geduld die Unterdrückung, den Verdacht und den ſchmutzigen Geiz. Als ſie eines Tages wegen eines Almoſens geſchmäht und verläumdet ward, rief ſie Andreas zu ihrer Hülfe und verlangte von ihm Schutz. Er wußte ihr nichts vorzuſchlagen als die Flucht. Dieß war in ihren Umſtänden, bei völliger Entblößung von Geld, eine Unmöglichkeit; ſie ſah, daß ihr nichts übrig blieb, als ſich auf jede Bedingung hin unter das Joch ihres Schwiegervaters zu beugen und ſie ergab ſich jetzt mit reſignirter Geduld und kalter Ruhe in Alles. Eine tiefe Leidenſchaft für ihren Gatten hätte ſie in Stand geſetzt, dieſe Bürde freudig zu tragen und ſich für beſſere Tage zu erhalten; aber dieſe waren nie zu hoffen bei einer ſo ſchwächlichen Seele wie Andreas. Sie liebte ihn wohl und behandelte ihn wie einen jüngern Bruder, ſie ſuchte ihm ihr Leiden zu verhehlen; ihre Kraft wuchs, aber ihr Körper erlag und ſie fühlte mit Freude, daß ſie nicht mehr lange würde zu dulden haben. Andreas ſah ſie hinwelken, aber er begriff nicht, daß ihm ihr Verluſt bevorſtand; er ſchrieb Alles ihrer Schwangerſchaft zu. Er hoffte, mit ihrer Entbindung würde ſie von allen Leiden befreit werden. Auch Genoveva dachte ernſtlich an dieſen Zeitpunkt, den ſie nicht hoffte zu überleben. Sie fühlte die Pflicht, die Zukunft ihres Kindes zu ſichern, da weder der Vater noch der Großvater zuverläſſig waren. Sie wollte bewirken, daß 1200 Fr. Renten für das Kind ausgeſetzt würden und bat Andreas, dieß mit ſeinem Vater ins Reine zu bringen. Er verſprach es, aber ſie ſah wohl, daß er nie dazu kommen würde. So entſchloß ſie ſich, ſelbſt den Schritt zu thun; der Marquis war dazu bereit unter der Bedingung, daß dann Andreas auf alle anderen Anſprüche verzichte; darein glaubte Genoveva, die für ſich ſelbſt nichts wollte, nicht für Andreas willigen zu dürfen. Sie weigerte ſich entſchieden. Der Marquis gerieth in Wuth und überhäufte ſie mit Schmähungen, die Haushälterin kam ihm zu Hülfe und Genoveva konnte ein tiefeinſchneidendes Wort der Verachtung gegen die letztere nicht unterdrücken. Der Marquis hob den Arm auf — in dem Augenblick trat Andreas ins Zimmer, und von plötzlicher Wuth ergriffen, ſchwang er ein auf dem Tiſch liegendes Jagdmeſſer gegen ſeinen Vater. Genoveva warf ſich zwiſchen ſie, der Stoß traf den Marquis nicht und er verwundete Genoveva's Hand. Es iſt dein Vater! dein Vater! rief ſie Andreas zu, der in Ohnmacht fiel. Der Marquis erkannte ſein Unrecht; er ſah ein, daß ihm Genoveva das Leben gerettet hatte, er verzieh ſeinem Sohn und umarmte ihn, als er wieder zu ſich kam. Drei Tage litt Andreas an fürchterlichem Nervenzittern. Der Marquis behandelte ihn und ſeine Frau ganz mild und gütig; für Genoveva war es zu ſpät — das junge Leben unter ihrem Herzen war erloſchen. Der Arzt bekannte ihr auf ihre Fragen, daß ſie verloren, aber verſprach ihr zugleich, daß ihr Tod ſehr leicht ſeyn werde. Wirklich war der letzte Lebensmonat ſchmerzlos für ſie, obgleich ſie nicht die Kraft hatte ihren Lehnſtuhl zu verlaſſen. Sie ließ ſich Blumen bringen und blieb am liebſten allein; ſie redete mit dieſen auf eine ſeltſame, kindliche Weiſe: Ich liebe Euch, ich habe Euch immer Allem vorgezogen. Lange habe ich nur für Euch gelebt; Euretwillen habe ich auch Andreas geliebt, weil er mir rein und ſchön vorkam, wie ihr. Wir ſind Schweſtern. Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie ſie, als ſie mit mir in der Hoffnung war, nur von Blumen träumte und als ich geboren war, legte ſie mich in eine Wiege mit Roſenblättern beſtreut. Wenn ich todt bin, wird, hoffe ich, Andreas auch ſolche über mich hinſchütten und wird Euch alle Tage auf mein Grab bringen. — Manchmal neigte ſie eine Lilie gegen Andreas und ſagte: Du biſt weiß wie ſie; deine Seele iſt rein und anmuthig wie ihr Kelch, du biſt ſchwach wie ihr Stengel und jeder Windſtoß beugt dich nieder; vielleicht habe ich dich eben darum geliebt, weil du wareſt wie meine Blumen. — Bisweilen aber überfiel ſie auch eine ſchmerzliche Sehnſucht zu leben und ſchlich ſich, beſonders an ſchönen Morgen, eine gewiſſe Bitterkeit gegen Andreas in ihr Herz, der das Glück ihrer Jugend ihr zerſtört hatte; denn ſie fühlte, wie glückliche und ſüße Tage ſie in ihrem Stübchen verlebt hatte, ehe ſie ihn kannte, und daß alle ihre Leiden ſich von dem Tag herſchrieben, wo er ihr von Liebe und Wiſſenſchaft geſprochen hatte. In ſolchen Augenblicken bat ſie Andreas ſie allein zu laſſen, bis ſie wieder ihre gewöhnliche Faſſung errungen; dann behandelte ſie ihn wieder mit unausſprechlicher Zärtlichkeit und nahm das Geheimniß einiger dem Andenken an die Vergangenheit gewidmeten Thränen mit ſich ins Grab. — Einige Tage vor ihrem Tod kam Henriette und bat ſie ſchluchzend und auf den Knieen um Vergebung, wegen ihres grauſamen und thörichten Benehmens. Am letzten Tag ließ ſie ſich von Andreas mehr Blumen bringen als gewöhnlich, bat ihn, damit ihr Bett zu bedecken und ihr einen Strauß und einen Kranz davon zu machen. Begierig griff ſie nach Tuberoſen, die ihr Andreas, wegen ihres narkotiſch betäubenden Geruchs entziehen wollte. Joſeph trat ein, ſie reichte ihm ihre Hand, und ſchlang den andern Arm um Andreas und bat beide, zu ſchweigen, ſie müſſe über etwas nachdenken. Nach einer halben Stunde bemerkte Joſeph ein leichtes Zittern; er küßte ihre Hand; ſie war ſtarr und kalt. Andreas, ſagte er mit erſtickter Stimme, umarme deine Frau! Andreas ſah ihr ins Angeſicht — ſie war todt. — Ein Jahr lang ſiechte der Unglückliche hin — aber er war zu ſchwach zu ſterben. Joſeph verließ ihn nie. Oft ſieht man ſie miteinander gehen. Am tiefſten betrauert die Todte Joſeph; er ſpricht nie von ihr, er ſcheint ſo ſorglos, ſo lebensluſtig wie früher; aber zu Zeiten verräth ſein Angeſicht einen tieferen, innigeren Schmerz als ſelbſt der des Andreas.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 62.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 September 1836.

Kleinere Gedichte
von
Thomas Moore.

24.

Will you come to the bower?

Willſt kommen zur Laube, ſo ſchattig und kühl?
Da dienen uns Roſen voll Thaues zum Pfühl.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
Kommen, mein Lieb?

Da ruhſt du auf Roſen wohl unter dem Strauch,
Errbthend die Wänglein, doch Lächeln im Aug'.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
Lächeln, mein Lieb?

Doch röther als Roſen, mein Lieb, iſt dein Mund,
Und ſüßer als Thau iſt dein Küſſen zur Stund'.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
Küſſen, mein Lieb?

Und, o, dann der Freuden, die ſüßer, fürwahr,
Als Thau und als Roſen und Küſſe ſogar!
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du,
Willſt nicht, mein Lieb?

25.

Auf eine ſchöne Oſtindierin.

Wenn Jeder, die ein Sonnenkind,
In Aug' und Buſen Feuer wohnt,
Dann ſind, die ſo dich nennen, blind —
Dich ſandte nur der bleiche Mond!

Und dennoch — zündend bliebe kalt
Dieß Auge, feurig, ſüß und licht?
Ihr Lippen, die ihr purpurn wallt,
Euch ziemt Diana's Siegel nicht!

O, Einen Strahl der Sonne nur,
Die deines Ganges Fluthen kocht,
Zu wandeln dich, du Lichtnatur,
In Alles, was mein Herz erpocht!

Ha — plötzlich lodern dich zu ſeh'n
In deiner ganzen glüh'nden Pracht,
Und dann im Brande zu vergeh'n,
Den ich doch ſelber angefacht!

F. Freiligrath.

An Eliſa.
Von Burns.

Einmal gib mir noch, Eliſa,
Einen milden Abſchiedsblick,
Denke der verſtoßnen Treue,
Breche nicht mein letztes Glück.
Einmal ſieh zurück, Eliſa:
Wenn dein Buſen mich verbannt,
Hüll' erbarmend ſeinen Ausſpruch
In der Freundſchaft mild Gewand.

Hab ich Sträflich's dir geboten?
Liebe war es was ich bot:
Kannſt du deſſen Frieden brechen,
Der für deinen trüg' den Tod?
Weil noch Leben mir im Buſen,
Fühl ich dich in jedem Schmerz:
Einmal gönne noch, Eliſa,
Mild ein Lächeln dieſem Herz.

Nicht die Biene auf der Blüthe
Von des Mittags Prunk nmlacht,
Nicht der kleine frohe Etfe
In des Sommermondes Nacht,

Digitized by Google

Nicht der Dichter in der Stunde,
Wo des Geiſtes Strahl ihm blinkt,
Kennt die Seligkeit, die Himmel,
Die dein holder Gruß mir bringt.

Fr. Notter.

Die (engliſchen) Dichter unſerer Zeit nach ihren philoſophiſchen Richtungen betrachtet.

(Schluß.)

Die frühern Werke Shelley's verriethen einen ſo trotzigen und widerſpenſtigen Geiſt, daß nicht nur Männer, die eiferſüchtig ob ihrem Glauben wachten, betroffen und in Unruhe verſetzt wurden, ſondern ſelbſt der phlegmatiſchere Philoſoph, der gefaßt iſt, alle Anſichten ſich ausſprechen zu hören, Widerwillen und Verdruß empfand und nur allmählich das mit einer ſo verkehrten und ingrimmigen Bitterkeit verbundene Genie anerkannte. Ein tolerantes Gemüth mußte eben ſo empört ſeyn über die Tirade Shelley's gegen Prieſter und Monarchen, als über irgend eine Drohung, die zur Erwiederung gegen den Verfaſſer geſchleudert wurden. Aber ſeine ſpätern Werke zeichneten ſich durch eine geläutertere Stimmung aus, und nun, da der Sänger dahin iſt, und ſeine beſten Leiſtungen als die bekannteſten hervortreten, betrachten wir ihn im Licht eines heidniſchen Poeten, eines vorchriſtlichen Klaſſikers, der kaum mehr als ein Lukrecius mit den Einrichtungen und den Lehren unſrer Zeit in Verbindung ſteht.

Unter allen größeren Gedichten Shelley's gewährt ohne Zweifel: Alaſtor oder der Geiſt der Einſamkeit dem Leſer das unverkümmertſte Vergnügen; aber der erlöſ'te Prometheus iſt ſein kühnſtes und ſtrebendſtes Werk, und darauf müſſen wir zurückkommen, um ſeine Philoſophie zu erläutern.

Wenn Hobbes ausſprach: die gegenſeitige Furcht ſey es, was die Menſchen zum geſelligen Leben veranlaſſe und ſie darin erhalte, ſo ſprach er nur eine der verſchiedenen Wahrheiten aus, welche auf ſeinen Gegenſtand Bezug hatten. Aber es war eine Wahrheit und eine von weitgreiſender Wichtigkeit. Gegenſeitiges Mißtrauen hat oft die Menſchen ſich zu den Füßen eines Tyrannen niederwerfen gemacht; und dieſelbe Angſt, in Folge deren man nöthig erachtete, einen irdiſchen Regenten einzuſetzen, wurde auch auf den himmliſchen Monarchen übertragen. Wenn die Menſchen in Geiſteskultur und Geſittung Fortſchritte gemacht haben, ſo kann die Furcht vor einander nicht mehr die ganze Maſſe in der Sklaverei niederhalten. Nun iſt es wohl möglich, ſich einen Zuſtand des menſchlichen Weſens zu denken, wo gegenſeitiges Vertrauen und Wohlwollen ſo allgemein herrſchend wären, daß jede Art von Zwang und Gewalt überflüſſig würde. Für ſo weiſe, wohlwollende und freie Weſen hätte weder die Erde noch der Himmel mehr einen Gegenſtand der Furcht. Die Herrſchaft der Furcht, kann man ſagen, würde dann durch die der Liebe verdrängt. Dieſe ſegensvolle Revolution macht das Thema des erlöſ'ten Prometheus aus.

Das Gedicht beginnt damit, daß der Titan auf ſeinem Felſen liegend dargeſtellt wird. Jone und Panthea (Schweſtern von Aſia, dem Weibe des Prometheus) ſitzen zu ſeinen Füßen und bilden eine Art von Chor. Durch eine unſeres Bedünkens ziemlich unglückliche Erfindung wird die Geſtalt Jupiters ſelbſt herbeigeholt, um den prophetiſchen Fluch zu wiederholen, welchen Prometheus gleich anfangs, als er an den Felſen geſchmiedet ward, gegen den Tyrannen des Himmels ausgeſtoßen. Nachdem das Scheinbild Jupiters ſeine ſonderbare Obliegenheit erfüllt, ſteigt Merkur herab, von den Furien begleitet, und verſucht durch Androhung weiterer Martern, die Seele des unbotmäßigen Titanen zu beugen. Prometheus iſt unbeugſam. Die Furien quälen ihn durch entſetzliche Erſcheinungen und Geſichte. Nach ſeiner Todesqual ſteigen eine Menge freundlicher und hoffnungsreicher Geiſter aus der Erde empor, um ihn zu ſtärken und zu tröſten:

„Geiſter, die athmen und nicht kranken
Im Dunſtkreis menſchlicher Gedanken.“

Die zweite Scene zeigt uns die verbannte Aſia. Panthea iſt bei ihr. Es nähert ſich jetzt die Zeit des Triumphs für Prometheus und das Prinzip der Liebe. Aſia iſt voll von unbeſtimmten, glückweiſſagenden Ahnungen. Sie und Panthea werden von Faunen, Geiſtern und Echo's in das Reich Demogorgons geführt, wo ihrer ein Wagen harrt, ſie auf den Berg zu führen, wo Prometheus liegt.

Demnächſt ſieht man Jupiter auf ſeinem Thron, triumphirend in ſeiner Allmacht. Demogorgon, hier Ewigkeit genannt, ſteigt herauf, ſtößt ihn von ſeinem Sitz der Gewalt und verkündigt, daß die Tyrannei des Himmels für immer ein Ende hat. Der Gott ſträubt ſich — droht — aber umſonſt:

Die Elemente hören mich nicht mehr.
Ich ſinke, ſchwindelnd tief und tief — für immer.
Mein Feind dort oben, einer Wolke gleich,
Verfinſtert meinen Fall mit ſeinem Sieg.

Jetzt befreit Herkules den Prometheus, der ſeine Aſia wieder erhält und das übrige Gedicht füllen Lobgeſänge des glücklichen Wechſels, der jetzt in der ganzen Welt eintritt. Die Erde und der Mond werden in einem Zwiegeſpräch aufgeführt — eine verwegene Erfindung, die jedoch ihre volle Rechtfertigung findet in den kühnen lyriſchen Ergießungen, welche dieſen ungewöhnlichen redenden Perſonen in den Mund gelegt werden.

Welcher Art eigentlich die Umwandlung ſey, welche möglicher- oder wahrſcheinlicher Weiſe mit der Geſellſchaft vorgehen mag, oder durch welche Mittel zu bewirken — das ſind Fragen, die man vielleicht Dichtern nicht im Ernſte vorlegen darf. Wir müſſen uns begnügen zu erfahren, daß die dermaligen häßlichen Geſtalten moraliſcher Verzerrung eines Tags der Menſchheit abgenommen und in alle Winde zerſtreut werden, daß die Menſchen in idealiſche Reinheit gehüllt, erſcheinen werden. Man muß jedoch bekennen, daß Shelley die menſchliche Natur von einem beſchränkten Geſichtspunkt aufgefaßt hat. Wohlwollen mag immer das Haupterforderniß zum menſchlichen Glück, aber nicht

Digitized by Google

kann es das einzige Element derſelben ſeyn, und kann auch nicht in die Länge dauern, wenn nicht andere Antriebe und Beſtrebungen ſich dazu geſellen.

Wenn der Name Coleridge's in Verbindung mit der Philoſophie genannt wird, ſo iſt man im Augenblick geneigt, eher an ſeine proſaiſchen Schriften als an ſeine Gedichte zu denken. Aber in eine Schritt für Schritt beweiſende und prüfende Unterſuchung von dieſen uns einzulaſſen, würde uns in ein endloſes Labyrinth führen. Wir müſſen uns deßhalb darein ergeben, den Vorwurf der willkürlichen Behauptung über uns ergehen zu laſſen, wenn wir verſichern: daß, wer darin ein ſcharf ausgeprägtes Syſtem oder eine ſtrenge Verkettung von Gedanken zu finden hofft, ſich ſchwer getäuſcht ſehen, dagegen, wer nur glänzende Bruchſtücke zu ſammeln verlangt, einer reichen Ernte ſich zu erfreuen haben wird. Um in ſeiner Weiſe zu ſprechen: denkt man ſich eine Zeile, am einen Ende voll bewundernswürdiger Wahrheit, am andern voll hoffnungsloſer Dunkelheit, — ſo würde Coleridge der Indifferenzpunkt zwiſchen beiden ſeyn, der als die Einheit beider gefaßt werden mag, weil er Eines wie das Andere ſeyn kann.

Männer, welche eine tiefgewurzelte Neigung zum logiſchen Nachdenken mit großer Lebhaftigkeit des Gefühls verbinden, ſehen ſich oft in Gegenſtänden der Religion zu einem peinlichen Schwanken zwiſchen Zweifel und Glauben verurtheilt. Wahrheiten, welche in der Seele lebhaft wie ein Blitz aufflammten, ſind nachher auch eben ſo ſchwer feſtzuhalten und zu fixiren, wie jener. In dieſem Wechſel von Licht und Dunkel ſcheint Coleridge große Erfahrungen gemacht zu haben. Da er keinen feſten Standpunkt in der Philoſophie fand, wandte er ſich zu den heiligen Schriften. Aber er nahm ſeine alten philoſophiſchen Gewohnheiten mit und ſuchte in der menſchlichen Vernunft einen ſelbſtſtändigen Boden für Wahrheiten, welche ſeine weiſeren Landsleute mit ſchweigender Beruhigung hinnehmen, als hinausliegend über den dermaligen Bereich unſerer Fähigkeiten. Die Metaphyſik wurde wieder herbeigeholt um einen Beweis für die Dreieinigkeit aufzufinden und Kant wurde für den h. Athanaſius zu Hülfe gerufen. Es iſt augenfällig, daß die Philoſophie, in dieſer Weiſe betrieben, zu keinem befriedigenden Ergebniß führen konnte.

Coleridge hat ſich das Verdienſt erworben, eine Menge Wahrheiten mittelſt ſeiner Geſpräche und Reden in Umlauf geſetzt zu haben. Vielleicht darf man ihm auch zur Laſt legen, daß er durch daſſelbe Medium — durch den Reiz der Beredſamkeit, durch die Bezauberung ſeines Namens und die Anziehkraft des Geheimnißvollen — einen unglücklichen Einfluß ausgeübt hat auf Geiſter, die ſelbſt auch wieder Einfluß ausübten. Er beſaß die Macht, die Einſicht zu verdunkeln, und ſeine Bewunderer beteten die Finſterniß an.

Die Anlage ſeines Geiſtes war ihrem innern Weſen nach poetiſch; ſeine Verſtandes- und Denkkräfte, ſo ſtark ſie waren, ſtanden doch zu ſehr unter dem Einfluß ſeiner Empfindungen, um ganz geeignet zu ſeyn für die eben ſo beſonnene als ſtrenge Arbeit des Philoſophen. Wir kommen ſo auf ſeine Poeſie zurück. Hier jedoch finden wir keine eigenthümliche Idee philoſophiſcher Art; überall aber offenbart ſich die Neigung zu tiefgehendem Denken. Das Vorherrſchende iſt ein beſtändiges Trachten und Sehnen nach einem künftigen Leben, ohne einen entſprechenden feſten Glauben an Unſterblichkeit. Er iſt nie verſöhnt mit der Erde und nie recht gläubig an den Himmel. Er wünſcht einen günſtigen Einfluß auf ſeine Leſer auszuüben; aber ſeine Muſe iſt dann am ſtärkſten, wenn ſeine eigenen Hoffnungen am ſchwächſten ſind. Er ſingt am Portal des Tempels, ſitzend zwiſchen deſſen zwei Wächtern, Zweifel und Glaube.

Kein Meiſterwerk exiſtirt von dieſem Dichter, das als hauptſächlich ſeine Denkweiſe enthaltend, könnte bezeichnet werden. Alle ſeine Dichtungen ſind fragmentariſch. Ihm mangelte jenes untergeordnete Talent, das eine Verwicklung erſinnt und die Lücken von einem Punkt zum andern ausfüllt. Außerdem dichtete er immer aus eigenem freiem Antrieb, aus der Fülle ſeines Herzens. Seine Poeſie war unterthan den Wechſeln ſeiner Stimmung, den Bewegungen eines vielfach beſchäftigten Geiſtes. Hinſichtlich des Styls iſt er, unſers Erachtens, ſowohl Shelley als Wordsworth überlegen. Er hat nie die ſchwindelnde Ueppigkeit des erſtern, noch auch das langſame und ſchwerfällige Fortſchreiten, welches nur zu oft den Dichter der Excursion auszeichnet.

Noch iſt übrig, etwas über den Einfluß und die Tendenz dieſer unſerer metaphyſiſchen Dichter zu ſagen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß in Betreff des augenblicklichen Eindrucks auf die Gemüther ihrer Landsleute, alle drei übertroffen worden ſind von ihrem Zeitgenoſſen Byron, den wir, obgleich er ſich auch oft mit philoſophiſchen Gegenſtänden zu ſchaffen macht, doch nicht unter die philoſophiſchen Dichter zu rechnen wagen. Seine Anſichten waren die unmittelbaren Ergebniſſe ſeiner ungezügelten Leidenſchaft. Er zweifelte und läugnete, weil die Menge glaubte; wenn er fand, daß eine andre Menge ungläubig war, ſo wurde er geneigt ſeinen Unglauben zu verläugnen. Sein Einfluß war plötzlich, gewaltig und kurz. Er ſcheint allbereits nachgelaſſen und ſeinen Platz in der Geſchichte der Vergangenheit eingenommen zu haben. Der Einfluß der mehr denkenden Dichter, Wordsworth, Shelley und Coleridge war allmählicher in ſeinem Entſtehen, begrenzter in ſeiner Ausdehnung, aber er wirkt noch fort und wird lange noch fortwirken.

In wie weit die Revolutionen, welche in der Politik, in der Religion und im Geſchmack ſtatt haben, durch die individuellen Geiſter bedingt ſind, welche dem Anſchein nach an der Spitze derſelben ſtehen, und wie weit durch den unwiderſtehlichen Gang der Ereigniſſe: dieß iſt ſchon oft Gegenſtand des Streits geweſen. Früher war die vorherrſchende Weiſe, ſie als das Werk der großen, literariſchen oder politiſchen Helden des Zeitalters zu betrachten; und die Menſchen wurden nicht müde, ſich voll Verwunderung zu fragen: was das Schickſal der Literatur oder Europa's würde geweſen ſeyn, wenn dieſe oder jene Perſon nicht gelebt, oder, wenn auch gelebt, ein anderes Schickſal gehabt hätte? Aergerlich endlich über dieſe endloſen, unnützen Grübeleien, haben neueſtens Einige die Abſicht blicken laſſen, den Einfluß des Helden ſeiner Zeit ganz aus der Rechnung zu ſtreichen, und jede große Veränderung im menſchlichen Leben dem natürlichen

Digitized by Google

Strom des Denkens oder Empfindens unter der Menge zuzuſchreiben — einem Strom, der ſein Daſeyn und ſeine Richtung Umſtänden verdankt, die auf dem Zuſtand der Geſellſchaft überhaupt beruhen.

Aber beide Extreme ſind, wie gewöhnlich, im Jrrthum. Wenn die Bedürfniſſe und Leidenſchaften eines Zeitalters ihren Vertreter erzeugen, ſo hat dieſer Vertreter denn doch ſeine eigenthümliche Geiſtesbeſchaffenheit, die, zur Herrſchaft erhoben, ihren Charakter der zu bewirkenden Veränderung mittheilte. So entlehnt jede Revolution in der Philoſophie und in der Politik ihren Charakter halb von der großen Maſſe, halb von dem an der Spitze ſtehenden Herrſchergeiſt. Hätte Leo X, ſagen Manche, Luther verſöhnt, wie er zu einer gewiſſen Zeit wohl hätte thun können, ſo hätte es keine Reformation gegeben. Wäre Luther nie geboren worden, ſagt die andere Partei, ſo hätte demungeachtet die Reformation ſtattgefunden. Gewiß! das Menſchengeſchlecht würde auch ohne einen Luther nicht ſtillgeſtanden haben; aber man nehme an, der Reformator wäre anders geweſen als er war — er hätte, zum Beiſpiel, dieſelben natürlichen Verſtandeskräfte, dieſelben moraliſchen Eigenſchaften beſeſſen, aber der gelehrten Bildung ermangelt, ſo daß er außer Stand geweſen wäre, ſeine Sache mit der Sache der Wiſſenſchaften zu verbinden — in dieſem Falle hätte er ſich wohl an die Spitze einer von der römiſchen Kirche diſſentirenden Sekte ſtellen können, aber nie würde er Fürſten oder Gelehrte zu ſeinem Beiſtand gewonnen haben. Er wäre der Prediger einer Häreſie, aber nicht der Gründer der proteſtantiſchen Kirche geworden, und die religiöſen Kämpfe Deutſchlands hätten ſtattgefunden zwiſchen dem Volk und ſeinen Regenten, nicht zwiſchen abgeſonderten Staaten und Fürſten.

Doch nicht von ſolchen Männern, wie Luther, haben wir hier zu ſprechen, ſondern von den Vertretern viel untergeordneterer Veränderungen; von den Vertretern entgegengeſetzter Richtungen des philoſophiſchen Denkens in einer müßig ſpekulativen Zeit. Wordsworth und Coleridge, vorzüglich der erſtere, hielten mit Zähigkeit feſt an der alten Welt, an den Schätzen und ehrwürdigen Reliquien der Vergangenheit; ſie wollten die Zukunft beherrſchen durch die Gefühle und Grundſätze, welche ihnen die Geſchichte vermacht hatte. Shelley, von der Gegenwart und von der Vergangenheit ſich losſagend, forderte einen Wiederaufbau der geſellſchaftlichen Zuſtände auf ganz neuen Grundlagen, geradezu abgeleitet aus einer Prüfung der menſchlichen Natur. Beide Parteien verſtecken ihren Plan unter den ſchmeichelnden Farben der Einbildungskraft; beide ſind deßwegen der Beſchuldigung des Jrrthums unterworfen, und wir können nur die allgemeine Tendenz der beiden Denkweiſen zu vergleichen den Verſuch machen.

Wer dafür hält, daß die Geſellſchaft beſtimmt iſt, eine weit vollkommenere Organiſation zu erreichen, als ſie je bisher aufzuweiſen hatte; wer glaubt, daß die Menſchheit in ſich ſelbſt die Mittel beſitze, durch welche dieß erwirkt werden kann: der wird dem Dichter mit der kühneren Hoffnung und Forderung Beifall zollen. Wer dagegen meint: die Zukunft werde nur die Wiederholung der Vergangenheit mit einigen Abänderungen und Modifikationen ſeyn; wer kein Vertrauen hat zu Prinzipien, die auf der menſchlichen Vernunft ſelbſt beruhen und in Angſt iſt über den Verluſt jedes auch noch ſo geringfügigen Gutes, weil er verzweifelt einen Erſatz dafür zu finden — wird ſeine Zuſtimmung dem Dichter geben, der ſeine Bemühung darauf richtet, für künftige Generationen alle überlieferten Anſichten der Vergangenheit zu retten und zu befeſtigen. Wordsworth wird ſeine Bewunderer finden unter denjenigen, die alte Anſichten und Gefühle beizubehalten wünſchen, aber die Freiheit philoſophiſcher Forſchung theilen. Shelley wird ſeine Jünger unter denen ſammeln, die einen neuen Glauben ſuchen in den neuen Geſchicken der Menſchheit. Wenn die Welt ſtill ſteht, iſt Wordsworth der beſte Dichter; wenn ſie beſtimmt iſt zu einem noch unbekannten Glück vorzuſchreiten — dann hat die Poeſie Shelley's mit all ihren Fehlern, die edelſte Tendenz.

Hätte Shelley ſeine Jdeen ſo weit ausgebildet, um ihnen logiſche Schärfe zu geben: er wäre einer der einflußreichſten Geiſter ſeiner Zeit geworden. So aber kann er nur das Gemüth einiger ſpekulativer und mit Phantaſie begabter Leſer anſprechen. Man fühlt, daß ſeine Träumereien ſo fremd ſind dem wirklichen Treiben des Lebens, daß der Aengſtlichſte unter den politiſchen Zionswächtern keine ſchlimmen Folgen von denſelben befürchten kann. Wir können ſo wenig glauben, daß der erlöſ'te Prometheus den geringſten politiſchen Einfluß auszuüben vermöge, als daß das Rechtsgefühl des Zeitalters ſollte vergiftet werden durch Wordsworth's Preisgeſang auf Rob Roy.

Zum Schluß der Erinnerung, daß Keiner, wenn er bei Vergleichung dieſer beiden Dichter die offenkundigen Mängel an Shelley's Glauben und Philoſophie tadelnd bemerkt, auch die eigenthümliche Kraft und Innigkeit zu beachten verfehle, womit er einige der großartigſten Empfindungen, der edelſten Gefühle in der menſchlichen Natur ergriff. Wenn er ſich ſträubte, eine höhere Verpflichtung anzuerkennen, als die durch die Geſellſchaft auferlegte: ſo ſtellte er wenigſtens dem Geiſt ein ſolches Bild der Geſellſchaft dar, welches zu den hochherzigſten Beſtrebungen ermuthigt und, als Bedingung der Exiſtenz derſelben, ein hohes Maß moraliſcher Reinheit verlangt. Wenn ihm der religiöſe Glaube fehlte, ſo muß man doch bekennen, daß die moraliſchen Jdeen, welche unſern Begriff vom Göttlichen ausmachen, ſeinem Geiſt nicht fremd waren; er ſah die Schönheit in der Natur, das Wohlwollen im Menſchen und hier betete er ſie an. Wenn er es unterließ, die Hoffnung der Unſterblichkeit zu verkündigen — einen an edlen Früchten ſo reichen Glauben — ſo offenbarte er doch einen glühenden Glauben an die endliche Glückſeligkeit der geſammten menſchlichen Familie — ein Glaube, der gewiß nach der Ueberzeugung derer, die ihn mit dem Dichter theilen, eine Menge von Fehlern bedeckt.

(London and Westminster Review.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 63.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 September 1836.

Geſellſchaftslied.

Nach Thom. Moore's Song for the poco curante society.

Bei unſ'rem Trinkſpruch in dieſer Nacht:
„Das, was wir lieben!“ gedachten
Wir all' unſrer Freunde; jezt, mit Bedacht,
Gebt auch auf's läng're Regiſter Acht,
Von denen, die wir nicht achten!

Der Mann auf dem Throne, — mag finſtres Dräu'n
Auch ſeine Stirne umnachten, —
Iſt nicht der köſtlichſte Edelſtein
In Kronen, die Liebe des Volkes, ſein;
So können wir nimmer ihn achten.

Der Sklave, der feig, — als wär' es Pflicht
Im Joch des Deſpoten zu ſchmachten, —
Das Wort, das Kerker und Ketten bricht,
Das Wort des kräftigen Willens nicht ſpricht,
Den können wir Freie nicht achten.

Der Prieſter, der's nur mit Worten verſchmäh't,
Nach Ehre und Schäzen zu trachten,
Und wie der Pfahl, der am Wege ſteh't,
Den Weg uns nur zeigt, den er ſelbſt nie geh't,
Verdient nicht, daß wir ihn achten.

Der Krieger, — mag er mit tapf'rer Hand
Sein Schwert auch führen in Schlachten, —
Trägt unverlezt nicht ein heiliges Band
Des Ehrenworts immer gelob'tes Pfand
Am Schwerte; — der iſt nicht zu achten.

Der Rechtsgelehrte, der Ränke lehrt,
Des Unrechts Sieg zu ertrachten,
Iſt, wenn er auch ſelbſt nicht Lug beſchwört,
Nicht mehr als der ſchwörende Lügner werth,
Den Freunde der Wahrheit verachten.

Der Höfling, welcher nach Raupenart,
Was Fleiß und Sorgen erbrachten,
Verpraßt; kein Blättchen, auch noch ſo zart,
Den kriechenden Leib einſt zu ſonnen, ſpart,
Iſt nicht ein Mann, den wir achten.

Der Reiche, der, was ihm das Glück verleih't,
Aufhäuft in verborgenen Schachten,
Dem Edlen in Kummer und Dürftigkeit
Zur Hülfe ſein lumpiges Gold nicht beut,
Der iſt als Menſch nicht zu achten.

Der Ueberkluge, der fern ſich hält,
Wo Funken der Liebe erwachten,
Dem Strahle der Schönheit, der auf ihn fällt,
Sein Herz nicht offen entgegenſtellt,
Den Thoren laßt uns verachten!

Wer, wo der blinkende Becher kreiſ't,
Und Freunde nach Frohſinn trachten,
Geheimniſſe brütet; um Herz und Geiſt
Nicht jeden verhüllenden Schleier zerreißt,
Der iſt als Freund nicht zu achten.

Kurz jeder, — ihn trage Land oder Fluth
Ein Thron oder Schemel, — gedachten
Wir ſein nicht, und iſt er nicht redlich und gut,
Und war's nie, und hat es zu werden nicht Muth,
So können wir nur — ihn verachten.

M. Bachmann.

O'Donnells Lebewohl an Irland.

Von Mrs. Crawford.

Land der Schönheit, Land des Kummers,
Droht von dir der Abſchied mir?
Schwarz ſteigt auf der nächſte Morgen
Der mein Herz reißt los von dir:

Digitized by Google

Freunde, Bande, die mich feſſeln,
  Wenn ihr nie mich mehr beglückt:
Sehnend doch zu allen Zeiten
  Heimathwärts mein Auge blickt.

Wär'ſt du, was ich wünſch' und bete
  Schönes Erin, wärſt du frei:
Leichter würd' ich von dir ſcheiden,
  Wär's in öde Wüſtenei!
Dich in deinem Gram verlaſſen,
  Stimmt nicht mit der Kindespflicht,
Aber weg vom lieben Strande
  Lockt mich Luſt und Freude nicht!

Die du Kön'gin warſt der Völker,
  Das Athen*) der jüngern Welt,
Gegen dich, die immer Treue,
  Ward der Todespfeil geſchnellt.
Und von denen, die den Bundes-
  Becher einſt mit dir geleert;
O wär' Erins Schwert geroſtet,
  Eh's für England ſich gewehrt!

Doch umſonſt iſt's, rückwärts ſchauen,
  Wenn die Zukunft ſchwarz verhängt;
Die Erinnrung ſchmiedet Ketten;
  Hoffnung nur die Gräber ſprengt;
Komm, du lächelnd Bild voll Schöne
  Mit dem Sommerblumenkranz!
Auf dem Pfad der Pflicht mich leite
  Fern Erins ſmaragdnem Glanz!

Extaſe.

Victor Hugo Orientales.

Ich weilt' allein im Meer, hoch über mir die Sterne,
Am Himmel kein Gewölk, kein Segel in der Ferne!
Und über dieſe Welt flog weit mein Blick hinaus.
Die ganze Schöpfung rings, Gebirg und Wälder ſchienen
Zu fragen mit Geſchrei und mit verworrnen Mienen
    Des Himmels Feuer und das Meergebraus.

Der goldnen Sterne Schaar, unzählige Legionen,
Zur Erde hingebeugt mit ihren Feuerkronen,
Sie ſprachen laut und leis im wechſelnden Accord,
So auch, die Niemand treibt und hält, die blauen Wogen,
Indem herüber ſie den Kamm des Schaumes bogen.
    Das iſt der Zorn und das ſein Wort!

*) Johnſon bemerkt: „Irland iſt in alten Zeiten die Schule des Weſtens, der ruhige Sitz der Frömmigkeit und Gelehrſamkeit geweſen. In Zeiten, wo andre europäiſche Nationen vergleichungsweiſe noch in Unwiſſenheit verſunken waren, war Irland das Land der Aufklärung." Die ſächſiſchen Fürſten und Edeln wurden nach Irland geſchickt, um der Wohlthat einer aufgeklärten Erziehung theilhaftig zu werden und die ausgezeichnetſten Lehrer des nördlichen und ſüdlichen Britanniens erhielten, unentgeldlich, ihren Unterricht in iriſchen Schulen.

Dein Auge ſtrahlend gleich den Himmelskerzen
Gibt meinem trüben Blick ein neues Licht,
Du, meine Kraft, du Stütze meinem Herzen,
Das vor der Liebe Macht zuſammenbricht;
Ich kenne keinen Wunſch mehr als den Deinen,
Du biſt allein mein Schmerz und meine Luſt,
In Deinem Willen find' ich nur den meinen,
Mein Leben ruht allein in deiner Bruſt.

Ich gleich', o Engel, dem beſcheidnen Sterne,
Der ſeinen Glanz nur von der Sonn' erhielt,
Und ohne eignes Feuer in der Ferne
Nur mit erborgtem Farbenſchimmer ſpielt!

Anonymus, poëtes contemporains.

Andreas.

(Schluß.)

Dieß der, hier ins Kurze gezogene, Inhalt des Romans André; wäre er der einzige, welcher der Feder ſeiner renommirten Verfaſſerin entfloſſen iſt, ſo würden die Urtheile über ſie wohl ganz anders lauten: glänzendere Stellen finden ſich wohl in mehreren ihrer andern Schriften und ihr unbeſtreitbar großes Talent ergießt ſich hier nicht in ſo prächtigfarbigen Strahlen wie anderswo; aber dafür iſt dieſe Kompoſition auch freier von den Mackeln, welche andere ihrer Erzählungen verunſtalten und man würde in dieſem Buche, wenn es von einem Mann wäre, durchaus nichts irgend Anſtößiges finden. Bei dem Gedanken aber, daß eine weibliche Feder es geſchrieben, dürfte man ſich doch hin und wieder unangenehm berührt finden, und wenn man an ſo manche, in andern Schriften niedergelegte Anſichten ſich erinnert, beſchleicht Einen auch hier ein unbehagliches Gefühl: ob man wirklich auf feſtem Boden ſtehe, ob die Lebensanſchauung, welche im „Andreas" ſich ausſpricht, ernſtlich gemeint, ob nicht Alles Fiktion und Hypotheſe ſey?

Beſchränken wir uns aber zunächſt auf die Erzählung ſelbſt, ſo iſt der Styl auch hier leicht, gefällig und glänzend, nur oft, beſonders in minder intereſſanten Geſprächen, zu gedehnt. Bei dem converſativen Volk der Franzoſen ſpielt freilich das Geſpräch eine große Rolle und es bringt in den Roman das dramatiſche Element; aber gar geringfügige Gegenſtände ſollten doch nicht in ſo weitſchweifigen Wechſelreden behandelt werden. Sterne freilich gibt auch jedes Wort, ja jede Miene — aber bei ihm läßt auch jedes Wort, jede Geberde einen Blick in die Seele thun und wird ein Zug zum Bilde, während in ſo vielen andern Büchern eben geplaudert wird. So iſt die Unterhandlung Joſephs mit dem Marquis unverhältnißmäßig breit. Die Charaktere ſind gut gezeichnet, am beſten vielleicht Joſeph Marteau, ein ächt franzöſiſcher Charakter mit ſeiner Intrigue, Gutmüthigkeit, Schlauheit, Großmuth und ſeinem Leichtſinn. Bei dem Marquis wird man von vornherein auf ſeine Härte und Geiz nicht gehörig vorbereitet. Henriette und das Griſettenweſen iſt lebendig geſchildert; die Scene im Marteau'ſchen Hauſe iſt trefflich. Mit großer Vorliebe iſt von der Verfaſſerin Genoveva, die, wie Sokontala, unter Blumen Aufgewachſene, behan-

Digitized by Google

delt; alle Zartheit und alle Kraft, alle Weichheit und aller Stolz des Weibes ſind in dieſer ſchönen Blumenſeele vereinigt — und auch die Schwäche darf nicht ganz fehlen. Es läßt ſich nichts einwenden gegen die oben mitgetheilte Behauptung der Verfaſſerin: daß die Poeſie auch die Niedrigkeit und Armuth beſuchen und verklären dürfe und eine Blumenmacherin wie Genoveva mag eine ſeltene Erſcheinung ſeyn, aber unmöglich iſt ſie nicht. Ein ſchlimmes Kompliment aber für die Männer iſt Andreas — der nur zum Hohn der Held dieſes Romans, dem er den Namen gibt, heißen kann und man könnte die Vermuthung aufſtellen: auch dieſer Charakter ſey von der Verfaſſerin geſchaffen worden in konſequenter Verfolgung ihres durch all ihre Schriften ſich mit mannichfachen Modifikationen hindurchziehenden Thema's: die Emanzipation des Weibes! — Wie der Mann ſeine überwiegende Kraft mißbrauche, um das Herz des Weibes erſt zu gewinnen und dann zu zerreißen — dieß Thema hat z. B. Byron vielfach behandelt, ſein eigenes Geſchlecht anklagend und doch zugleich insgeheim triumphirend; daſſelbe hat G. Sand in andern Romanen ausgeführt; hier aber wird gezeigt, wie der Mann auch durch ſeine Schwäche das Weib ins Verderben ziehe und ſomit der Beweis vollendet, daß der Mann das Unglück des Weibes ſey. Die Schwachherzigkeit des Andreas, der wie ein Rohr vom Winde hin und hergeworfen wird, ſeine Unentſchloſſenheit und Thatloſigkeit ſind treffend geſchildert — (nur darüber könnte man mit der Verfaſſerin rechten, daß ſie, wahrſcheinlich um auch dadurch Licht auf ſeinen Charakter fallen zu laſſen, zu ſeinem Lieblingsdichter — Goethe macht!) und auch das Sichbilden eines ſolchen Charakters iſt durch ſeine Erziehung bei einem ſolchen Vater gut motivirt. Die unbeſtreitbare Wahrheit, daß eine ſolche Charakterloſigkeit ſo viel Unheil anrichten könne, als wirklich ſchlimme Eigenſchaften und Handlungen, iſt gut veranſchaulicht und die einzelnen Aufwallungen von Zorn bei Andreas entſprechen ganz dem Weſen ſolcher Naturen, die von der Aſthenie plötzlich zur gereizteſten Heftigkeit überſpringen. Die ſelbſtverſchuldete Strafe eines ſolchen Charakters iſt hart — der Schluß kontraſtirt durch ſeine Traurigkeit herb gegen die Heiterkeit des Anfangs, und doch kann man nicht ſagen, daß die poetiſche Gerechtigkeit falſch ausgeübt werde, denn auch Genoveva, obgleich ein Opfer, hat eine Schwäche abzubüßen. Wenn von der Moral eines Romans geſprochen werden darf, ſo iſt die in dieſer Erzählung enthaltene an ſich gewiß nicht verwerflich — es iſt dieſe: daß die Folgen der Charakterſchwäche auch ohne poſitive Fehler gar leicht denen einer wirklich unſittlichen Handlungsweiſe gleich kommen können. — Wenn nur nicht die Verfaſſerin ſonſt die Charakter- oder Geiſtesſtärke in ihrem Sinne, das Sichhinwegſetzen über alle gewöhnliche Moral, die Excentricität, welche alle Sitte verlacht und die Ordnung des Lebens mit kecker Hand umſtürzt, mit unverkennbarer Vorliebe vertheidigte! Sie iſt deßhalb und wegen ihrer, an einer Frau nicht anſtändigen, das Zartgefühl verletzenden Schilderungen, vielfach und gewiß mit Recht angegriffen worden. Gewiß kann der Autor nicht von der Kritik verantwortlich gemacht werden, für das was ſeine Perſonen, ihrem Charakter gemäß, reden und thun; es kann ihm auch nicht geradezu verargt werden, wenn er ſeltſame und ungeheure Naturen zu produciren ſich innerlich gedrungen fühlt — aber auch in den objektivſten Produkten iſt immer noch die ſubjektive Geſinnung und Tendenz des Autors für ein ſchärfer blickendes Auge erkennbar; dieſe Geſinnung und Tendenz hat die Kritik, freilich nicht mit inquiſitionsmäßiger, argwöhniſcher Engherzigkeit, ſondern mit empfänglicher Unbefangenheit zu ermitteln und auch darnach, nicht bloß nach der künſtleriſchen Behandlung des Einzelnen ihr Urtheil abzumeſſen. Ungereimt wäre es, zum Maßſtab der Beurtheilung das machen zu wollen: ob lauter oder recht viele edle und ſchöne Seelen, tugendhafte Handlungen und Aufopferungen und rührende Reden in einem Buche ſich finden, ob am Ende eine recht ſtrenge Gerechtigkeit geübt werde, ob der Verfaſſer den Schlechten ſchlecht, den Guten gut nenne — nein! Die Geſinnung und Tendenz gibt ſich ſchon im Ton, im Styl zu erkennen, ohne daß der Dichter oder Erzähler mit ſeinem Urtheil ſtörend ſich hervordrängte, und wenn auch noch ſo bedenkliche Situationen geſchildert, noch ſo krankhafte Zuſtände und Charaktere gezeichnet werden — und dieß muß immer der Poeſie geſtattet bleiben — ſo ſoll doch und kann doch die Sprache, der Ton, womit dieß geſchieht, geſund ſeyn. Das iſt es aber, was wir an ſo vielen Produktionen vermiſſen. —

In Beziehung auf die Einwendungen, die man dagegen vorbringen kann, daß eine Frau ſolche Romane ſchreibt, in welchen allzuhäufig der Anſtand verletzt wird, mag immerhin geltend gemacht werden: das Genie, das Talent haben kein Geſchlecht. Aber ſolche, mehr pikante als gründlich wahre Behauptungen auch im Allgemeinen zugegeben — im einzelnen gegebenen Fall kann man ſich von einem Vorurtheil gegen eine Frau, welche auf dieſe Weiſe die ihrem Geſchlecht vorgezeichneten Schranken überſchreitet, nicht losmachen, und gerade die Verfaſſerin des André iſt durch ihre Werke, durch Angriffe und Vertheidigungen zu einem ſolchen Ruf gekommen, daß man ihre Perſönlichkeit unmöglich ignoriren kann. Auch hat ſie ſich ſelbſt neueſtens auf den Kampfplatz begeben und in den Reiſebriefen, die in der Revue des deux mondes mitgetheilt wurden, Aufſchlüſſe über ihren Seelenzuſtand vor ihrer Heilung gegeben. Da finden ſich z. B. folgende Stellen: „Ich habe den Spleen, die Verzweiflung in der Seele; in drei Monaten werde ich nicht mehr ſeyn. Ich kann nicht mehr leben — ich kann es nicht mehr. Die Welt wird nie verſtehen, was ich gelitten, was ich verſucht habe, eh' es ſo weit mit mir kam." — „Vielleicht iſt mein Herz erſchöpft, mein Geiſt zerſtört durch ein abenteuerliches Leben und falſche Ideen; aber ich ſterbe daran, ſiehſt du —" — „Ich bin ein Weſen voll Irrthümer und Schwächen und die düſterſten Schleier der Unwiſſenheit und des Leichtſinns bedecken die glänzendſten Blitze meiner Seele. Ich ſtehe allein — in Folge von Enttäuſchungen und verlornen Illuſionen. Dieſe Illuſionen waren ſtark; aber Wer hat ſie nicht gehabt? Aber Eine habe ich mir gemacht, eine ganz eigenthümliche, unermeßlich, ſchön, wie meine Seele es war in den früheren Jahren des Lebens, beim Austritt aus dem Jugendalter; und dieſe war, bei einer Frau ein Siegel ewigen Unſterns, ein Todesurtheil!" — „Es thut mir ſehr leid das ſchlechte Buch geſchrie-

Digitized by Google

ben zu haben, das Lelia heißt; nicht daß ich es bereue; dieß Buch iſt die kühnſte und ehrlichſte Handlung meines Lebens, obgleich auch die tollſte und am meiſten geeignet, mir die Welt zu verleiden. Wenn es mir leid thut, die Lelia geſchrieben zu haben, ſo iſt es darum, weil ich ſie nicht mehr ſchreiben kann. Ich bin in einer Geiſtesſtimmung, ganz ähnlich derjenigen, die ich ſchilderte und in der ich mich befand, als ich das Buch ſchrieb." — „Du fragſt mich, ob das Buch, das du ſo ernſthaft geleſen haſt, eine Komödie iſt? Ich antworte dir: Ja und Nein, je nach den Tagen. Es gab Nächte der Sammlung, des herben Schmerzens, der ſchwärmeriſchen Ergebung, wo ich ſehr ſchöne Phraſen in beſter Ueberzeugung niederſchrieb. Es gab Morgen der Erſchöpfung, der Schlafloſigkeit, des Unmuths, wo ich mich über den vorhergehenden Tag luſtig machte und wo ich alle die Blasphemien wirklich dachte, die ich ſchrieb. Dieß Buch, ſo ſchlecht und ſo gut, ſo wahr und ſo falſch, ſo ernſtlich und ſo ſcherzhaft, iſt gewiß das am tiefſten, ſchmerzlichſten und ſchärfſten durchgefühlte, das je ein Hirn im Wahnſinn erſchuf. Diejenigen, die einen Roman zu leſen glaubten, hatten ganz recht, es für abſcheulich zu erklären. Diejenigen, die für Wirklichkeit nahmen, was die Allegorie verbarg und was im innern Kern ganz traurig und keuſch war, haben wohl Grund gehabt, ein Aergerniß zu nehmen. Diejenigen, welche, die nämliche Pein leidend, darin eine abgebrochene Klage, mit Fieberwahnſinn, Schluchzen, unheimlichem Gelächter und Flüchen zu hören glaubten, haben es ſehr gut verſtanden und dieſe lieben es, ohne es zu billigen." — „Das zu gleicher Zeit unglückliche und bevorzugte Weſen, das man Dichter nennt, wandelt unter den Menſchen dahin mit einem tiefen Gefühl der Trauer. Sobald ſich ſeine Augen dem Lichte der Sonne öffnen, ſucht es nach Gegenſtänden der Bewunderung, ſieht es die ewig junge und ewig ſchöne Natur, wird es ergriffen von göttlicher Ekſtaſe und unbekannter Entzückung; aber bald genügt ihm die träge Schöpfung nicht mehr. Der ächte Dichter liebt Gott und die Werke Gottes. Er möchte Gott finden und anbeten im Menſchen, wie ein heiliges Feuer auf einem unbefleckten Altar. Seine Seele dürſtet, ſeine Arme öffnen ſich; in ſeinem Liebesbedürfniß würde er ſich gerne die Bruſt aufreißen, um alle Gegenſtände ſeiner unendlichen Sehnſucht darin aufnehmen zu können; aber die menſchliche Häßlichkeit, das Werk von Jahrhunderten des Verderbens, kann ſeinem klaren Auge, ſeinem tiefen Blick nicht entgehen. Er durchdringt die äußere Hülle, er ſieht mißgeſchaffene Seelen in glänzenden Leibern, thönerne Herzen in Statuen von Gold und Marmor. Das ſchmerzt und entrüſtet ihn; er murrt und ſchilt. Die Mißbräuche der Welt preſſen ihm den Schrei des Jammers aus; der Anblick der Heuchelei verſengt ihm das Auge, wie mit glühendem Eiſen; die Leiden des Unterdrückten entflammen ſeinen Muth; verwegene Sympathien gähren in ſeiner Bruſt. Der Dichter erhebt ſeine Stimme und ſagt den Menſchen Wahrheiten, welche ſie erbittern. Dann lieſ't das ganze unreine Geſchlecht, das ſich hinter eine falſche Achtung vor den Geſetzen zurückzieht, um im Schatten ſeinen Laſtern nachzuhängen, die Steine vom Weg auf, um den Mann der Wahrheit zu ſteinigen." — „Warum habe ich, eine Dichterin, mit dem Stempel auf der Stirne, daß ich keinem Menſchen angehören, daß ich ein unſtetes Leben führen ſoll, warum habe ich, beſtimmt zur Trauer und zur Freiheit, mich an die Geſellſchaft angeſchloſſen? Warum habe ich einen Bund gemacht mit der Familie der Menſchheit? Es war dieß nicht mein Loos! Gott hatte mir einen ſtillen und unzähmbaren Stolz, einen tiefen Haß gegen die Ungerechtigkeit, eine unüberwindliche Neigung für die Unterdrückten verliehen. Ich war ein Vogel des Feldes und ließ mich in einen Käfig ſperren, eine wandernde Liane des Meeres und man ſetzte mich unter eine Gartenglocke. Meine Sinne forderten mich nicht zur Liebe heraus, mein Herz wußte nicht, was ſie war. Mein Geiſt hatte kein Bedürfniß, als Beſchaulichkeit, Lektüre, Melodieen. Warum mir unauflösliche Ketten? O mein Gott, wie wären ſie ſüß geweſen, wenn ein Herz ähnlich dem meinigen ſie mit mir getragen hätte! Ach nein! nicht zur Dichterin, zur Liebe war ich geboren! Die Unſeligkeit meines Verhängniſſes, der Haß anderer Menſchen haben mich zur Reiſenden und zur Künſtlerin gemacht. Ich, ich wollte ein menſchliches Leben leben, ich hatte ein Herz — man hat es mir mit Gewalt aus der Bruſt geriſſen, man hat mir nur einen Kopf gelaſſen, einen Kopf voll Lärmen und Schmerz, voll entſetzlicher Erinnerungen, voll trauriger Bilder, widerlicher Scenen ... und weil ich, Erzählungen ſchreibend um meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, mich erinnerte, daß ich unglücklich geweſen, weil ich zu ſagen gewagt: es gebe unglückſelige Geſchöpfe in der Ehe wegen der Schwäche, wozu man das Weib verdammt, wegen der Brutalität die man dem Mann geſtattet; wegen der Schändlichkeiten, welche die Geſellſchaft mit einem Schleier verhüllt und mit dem Mantel des Mißbrauchs zudeckt, hat man mich für unmenſchlich erklärt, hat man mich als die Feindin der Menſchheit behandelt." — Wir wollen dahingeſtellt ſeyn laſſen, in wie weit dieſe pathetiſche Stelle, die übrigens in die Zeit vor der Heilung fällt, ganz und gar ernſtlich gemeint iſt; denn heutzutage hört und lieſ't man gar zu oft Ergießungen der ſchwärzeſten Verzweiflung und Troſtloſigkeit von Schriftſtellern, welche ganz behaglich ſich des Lebens und ſeiner Genüſſe freuen; wir wollen auch nicht noch mehr Steine vom Wege aufleſen, um ſie nach der angefeindeten Schriftſtellerin zu ſchleudern; aber verhehlen kann man ſich nicht, daß die äußern Veranlaſſungen zum Dichten bei der Madame Dudevant nichts weniger als günſtig waren, und daß allerdings von einer, durch die Pfeile des Lebens aufgeriſſenen poetiſchen Ader nicht die ächten und reinen Ergießungen ſich erwarten laſſen. Man hat ſchon Parallelen gezogen zwiſchen ihr und Rouſſeau; dieſe laſſen ſich noch weiter verfolgen, wenn man die Reiſebriefe mit den Confessions zuſammenſtellt. Wenn aber Madame Dudevant es nicht bis zur Offenherzigkeit Rouſſeau's bringt, was ihr auch nicht zu verdenken iſt, ſo würde ſie doch wohl thun, ſich die in ſeinen andern Schriften beobachtete Diskretion zum Muſter zu nehmen.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 64.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 September 1836.

Der alte Matroſe.

Ein Romanzencyklus von S. T. Coleridge.

Vorwort.

Cowper und Burns waren die Erſten, welche der engliſchen Muſe den Reifrock auszogen, den ihr, mit wenigen Ausnahmen, die meiſten ihrer Prieſter ſeit Shakſpeare's, Milton's und Spenſer's Tagen angelegt hatten. Das friſche, kräftige Mädchen, welches kühn vor Eliſabeth die Laute geſchlagen, welches Cromwell'n die Myſterien des Himmels und der Hölle in die Ohren geſungen hatte, war zur prüden alten Jungfer geworden, ſchämte ſich der Natur und der Leidenſchaft, ſpitzte den Mund zu Satyren und Lehrgedichten, geeinte zahme Liedchen in den Drawing-Rooms der Vornehmen, und wenn es ſich einmal im Freien erging, ſo war's „zum Geſange Siciliſcher Muſen" auf Windſor's „geſegneten Fluren," oder im Weichbild von Oxford oder Cambridge. Da fielen, wie ein milder Regen, Cowper's ſanfte Weiſen in die erſtarrten Herzen; da ſcholl des Bauern von Ayrſhire kecker, herziger Wildgeſang von Norden herüber, und gelöst war der Zauber, gebrochen der Spindelbann. Der Plunder des Reifrocks und der Schminke wurde in die Rumpelkammer geworfen; die Lieder jener Männer erwieſen ſich als der Quell der Jugend, in den die britiſche Poeſie zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Greiſin hinabſtieg, um ihn mit Beginn des neunzehnten als blühende, lachende Jungfrau wieder zu verlaſſen, an Moore's Hand auf Erin's grünen Bergen und im Orient zu ſchweifen, dem Zauberer von Abbotsford den Kelch vaterländiſcher und mittelalterlicher Romantik zu kredenzen, mit den Seedichtern über die Tiefe der Waſſerbecken von Weſtmoreland ſich zu neigen, und zuletzt als üppige, leben- und liebeglühende Haidee in Don Juan-Byron's Arme zu fliegen.

Byron, Scott und Moore, das dominirende Dreigeſtirne am jetzigen poetiſchen Himmel Albion's, ſind in Deutſchland längſt keine Fremdlinge mehr; minder hingegen, wie eifrig wir uns auch auf die Novelliſten geworfen, ſind die übrigen Poeten im engern Sinne, Epiker ſowohl, als Lyriker, bei uns bekannt geworden. Wir meinen: mit Unrecht; und bezwecken zur Begründung dieſer unſerer Anſicht die Ausbeute unſerer Streifzüge durch die minder betretenen Gebiete der engliſchen Literatur von Zeit zu Zeit in dieſen Blättern niederzulegen. Den Anfang machen wir heute mit Coleridge's berühmtem Romanzencyklus: „The Rhyme of the ancient Mariner," und laſſen unſerer Ueberſetzung die folgenden kurzen Bemerkungen über den Dichter und die Schule, als deren Mitglied man ihn gewöhnlich nennt, vorangehen.

Samuel Taylor Coleridge, geb. 1773, geſt. 1831, Einer der Vorfechter der Romantik in England, gehört zu den originellſten und anerkannteſten Dichtern, welche den britiſchen Parnaß unſerer Tage verherrlichen halfen. Reichthum der Phantaſie und Tiefe des Gefühls zeichnen ihn gleich vortheilhaft aus, und machen ihn wir zu einer der gewaltigſten und hervorragendſten, ſo zu einer der liebenswürdigſten Erſcheinungen in dem Kreiſe befreundeter Dichter, die man, da ſie meiſt in der Nähe der Seen von Weſtmoreland und Cumberland wohnen oder wohnten, unter dem Namen der See-Schule zuſammenfaßt: Wordsworth ihr Haupt, Coleridge, Southey und Wilſon ihre bedeutendſten Anhänger. Edle Simplicität in Form und Ausdruck (die bei Coleridge ſelbſt zuweilen in eine berechnete, aber den Leſer gerade durch ihre Phantaſtik feſſelnde, Nachläſſigkeit ausartet), hohes ſittliches Gefühl, begeiſterte Anpreiſung häuslicher Tugenden und Freuden (die jedoch, wie breit ſie auch, namentlich bei Wordsworth, manchmal auftritt, niemals in Voſſiſche Philiſterei ausartet), vor Allem aber ein glühender Enthuſiasmus für ein myſtiſches Sich-Verſenken in die Schönheiten der Natur, ſind das Auszeichnende der Seedichter: ihre Poeſie iſt ein Pantheismus. „Sie haben," ſagt Allan Cunningham in ſeiner Biographical and Critical History of the British Literature of the last fifty years „einen Plan und ein Geſetz in der Natur entdeckt, ein großes Band der Sympathie und Harmonie, welches die todte mit der lebendigen Welt, und beide mit der heiligen und allmächtigen Quelle des Lichts und der Liebe verbindet." — Auf den einſamen, laubbewachſenen

Ufern ihrer Seen, im Wald und am Meere, auf Bergen und Felſen ſcheint ihre Seele mit dem Weltgeiſte ſich zu vermiſchen; „ſie fühlen," äußert ſich ein anderer Berichterſtatter „einen unſichtbaren und unausſpeechlichen Einfluß, der ſie erhebt, entzückt und läutert. Alles in dee Natur iſt ihnen der Ausdruck einer intellectuellen Kraft, und ſie legen dem geringſten, wie dem größten Gegenſtande in der Schöpfung nicht nur eine phyſiſche, ſondern auch eine moraliſche Exiſtenz bei. Der Ocean wird von Gefühlen und Leidenſchaften bewegt; der Mond hat ſeine Launen; Kometen, Sterne und Wolken folgen innerlichen Antrieben." — Sie fühlen, wie Hugo, als er ſeine „Träume" dichtete.

„Irrt man auf Meeresſande
Und im Gehölz, entwich
Man nach des Fluſſes Strande —
Dann, ledig aller Bande,
Glaubt näher man den Himmeln ſich:

Dort, wie ein Traum iſt Alles!
Kein Ton dort ohne Wort!
Ein Loblied mächt'gen Schalles
Steigt aus des Wogenſchwalles
Und Laubwerkes Murmeln dort!

Es brauſ't wie eine volle
Und tiefe Stimm' uns an!
Es iſt des Aus Gegrolle,
Es iſt der Wele Gerolle
Im Himmelsocean!" u. ſ. w.

Indem wir uns über die Schule ausſprechen, haben wir auch faſt ſchon über den Einzelnen berichtet: Coleridge iſt ganz und gar „Lakiſt." Allerdings gab er ſpäter Manches von den phantaſtiſchen Theorien ſeiner Genoſſen auf; dieß geſchah aber erſt, nachdem er als ſchaffender Dichter vom Schauplatz abgetreten war. Wie er jetzt in ſeinen Dichtungen vor uns liegt, zeigt er unſerm prüfenden Auge Alles das, was wir oben als das Charakteriſtiſche der See-Schule bezeichneten, womit wir übrigens, im Widerſpruch mit unſerer obigen Behauptung, keineswegs ſagen wollen, daß Coleridge der Originalität ermangele. Er iſt in hohem Grade poetiſche Individualität, zumeiſt wohl duech ſeine gewaltige Phantaſie, deren wilder, häufig alle und jede Scheanke toll durchbrechender, Flug uns um ſo mehr in Erſtaunen ſetzt, als er auf der andern Seite zaet, innig, ſelbſt kindiich zu ſeyn vermag. „Seine Gedichte," ſagt Cunningham, „ſind verſchieden und ungleich; zuweilen kräftig und ſchwungvoll; oft zärtlich und moraliſch; häufig ſanft, einſchmeichelnd und überredend; immer aber voll ſchöner, kurz und klar ausgedrückter Gedanken. Stellen von großer Kühnheit, und Ausſtrömungen einer ſo eigenthümlichen, als ſeltſamen Einbildungskraft ſind häufig. Auf ſeine unvergleichliche „Genevieve" hat er allen Reiz der Poeſie und des Ritterthums ausgegoſſen; im „alten Matroſen" ſegelt, in „Chriſtabel" fliegt er bis zu den äußerſten Gränzen der Erfindung und der Glaubwürdigkeit, und in ſeinem Geſange: „Feuer, Hunger und Gemetzel" hat er die wilden Akkorde der Sibyllen, oder vielmehr der Furien wieder in's Leben gerufen, und uns ein, der erſten Diener des Verderbens würdiges, Lied geſungen. Dieſe Gedichte ſind, jedes in ſeiner Art, vortrefflich; allerdings iſt „Chriſtabel" nur Fragment, und von ſo eigenthümlich wilder Erfindung, daß es ſelbſt poetiſchfühlende Kritiker erſchreckt; aber es fließt über von Poeſie, es enthält Zeichen, daß der Verfaſſer höher zu fliegen vermag, als er bis jetzt irgendwo gewagt hat, und durch das Ganze zieht ſich eine ſuperſtitiöſe Ader, die ihm eine wilde, übernatürliche, mit dem Volksglauben harmonirende Größe aufdrückt. Dem Dichter ſcheint entweder die Eefindung ausgegangen zu ſeyn, oder er ſcheint gefühlt zu haben, daß er ſich zu hoch in die Regionen der Phantaſie erhoben hatte, als daß gewöhnliche Geiſter ihm folgen konnten; denn er hält inne auf ſeiner Luftreiſe, ſchlägt das Buch zu, und weigert ſich, weitere Offenbarungen zu machen. Er ſcheint die Sage von Merlin im Sinne gehabt zu haben, eine Mönchsfiction, mit der aber, wie ſchön ſie auch ſeyn mag, in unſern materiellen Tagen ſchwer umgehen iſt. Der „alte Matroſe" iſt aus Gefühlen hervorgegangen, die unſeeer Natur eigen ſind, und enthält eine wunderbare Lehre über unſere Güte gegen die ſtumme, aber lebende Schöpfung um uns her. Der Matroſe ſchießt muthwilligerweiſe einen Albatros, den die Seefaheer für einen Vogel von guter Vorbedeutung halten, und wird für ſeine Geauſamkeit mit der ganzen Mannſchaft beſtraft. Die beſondere Art, auf welche dieß eezählt wird und die übermenſchlichen Abenteuer der Seeleute und ihres Schiffes machen dieſe Ballade eben ſo kühn, als originell.

(Fortſetzung folgt.)

Das Dictionnaire de l'Académie française.

In dem Ausſpruch Charles Nodier's: „c'ést le savant, qui tuera la parole de l'homme" liegt ein ſo tiefer und unwiderleglicher Sinn, daß man, bei fehlender Einſicht, denſelben ſogar für eine fade Oberflächlichkeit halten kann. Wollen wir, die Deutſchen, dieſen Ausſpruch recht verſtehen, ſo müſſen wir uns unter dem „savant" den Mann der Literaturzeitungen denken; zugleich aber müſſen wir unter dem Tod der Sprache ihe eigentliches Sich-Ableben, ihr Erſtarren, ihr Schwindſüchtigwerden, Veebleichen und Verenden verſtehen, durch welchen ſchaudervollen Proceß die reiche Fülle, der keäftige, jugendliche Leib der Sprache endlich zu einem ſaft- und blutleeren Köeper, zu einem hohlen Todtenhaupt, zu einem, mit Floskelwerk, gleich als mit Lumpen aufgeputzten Leichnam wird. So begriffen, ſind es freilich die Geleheten, die nichts als die Gelehrſamkeit repräſentiren, welche die Speache austrocknen und zu Geunde richten; jene Gelehrſamkeit, welche in ihrer Inproduktivität (denn das Produktive iſt das Allgemeine und Allen Gemeinſame), in iheer ſtaeren Föemlichkeit, in iheer ſtagnirenden Wort- und Begriffs-Klauberei nur den höchſten Egoismus ausdrückt, indem ſie, ewig am ſchalſten Zeuge ſich ſelbſt befriedigend, auch andern, auch der Welt, die für ſie nur aus Gelehrten, aus ihres Glei-

Digitized by Google

chen beſteht, dieſen Egoismus der Selbſtbefriedigung am Nichtigen und Schlechten aufzubringen ſtrebt. In dem Volke, das einen ſo unendlichen Theil zu der allgemeinen Sprachbildung und zu dem ſtetigen Prozeß des Gedankens in dieſer beiträgt, lebt freilich ein anderer Geiſt, und das Volk iſt deßhalb von jeher jener, in ſich ſelbſt und in ihrem räucherigen Studierzimmer erſtarrten Gelehrſamkeit abhold geweſen; ja ſogar hat es die Rache des verſchmähten Geiſtes an dieſer Gelehrſamkeit ſelbſt übernommen, und ſolche durch den gewaltigen Hohn ausgeſprochen, womit ſie den vertrockneten und verſauerten Literatoren zu Leibe ging.

Daß das Volk nicht dichte, (troz dem, daß ſo viele tiefe Geiſter dieß behauptet, und nicht bloß behauptet, ſondern auch bewieſen haben) hat neuerlich zwar ein ſuperkluger Kritiker in Berlin zum Erſchrecken der Berliner dargethan; allein derſelbe wird nicht ſo ſehr für ſein autokratoriſches poetiſches Ich eingenommen ſeyn, daß er nicht wenigſtens dem Volk (worunter man freilich nicht den Berliner Pöbel zu verſtehen hat) ſein entſchiedenes Theil an der Erzeugung, Conſtruktion, Auferbauung, Weiterführung und Vollendung der Sprache zugeſtehen ſollte. —

Hiervon abzubrechen, müſſen wir uns, jedoch dießmal negatio, auf einen zweiten Ausſpruch des tiefgelehrten, aber nicht minder geiſtreich forſchenden Nodier beziehen, und ihn beſtreiten. Er ſagt nämlich, eben da, wo er von dem Dictionaire de l'Académie mit ſo viel Anerkennung ſpricht: daß keine Sprache ſich fixire, d. i. eine Epoche des Ruheſtandes erleben könne, ſo lange ſie überhaupt eine lebende ſey. Es ſey uns vergönnt, das Wahre und das Unwahre dieſes Wortes auszudeuten:

Freilich iſt es unmöglich, wenn die Sprache die Form des Gedankens iſt, daß ſie zu irgend einer Zeit vollkommen aufhören könne ſich weiter zu bewegen, denn der Gedanke iſt ja ſelbſt die Bewegung, das „Fließen“ des Heraklit; die Sprache aber iſt die eingeborne Form des Gedankens. Das iſt gar nicht zu beſtreiten; allein ſo meint Nodier eigentlich ſeine Rede nicht. Er meint nur, es ſey in dem Fortgange der Sprache überhaupt kein Punkt aufzuzeigen, wo ſie, als ſolche, ſich ſtagnirend verhalte, oder verfeſtet ſey. Dieſe Annahme iſt aber falſch. Die Sprache hat, in ihrem zeitlichen Fortſchritt, Momente, wo ſie es in ihrer Unbeholfenheit ſo weit gebracht hat, daß ſie mit ihrer eigenen Form nicht mehr weiter kömmt, daß alſo das, was ſie weiter führen muß, (denn um das Weiter handelt es ſich doch) ein Anderes iſt als ſie ſelbſt, inſofern ſie Sprache, reine Sprache iſt. Mit anderen Worten: Es gibt in der Sprache Epochen, wo das Geiſtige, als ein hinzutretender Inhalt, als reiner Gedankenſtoff ſich erſt wieder, um die Sprache neu zu geſtalten, in dieſelbe einprägen, und in ihre beſondere Form ausprägen muß. Der Gedanke ſelbſt vollbringt dieſe Metamorphoſe, und ſie iſt mithin zuvörderſt eine Gedanken-Metamorphoſe, ehe ſie zur Sprachmetamorphoſe wird.

Man kann auch dieſe Behauptung ſo ausdrücken, daß es Zeiten gibt, wo die Sprache ihren Inhalt verloren, und zur leeren Form, d. i. zur Formel geworden iſt. Als Formel iſt die Sprache der reine Stillſtand; denn nur der Geiſt bewegt ſie ja weiter, wie wir ſahen. ſie aber entbehret des Geiſtes, weil ſie ihm treulos geworden, ihn aus ſich herausgeklärt hat. (Wie dieß etwa unter uns zur Zeit der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek der Fall war.) Dieß iſt der traurige Zuſtand, wo die Sprache ſo hülflos iſt, daß ihr fremde Mächte interveniren müſſen. Dieſe Mächte ſind nun vor allen Dingen die Poeſie, und in noch höherm Maße, das heißt: in ausgeprägterer, beſtimmterer Form: die Philoſophie. Charles Nodier hat mithin Unrecht, wenn er behauptet, der Stillſtand (um uns dieſes nicht ganz entſprechenden Wortes fortzubedienen) einer Sprache erfolge erſt, nachdem ſie geſtorben ſey. Vielmehr hat gerade die franzöſiſche Sprache mehrere ſolche Stillſtände erlebt, wo ihr die fremden, wiewohl immer nationalen Mächte auf die Beine helfen mußten. Als Carteſius mit ſeinem Cogito ergo sum, und dem freilich reinphiloſophiſchen: De omnibus est dubitandum (alſo auch am allermeiſten an der Sprache) ſich hervorwagte; als (um uns nicht in das frühere Jahrhundert des Rabelais zu verlieren) Malebranche und Paskal, der eine großartiger als der andere wirkten, da waren ſolche Sprachſtillſtände, das eine Mal im Anzug, das andere Mal in vollem Daſeyn. In der ſpätern Zeit, nach dem Siècle Louis XIV, war es Voltaire ganz allein, welcher die Sprache nur durch ein großes Opfer, das der wiſſenſchaftliche Geiſt bringen mußte, rettete. Und endlich: wer hat das national-linguiſtiſche Frankreich emancipirt, damals als das ſteifleinene Geſpenſt des Claſſicismus, das, ſchrecklich genug, ſogar die Zeiten des Nationalconvents und des Empires überdauert, nicht bloß das Théatre français, ſondern ganz Paris und ganz Frankreich beherrſcht hatte — wer war es, der in jenem bedenklichen Zeitraum, wo die franzöſiſche Sprache vor ihrer eigenen Nüchternheit nicht zum Bewußtſeyn derſelben kommen konnte, Frankreich emancipirte? Niemand war es anders, als — die Romantiker.

Daß uns hierin kein Leſer mißverſtehe, wollen wir gleich einen andern Satz paraphraſiren, welcher in einer andern geiſtreichen Kritik des "dictionnaire de l'Académie" (im Courrier français) hingeſtellt worden iſt. Hier äußert ſich der Verfaſſer, der ſelbſt ein vortreffliches Franzöſiſch ſchreibt, folgendergeſtalt: „Der gegenwärtige Zeitpunkt iſt gut gewählt, um das Inventarium unſeres Sprachreichthums aufzuſtellen. Nicht daß wir glauben ſollten, unſere Sprache befinde ſich jezt auf einem Standpunkt der Entwicklung, den ſie nicht mehr zu überſchreiten vermöge; vielmehr wird ſie unter fortwährenden Modificationen weiter gehen, wird ihr Erbgut immer ausdehnen (étendant son domaine) ihre Formen erweitern, aber ſie wird den Genius bewahren, den ſie nun bezeichnet, ſo lange als die franzöſiſche Nationalität beſtehen wird. Sie hat in Zukunft nicht mehr ähnliche Revolutionen zu beſtehen, wie die, welche ſie vom vierzehnten Jahrhundert bis zu Ende des ſechzehnten erleiden mußte, weil ſie nunmehr mit der Nation identificirt, Eins mit ihr geworden, und dem Ausdruck ihres Lebens ohne Zwang ſich hingibt.“

Mit großem Bedacht und möglichſter Genauigkeit haben wir die ſo wichtige Stelle überſezt; ſezen nun aber auch das

Digitized by Google

franzöſiſche Original hinzu, weil es ſich vortrefflicher ausnimmt, und zum Vergleich dienen ſoll. Die Sprache iſt ein Objekt, bei welchem man mit Beſonnenheit, Treue und Eifer verfahren muß: Le moment est bien choisi aujourd'hui pour faire l'inventaire des richesses de notre langue; ce n'est pas, que nous la croyions arrivée à un point de développement, qu'elle ne doive plus dépasser: non, elle ira toujours se modifiant, étendant son domaine, élargissant ses formes; mais elle gardera le génie qui la caractérise aussi long-temps, que subsistera la nationalité française; elle n'a plus à subir dans l'avenir de révolutions semblables à celles qu'elle a éprouvées du quatorzième siècle à la fin du seizième, parce qu'elle est maintenant identifiée à la nation, une comme elle, et qu'elle se prête sans efforts à l'expression de sa vie.“

Es iſt ſchon beklagenswerth, wenn der Pöbel oder der Stubenhocker ſich täuſchen; aber Wehmuth erregend, und faſt von tragiſchem Intereſſe iſt es, wenn edle und zu geiſtiger Forſchung begabte Naturen ſich über das Allerheiligſte der Nationalität (jener Gedanke, der auch ſeichte Seelen erſchüttert), Phantasmen und Chimären vorſpiegeln. Du meinſt alſo, die Sprache Frankreichs, des ſchönen Landes, werde den Genius bewahren, der ſie bezeichnet, ſo lange die franzöſiſche Nationalität beſtehen wird? Du meinſt, deine Sprache dürfe nur milde Erſchütterungen, ſanfte Veränderungen zukünftig gewärtigen? Meinſt auch, Frankreichs Sprache ſey jetzt mit Frankreichs Volk identiſch? Es iſt ſchön von einem Franzoſen, ſo zu irren; ſchön, aber mitleidwürdig. Was iſt das für ein Genius, der jetzt die franzöſiſche Sprache bezeichnet? Was für Einer, frage ich? Nein, beweiſe mir erſt, daß es *der Genius* ſey. Iſt es denn nicht eben der Genius, welcher der Sprache und dem Volke Chlodewigs *fehlt*? Meint Ihr denn, Franzoſen, daß ihr mit dem alten Stamm der Bourbonen auch den alten Leichtſinn der Meinung, auch den alten Sanguinismus der Gefühle, auch die alte Infirmität der Ideen abgeſchüttelt? Bedenkt Nodier's vortreffliche Worte, die eine unendliche Paraphraſe zulaſſen: „Die Politik iſt freilich exacter, als die Akademie und ihr Dictionnaire; aber bedenkt nur, was ihr Gebäude uns geleiſtet hat, und wie wenig ſparſam wir waren, als wir es aufführten! Mit den ungeheuren Mitteln, die wir ſeit einem halben Jahrhundert darauf verwendet, hätten wir das himmliſche Jeruſalem erbauen können.“ Dieß ſind Nodier's Worte, des Mannes, von dem neulich ein zu Paris lebender Deutſcher ſchrieb, daß die Pariſer ſeine Feuilletons zum Temps nicht mehr zu leſen begehren. Hört nur immer auf dieſe Stimmen Franzoſen, die euch in ſo harmoniſcher, correcter Sprache anredet, und laßt euch durch deutſches Gewäſch nicht abhalten, dem homme d'esprit, (wie Ihr eine herrliche Sache durch ein mattes Wort ausdrückt) eure unverſtellte Huldigung zu bringen. Hört auf dieſe Männer, die ſo viele Nächte aus reinem Intereſſe für Eure Literatur durchwachten, und verſtopft lieber die Ohren euren neugebackenen Philoſophen und Aeſthetikern, euren geleckten und conventionell-gebildeten Lerminiers und Marmiers (den tieferen St. M. Girardin wollen wir in dieſer Geſellſchaft nicht erwähnen), die Euch, daß ihr den Geiſt der Spekulation beſäßet, ſtündlich vorſalbadern und eure Köpfe dadurch nur noch wüſter und hohler machen. Eure Kriſis, Franzoſen, iſt jetzt ſo bedenklich, daß ihr das Lob und die Schmeichelrede, die man euch darbringt, daß ihr die ſüßſchwatzenden Wiegenlieder, womit man euch in den Schlummer der Selbſtgenügſamkeit lullen will, mit Füßen treten, aber diejenigen, die euch ſcharf und bitter tadeln, und euch ein edles Beiſpiel entſagungsvoller Forſchung geben, anbeten und vergöttern müßt!

Und hier ſtehen wir wieder auf dem Boden, den wir nicht verfehlen wollten: Es iſt wahr, daß die Franzoſen durch ihre Politik *geiſtig* zu Grunde gerichtet ſind. Ihr habt an den Barrikaden gekämpft wie Löwen, das iſt groß und ſchön; aber im Kampfe ſelbſt habt ihr Euch das Ziel der *intellektuellen* Vollendung nur weiter entrückt.

Wo iſt der franzöſiſche Genius? wo iſt die franzöſiſche Dichtung? wo iſt die franzöſiſche Spekulation? wo iſt, um es kurz zu ſagen, in Frankreich der konkrete, mit ſich einige, ſeiner ſelbſt bewußte Gedanke? die Antwort, wenn ſie nach der ſtrengſten Norm des Geiſtes lauten ſoll, muß lauten: *Nirgends*. Alles iſt erſt ein trübes, ein dämmerndes, chaotiſches *Werden*, wo noch der Geiſt *Gottes* (nicht Frankreichs) über den Waſſern brütet. Eure Dichter? Sind Paul de Kock, ſind Georges Sand, Eugen Sue, Alexander Dumas, Loewe Weimars, Eure Dichter? ſind ſelbſt Balzac und Janin und die geiſtreichern Verfaſſer von Cinq Mars und Notre Dame die Repräſentanten Eurer nationalen Poeſie? Iſt die Sprache dieſer, welche freilich Eure Sprache retten mußten, *Eure Sprache ſelbſt, und ihre Unſterblichkeit*? Wenn dem ſo iſt, dann habt ihr eine kurze Unſterblichkeit, und die Idee des wahrhaft Ewigen und Unwandelbaren iſt Euch noch nicht aufgegangen. *)

*) Es möge Niemand befremden, hier, wo es ſich um ein Höchſtes und wahrhaft Allgemeinſtes, welchem jedwede Nationalität zu ſubſumiren iſt, handelt, den Gegenſtand in ſeiner ganzen Schärfe und Entſchiedenheit hervorgehoben zu ſehen. Es iſt dieß kein willkürliches oder geſuchtes Auf- die- Spitze-Stellen von Dingen, die etwa milder aufzufaſſen wären. Wir haben in derſelben Zeitſchrift, von andern Intereſſen beſtimmt, es verſucht, der franzöſiſchen Romantik ihr volles Recht zu ſichern, und das, was wahrhaft in derſelben poetiſch iſt, in ſein gebührendes Licht zu ſtellen. Dieß geſchah mit eben ſo viel Theilnahme, als Ueberzeugung. *Hier* iſt die Aufgabe eine ganz andere, und eben deßhalb das Wort um ſo ſchärfer und ſchonungsloſer, weil das Nationale nicht in ſeiner Beſonderheit, ſondern im Reflex des allgemeinen literariſchen Weltintereſſes aufgefaßt und beurtheilt iſt. Dieſe Erklärung hielt der Verfaſſer für nothwendig, weil in dieſen Zeiten zu häufig die Intereſſen verwechſelt, und die ſcharf geſchiedenen Geſichtspunkte verwirrt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 65.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 September 1836.

Nachbildungen neuer franzöſiſcher Gedichte.

Aus den Feuilles d'automne von Viktor Hugo, von Adolph Laun in Bordeaux.

Quien no ama, no vive.

XXIII.

Wer Ihr auch ſeyd, ob alt, ob jung, ob reich, ob weiſe,
Verfolgtet niemals Ihr des Schrittes ſanfte Gleiſe,
Der ſich melodiſch leicht an Euch vorbeibewegt,
Des weißen Schleiers Wehn, der ſich verliert im Dunkeln
Und Meteoren gleich, die hell die Nacht durchfunkeln,
In Eure Seele tief den lichten Gluthſtrahl ſchlägt;

Wenn Ihr nicht bloß es kennt von dunklem Hörenſagen,
Vom Dichter, der ſein Herz ergießt in Liebesklagen,
Das höchſte Glück, das Euch die Tage golden macht,
Das Glück, ein Herz, das ganz ſich opfert, zu beſitzen,
Und in der Augen Paar, die fieberleuchtet blitzen,
Zu ſehn der Sterne Glanz, der Sonne Flammenpracht;

Wenn niemals einſam Ihr geweilet habt im Dunkeln,
Wo durch die Fenſter hell des Balles Kerzen funkeln,
Zur Stunde, wo zum Gehn die Flügelthüre ſpringt,
Die Schöne zu erſpähn, die wie ein Blitz erſtrahlet,
Das blaugeäugte Kind, von Roſengluth ummalet;
Um deſſen weiße Stirn ein Blumenkranz ſich ſchlingt;

Wenn nie die heiße Angſt des Fiebers Euch durchdrungen,
Wenn ihre Hand Ihr ſaht in and're Hand geſchlungen,
Wenn das geliebte Herz an einem and'ren lag;
Wenn nie Ihrs ſaht mit tieferregter Zornempfindung,
Wie frech des Walzers Flug in leichter üpp'ger Windung
Der Weiber heil'ge Schaam und ihre Blüthen brach;

Wenn niemals träumend Ihr von Zügeln ſeyd geſtiegen
In ſchwellenden Gefühls beruhigt ſtillem Wiegen;
Wenn niemals Abends Ihr bedeckt vom Lindenbaum,
Als tauſend Sterne rings im Blau ihr Licht ergoſſen,
Der Dämmrung Wonnetraum, ein glücklich Paar, genoſſen,
Sanft flüſternd, ob allein, im ſtill verborg'nen Raum;

Wenn niemals Eure Hand in einer andren bebte,
Wenn niemals bei dem Wort, das Ihrer Lipp' entſchwebte,
Ich liebe Dich, das Herz des Himmels Wonn' empfand;
Wenn nie voll Mitleid Ihr betrachtetet die Throne,
Euch wundernd, daß man ſtrebt nach Scepter und nach Krone,
Nach Herrſchaft und nach Ruhm, da man die Liebe fand;

Wenn Nachts der letzte Docht der Lampe ſtill verglimmet,
Und wenn, in's Nebelmeer getaucht, Paris verſchwimmet
Und ſchwarze Stunden läßt dem Schlaf vorübergleiten,
Wo Thürm' und Kirchen ernſt zum finſt'ren Himmel ſehn,
Die zwölfmal ſchlagend rings der Träume Trug verbreiten
Und von den Glocken her in dunklen Gruppen wehn.

Wenn Ihr zu jener Zeit, wo Alles ruht im Schlummer,
Wo ſie im Traume glüht, befreit von Sorg und Kummer,
Nicht weintet wie ein Kind bis hin zum Morgenroth;
Wenn Ihr nicht hundertmal den Namen ruft mit Beben,
Vom eitlen Wahn erfüllt, ſie müßt' Euch Antwort geben,
Und Eurer Mutter Gram Euch ſehntet nach dem Tod;

Wenn niemals Euch ein Blick des Weibes ſo durchſprühte,
Daß eine zweite Seel' in Eurer plötzlich glühte,
Und Euer Aug' entzückt den Himmel offen fand,
Und hättet Ihr nicht gern mit Blut das Rad benetzt
Für jenes Kind, das ſich an Euren Thränen letzt,
Denn habt Ihr nie den Schmerz, die Liebe nie gekannt.

Digitized by Google

XXV.

Ein ſchleierloſes Mädchen ſehn im Bade,
Deß Augen kindlich rein in Unſchuld glühn;
Dem weißen Segel folgen vom Geſtade,
Am Himmel ſchau'n der Sterne blaue Pfade,
Das Flimmern goldner Würmchen unterm Grün;

Belauſchen, wie den düſteren Idolen
Die Sultaninnen huldigen im Tanz;
Im Saal beſchau'n die Zahl der Girandolen
Und auf dem Waſſer Nächtens die Gondolen
Flieh'n ſeh'n mit ihrer Stirne Sternesglanz;

Sich laben an dem Mondenlicht, dem bleichen,
Einſchlummern unterm Baum am Wegesrand;
An ihrer Seite einem König gleichen,
Die mit dem Scepter herrſcht in weiten Reichen,
Doch mehr noch mit der kleinen, weißen Hand;

Still horchen, wenn beim Harfenſaiten-Tönen
Süß die Romanze weint um Liebeslohn;
Den Tag mit einem Abendgange krönen
Im Dämmrungstraum, wenn Andaluſias Schönen
Der Blumen Fülle werfen vom Balkon;

Süß träumen wenn des Thaues Thränen fallen
Von Spaniens Himmel, der im Feuer glüht,
Wenn zärtlich ſanft die Trillerläufe ſchallen
Und wie Raketen in der Luft verhallen
In Philomele's glüh'ndem Klagelied;

Der Tage Zahl vergeſſen, die verſchwunden
So eilig, wie ein Morgentraum entflieht;
Verfolgen in der Mitternacht Schauerſtunden
Den flücht'gen Geiſt, der ſich dem Grab entwunden
Und mit dem Fuße Flammenſpuren zieht;

Vom Blumenſchmuck, den ſich April erkoren,
Entblößen rings der Wieſen friſches Grün
Und endlich, wenn man weithin ſich verloren,
Vom Städtchen ſehen, wo man ward geboren,
Des Thurmes Spitze in des Abends Glühn;

Zu allem dieſem, was das Schickſal ſchenket,
Sey's wirklich oder Traum nur und Gedicht,
Wird mein, ach! mein bezaubert Herz gelenket,
Wenn nur Dein Auge, vor ſich hingeſenket,
In tiefem Blau zu meinem ſchwarzen ſpricht. —

Das Dictionnaire de l'Académie française.

(Fortſetzung.)

Und wo ſind Eure Philoſophen? Vielleicht antwortet Euch Eure Ewigkeit mit dem Namen — Lerminier. Wir wollen kurz ſeyn: Eine Sprache, die einer ſo blutjungen, ſo durchaus noch ſelbſt im Werden begriffenen Poeſie ihre Wiedergeburt verdankt, kann unmöglich über das Schickſal der Revolution hinaus, kann unmöglich mit einer ſolchen Nation, die ſeit Carl dem Großen eine der erſten Stimmen in der Geſchichte der Völker führte, identiſch ſeyn. In der That, wollte ich einmal die Sünde begehen, gegen den Geiſt zu zeugen und Ch. Nodier zugeben, daß in Frankreich nie die Sprache ſtagnirt und fixirt geweſen, ſo kann ich ihm doch dieß andere unmöglich zugeben, ſelbſt wenn ich die Zurechnung einer Sünde übernehmen wollte, daß Frankreichs Sprache eine lebendige ſey. In dem Herzen dieſer Sprache hauſ't vielmehr noch der Tod, und dieſer muß heraus, ehe ſie das reine, conkrete, geiſtige, lebendige Leben gewinnen kann. Denn nicht mit dem Tode zugleich beſteht das Leben, ſondern das Leben muß den Tod überwunden haben.

Wir wollen ganz populair auf etwas ſchon Angedeutetes zurückkommen:

Ein Hauptgrund warum die franzöſiſche Sprache ſo lange, ja man könnte ſagen: immer, ſtabil geblieben, iſt, weil die Franzoſen keine Philoſophen haben. Zeigt mir, ihr Stimmführer für „Spekulative (?) Wiſſenſchaft" in Frankreich, zeigt mir in Eurem Vaterlande einen einzigen Philoſophen ſeit Nicolas Malebranche! So wenig waren Diderot, d'Alembert, Voltaire, Rouſſeau und der Verfaſſer des Système de la Nature Philoſophen, als heut zu Tage der Père Enfantin und der kleine Teufelspater La Mennais Philoſophen ſind. Nun aber richtet Euern Blick nach Deutſchland, welches jetzt der leichtſinnige Franzoſe interpretiren zu müſſen vorgibt, und das der noch leichtſinnigere Deutſche Euch in Euren abgeſchmackten Salons interpretirt. Habt Ihr von den Syſtemen des Carteſius, des Spinoza einen weſentlichen Vortheil gezogen? Habt Ihr Euren eigenen tiefſinnigen Malebranche Eurerſeits nur gerechtfertigt? Oder war es nicht vielmehr ſo, daß Ihr ſeinen geiſtesarmen Gegnern, einem Foucher und Arnauld größern Einfluß verſtattetet? In der That: das Beſte was ihr von Spinoza wiſſet, iſt was euch Heinrich Heine, der ihn weder verſtanden noch geleſen hat, im Gewande deutſcher Hanswurſterei vorgefabelt. Habt Ihr etwas in euren neuſten Syſtemen (?) von Leibnitz, der es Euch doch bequem gemacht, und von ſeiner Monas franzöſiſch geſchrieben hat? Nein; ich glaube, es ſind kaum 20 Franzoſen in Frankreich, die eine Seite in Leibnitz geleſen. Nun blickt auf Deutſchland, und ſehet, was Carteſius, und Euer eigener Malebranche, was Leibnitz und Spinoza für Früchte hier getragen. Bemerket, wenn ihr denn einmal das air dédaignant rechtfertigen wollt, womit ihr Euch, unſere philoſophiſchen Myſterien erlauert zu haben vorſpiegelt, nicht allein, welch ein gewaltiger Gedankenſtoff für Sprach-Erneuung und „Bereicherung in den Syſtemen unſrer neuſten Philoſophie, in Fichte, Schelling

und Hegel enthalten iſt, ſondern auch, wie ſich unſere Sprache dieſes unendlichen Reichthums bemächtigt hat, und wie ſehr er bereits in unſer innerſtes Idiom, in unſere Darſtellung, wie in unſere Wiſſenſchaft ſelbſt gedrungen iſt. An dieſem Beiſpiel möge doch Frankreich wahrnehmen, daß keine Sprache irgend einer Nation unter Gottes blauem Himmel emancipirt, frei und ſelbſtſtändig iſt, ſo lange ſie noch nicht den wirklichen Gedanken, die wirkliche Forſchung, die wirkliche Wiſſenſchaft, die wirkliche Geiſtigkeit darſtellt, und daß ihr in ihrem tiefſten Lebensmark ſo lange noch die gewaltigſten Revolutionen bevorſtehen, als ihre angeborne Oberflächlichkeit und gedankenloſe Wortmacherei noch nicht überwunden iſt.

Nicht fürchtend, daß das bisher Geſagte als eine müßige Einleitung auf das zu Beſprechende angeſehen werden wird, wollen wir uns nur direkt zu dem „Dictionnaire de l'académie française“ wenden, wie es jetzt in ſeiner 6ten Edition der gelehrten und beurtheilenden Welt vorliegt. Aus dem über die Mangelhaftigkeit der franzöſiſchen Sprache überhaupt in Obigem bemerkten wird ſich ergeben müſſen, welch eine große Bedeutung das Dictionnaire de l'Académie gerade für Frankreich hat. Es iſt innerhalb der letztern Jahre ungemein viel über die Langſamkeit gewitzelt worden, mit welcher ſich dieß vielumfaſſende Werk ſeiner Endſchaft näherte. Epigramme, zu denen, wie ſich ein franzöſiſcher Kritiker ausdrückt, „die Academiker ſelbſt ihr Contingent lieferten,“ gingen im Schwange, welche, wie das folgende, den bedeutungsvollen Gegenſtand auf naive Weiſe lächerlich machten:

Si Dieu voulait, (hieß es) dans son dictionnaire
L'Académie avancerait d'un pas,
Et dans cent ans finirait l'oeuvre entière:
Si Dieu voulait, oui... mais Dieu ne veut pas.

Man ſieht hieraus, wie leichtſinnig der Franzoſe ſelbſt in ſeinen angelegentlichſten Nationalangelegenheiten iſt. Schon der geiſtreiche Abbé Bois-Robert gab in früheſten Zeiten ſein ironiſches Schärflein zum Beſten, denn er verſichert, täglich in ſeinem Nachtgebet zu Gott gebetet zu haben, „daß er ihn nur bis zum Buchſtaben G möge leben laſſen,“ dann hoffe er, weil man damals erſt beim D war, mindeſtens ein hundertjähriges Alter zu erreichen. Auch hatte er ſeine Rechnung nicht ſo ganz ohne den Wirth gemacht, denn er ſtarb 1662 im 70ſten Jahre, und erſt 30 Jahre ſpäter (1694) erſchien das 1635 begonnene Werk im Druck. Nichtsdeſtoweniger ändern ſolche Scherz' die Sache ſelbſt und ihren Ernſt nicht im mindeſten, denn wenn man den Zweck eines ſolchen Dictionnaire dahin beſtimmt, daß es der Sprache zur Wiſſenſchaft ihrer ſelbſt verhelfe, mithin das Selbſtbewußtſeyn der Sprache als die eigentliche Tendenz des Werks anſieht, ſo ſpringt es ja gleich in die Augen, daß dieß nicht zu erreichen möglich iſt durch einen Salto Mortale, ſondern die Sprache, um ihrer ſelbſt auf allſeitige Weiſe bewußt zu werden, einer tiefen und langen Erinnerung nöthig hat. Wird ferner die Methode eines ſolchen Werks darin erkannt: daß in ihm zuförderſt eine vollſtändige Klaſſifikation aller Bedeutungen der einzelnen Termen, ferner, um uns ſo auszudrücken, eine analytiſche Entfeßlung der geſammten, in der unendlichen Einzelheit der Wörter und Wortbildungen enthaltene Ideen vorhanden und herrſchend ſey, daß es ferner mit höchſter Genauigkeit das mannichfache Spiel der Analogieen verfolge, es zuſammenſchließe in die Einheit feſter Beſtimmungen, welche der lebendigen Ausdrucksweiſe dem ganzen nationalen, ſocialen ꝛc. Leben und Verkehr zu Geſetzen werden müſſen, daß es endlich zugleich mit der wahrhaften Legitimität der Wörter auch ihre gegenwärtige Geltung, ihr Zuſammentreffen in das Jetzt der Sprache nachweiſe und entwickle, ſo ergibt ſich eben wieder aus der großartigen Peripherie eines ſolchen Plans, daß derſelbe nur Epochenweiſe ins Leben und in eine erneute Geſtalt des Lebens treten könne. Für die franzöſiſche Sprache aber muß das Reſultat eines ſolchen Plans um ſo wichtiger ſeyn, einmal da ſie unendlich arm an ſtreng abgeſchloſſener und kernhaft hervortretender Eigenthümlichkeit, da ſie von jeher mehr als irgend eine andere nur durch einzelne hervorragende Perſönlichkeiten vertreten worden und oft wahrhaft ſklaviſch in dieſen, zuweilen ſogar beſchränkten, Geiſtern feſtgebannt geweſen iſt, und in Folge des letztern jede Renovation derſelben eine ſo gewaltige Oppoſition findet, daß jedesmal das ganze Gebäude der Wiſſenſchaft dadurch nicht bloß erſchüttert, ſondern ſelbſt verdächtig gemacht wird. Dieß zu belegen liegt ein außerordentlich ſcharf begränzter Vergleich ſehr nahe: Während nemlich die ungemeine Sprachvolubilität und Sprachproduktivität, welche in unſerm Fiſchart ſo ſehr überraſcht, der doch nur ein geiſtvoll-eigenthümlicher Geiſtverwandter ſeines großen Vorbildes Rabelais war; während — ſage ich — deſſen Entdeckungen und Produktionen im Bereich der deutſchen Sprache ſchon längſt in deren Lebensmark eingedrungen und mit ihm amalgamirt ſind, iſt das heutige Frankreich noch ſo weit entfernt, ſeinen ureigenthümlichen Rabelais in ſeiner Sprache verarbeitet und darin flüſſig gemacht zu haben, daß es vielmehr erſt neuerdings einer poſitiven Rechtfertigung dieſes großen Geiſtes durch einen Gelehrten der neueſten Zeit in Frankreich bedurft hat, welcher ein ganzes Comité, das davon keine Ahnung hatte, von der Sprachtiefe des Rabelais'ſchen Patois mühſam zu überzeugen ſuchen mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Der alte Matroſe.

(Fortſetzung.)

Wir überlaſſen es den Leſern unſerer Ueberſetzung, dieß Urtheil des engliſchen Kritikers nach ihrem eigenen Gefühle zu modificiren. Coleridge's Freunde nennen den „alten Matroſen“ ein Gedicht, das man ſtudiren, bewundern, und darüber nachdenken muß, das aber füglich weder analyſirt noch kritiſirt werden kann. Uns ſcheint es hauptſächlich an einer zu breiten Behandlung des allerdings hochpoetiſchen Stoffes zu leiden.

Außer „Chriſtabel“ und ſeinen (unter dem Titel: „Sibylliniſche Blätter“ erſchienenen) lyriſchen Gedichten, hat man von Coleridge auch ein Drama: „Reue (Remorse)“ und gelungene Ueberſetzungen Schiller'ſcher Meiſterwerke, namentlich des Wallenſtein. Er lebte die letzten Jahre ſeines Lebens in der

Nähe von London; eine intereſſante Schilderung ſeiner Perſönlichkeit findet man in Leigh Hunt's: „Lord Byron and some of his contemporaries.“

Der Alte Matroſe.

1.

Einen alten Seemann gibt's; der hält
Von Dreien Einen an.
Was will dein glühend Aug' von mir,
Graubärt'ger alter Mann?

Macht Hochzeit doch der Bräutigam;
Nah ſind verwandt wir beide!
Das Feſt beginnt; verſammelt ſind
Die Gäſte; ringsum Freude!

Er hält ihn mit der dürren Hand:
War ſtattlich einſt und groß
Ein Schiff. — Laß los, du alter Narr!
Stracks ließ die Hand er los.

Er hält ihn mit dem glühen Blick;
Der Hochzeitgaſt ſteht ſtille,
Und horcht ihm, wie ein kleines Kind:
So war's des Seemanns Wille.

Setzt ſich auf einen Stein der Gaſt;
Er kann nicht von der Stelle,
Und ſo begann der alte Mann,
Der graue Schiffsgeſelle;

Die Anker hoch! die Barke flog:
Friſch ging es durch die Bai,
Vorbei die Kirch', vorbei den Berg,
Den Feuerthurm vorbei.

Die Sonn' erhob ſich aus der See;
Zur Linken ging ſie auf,
Und ſie ſchien hell, ſenkt in die Well'
Zur Rechten dann den Lauf.

Und höher, höher jeden Tag,
Bis Mittags über'm Maſt —
Da tönt von Ferne das Fagott;
Vom Sitz fährt auf der Gaſt.

Die Braut betritt den Hochzeitſaal;
Der Roſe gleich glüht ſie;
Und vor ihr geh'n mit nickendem Haupt
Die luſt'gen Muſici.

Der Hochzeitgaſt fährt auf in Haſt,
Er kann nicht von der Stelle;
Und ſo ſprach dann der alte Mann,
Der graue Schiffsgeſelle:

Da kam der Sturmwind; der war ſtark,
Und groß war ſeine Wuth,
Und ſeine Schwingen trieben uns
Fern nach des Südens Fluth.

Das Bugſpriet tief, die Maſten ſchief,
Wie wer, verfolgt, mit raſchem Schritt
Noch ſeines Feindes Schatten tritt,
Mit vorgebeugtem Haupt:
So auf gut Glück ſtürmte die Brick
Südwärts, vom Nord umſchnaubt.

Und Schnee und Nebel kamen jetzt,
Die haben's kalt gemacht,
Und maſtenhoch vorüberzog
Eis, grünlich, wie Smaragd.

Und trüben Schein durch's Eis herein
Warf eine ſchnee'ge Spalte:
Nichts ſahen wir, nicht Menſch noch Thier —
Die Treibeismauer hallte.

Das Eis war hier, das Eis war dort,
Das Eis war überall;
Es thürmte ſich, und fürchterlich
Dröhnt' über's Meer ſein Schall.

Doch endlich ſchoß ein Albatros
Durch den Nebel und den Regen;
Als wär's 'ne Chriſtenſeel', ſo tönt
Ihm unſer Gruß entgegen.

Der Vogel fraß aus unſerer Hand,
Flog auf dem Deck umher;
Das Eis zerbrach mit dumpfem Krach:
Wir ſind auf offnem Meer!

Und ein guter Südwind thut ſich auf;
Hoch folgt uns durch die Luft
Der Vogel treu, und ſchwebt herbei,
Wenn der Matroſe ruft.

Auf Tau und Maſt, da hält er Raſt
Der wolk'gen Nächte neun;
Und alle Nacht durch Nebel lacht
Des Mondes weißer Schein. —

Vor böſen Geiſtern ſchütze dich Gott,
Du alter Schiffsgenoß!
Was ſtierſt du? — mit der Armbruſt mein
Schoß ich den Albatros!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 66.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 Oktober 1836.

Proben neuerer ruſſiſcher Dichtungen.

1. An Rußlands Feinde.

Zur Zeit des Kampfes gegen die polniſchen Revolutionaire.

(Von Puſchkin.)

Warum, ihr fremden Redner? euer Schreien?
Warum wollt Rußland ihr mit Flüchen dräuen?
Iſt's Litwa's Aufſtand, der euch ſo bewegt?
O ſchweigt! der Slaven Völker werden ſtillen
Den innern Zwiſt, vom Schickſal angeregt; —
Euch fehlt die Kraft, dieß Räthſel zu enthüllen.

In dieſen beiden Stämmen glüht' im Kampfe
Der blut'gen Zwietracht Feuer öfter ſchon.
Für ſie —. für uns erſtrahlt im Pulverdampfe
Des Krieges Glück, des Sieges ſchöner Lohn.
Ihr fragt: „Wem wird der Lorbeer dießmal ſprießen,
Dem übermüth'gen Pol', dem treuen Ruß?
Wird ſich in Rußland's Meer der Slaven Bach ergießen,
Iſt's wahr, daß ohne ihn es ſchwinden muß?"

Laßt uns! die Zeit iſt eurem Blick entſchwunden,
Wo ſich der Quell ergoß aus Todeswunden; —
Und der Familienſtreit, mit Blut gehemmt,
Iſt euch verſtändlich nicht und bleibt euch fremd.
Für euch ſind Kreml und Praga ſtumm und ſchweigen;
Die Unvernunft, die thöricht euren Sinn beſeelt,
Läßt euer Herz ſich zu dem Kampfe neigen,
Haß gegen uns habt ihr euch zum Panier erwählt. —

Und weßhalb haßt ihr uns? Vielleicht für unſer Wagen,
Womit wir einſt dem Kühnen Widerſtand gezeigt
Auf Moſkau's Flammentrümmern in des Kampfes Tagen,
Ihm, deſſen Joch ihr zitternd euch gebeugt?
Vielleicht weil wir das Götzenbild, das drückend
Einſt auf der Welt geruht, zum Abgrunde geſenkt,
Weil wir mit unſerm Blut, nur euch beglückend,
Europa: Freiheit, Ehr' und Frieden einſt geſchenkt? —

Mit Worten droht ihr, — rüſtet euch zum Streit!
Glaubt ihr, der alte Held, der jetzt der Ruh' ſich weiht,
Kann nicht das Ismailſche Schwert mehr ſchwingen?
Meint ihr, des Zaaren Wort hat keine Kraft?
Wir könnten mit Europa nicht mehr ringen?
Und Rußlands Heer, das ſieggewöhnte, ſey erſchlafft?

Sind wir gering? O glaubt, von Perm bis Tauris Fluren,
Von Finnlands kaltem Stein bis Kolchis Flammenſpuren,
Und von dem Kreml, erſt feſt nach dem Erbeben,
Bis China's Mauer, ewig unerſchüttert,
Wird dann Ruthenia's Volk, das vor dem Kampf nicht zittert,
Mit Stahl geſchmückt, zum Streite ſich erheben.
Dann könnt ihr, Redner! eure Söhne ſenden,
Die hochergrimmten, doch theilt ihnen mit:
„Daß Rußlands Felder ihnen Ruhe ſpenden,
„Bekannte Gräber hemmen ihren Schritt!" —

Das Dictionnaire de l'Académie française.

(Fortſetzung.)

Berühren wir nun — bevor wir zu einer gedrängten Skizze dieſer ſechsten Edition des Dictionnaire ſelbſt übergehen — in der Kürze die von Villemain zu derſelben gelieferte Vorrede, über die ſich der competente Nodier ſo vernehmen läßt: „Das in dieſer Vorrede Enthaltene iſt, meiner Meinung nach, das Trefflichſte, was überhaupt über franzöſiſche Sprache geſchrieben iſt, und auch vielleicht in folgenden Zeiten geſagt werden kann. Dieſe „Préface" würde unſtreitig einen weniger beſcheidenen

Namen verdienen, aber gewiſslich wird man ihr keinen ruhmvolleren Platz wünſchen. Es gibt Inſchriften, welche dauern ſo lange die Tempel dauern, aber auch ſolche gibt es, die das Andenken der Tempel noch lebendig erhalten, wenn dieſe ſelbſt nicht mehr ſind.“ So viel iſt gewiß, daß Villemains Arbeit das Werk einer treuen, ernſten, emſigen und eben ſo beſonnenen als geiſtreichen Forſchung iſt. „Tout est dit d'une manière simple et ferme, et cependant tout est neuf et hardi, mais sans paradoxe“ ſagt St. Marc. Girardin, der ſich damit eben ſo ſeltſam als unwillkürlich den Anſtrich gibt, als ob er daran gezweifelt habe, daß das Neue und Kühne mit Feſtigkeit und einfacher Sicherheit auftreten könne. Wie aber ſollte man nicht in der Sprachforſchung eines Mannes gleich von Haus aus Sicherheit und Conſequenz erwarten dürfen, der ausdrücklich zur Baſis ſeiner Introduktion den Gedanken macht: daß die Sprache die erſcheinende Form des Geiſtes der Völker iſt. (La forme apparente et visible de l'esprit d'un peuple.) Allerdings hält Villemain im Laufe ſeiner Unterſuchung das Axiom feſt, daß es für die Sprachen eine Epoche der Reife gibt, welche immer nahe an die Periode ihres Verfalls gränzt. Allein dieſes hin und wieder gemißbrauchte Axiom, aus welchem ſubalterne Geiſter allerlei unwahre und trübe Folgerungen gezogen haben, entſtreift ſich bei Villemain aller Einſeitigkeit und Härte, und ſoll nur darauf hinführen, daß man nothwendiger Weiſe eine Fixirung der Sprache in gewiſſen Epochen annehmen und daran glauben müſſe. Als eine ſolche in der franzöſiſchen betrachtet er das ſiebzehnte Jahrhundert, und als charakteriſtiſches Merkmal dieſer Epoche und dieſes Ruhepunktes ſieht er die Analogie an. „Die Analogie, ſagt er, war im ſiebzehnten Jahrhundert die vorherrſchende Eigenſchaft unſerer Sprache, und ſie iſt großentheils die Urſache, warum wir an der Lektüre guter Bücher aus dieſem Zeitraum ſo viel Vergnügen finden, und das ſelbſt an ſolchen, die nicht den hervorragenden Stempel des Genie's tragen, und uns durch Neuheit der Ideen und Anſichten nicht eben überraſchen. Wir merken (sentons) darin in dem Styl, in dem Accord der Gedanken, der Ausdrücke, der Bilder eine gewiſſe Richtigkeit (justesse), die unſerem Geiſte wohl thut. Als dieſes weſentliche Verdienſt der lateiniſchen Sprache abzugehen anfing, als die erloſchenen und durch langen Gebrauch abgenutzten Wörter ihren urſprünglichen Sinn zu verlieren begannen, und die Vergeſſenheit ihres eingebildeten Sinns aller Analogie in ihren Beziehungen zerſtörte; in jener Zeit des Verfalls kann man das immer dunkler, verworrener und unverſtändlicher werdende Weſen dieſer Sprache deutlich in den ſucceſſiv ſinkenden Autoren ihres ſilbernen, ehernen und eiſernen Zeitalters wahrnehmen. Die Zukunft wird lehren, ob die franzöſiſche Sprache nicht denſelben Kreislauf vollenden wird.“

Gebräche es uns nicht an Raum, ſo könnten wir ausführlich nachweiſen, was hier nur anzudeuten iſt, daß auch Villemain ſich in den Sprachruhepunkten dennoch irrt, daß er die Sprache ſeines Volks irriger Weiſe für ehemals abgeſchloſſen und vollendet, nun aber der Decadenz zuſterbend hält, während doch eine ſpätere Zukunft, welche die Bildung und den Genius der Nation ſteigern wird, dieſe Sprache erſt dieſer erhöhten Intelligenz gleich machen muß. Inſofern aber hat Villemain mit ſeiner époque fixée du dixseptième siècle richtiger als andere Gelehrte ſeiner Nation, daß er jene maßvollere Epoche als allgemein übergreifend betrachtet, an welcher ſich demnach auch ein ſpäteſter Höhepunkt der franzöſiſchen Sprache wird ergänzen müſſen.

Näher nun der literariſchen Beſchaffenheit des „Dictionnaire de l'Académie“ überhaupt und dieſer Edition insbeſondere zu gelangen, ſo können wir Erſteres, zu Beherzigung für die Widerwärtigen, nicht beſſer bezeichnen, als abermals mit Nodier's Worten: „Es gibt, ſagt er, in dem Dictionnaire kein einziges Wort, und von dieſen Wörtern allen keine einzelne Bedeutung, und wieder von dieſen Bedeutungen keine beſondere Application des Sprachgebrauchs, welche nicht in den Satzungen der franzöſiſchen Akademie einer ſtrengen, genauen und wiederholten Prüfung und Discuſſion unterworfen worden wären. Die gründlichen Repriſen des Vorhandenen, welche unter Augers Sekretariat vorgenommen wurden, den ein ſorgfältig gewählter Ausſchuß der ausgezeichnetſten Lexicologen und Grammatiker bei ſeinen Arbeiten unterſtützte, überkam der verdienſtvolle Andrieux, immerwährender Sekretair der Akademie, der mit einem raſtloſen Eifer und bewundrungswürdiger Geduld das mühvolle Werk fortſetzte, und vielleicht die Feinheiten der Sprache Voltaire's, Racine's und Pascals am genaueſten kannte. Aus ſo würdigen Händen empfing Villemain das Unternehmen, der denn auch die Freude erlebte, unter ſeiner Leitung das Werk vollendet zu ſehen. Niemand beſtreitet die Autorität dieſes Gelehrten und des fleißig-verdienſtvollen Droz, in allen die Sprache betreffenden Intereſſen. In den Fragen, welche der Technologie angehören, handelte die Academie nie ohne die Einſicht der übrigen Klaſſen des Inſtituts, welche in allen ſpeciellen Fällen um ihr Urtheil befragt wurden, dergeſtalt, daß die Redaktion der wiſſenſchaftlichen Definitionen faſt immer den Gelehrten ſelbſt übertragen wurde, von denen die Bearbeitungen der Wörter herrührten. Bei Betrachtung deſſen wird man einſehen, daß das Dictionnaire der franzöſiſchen Akademie ſich weſentlich von allen gewöhnlichen Lexicis unterſcheidet, und ſich aus der gewöhnlichen Reihe der Vocabelſammlungen zu dem höhern Rang erhebt, welchen unſere Codices und Legislationen einnehmen. Dergeſtalt iſt das Dictionnaire keine bloße Autorität zum Rathserholen für Fremdlinge und Studirende; es iſt ein Haus- und Familienbuch, das niemand entbehren kann, der ſich die Sprache ſeines Vaterlands auf ſelbſtbewußte Weiſe zu eigen beſtrebt; es iſt die literariſche Charte, die grammatikaliſche Bibel der Nation.“

Als beſondere Vorzüge dieſer ſechsten Ausgabe des Dictionnaire werden ferner angegeben; als für die Lexikographie höchſt einflußreich die zahlreichen Vermehrungen und ſolche Zuſätze, die ſich direkt auf den Sprachgebrauch beziehen, verbunden mit ihrer genauen Rechtfertigung aus den neueſten Schriftſtellern. Die ſorgfältige Redaktion aller ältern Definitionen, und die erhöhte, logiſche Form, welche ihnen gegeben worden, wobei die Akademie auf vorzügliche Klarheit, Verſtändlichkeit und Correktheit ihr Augenmerk richtete; endlich die Menge von Wortbedeutungen,

Digitized by Google

welche hinzugekommen, die früher vergeſſen, nunmehr an ihren eigentlichen und eigenthümlichen Platz geſtellt, durch das Beiſpiel guter Phraſen gerechtfertigt, oder auch vulgären Formen, welche die Sprache der Gebildeten conſtatiert und gerechtfertigt hat, entnommen ſind. Hinſichtlich dieſer wichtigen Sprachvermehrungen iſt der von dem M. Didot publicirte Proſpektus einzuſehen, und ihm alle Anerkennung zuzugeſtehen, doch fehlt es auch darin dennoch nicht an linguiſtiſchen Fehlern, die ſich weder durch die Etymologie noch durch den philoſophiſchen Sinn der Wörter rechtfertigen laſſen. So kommt unter andern hier das, fälſchlicher Weiſe üblich gewordne Chartre für Charte, in der Bedeutung von: ancien titre, lettres-patentes, loi fondamentale, constitution u. ſ. w. vor. Der Urſprung dieſer mißbräuchlichen Orthographie: chartre für charte, leitet ſich unſtreitig von dem nicht zu verwerfenden Worte: chartrier (von chartarius, charlutarius) her, das einen Archivarius, Cuſtoden der Charten bezeichnet. Dieſe Form aber in dem Grundſubſtantiv ſelbſt noch geltend machen zu wollen, iſt fehlerhaft und aller Etymologie entgegen. Man könnte alsdann eben ſo gut perne (von pater) für père ſchreiben, weil man von dem Adjektiv paternus das franzöſiſche paterner folgerichtig abgeleitet hat. Ganz anders verhält es ſich mit dem Wort chartre, wenn es Gefängniß, Kerker, Fort ꝛc. bedeutet, denn alsdann iſt ſein Urſprung ganz einfach von dem lateiniſchen carcer oder castrum herzuleiten, und hat ſo zu der ſehr gewöhnlichen Redensart: ternir en chartre privée, Veranlaſſung gegeben. Zu rechtfertigen war auch die frühere mediciniſche Bedeutung von chartre, wo es eine Art „tabes,“ Auszehrung bei Kindern bezeichnete, in Folge deren ſie an das Wohnzimmer, wie der Gefangene an ſeinen Kerker, gefeſſelt und von allen Ergötzlichkeiten ihrer Geſpielen durch ihr trauriges Uebel ausgeſchloſſen werden. Was wäre aber im wahren etymologiſchen Sinn eine chartre constitutionelle? Unſtreitig wäre es ein papierenes Gefängniß, worin man die Legalität und die Freiheit der Völker gefeſſelt hält. Hier könnte leicht die Sprache ſelbſt zu boshaften oder zweideutigen Auslegungen und Witzen Veranlaſſung geben, eine Eigenſchaft, welcher der Sprachreiniger mit allen Kräften entgegenarbeiten muß.

(Schluß folgt.)

Der alte Matroſe.

(Fortſetzung.)

2.

Die Sonn' erhob ſich aus der See,
Ging nun zur Rechten auf,
Von Nebeln noch verſchleiert, ſenkt
Sie links in's Meer den Lauf.

Und der gute Südwind blies am Weh'n;
Doch nicht folgt durch die Luft
Der Vogel treu, und ſchwebt herbei,
Wenn der Matroſe ruft.

Ich hatt' ein übel Ding gethan;
Das brachte nimmer Segen.
Sie ſagten: kühn erſchlugſt du ihn,
Der ſich den Süd ließ regen!
Sie alle ſprechen: welch ein Verbrechen,
Der ſich den Süd ließ regen!

Herrlich, wie Gottes eignes Haupt,
Ging auf die Sonn' und lachte;
Sie ſagten: kühn erſchlugſt du ihn,
Der uns den Nebel brachte!
Den Vogel traf gerechte Straf',
Der uns den Nebel brachte.

Der Wind bläſ't gut, weiß ſchäumt die Fluth;
Wir furchen raſch die Wogen,
Wir waren ſicher die erſten Schiffer,
Die dieſe See durchzogen.

Der Wind läßt nach; rings hangen ſchlaff
Die Segel an den Raa'n;
Nur ſprechen Alle, daß Etwas ſchalle
Doch auf dem Ocean.

Am heißen Kupferfirmament,
Hoch über'm Maſte, thront
Die blut'ge Sonn' zur Mittagszeit,
Nicht größer, als der Mond.

Wir lagen Tage, Tage lang;
Kein Lüftchen rings umher!
Wie ein gemaltes Schiff, ſo träg,
Auf einem gemalten Meer.

Waſſer, Waſſer überall!
Doch jede Fuge klafft;
Waſſer, Waſſer überall!
Nur was zu trinken ſchafft!

Die Tiefe ſelbſt verfaulte. — Gott
Im Himmel, gib uns Muth!
Schlammthiere krabeln zahllos rings
Auf ſchlamm'ger Moderfluth.

Und jede Nacht ſahn wirbelnd wir
Die Todtenfeuer glüh'n;
Wie Hexenöl, ſo flackerte
Die Fluth blau, weiß und grün.

Und Manchen ſagt' im Traum der Geiſt,
Der uns geſandt ſolch Weh:
Neun Faden tief verfolg' er uns
Von jenes Landes Schnee.

Und jede Zunge war verdorrt,
War trocken bis zum Schlunde;
Wir konnten All' nicht ſprechen, grad'
Als wär' uns Ruß im Munde.

Digitized by Google

Und Alt und Jung mit finſterm Blick
Kam auf mich zugegangen;
Den Albatros, den ich erſchoß,
Hat man mir umgehangen.

5.

Und lange Zeit verfloß. Verdorrt
War jeder Gaum! Wie Glas
Die Augen! Lange, lange Zeit!
Die Augen all', wie Glas!
Da blickt ich ſeitwärts — ſchau! da ſah
Am Horizont ich 'was!

Zuerſt war es ein kleiner Fleck;
Der ward zum Nebel bald,
Und regte und bewegte ſich,
Und wurde zur Geſtalt.

Ein Fleck, ein Nebel, dann Geſtalt,
Und näher kommt es ſtets;
Als neckt' es einen Waſſergeiſt,
So ſchießt es und ſo dreht's.

Mit trocknem Gaum, die Lippen kaum
Noch roth, ſtehn wir; kein Laut
Erſchallt — ſind ſtumm; hin iſt der Muth!
Da biß den Arm ich, ſaugte Blut,
Und rief: ein Segel! ſchaut!

Mit trocknem Gaum, die Lippen kaum
Noch roth, ſehn ſie mein Winken;
Vor Freude weinte Groß und Klein,
Und Alles zog den Athem ein,
Als ob ſie wollten trinken.

Seht! rief ich, ſeht! es dreht nicht mehr!
Es naht uns, bringt uns Heil!
Und ohne Fluth und ohne Wind
Schwimmt's auf uns zu in Eil'.

Des Weſtens Fluth war Eine Gluth;
Der Tag war bald verronnen!
Und ſinkend ruht auf Weſtens Fluth
Das breite Rund der Sonnen;
Und die Geſtalt ſtellt zwiſchen uns
Sich und das Rund der Sonnen.

Und ſchwarze Streifen treten ſtracks
Vor des Oceans goldne Braut;
Und glüh'nd, wie durch ein Kerkerthor,
Ihr brennend Antlitz ſchaut.

Ach, dacht' ich, und mein Herz ſchlug laut,
Denn näher kam es immer;
Das ſeine Segel, blitzend hell,
Wie Mettenfädenſchimmer?

Das ſeine Rippen, ſo die Sonn'
Durchſcheint ſo feuerroth?
Und iſt nur jenes Weib am Bord?
Iſt das ein Tod? ſind zweie dort?
Iſt ihr Gemahl der Tod?

Roth iſt ihr Mund; frei her ſie ſchaut;
Ihr Haupthaar golden wallt;
Weiß iſt, wie Ausſatz, ihre Haut;
Sie iſt der Alp, die Todtenbraut,
Macht Menſchenblut ſo kalt!

Der Schiffsrumpf kommt, legt Bord an Bord;
Da würfelten die Zwei;
Der Würfel fiel: Gewonnen Spiel!
Spricht ſie, und pfeift dabei.

Die Sonne ſinkt, die Sterne glühn,
Die Nacht kommt ſtracks heran;
Mit leiſem Flüſtern über's Meer
Schießt fort der Geiſterkahn.

Wir horchen, ſeh'n ihn ſeitwärts fliehn;
Die Furcht aus meinem Herzen ſchien
Das Lebensblut zu trinken.
Die Nacht dick, trüb der Sterne Kreis;
Des Steurers Antlitz ſtier und weiß
Bei ſeiner Lamp'; — es ſinken
Vom Segel Tropfen Thaues; fern
Im Oſten ſteht der Mond; ein Stern
Schimmernd zu ſeiner Linken.

Und Alle, bei des Mondes Schein,
Mit ſtierem, gräßlichem Blick,
Sehn grinſend mich und klagend an:
Mir flucht ihr Schmerzensblick!

Viermal funfzig Menſchen wohl,
Sie ſinken leblos nieder,
Sie ſtöhnen nicht, ſie ſeufzen nicht;
Auf ſtehn ſie nimmer wieder.

Die Seelen fliehn der Leiber Haſt;
Glück harrt auf ſie und Grauſen;
Und jede mir vorüberſchwirrt,
Wie meiner Armbruſt Sauſen.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 67.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

5 Oktober 1836.

Das Dictionnaire de l'Académie française.

(Schluß.)

Bemerkenswerth iſt es, daß die Akademie nichtsdeſtoweniger die Etymologie aus ihrem Plan ausgeſchloſſen hat, worüber ſich in der franzöſiſchen Kritik verſchiedene Stimmen vernehmen laſſen. Die einen billigen dieß Verfahren, die andern verwerfen es. Der Kritiker im Courrier français äußert ſich ungefähr ſo darüber: „Mit Bedauern haben wir bemerkt, daß die Akademie, in dieſer Hinſicht den frühern Dictionnairen folgend, der Etymologie keinen Raum gelaſſen hat. Und doch hat der Fortſchritt der Wiſſenſchaft in dem Maße, wie er dieſen Theil der Linguiſtik ſchwieriger machte, ihn auch intereſſanter gemacht. Es finden ſich hier ſchon merkwürdige Reſultate, die man mit Vergnügen in einem ſolchen Werk über unſere Sprache, welches durch eine Corporation ſo bedeutender Gelehrten vollendet ward, berührt gefunden hätte. Man fürchtete vielleicht in Ungewißheiten zu gerathen, und die unmotivirten und oft lächerlichen Conjekturen der älteren Etymologiſten zu theilen, und dieſe Beſorgniß iſt um ſo weniger zu verurtheilen, da ſie eine hohe Achtung vor dem Werk und dem Publikum bekundet. Nichtsdeſtoweniger wäre es paſſender geweſen, mittlerweile die ſichern Urſprünge der Wörter zu geben, und ſich nur in Fällen, wo wirkliche Confuſion ſtatt fand, mit der bloßen Definition zu begnügen. Die Etymologie iſt für das Verſtändniß der Ausdrücke, namentlich der zuſammengeſetzten Wörter, jederzeit von unentbehrlichem Einfluß, am meiſten aber in einer Sprache, wie die franzöſiſche, die ſo reich an überkommenen Fremdwörtern iſt. Kann man z. B. bei Wörtern wie: Androgyne, Mythologie, mit der bloßen Definition ausreichen? Gewiß nicht. Wenn man ſich mit der Erklärung, wie ſie das Dictionnaire gibt, begnügt, ſo macht man ja aus dem Wort, das doch einen lebendigen Begriff ausdrückt, ein bloßes abſtraktes erſtorbenes Zeichen, das nur auf etymologiſche Weiſe wieder belebt werden kann.“ Dagegen iſt Nodier anderer Meinung, der es der Akademie Dank weiß, daß ſie die Etymologie, die nomenclature scientifique und die claſſiſchen Citate weggelaſſen hat. „Die Aufgabe der Akademie, ſagt er, ſey geweſen, ein Wörterbuch der natürlichen Sprache herzuſtellen; dieſen Geſichtspunkt feſtgehalten, ſeyen die Nomenklatur, die Etymologie und die Citate überflüſſiges Nebenwerk; es handle ſich vornehmlich um richtige und erſchöpfende Definitionen, um das Hervorheben und Erläutern dieſer Definitionen durch bekannte Beiſpiele, die aber doch ihren correkten Ausdruck haben müßten. Dieſes habe die Akademie auch geleiſtet, und wenn dem anders wäre, ſo würde man nicht mehr von ihrem Dictionnaire ſprechen, das doch, ſo wie es iſt, noch heute in voller ſprachlicher Competenz geblieben und das „principium et fons“ der franzöſiſchen Sprache geworden ſey.“

Um eine Anſicht von der materiellen Bereicherung zu geben, welche das Dictionnaire in ſeiner neuen Form erfahren hat, möge nachſtehende Parallele dieſer neueſten Ausgabe, und der Edition von 1798 nach einzelnen ausgehobenen Artikeln dienen, mit Angabe der verſchiedenen Zeilenzahl von damals und jetzt:

Artikel.	Ausg. v. 1798.	Ausg. v. 1835.
Aimer	11 Zeilen	18 Zeilen.
Anatomie	5 —	10 —
Avoir	12 —	30 —
Balanie	10 —	17 —
Billet	11 —	17 —
Brûler	23 —	42 —
Bureau	10 —	18 —
Cercle	9 —	17 —
Changer	11 —	16 —
Cœur	56 —	70 —
Comédie	7 —	23 —
Connaître	14 —	29 —
Conseil	17 —	37 —
De	19 —	60 —
Dire	45 —	70 —
Donner	110 —	156 —

Digitized by Google

Artikel.	Ausg. v. 1798.		Ausg. v. 1835.	
Eau	66	Zeilen . . .	77	Zeilen.
Esprit	37	—	48	—
Etre	44	—	58	—
Fabrique	7	—	13	—
Faire	108	—	128	— u.ſ.w.

Wenn man die Beſonnenheit und Sorgfalt überhaupt betrachtet, womit die neueren Herausgeber bei Ueberarbeitung des wichtigen Werkes verfuhren, ſo liegt in dem Hervorheben dieſer quantitativen Vermehrung deſſelben nichts Pedantiſches, weil eben gerade diejenigen Termen am meiſten an Quantum und Volumen gewonnen haben, die in der Zeit und durch den Fortſchritt derſelben ſelbſt eine merkliche Bereicherung ihres Sinns und Inhalts erfahren haben. Denn das eine Wort macht im Laufe der Zeit größere Fortſchritte, als das andere, weil ein Begriff ſich in der zunehmenden Wiſſenſchaft vor den andern erweitert und ausbildet, und ſo wird denn bei jeder folgenden Ausgabe eines ſolchen Dictionnaire immer das ſtabilere Wort mit dem geringſten Volumen abgefertigt werden müſſen.

Die Anzahl der Wörter ſelbſt anlangend, ſo finden ſich in dem Dictionnaire nichtsdeſtoweniger noch Lücken, an deren Stelle man mit Bedauern die Sachen vermißt. So werden unter den noch fehlenden Termen unter andern die Wörter canalisation, confortable, caléfacteur, féderalisme, fertilisation, éditer, fashionable, capitaliser u. a. hervorgehoben werden müſſen, welche zuſammt ihrer Bedeutung bereits in das Herz der franzöſiſchen Sprache eingedrungen ſind. Im Allgemeinen jedoch finden ſich dieſe Lücken nur ſparſam, und es möchte ſich wohl überhaupt keine aufzeigen laſſen, durch deren Exiſtenz ſich die Akademie ein wirkliches Dementi gäbe. Dagegen ſind die ſcientifiſchen Ausdrücke viel zahlreicher und weit firmer beſtimmt vorhanden, als in allen andern allgemeinen Lexicis, die zeither in Frankreich erſchienen ſind, und die Redaktion iſt von den competenteſten Mitgliedern der übrigen Akademien mit höchſter Genauigkeit und Sachkenntniß geſchehen. So ſind die aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Artikel von Laplace, Delambre, Fourier, die naturhiſtoriſchen von Cüvier, die chemiſchen von Thénard, die zur Malerei gehörigen von Guérin durchgeſehen worden u. ſ. w. Um wieder auf jene Lücken zu kommen, ſo wurde unſtreitig die Akademie bei ihren Auslaſſungen noch durch einen andern Grund geleitet, und Mehrere derſelben fanden gewiß mit Abſicht und Einſicht ſtatt. Fixire man nämlich die Zuſtände und den Wortbeſtand einer Sprache zu welcher Zeit man will, ſo wird man immer eine ziemliche Menge von Ausdrücken vorfinden, die ſich im Zuſtande der Fluktuation und Unbeſtimmtheit befinden, und noch auf den Prüfſtein der anhaltenden und genaueſten Forſchung warten, bevor ſie ihre berechtigte Stellung gleich den Uebrigen im Gebäude der Sprache einnehmen können. Wenn die Akademie nun die Zulaſſung ſolcher Termen ajournirte, ſo bezeigte ſie einmal dem Volk ſelbſt eine ſchöne und ſchmeichelhafte Anerkennung, inſofern ja das gebildete, redende, ſprachfähige Volk es iſt, welches die neuen und ungewohnten Ausdrücke der Sprache ſanktioniren muß; auf der andern Seite zeigte ſie aber auch eine richtige Kenntniß und Würdigung des modernen franzöſiſchen Literaturzuſtandes, weil ja heut zu Tage dieſe ſelbſt in einer fortwährenden Fluktuation begriffen iſt, wo die bewegte Nationalität, ſelbſt durch neue Mängel, Laſter und Gebrechen, wegen der früheren Stagnation ihrer Literatur Rache nimmt, und nicht bloß eine Menge von Ideenzeug, ſondern auch eine Menge von Wortzeug aufbringt und zu allgemeiner Geltung erheben will, was ſich vor dem Tribunal der Kritik unmöglich rechtfertigen kann. Es bedarf in ſolchen Zeiten, wo auf der einen Seite noch die Geſpenſter der alten Claſſicität eine ſtarke Oppoſition bilden, auf der andern der Uebermuth der Neologen, im Gefühl ſeiner Jugendkraft und auch ſeiner Berechtigung, leicht die Schranken des Schönen, Wahren und Wichtigen überſchreitet — es bedarf in dieſem Strudel einer vermittelnden Behörde, welche mit fortgeht ohne ſich zu vergeſſen, und hemmt, ohne den Forderungen und Anſprüchen der Zeit Eintrag zu thun. Eine ſolche Behörde wird aber am entſchiedenſten und nachhaltigſten wirken, wenn die Sprache ſelbſt ihre feſte und unverrückbare Baſis bildet, und alle ihre Gebäude ſich auf dieſem allgemeinſten Grunde erheben. Daß wir unter dieſer vermittelnden Corporation die Académie française verſtehen müſſen, liegt offen, und daß ihre beſte Bethätigung in dem angegebenen Sinne eben das Dictionnaire iſt, bedarf auch keines weitern Nachweiſes. Und ſo müßten wir denn eigentlich dieſen Aufſatz mit trübem Hinblick und trauriger Betrachtung ſchließen, und eingeſtehen, wie doch in dieſer Hinſicht Frankreichs Literatur deutſcher Bildung zuvorgekommen, und um ein bedeutendes Ereigniß reicher ſey, als die unſeigen. Denn Deutſchland beſitzt doch kein allgemeines Wörterbuch ſeiner nationalen Sprache, und hat ſich niemals der Bildung einer deutſchen Akademie günſtig gezeigt. Von jedem Standpunkt angeſehen, iſt und bleibt dieß ein Vorwurf für uns. Welch ein niederſchlagendes Faktum, daß zu derſelben Zeit, wo bereits die zweite Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie erſchien, in unſerer Literatur noch Autokraten wie Gottſched dünkelhaft und anmaßend hereinhauſten, die ihre reſpektiven Verdienſte durch eben ſo viele Pedanterien und Geiſtloſigkeiten nivellirten. Wie niederſchlagend, daß eine Folgezeit von 3 Jahrhunderten die erſten rohen aber doch unermüdlichen und redlichen Beſtrebungen eines noch immer zu preiſenden Ickelſamer und Clajus ſo wenig gekrönt und gehoben hat! Wenn wir uns linguiſtiſch-lexikographiſch entſchuldigen wollen, ſo haben wir noch immer keine andern Gewährsmänner, als den alten Adelung, den derben Campe und Eberhards Synonymik, und wir müſſen ſogar mit Beſchämung eingeſtehen, daß unſerer allgemeinen Sprachſyſtematiſirung die ſubalternen Idiotiken zuvorgekommen ſind.

Wäre nur erſt Deutſchland über die gelehrten Geſellſchaften hinaus, dann würde wohl Raum für gemeinſames Sprachſtudium, und unſere Vereine „zu Erforſchung vaterländiſcher Alterthümer," welche in lauten Jubel ausbrechen, wenn ſie einen alten Topf zu Tage gefördert, fänden dann in der Erforſchung vaterländiſcher Sprache ein würdigeres Strebeziel, während ſie jetzt nur die deutſche Sprache in ihren Berichten verderben.

F. Marlop.

Digitized by Google

Der alte Matroſe.

(Fortſetzung.)

4.

Ich fürcht' dich, alter Schiffsgeſell!
Fürcht' deine dürre Hand;
Und du biſt lang, und ſchlank, und braun
Wie des Meers gerippter Sand!

Ich fürcht' dich und dein glühes Aug'!
Ich fürchte dich ſo ſehr! —
Fürcht' nicht, fürcht' nicht, du Hochzeitgaſt!
Ich ſtarb nicht auf dem Meer!

Allein, allein, und ganz allein
Auf weiter, weiter See!
Nicht lindert meine Todesangſt
Ein Heil'ger in der Höh'!

So viele Menſchen, ſchön und ſtark!
Und keiner rührte ſich:
Und tauſend Thier' im Moderſchlamm,
Sie lebten; und auch ich!

Ich blickte auf die faule See,
Und wandte die Augen fort!
Ich blickte auf das faule Deck:
Die Todten lagen dort!

Ich blick' empor, will beten dann;
Doch meiner Lipp' mit Stocken
Entfließt nur gottlos Flüſtern, macht
Mein Herz wie Staub ſo trocken.

Ich ſchließe das Aug'; gleich Pulſen pocht
Des Auges Stern bei'm Schließen;
Des Himmels Höh', die blaue See
Thun laſtend meinen Augen weh,
Und die Todten mir zu Füßen!

Auf ihren Gliedern kalter Schweiß;
Nicht faul ward ihr Gebein.
Und immer ſah' ihr Aug' mich an
Mit geiſterhaftem Schein.

Zur Hölle ſchleppen kann der Fluch,
Den eine Waiſe ſpricht;
Doch ſchreckenvoller iſt der Fluch
Auf Todter Angeſicht;
Ich ſah' ihn ſieben Tage lang,
Doch ſterben konnt' ich nicht.

Und wiederum ging auf der Mond,
Zur Seit' ihm wen'ge Sterne;
Er ſchwebte klar und mildiglich
Durch die blaue Himmelsferne.

Sein Strahl beſchien die ſchwüle Fluth,
Als ob ſie Reif bedeckte;
Doch, wo des Schiffes Schatten lag,
Da, vor wie nach, ſo Nacht, wie Tag,
Die rothe Flamme leckte.

Und in des Schiffes Schatten ſah
Ich große Waſſerſchlangen;
Sie ſchlängeln ſich in weißer Spur;
Wenn ſie ſich bäumen, ſind ſie nur
Mit flockigem Feu'r umhangen.

Und in des Schiffes Schatten gern
Sah' ich ihr blitzend Fell;
Wie Sammet ſchwarz, und blau, und grün;
Sie ſchwimmen her, ſie ſchwimmen hin,
Die Spur, wie Gold ſo hell.

O, glücklich ihr! wie ſchön ihr ſeyd,
Sagt eine Zunge nie!
Und Liebe quoll im Buſen mir,
Und glücklich pries ich ſie;
Mein Heiliger erbarmte ſich,
Und glücklich pries ich ſie.

Zur Stunde konnt' ich beten dann!
Von meinem Halſe frei
Fiel da der Albatros, und ſank
In's Meer, ſo ſchwer, wie Blei.

5.

O Schlaf, du biſt ſo ſüß, ſo ſüß!
Geliebt von Pol zu Pol!
Maria! Dir ſey Preis und Dank,
Daß Schlaf auf meine Wimpern ſank!
Du gabſt ihn mir ja wohl!

Mir träumte: alle Eimer rings
Auf des Verdeckes Feld,
Sie wären kühlen Thaues voll.
Wach werd' ich! — Regen fällt!

Die Lippen naß, der Gaumen naß,
Die Kleider — wahr iſt's doch!
Im Traume trank ich ſicherlich,
Und trinke, trinke noch.

Ich geh' und fühl' die Glieder kaum,
Heb' mich ſo leicht empor!
Bin ich im Schlaf geſtorben denn,
Und in der Seel'gen Chor?

Und einen Wind d'rauf hört' ich weh'n,
Doch ferne blieb ſein Brauſen;
Die Raa'n und Taue regen ſich,
Die dürren Segel ſauſen.

Lebendig wird die obere Luft,
Und Feuerflaggen ziſchen,
Sie ziſchen auf und ab, voll Graus,
Und aus und ein, und ein und aus;
Die Sterne glüh'n dazwiſchen.

Digitized by Google

Und näher d'rauf erbrauſ't der Wind;
Wie Binſen ſeufzen welk
Die Segel; Regen ſtrömt herab
Aus donnerndem Gewölk.

Geborſten klafft's mit weitem Spalt,
Des Mondes finſtrer Sitz;
Und wie ein Fluß in Thales Schooß
Vom Felſen ſtürzt, fällt zackenlos
Ein Gluthſtrom, Blitz auf Blitz.

Nicht kommt der laute Wind an's Schiff;
Doch vorwärts geht es immer;
Die todten Menſchen ſtöhnen dumpf
Bei des Blitzes fahlem Schimmer.

Sie ſtöhnen, regen, heben ſich,
Doch blicken, reden nicht!
Wie ſeltſam, Todte leben ſeh'n,
Selbſt wär's ein Traumgeſicht!

Und weiter zieht das Schiff, bewegt
Von keines Windes Kraft;
Die Mannſchaft klimmt im Takelwerk,
Treibt, was ſie ſonſt geſchafft.
Sie regen, gleich Maſchinen, ſich;
O, ſchrecklich, ſchauderhaft!

Der Leib von meines Bruders Sohn,
Knie an Knie, ſtand neben mir dort;
Wir zogen beid' an Einem Seil,
Doch ſagt' er mir kein Wort. —

Ich fürcht' dich, alter Schiffsgeſell! —
Gaſt, ruhig immerdar!
Denn nicht Verdammter Seele nahm
Den Körper wieder ein; nur kam
Beglückter Geiſter Schaar!

Bei'm Morgengrau'n ſinkt ſchlaff ihr Arm;
Den Maſt umringen ſie;
Und von der Todten Lippen ſüß
Tönt Himmelsmelodie.

Die Töne ziehn zur Sonn' empor,
Die licht im Oſten flammt;
Dann kehren langſam ſie zurück,
Bald einzeln, bald geſammt.

Bald war es mir, als zwitſcherte
Die Lerche auf dem Meer;
Dann glaubt' ich, alle Vögelein,
Die es nur gibt, ſo groß, wie klein,
Sie ſängen rings umher.

Jetzt klingt es ſüß, wie Flötenlaut,
Jetzt, wie Orcheſterrauſchen;
Jetzt iſt es eines Engels Lied,
Dem ſelbſt die Himmel lauſchen.

Es ſchweigt; doch tönt das Segelwerk
Bis Mittag ſäuſelnd nach:
Wie in dem laub'gen Junimond
Ein grasverſteckter Bach,
Der die ganze Nacht dem ſchlafenden Wald
Ein Lied ſingt, ſelbſt noch wach.

Und ruhig ſegelte das Schiff —
Kein Lüftchen trieb's in Lauf —
Bis Mittag; denn getrieben ward's,
Bewegt von unten auf.

Neun Faden tief wohl unter'm Kiel
Vom Schnee- und Nebelland
Folgt uns der Geiſt, und treibt das Schiff
Mit unſichtbarer Hand;
Das Schiff ſteht ſtill; bis Mittag nur
Säuſelt die Leinewand.

Die Sonne, lothrecht über'm Maſt,
Schaut meerwärts ohne Regung;
Doch plötzlich rührt und regt ſie ſich
Mit zitternder Bewegung;
Schießt vorwärts, rückwärts unruhvoll
Mit zitternder Bewegung.

Dann plötzlich, wie ein ſcheuend Roß,
Prallt ſie zur Seite wieder!
Das Blut ſchoß mir in's Angeſicht;
In Ohnmacht ſank ich nieder.

Ich weiß es nicht, wie lang ich dort
Gelegen ohne Leben;
Doch, als noch Dunkel mich umzog,
Da hört' ich in den Lüften hoch
Zwei Stimmen ſich erheben.

Sagt eine: Sprich, bei Chriſti Blut,
Iſt dieß der Schiffsgenoß?
Harmloſen Vogels Herzblut trank
Sein grauſam Pfeilgeſchoß.

Der Geiſt im Schnee- und Nebelland
War hold dem Albatros,
Und auch der Vogel liebte den,
Der grauſam ihn erſchoß.

Die andre Stimm' iſt ſanft und ſüß,
Wie Honigthau ſo ſüß;
Sie ſpricht: der Mann that Buße ſchon,
Und büßt noch mehr gewiß!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 68.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Oktober 1836.

Le chemin de traverse.

Jules Janin gehört zu der Klaſſe der neueren franzöſiſchen Romantiker, welche die Stoffe ihrer erzählenden Dichtungen aus der Gegenwart oder doch der Gegenwart nicht allzufern liegenden Zeit zu entnehmen pflegen. Man hat Unrecht gethan, die franzöſiſchen Romantiker bunt durcheinander in ein Fach zu werfen, da ſie ſich doch bei näherer Betrachtung zwar als einig in ihrer Oppoſition gegen die Uſurpation einer Academie und pedantiſche Schulregeln, oder in ihren poſitiven Tendenzen als ſehr verſchieden darſtellen. Die Stoffe aus der alten Zeit ſind von den Klaſſikern ausgebraucht. Man kann nicht wagen ſie zu wählen, aus Furcht, in die Langeweile der Klaſſiker zu gerathen. Aber eine neue Welt that ſich auf in der Poeſie und Geſchichte des Mittelalters, welche ſeit einigen Jahrzehnten aus dem Stande der Bibliotheken hervorgeſucht wird; eine neue Welt voll friſchen, farbenhellen Lebens wurde entdeckt, in die man ſich aus der mehr oder minder untröſtlichen Gegenwart gern rettete.

Aus dieſen Fundgruben holen denn viele neuere Dichter ihre poetiſchen Stoffe, oder doch alte Gewänder und Juwelen daraus hervor, um ihre poetiſchen Gebilde in die nun einmal für die Poeſie Mode gewordene Tracht des Mittelalters einzukleiden.

Bei den Letzten — und die Zahl dieſer iſt bei weitem die größere, — iſt denn ſchon der Uebergang von den eigentlich ſtrengen Romantikern zu denen gemacht, welche wir die Modernen nennen möchten, welche, opponirend gegen den alten Klaſſicismus, einerſeits nicht Studien genug haben, um wirkliche getreue Darſtellungen aus der noch immer ſo unzugänglichen Zeit des Mittelalters zu liefern, andererſeits ſich auf ein Feld zu begeben verſchmähen, dem ſie ſich nicht völlig gewachſen wiſſen, und von dem ſie nur äußerlichen Flitterſtaat entlehnen könnten, und welche daher ſich am liebſten in der neuern Zeit, in dem jetzigen Leben bewegen, das ſie keineswegs ſo von aller Poeſie entblößt glauben, und in deſſen Freude und in deſſen Schmerz ihnen wohl iſt.

Zu den letzteren gehört Jules Janin, und ſollen wir ſein ſociales politiſches Verhältniß näher bezeichnen, ſo iſt es eine gewiſſe Ariſtokratie, welche ihn charakteriſirt; nicht ſowohl eine Ariſtokratie der Geburt, als des Genius; auch nicht eine Ariſtokratie des Reichthums, ſondern des Genuſſes; eine Ariſtokratie, welche ſich dann freilich im Politiſchen gern noch an die Zeit der Reſtauration anlehnt, obwohl ſie dieſelbe als eine entſchwundene und unwiederbringliche erkennt, weßhalb ſie ſich auch gegen die jetzige Ordnung der Dinge keineswegs feindſelig ſtellt und ſich mit wehmüthiger Erinnerung an die Zeit, wo noch ſo viel Herrliches in allen Zweigen der Kunſt und in kirchlichem und höfiſchem Luxus aufgetreten ſey, begnügt.

Der Titel ſeines neueſten Romans, welchen wir in der Ueberſchrift genannt haben, läßt ſich nicht bequem deutſch wiedergeben. Indeß führt uns das Buch als Hauptperſonen zwei junge Männer vor, aus dem Süden von Frankreich gebürtig, welche aus verſchiedenen Gründen nach Paris kommen und auf verſchiedene Weiſe ihr Glück zu machen ſuchen; der eine, vom Schickſal geführt und mit frommem Sinne der Weiſung deſſelben folgend, der andere durch Ehrgeiz und Genußſucht geſpornt auf dem chemin de traverse, auf der krummen Bahn, keinen Schleich- und Seitenweg verſäumend, von dem er glaubt, er werde zum erwünſchten Ziele führen.

Der Roman beruht auf einem Verhältniſſe, das dem Beobachter des franzöſiſchen Lebens nicht entgehen kann. Paris iſt das Haupt von Frankreich, aber auch das Grab von Frankreich. Selten, daß die nächſten Nachkommen derer, die einmal dort am Ruder waren und ſich auf irgend eine Weiſe hervorgethan haben, ſich auch hervorthun. „Der wahre Pariſer iſt nur derjenige, der nicht zu Paris geboren iſt. Der Pariſer aus Paris, ſagt der Verfaſſer, iſt ein Mißgeſchöpf, das ſchwer aufzufinden iſt, ein recht guter Burſche, etwas verzwickt, kränklich, und iſt köſtlich albern und läppiſch." Der Pariſer aus Paris wird beherrſcht von dem Pariſer der Provinz. Der Süden ſchickt ihm ſeine Deputirten, ſeine Generale, ſeine Beamte und Miniſter, ſeine Redner und Staatsmänner, ſeine ſchönen Frauen und ſeine Dichter.

Digitized by Google

Der Roman hat keine Intrigue. Es iſt die einfache Geſchichte zweier Jünglinge, bis zu der Epoche ihres Lebens, in der ihre Beſtimmung ſich feſtgeſtellt hat. Daher denn zum Theil der ruhige Gang der Erzählung, die Behaglichkeit, mit welcher ſich der Verfaſſer namentlich zu Anfang gehen läßt und vom Hundertſten ins Tauſendſte geräth, ſo daß wir erſt nach mehreren Kapiteln erfahren, daß der eine Held Proſper Chavigni heiße, Sohn eines Weingärtners in Ampuy, einem durch ſeinen Weinbau berühmten Dörfchen an der Rhone, der andere aber ein Ignorantiner ſey und Schulmeiſter deſſelben Dorfs, Chriſtoph, ein Findelkind.

Das Leben in dieſem Dorfe kann nicht einfach und ſtill genug geſchildert werden. Aber troß aller Abgeſchiedenheit ſind doch ſeinen Bewohnern die Leidenſchaften der groſſen Welt nicht fremd, und ehrgeizige Träume ſchnell erſcheinenden Glückes und künftiger Größe beunruhigten früh das Gehirn des jungen Proſper. Der erſte Keim des Ehrgeizes erhielt indeß ein kräftiges Gegengewicht durch tüchtige Studien, deren Möglichkeit dem Jüngling wie durch ein Wunder eröffnet wurde. Unter den Verordnungen der Brüder der chriſti. Moral enthielt eine das ſtrenge Verbot lateiniſch zu lernen. Man wollte dadurch dieſe Leute, welche den erſten Unterricht des Volkes zu leiten hatten, in Demuth erhalten und ihnen die Möglichkeit abſchneiden, die Stufenleiter der Hierarchie, der ſie dienten, allmählich hinanzuſteigen. Der Bruder Chriſtophs befolgte gewiſſenhaft die Vorſchriften ſeines Berufs; gern wollte er ſein Lebenlang der Demüthigſte ſeyn unter den Demüthigen, der Aermſte unter den Armen, der Keuſcheſte unter den Keuſchen; aber Einer Vorſchrift konnte er nicht gehorchen, der Vorſchrift unwiſſend zu bleiben. Anfangs hatte ihm die Bibel genügt; bald aber geht er von ihr zu Chryſoſtomus und Auguſtin, von dieſen zu Boſſuet (!), weiter zu Homer und den griechiſchen Tragikern über, und bald war ihm von dem ganzen griechiſchen und römiſchen Alterthum kein bedeutender Name mehr fremd. Und zwar gelangte er zu all dieſen Kenntniſſen als vollkommener Autodidakt. Dieſen verborgenen und verbotenen Schatz ſeiner Wiſſenſchaft konnte er jedoch nicht ſo ſehr geheim halten, daß er ihn nicht ſeinem Freunde hätte mittheilen ſollen.

Die Wirkung dieſer Studien war indeß bei beiden nicht dieſelbe, und jeder las aus den erhaſchten Büchern heraus, was ihm anſtändig war: Chriſtoph ſchöne Handlungen, Proſper große Thaten; Chriſtoph die Tugend, Proſper den Ruhm; Chriſtoph genoß nur das Schöne, Poetiſche, Proſper hingegen ſog auch das Gift mit vollen Zügen ein, und ſeine jugendliche Phantaſie befleckte ſich bald mit Bildern des Ehrgeizes und der Wolluſt, die ihn alles Andere darüber vergeſſen ließen. Es drängte ihn hinaus aus ſeinem engen Dorfe; er wollte ſein Glück verſuchen und ſich in das große Getriebe der Welt ſtürzen, um etwas zu werden. Auch dem Verderben der Welt und dem Laſter wollte er entgegengehen, das ihm in dem ſtillen Dorfe zwiſchen ſeinen Eltern und ſeinem Lehrer nicht entgegen kam.

(Fortſetzung folgt.)

Der alte Matroſe.

(Schluß.)

6.

Erſte Stimme.

Doch nun ſprich weiter! rede fort,
Daß deine Stimm' ich hör'!
Wer treibt gen Norden jenes Schiff?
Was macht das blaue Meer?

Zweite Stimme.

Noch wie ein Sklav' vor ſeinem Herrn
Liegt ſtill der Ocean;
Mit ſeinem großen Auge ſieht
Schweigend den Mond er an —

Ob er auch wiſſe, wohin er fließe;
Das Meer ja lenkt er immer!
Sieh', Bruder! ſieh' doch, wie das Meer
So milde grüßt ſein Schimmer!

Erſte Stimme.

Doch wie eilt ohne Fluth und Wind
Das Schiff durch's blaue Meer?

Zweite Stimme.

Die Lüfte ſchließen ſich hinter ihm,
Sind vor ihm nimmermehr!

Fleuch, Bruder! kommen ſonſt zu ſpät!
Fleuch! höher, höher, Lieber!
Nur träg zum Ziel ſchwimmt jener Kiel,
Wenn des Seemanns Traum vorüber! —

Ich wurde wach; wir ſegelten;
Nichts hemmte des Schiffes Lauf.
Die Nacht war ſtill, der Mond ſtand hoch,
Die Todten ſtanden zuhauf.

Die lägen beſſer auch im Sarg,
Umſtehn mich allzumal,
Und ſehn mit glas'gem Aug' mich an;
Drin blitzt des Mondes Strahl.

Der Fluch, mit dem ſie ſtarben, zuckt
Noch auf dem Angeſicht;
Mein Auge ſah das ihre an,
Doch beten konnt' ich nicht.

Und wieder ſchaut' ich hin auf's Meer,
Auf ſeine Fluth, ſo grün;
Und ſpähete, doch ſah' ich Nichts,
Als was ich ſah vorhin.

Ich ſtand, wie Einer, dem im Wald
Auf dunklem Pfade graut;
Der immer, immer vorwärts eilt,

Und nimmer rückwärts ſchaut;
Er weiß, ein Feind iſt hinter ihm;
Sein Herz ſchlägt bang und laut.

Da rauſchte Windeswehn mich an;
Es wehte leiſe her;
Ich wußte nicht, woher es kam,
Nicht kräuſelt es das Meer.

Es hob mein Haar; wie Lenzeshauch
Umſpielt' es meine Wangen.
Mir war ſo bang; doch kühlt' es mich,
Als wollt's mich froh empfangen.

Schnell wohl, ſchnell wohl flog das Schiff,
Und doch ſo ſanft, ſo leicht!
Leiſe, leiſe blies der Wind —
Nur mich ſein Weh'n erreicht.

O Freudentraum! iſt dieß fürwahr
Des Leuchtthurms graue Wand?
Iſt dieß die Kirch', iſt dieß der Berg?
Iſt dieß mein Heimathland?

Und ſchluchzend fleht' ich, als wir nun
Durchſegelten den Hafen:
O, laß mich bald erwachen, Gott!
Sonſt laß mich nimmer ſchlafen!

Hell war, wie Glas, des Hafens Bucht,
Und klar die Fluth des glatten;
Und auf der Bucht lag Mondenſchein,
Und auch des Mondes Schatten.

Der Fels ſchien hell, die Kirche hell,
Die ſich auf ihm erhebt;
Der Mond beſchien den Wetterhahn,
Der auf der Kirche ſchwebt.

Ein ſchweigend Licht umfloß die Bucht;
Da hoben ſich Geſtalten!
Es waren Schatten allzumal;
Roth ihre Kleider wallten.

Nicht fern vom Gallione war's,
Wo ich die Schatten ſah;
Da ſchaut' ich wieder auf's Verdeck —
O Gott, was ſah ich da!

Am Boden flach lag jeder Leib,
Und, bei des Kreuzes Zeichen!
Hellleuchtend ſtanden Seraphim
Rings auf den blaſſen Leichen.

Sie winken mir wohl für und für;
O, himmliſches Geſicht!
Sie leuchten weit auf's Ufer hin,
Umſtrahlt von ſüßem Licht.

Sie winken mir wohl für und für;
Sie ſprechen nicht — o Luſt!
Ihr Schweigen ſinkt wie Melodie
Mir in die wunde Bruſt.

Und bald vernehm' ich Ruderſchlag;
Horch, des Piloten Gruß!
Von ſelber wendet ſich mein Haupt —
Ein Boot an Schiffes Fuß!

Der Lootſe und des Lootſen Sohn,
Sie rühren ſich im Boote;
Gott! welche Freude! großer Gott!
Die ſtören doch nicht Todte!

Ein Dritter noch: der Siedler iſt's!
Horch, ſeine Stimme ſchallt!
Laut ſingt er ſeinen Lobgeſang,
Den er gemacht im Wald.
Des Vogels rothes Blut wäſcht er
Von meinen Händen bald.

7.

Der Siedler lebt im grünen Wald,
Im Walde dort am Meer.
Mit lauter Stimme lobt den Herrn
Sein Mund; mit Schiffern ſpricht er gern,
Die ferne kommen her.

Auf hartem Kiſſen kniet er Nachts,
Am Mittag und am Morgen;
Das Kiſſen iſt ein Eichenſtumpf,
Der ganz in Moos verborgen.

Das Boot kommt nach; ſie ſprechen laut:
Beim Himmel, wunderbar!
Wo iſt der Feuerzeichen Gluth,
Die hell hier leuchtend war?

Der Siedler ſagte: ſeltſam, traun!
Nicht tönt mit frohem Schall
Ihr Gruß zurück; die Planken dürr,
Und dürr die Segel all;
Sie ſcheinen Laubgerippen gleich
Die an des Bergſtroms Fall
Runzlich um meine Klauſe weh'n,
Wenn der Sturm am Brauſen iſt;
Wenn unter'm Schnee die Waldung ächzt,
Wenn die Eul' zu des Wolfes Heulen krächzt,
Der der Wölfin Junge frißt.

Digitized by Google

Der Lootſe ſagte: wie das Schiff
So ſchrecklich uns anſieht!
Ich fürchte mich! — Friſch, rudre zu!
Sprach froh der Eremit.

Und näher, näher kam das Boot;
Still war ich, ſprach kein Wort.
Das Boot kam dicht an's Schiff heran —
Da, welch ein Ton ſchallt dort!

Unter dem Waſſer rollt es dumpf;
Donnernd durchzieht's die Bai;
Es kommt an's Schiff, es ſpaltet die Bucht;
Das Schiff geht unter, wie Blei.

Vom fürchterlichen Schall betäubt,
Dem Erd' und Himmel krachen,
Trieb ſchwimmend auf den Wellen ich,
Starr, zwiſchen Schlaf und Wachen;
Drauf, wie im Traume, fand ich mich
In des Piloten Nachen.

Und auf dem Strudel, wo das Schiff
Verſank, kreiſ't ungeſtüm
Das Boot; verklungen iſt der Ton;
Der Berg nur ſpricht von ihm.

Die Lippen rührt' ich; der Pilot
Schrie auf, und ſank zurück;
Der fromme Siedler betete,
Und hub empor den Blick.

Ich ruderte; des Lootſen Sohn —
Noch wandele er im Wahn
Des Irrſeyns — lachte, ſah mich ſtier
Mit wilden Augen an;
Ha, Ha! ſprach er, nun ſeh' ich, wie
Der Teufel rudern kann!

Und jetzt in meinem Heimathland
Betret' ich Strandes Höh'n:
Der Siedler aus dem Nachen ſteigt,
Kann kaum noch aufrecht ſteh'n.

Entſünd'ge mich! entſünd'ge mich!
Trat ich den Siedler an;
Der ſchlug des Kreuzes Zeichen erſt;
Was biſt du für ein Mann?

Da bebte Angſt durch mein Gebein,
Angſt, fürchterlich und groß;
Was mir begegnet, ſagt' ich ihm,
Da ließ die Angſt mich los.

Und oft noch kehrt ſeit jener Zeit
Zurück die Angſt, der Schmerz;
Eh' ich das Gräßliche geſagt,
Brennt in der Bruſt mein Herz.

Und wie die finſtre, ſchwarze Nacht
Eil' ich landaus, landein;
Und am Geſicht kenn' ich den Mann,
Der meine Mähr' vernehmen kann;
Er muß mein Hörer ſeyn!

Welch ein Tumult erhebt ſich dort?
Die Gäſte ſind dort all'!
Und, horch! im Garten ſingt die Braut
Und ihre Mädchen all'!
Und, wieder horch! zum Beten ruft
Der Abendglocke Schall!

O Hochzeitgaſt, ich war allein
Auf weiter, weiter See!
So einſam war's, ich fühlte kaum
Des guten Gottes Näh'!

Und ſüßer, glaub', als Hochzeit iſt's,
Kann beſſer mir gefallen,
Kann ich an guter Leute Hand
Zu Gottes Kirche wallen!

Kann ich zu Gottes Kirche geh'n
Zum brünſtigen Gebet;
Wo Alles, Kind, und Mann, und Greis,
Wo Jüngling, Mädchen, Ihm zum Preis,
Zu Ihm, dem Vater, fleht.

Leb' wohl, leb' wohl, du Hochzeitgaſt!
Doch dieſes ſag' ich dir;
Der betet gut, wer Liebe hegt
Für Vogel, Menſch und Thier!

Der betet gut, wer Liebe hegt
Für Alle, groß und klein;
Gott, der uns ſchuf, der liebe uns all',
Will allen Vater ſeyn.

Der Seemann mit dem grauen Bart
Und mit dem hellen Blick,
Er geht; und auch der Hochzeitgaſt
Kehrt erſt nach Haus zurück.

Er ging, wie ein Betäubter geht,
Als drückten ſchwere Sorgen
Sein Herz, und weiſer, trauriger
Erhob er ſich am Morgen.

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 69.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 Oktober 1836.

Ben Brace von Capitän Chamier.

Die rein nautiſche Literatur nahm bis zur Zeit Smolletts eine ſehr niedere Stufe ein; dieſer lebendige, witzige und ſchreibſelige Autor war der erſte, der die Aufmerkſamkeit des Publikums auf die phyſiſchen Eigenthümlichkeiten und die moraliſchen Idioſynkraſien des derben britiſchen Seemanns lenkte. Aber er ſchilderte nur; er ſuchte weder zu erheben noch zu beſſern. Er porträtirte mit der Treue eines Moreland und deßwegen machte oft Unflath den Hauptbeſtandtheil des Gemäldes aus. Wäre nicht ſein tüchtiger Humor — ſo wären die ſeemänniſchen Stücke ſeiner Schriften unerträglich geweſen. Hierauf wurde, etwa fünfzig Jahre, Hans (Jack) die Erlaubniß gegeben, den Narren zu ſpielen, zu fechten und zu ſingen, ohne daß man ſeinem auszeichnenden, perſönlichen Charakter eine beſondere Aufmerkſamkeit zuwendete. Gewiß hatte er ein wenig ſich gehoben — und dieſe kleine Beſſerung war eine Folge der Einwirkung der höhern Offiziere auf ihn. Selbſt die unruhigen Zeiten und die drohenden Vorfälle der Parker'ſchen Meuterei vermochten nicht viel Beachtung der Maſſe des Seevolks zu bewirken, außer daß man ihnen etwas mehr Sold gewährte und ſie mehr gegen die Launen der Tyranney ſicherte.

Eigene Menſchenklaſſen, wie Nationen, müſſen erſt ihre beſondere Literatur haben, ehe man ſie mit Billigkeit beſchreiben kann. Bis dahin war noch kein großmüthiger Schriftſteller aus den Reihen literariſcher Routine furchtlos aufgetreten, um den Vorzügen des britiſchen Matroſen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, welcher eben in Folge dieſer Vernachläſſigung von ſeinen Landsleuten zu Land nur als eine kecke Beſtie zur See und als ein prahleriſcher Narr auf der Küſte angeſehen wurde.

Dibdin ſchrieb ſeine Gedichte — und auf einmal ſchwebte ein lichter Nimbus auf das Haupt der Matroſen herab. Jene Lieder ſprachen zu ſeinem Herzen, vermenſchlichten und adelten es. Jetzt begriff er den Werth **ſeiner** Tapferkeit und lernte demgemäß auch die Tapferkeit ſeines Feindes ehren. Er lernte von jetzt an einen höhern Begriff mit dem Wort **Pflicht** verbinden, und ſeine Pflicht ward ihm jetzt ſeine Luſt und ſein Stolz. Jene Gedichte gaben ihm Grundſätze und lehrten ihn Patriotismus. Sie ſtählten ſein Herz in Gefahr und ſänftigten es im Frieden. Sie thaten noch mehr: ſie verwandelten die Leidenſchaft in Empfindungen und pflanzten ihm Selbſtachtung in die Bruſt.

Von dieſer Zeit war **Hans** etwas, und nicht nur etwas, ſondern ſogar eine Perſon von Bedeutung. Aber es fehlte auch noch etwas, das geeignet war, ſeinen Charakter noch mehr zu erläutern und die Welt mit ſeinen tüchtigen Eigenſchaften im Einzelnen bekannt zu machen, und ſo die günſtigere Meinung, welche das Publikum ſeit den Gedichten Dibdin's im Allgemeinen von ihm hatte, individuell zu bewähren. Bis jetzt war er für die Welt überhaupt nur erſt eine abſtrakte, obwohl edle Idee. Dibdin, ſelbſt kein Seemann, konnte dieſem Mangel nicht abhelfen. Alles war Unbeſtimmtheit und Verſchwommenheit, bis Kapitän — — auf das Orlop-Deck ſprang und eine Meuterei ein klaſſiſches Ereigniß wurde.

Der nautiko-lyriſche Dichter hatte den Weg gebahnt — der Novelliſt drang weiter vor und die Flotte ward mit einer ihr ganz eigenthümlich angehörenden Literatur verſehen, die ſo trefflich iſt, daß ſie wohl ſich meſſen darf mit der des Lagers, des Hof oder des Waldes. Wir können nicht die tüchtigen Novellenſchreiber alle aufzählen, welche dieß Thema behandelten: die Liſte iſt groß und glänzend; denn jede Klaſſe von Offizieren hat ihren Chroniſten gefunden, und das vorliegende Buch hat ſich die Aufgabe gemacht, die Großherzigkeit und moraliſche Erhabenheit eines Matroſen auf einem Kriegsſchiffe zu ſchildern.

Der Charakter des Ben Brace iſt getreu gezeichnet; er iſt der ruhmwürdige Typus einer ruhmwürdigen Menſchenklaſſe; gewiß nicht das beau ideal, aber in der That das beau real eines ächten britiſchen Seemanns. „Der letzte der Agamemnonen;“ wie volltönend, wie harmoniſch iſt der Titel, und wie wahr! Ben Brace erzählt ſelbſt ſeine Geſchichte, und wie ſchön erzählt er ſie; ſeine Bilder, aus der Seeſprache entlehnt, fliegen ihm ſo aus dem Munde, wie die Flagge bei gutem Wind.

Digitized by Google

Die Tröpfe auf dem Lande verſtehen das vielleicht nicht. Wie ſollten ſie auch, die armen Burſche, die nie eine Erziehung gehabt — ein Mann muß in die See gehen, um etwas zu lernen.

Kapitän Chamier hat den Ben Brace mit Lord Nelſon zuſammengehäkelt — vom erſten Ausflug des Letztern an, bis zu dem Tod, der ſeine Unſterblichkeit verbürgte, am Bord der Viktoria in der Schlacht von Trafalgar. So haben wir hier eine vollſtändige Biographie unſeres größten Seehelden in der ſehr vollſtändigen und bezeichnenden Phraſeologie ſeines treuen Begleiters. Nelſons Leben iſt der Hauptfaden der Geſchichte, aber es finden ſich einzelne treffliche Epiſoden, Ben Brace's eigene Lebensſchickſale ſchildernd. — Hier ein paar Proben. Er iſt eben zu ſeinen alten Eltern zurückgekehrt in ihre Hütte in Cawſand-Bay; er hat kein Geld in der Taſche und des Attorney's Schreiber fordert mit ziemlichem Ungeſtüm das Pachtgeld des alten Mannes — der Schreiber hat eine feindſelige Miene. Jetzt legt ſich Ben darein:

„Was,“ ſagte ich, „habt Ihr das Verdeck geräumt zum Gefecht und kommt in den Hafen des Feindes mit ihm anzubinden! Ich bin Euer Mann, mein Held“ — und damit faßte ich ihn bei der Kehle. Der kleine Federfuchſer faßte mit ſeinen Händen nach meinen Hemdärmeln; ſein Geſicht ward ſo roth wie ein Krebs und er ſprudelte etwas heraus von Sturm und Batterie. „Da iſt ein Sturm auf Eure Batterie,“ ſagte ich und gab ſeiner Naſe eine Salve; darauf drang er auf mich ein, ſeine Hände verdrehend als ob er Ankertaue ſpänne, aber ich faßte ihn von oben und löſchte ihm bald ſeine Marslaternen aus; denn, ſeht Ihr, ich war jung und handfeſt, und er hätte ebenſo gut mit ſeinen Fäuſten an eine ſteinerne Mauer ſchlagen können als gegen meinen Kopf; denn mein Schädel war ſo dick wie Schildkrötenſchale. Nun, es ging damit aus, daß ich ihn in einen ſchmutzigen Pfuhl ſchleuderte und ihm einen derben Gruß nachrief. „Ich hoffe, Sir,“ ſagte ich, „es iſt nichts Perſönliches, aber Ihr ſeyd ein verdammter, biſſiger, ſchmutziger, unendlicher Schurke und gehört eher in den Schlamm als in eines ehrlichen Mannes Haus.“ Damit ſchloß ich die Thüre und legte mich vor Anker.

„O, Ben, Ben, du haſt uns zu Grund gerichtet!“ ſagte meine Mutter; „morgen werden wir gewiß fortgejagt und all unſere Habe verkauft. Du thäteſt am beſten, du machteſt dich aus dem Staub, oder er wird dich verklagen, weil du ihn ſchlugſt; er wird dich verhaften laſſen.“ — „Ich will Euch ſagen was ich thue,“ ſagte ich, „ich ſetze mein zerriſſenes Hemd hier gegen ſeine Naſe, und ich denke, ich komme am beſten dabei weg.“ — „Mache dir keinen Kummer darüber, Frau,“ ſagte der alte Fiſcher; „in einem ſolchen Augenblick den Ben zu finden, iſt alles Geld der Welt werth. Jetzt mag der Attorney zu allen Teufeln gehen. Ich könnte vor Freuden nach einer Hornpfeife tanzen und ſpringen.“ Die Nacht kam und eine koſtbare Nacht war es! Die Mutter wollte mir ihr Bett geben und der Vater ſprach davon, die ſanfteſte Planke herbeizuſchaffen, aber ich ſagte: „Nein, ich bin der Jüngſte und kann am beſten Etwas aushalten,“ ſo nahm ich meinen Platz in dem alten Stuhl ein. Obgleich ich an Nelſon's Seite geſtanden, als der glorreichſte Sieg, der je erfochten worden iſt, gewonnen wurde, habe ich doch nie empfunden, was ich in dieſem Augenblick empfand. Es war mir zu Muth, wie wenn ich fliegen könnte; ich fühlte mich ſo leicht, ſo glücklich. Nun, das alte Paar ſegnete mich und doch hatte ich ſie verlaſſen und hatte ihnen ſo viel Jammer verurſacht, und wäre ich geblieben, ſo hätte ich vielleicht auch die arme Jane retten können. — Ich ſchlief wie eine Ratze und war eben mit meinem Schläfchen zu Ende, als ich ein Getöſe an der Thüre hörte und den kleinen Gauner, des Schreibers Herrn, ſah, nebſt ſeinem koſtbaren Gehülfen, der mit ein paar tüchtigen blauen Augen und einer Naſe ſo dick wie eine Kokusnuß hereinlief. „Da iſt die Pachtrechnung für dieß Haus,“ ſagte er zu meinem Vater, „wollt Ihr bezahlen?“ „Wie viel beträgt ſie, alte Schnupfnaſe?“ fragte ich. „Vier Pfund, Meiſter Unverſchämt,“ ſagte er. „Habt Ihr einen Empfangſchein?“ ſagte ich. „Nein;“ ſagte er. „Nun ſo mögt Ihr zurücktrampeln und ihn holen.“ „Wo iſt das Geld?“ fragte er. „Hier,“ ſagte ich, „und noch mehr dazu.“ —

(Schluß folgt.)

Le chemin de traverse.

(Fortſetzung.)

Mit ſtillen Thränen bemerkt ſeine Mutter, wie tagtäglich ſeine Farbe ſchwindet und ein düſteres Weſen ſich immer mehr ſeiner bemächtigt. Sein Vater ſagt, man müſſe ihm ein Pachtgut aufſuchen, und die Tante fügt hinzu, man müſſe ihm eine Frau geben. Bruder Chriſtoph aber ſagt ganz leiſe zu Proſper: Mein Kind, lies nur recht viel Latein und Griechiſch!

Das Mutterherz ahnet bald, was dem Sohne fehlt, und daß es ihm zu enge ſeyn muß in ſeinem Dorfe; und ſo drängt ſie ihn ſelbſt zur Abreiſe, zu welcher ſie auf der Stelle alle nöthigen Vorkehrungen trifft. Auch des Vaters Wille iſt es, daß er gehe; denn er ſieht nun ein, daß er nicht für den Landbau paſſe, und ohne zu arbeiten das Vermögen ſeiner Geſchwiſter aufzehre.

So verläßt denn Proſper, einerſeits von phantaſtiſchen poetiſchen Bedürfniſſen, andererſeits von der herben Wirklichkeit gezwängt, in ſeinem zwanzigſten Jahre ſein Vaterhaus, ausgerüſtet mit einem Briefe ſeiner Mutter an ihren Bruder Gabriel, der nun ein großer Herr geworden ſeyn müße, und einem andern von Chriſtoph an die Gräfin von Macla, nunmehr eine ſehr vornehme Dame, und langte mit der Diligence Caillard im Julius 1827 in Paris an, wo er ſich in einem ſchlechten Zimmer Rue Pierre Lascot einmiethet.

Der Leſer wird nun auf das demnächſt in der Erzählung erfolgende Auftreten von Proſpers Oheim vorbereitet, der anfangs Gabriel hieß, in dem Briefe der Mutter aber Honoré Rivers genannt wird, dann gleich ſich den Namen Baron Dumesnil beilegt, und als er am Ende wirklich in der Geſchichte erſcheint, der Baron de la Bertenache heißt — eine wahrhaft babyloniſche Romanverwirrung, übrigens nicht die einzige im Buche.

Digitized by Google

Bis hieher geht die Erzählung ſehr langſam vorwärts, was ſich der Autor zum nicht geringen Lobe anrechnet. Der Verfaſſer, ſagt er, iſt nicht ein Mann der Einbildungskraft, ſondern ein Mann des Styls. Er trachtet bei einem Buche vielmehr nach der Form, als nach dem Inhalt, und glaubt Alles erreicht zu haben, wenn es ihm gelungen iſt, ſeine Gedanken nach allen Seiten hin zu entwickeln, die eine Ausführung zuließen. Deßhalb ſchreiten wir langſam in unſerer Geſchichte vorwärts; wir laſſen uns leiten von der Laune des Augenblicks, bald im Schritt, bald im Trott, und halten bei jeder bedeutenden neuen Ausſicht, bei jeder neuen Leidenſchaft ſtille. — Auf ſolchen Ausſichtspunkten führt uns die unſtäte Phantaſie des Verfaſſers freilich oft auf ziemlich fern liegende Gegenſtände, die Trauben von Ampuy und Very's Weinkarte, die Rhoneinſeln und eine Fahrt auf dem Dampfſchiffe von Paris nach Meudon, die indeß der Leſer um ihres eigenthümlichen Reizes willen ſich gern gefallen läßt. In ſolchen kleinen Malereien iſt Janin wahrhaft köſtlich, und wir werden nicht ungeduldig, wenn wir ihn in der Geſchichte immer wieder zurückgreifen ſehen, um uns noch nachträglich einige Bildchen der Art zu geben. Die Sorgfalt der Mutter um ihren ſcheidenden Sohn, die aber durch den Stolz, ihn zu etwas Größerem beſtimmt zu wiſſen, bezwungen wird, die Trauer des ganzen Dorfs, in dem das Abgehen des braven, ſchönen Proſper wirklich eine Lücke läßt, die Leiden und Beſchwerden einer Reiſe in der Diligence, das Heimweh in Paris, das Gefühl des Verlaſſenſeyns, das jeden, der, aus kleineren Verhältniſſen kommend, das erſtemal eine große Stadt betritt, peinigend überfällt, die Hoffnungen, mit welchen Proſper daher kommt, und ihr ſchnelles Verſchwinden: — alles das iſt mit ſo viel Wahrheit und Friſche geſchildert, daß wir uns kaum enthalten würden, unſern Leſern eine Probe dieſer Meiſterſchaft zu geben, wenn nicht die Geſchichte nun bald einen raſchern Gang nähme, und uns noch gar zu viel Anderes zu erzählen übrig bliebe.

Wenn Jules Janin von ſich ſagt, er ſey kein Mann der Einbildungskraft, ſondern ein Mann des Styls, ſo ſchien ſich uns dieſer Ausſpruch unter Anderm auch durch die Seltſamkeit zu bewahrheiten, daß er den jungen Proſper bald nach ſeiner Ankunft in Paris förmlich von einer allegoriſchen Perſon heimſuchen läßt, einer ſcheußlichen Frauengeſtalt, das Elend genannt, eine Figur, die uns mit ihrem rhetoriſchen Aufzuge, mitten zwiſchen lauter wahren, friſchen Lebensbildern, auch abgeſehen von ihrer Häßlichkeit, im höchſten Grade anwidert, und deren Beſuch uns um ſo unerwarteter kommt, da der Verfaſſer dem Reiſenden neunhundert Francs nach Paris mitgab, was für einen jungen Mann, der anſpruchslos genug iſt, ſich in ein Gäßchen wie die Rue Pierre Lescot einzuquartiren, immerhin eine beträchtliche Summe ſeyn möchte.

Die Erzählung wird nun durch eine Reihe von Briefen unterbrochen, in welchen Proſper Chavigni ſeinem Freunde Chriſtoph erzählt, wie er ſeine Empfehlungsſchreiben an die Gräfin von Macla und ſeinen Oheim übergeben. Den Hauptinhalt derſelben bilden indeß die Unterweiſungen, welche der Oheim ſeinem Neffen ertheilt, um ihm allmählich alles Bäuriſche und Ländliche abzuthun, und ihn ſich in den höhern Verhältniſſen des großſtädtiſchen Lebens zurechtfinden und weiterbringen zu lehren. Dieſe Briefe enthalten eine vollſtändige Kunſt ſein Glück zu machen, nach der Weiſe des auf die dünnſte, ſchauderhafteſte Spitze getriebenen Egoismus. — Seltſam bleibt es, daß Proſper es iſt, der dieſe Briefe ſchreibt. Er, der von der neuen Welt, in die er nicht eingeführt, ſondern gewaltſam hineingeſchleudert wird, im tollſten Kreiſel getrieben wird, wie ſollte er die Ruhe beſitzen, täglich die Vorleſungen aufzuſchreiben, die ihm ſein Oheim hält, und die ihn oft aller Beſinnung berauben? und ſo aufzuſchreiben, in ziemlich ſyſtematiſcher Ordnung? und für wen? für ſeinen Freund Chriſtoph, vor dem er ſich zu Hauſe immer ſcheute, ſeine wahren Wünſche laut werden zu laſſen, zu dem er in einem faſt bräutlich ſcheuen Verhältniſſe ſtand; an Chriſtoph, von dem er weiß, daß er ſeine Aeußerungen gar nicht verſteht, oder wenn er ſie verſteht, vor ihnen zurückſchaudert, dem er deßhalb zuerſt auch gar nicht im Sinne hat, die Briefe zu ſchicken, ſondern an den er nur ſchreibt, weil er überhaupt an eine Perſon ſchreiben will oder muß. Und als ſpäter, durch ein ſeltſames Ereigniß die Briefe in Chriſtophs Hände kommen, hat der Verfaſſer alle Mühe, ihn von der Durchleſung derſelben abzuhalten. Wozu alſo dieſe Briefe, in denen überdieß zum großen Theile Proſper nicht ſelbſt ſpricht, ſondern welche bloß die Worte des Oheims referiren, und in denen Proſper auch dann nicht ſelbſt ſpricht, wenn ihn der Verfaſſer ſprechen läßt; denn es iſt noch etwas leichter, und verlangt wenigſtens nicht ſo tiefes Eingehen in das Individuum, einen referirenden Roman zu ſchreiben, als einen Roman in Briefen; zu dem erſten reicht allenfalls der homme de style hin, zum andern brauchen wir einen homme d'imagination.

Das Hauptereigniß, wovon dieſe Briefe berichten, iſt Proſpers erſter Beſuch bei der Gräfin von Macla, an welche ihn ſein Freund Chriſtoph adreſſiren zu dürfen glaubte. Lange gelang es ihm nicht, Einlaß zu erhalten, ungeachtet er in dem Koche der Gräfin einen alten Bekannten gefunden und auf deſſen Protection gerechnet hatte. Aber vielleicht ſäße er noch im Vorzimmer, wenn er nicht dem Baron de la Bertenache aufgefallen, als dieſer die Gräfin nach ihrer Rückkehr von Dieppe zu bewillkommnen ging. Er nimmt den Jungen mit ſich in das Zimmer der Gräfin, in welchem ſie mehrere vornehme Morgenbeſuchende verſammelt finden: eine ältere Dame in ſchwarzſeidenem Kleide, ein ganz junger Mann in Offizierstracht, an den Stuhl der alten Dame gelehnt; etwas weiter in einem großen Armſeſſel ein Biſchof, ein Journal leſend. Auf die Vermittlung des Barons hin kommt Proſper endlich zum Worte und äußert ſich über den Zweck ſeines Beſuches folgendermaßen: Madame, ich bin der Sohn eines Pächters, deſſen Vater der Pächter Ihres Vaters war. Mein Vater fand mich zu ſchwach zu Feldarbeiten und hat mich nach Paris geſchickt, um einen Stand zu wählen. Der Bruder Chriſtoph, mein Mentor und Freund, hat mich leſen und ſchreiben, griechiſch und lateiniſch gelehrt; er meint, ich ſey zu etwas tauglich, und da Sie ſich gütig gegen ihn erwieſen, hat er gewagt mir einen Brief an Sie mitzugeben. — Auf weiteres Andringen des Barons, der nun ſchon in Proſper ſeinen Neffen erkannt hat, empfiehlt

ihn die Gräfin dem Biſchof, der alten Dame und dem Oberſt; aber der erſte will dem Nichtadeligen eben ſo wenig einen Platz in einem geiſtlichen Seminar, als die letzteren in den Bureaux oder in der Armee verſchaffen. Die Güte der Gräfin iſt indeß noch nicht zu Ende. Sie bittet den Biſchof, ihm wenigſtens ein Stipendium zu verleihen, und macht ſich anheiſchig, für ſeine übrigen Bedürfniſſe durch eine Collekte und durch Spielgelder zu ſorgen. Bei dieſen Vorſchlägen, welche Proſper gar zu erniedrigend erſchienen, erhebt ſich indeß ſein Ehrgeiz und er weiſ't dieſe Güte ſtolz von ſich. Der Baron aber iſt hierüber entzückt, und gewinnt für ſeinen Neffen, deſſen Aeußeres ihn bereits angezogen, nur noch größere Vorliebe; er beſchließt, ihn mit ſich zu nehmen und nach ſeinen Maximen für die Welt zu erziehen. Es iſt ſeine fixe Idee geworden, durch Heranbildung dieſes Menſchen die vornehme Geſellſchaft bei der Gräfin Macla zu beſchämen.

Und hier beginnt nun die ſeltſame Erziehung des Oheims, deren erſte Maßregel darin beſteht, mit ſeinem Zögling ſein Vermögen zu theilen, und ihm volle unbeſchränkte Freiheit anzukündigen. Er ſoll mit dieſem Gelde als Meiſter ſchalten und dabei nicht einmal ſeinem Wohlthäter gegenüber zu Dankbarkeitsrückſichten verpflichtet ſeyn. Das Entzücken und der Taumel, in welchen den Jüngling dieſer unerwartete Geldbeſitz verſetzt, gränzen an Wahnſinn. Wonnetrunken durchzieht er Paris, das früher ſo ſpröde gegen ihn war, und das nun als demüthige Sklavin ſich unter ſeinen Füßen krümmt. Erſt nach mehreren Tagen beſinnt er ſich, ſeinen Oheim wieder zu beſuchen, deſſen Lehren er mit Begierde zuhört.

Oft freilich will ihm ſcheinen, ſeine Aeußerungen haben eine ſchaudererregende Feierlichkeit. Durchweg ſieht er die menſchliche Natur in einem ſo traurigen Lichte. Er hat alle ihre Flecken und Runzeln gezählt. Es iſt ein Mann, der an nichts mehr glaubt, weder an die Redlichkeit der Männer, noch an die Tugend der Frauen, weder an Himmel noch an Hölle. Der Egoismus iſt ihm der einzige unſichtbare Gott dieſer Welt, und er erklärt dem Neffen unumwunden, er liebe auch ihn nur, weil es ihn amuſire, ihn zu lieben, und weil er glücklich ſey, der Philanthropie der Frau von Macla und der Barmherzigkeit des Biſchofs ein Démenti zu geben, und dereinſt einen ſprechenden Beweis von der Wahrheit ſeiner Prinzipien und vielleicht ſeines perſönlichen Verdienſtes zu erhalten. Im Uebrigen iſt der Oheim ein ſehr angeſehener, gefürchteter, einflußreicher Mann am Hofe und in der Stadt, denn er ſagt ſeine Meinung laut und unverhohlen und man weiß allgemein, daß das Wohlwollen nicht der Grundzug ſeines Charakters iſt.

Die Unterweiſung erſtreckt ſich auf alles, was einem Dandy von Bedeutung ſeyn kann, auf Kleider und Moden, auf Wohnung, Meubles, Parfums, die Einzelheiten der Toilette und die Kunſt, die Zeit zu tödten. Ueber Alles weiß der Oheim Beſcheid, über Alles hat er neue feine Gedanken und iſt unermüdlich mit Predigen, wodurch er den jungen Mann mit der Welt bekannt zu machen ſucht, in welche er ſo heftig wünſcht eingeführt zu werden. Ehe aber dieſes geſchehen kann, ſind noch zwei Fertigkeiten unerläßlich: Proſper muß ſeinen Mann im Zweikampfe zu ſtellen und ein Pferd zu bändigen verſtehen. Bald erlangt er in beidem die Meiſterſchaft, er tödtet ſogar einen Fechtmeiſter im Duell, und fährt mit dem glänzendſten Tilbury durch die elyſeiſchen Felder. Aber nun ſtoßen noch vier weitere Erforderniſſe auf, welche Proſper ſich vor ſeiner Einführung in die Welt anzueignen hat: ein Name, ein Fehler, eine politiſche Meinung, ein Stand. Der Name iſt bald gefunden, er nennt ſich ſtatt Proſper Chavigni, Chevalier Proſper de Chavigny; von den Fehlern preiſt ihm der Oheim vor Allem die Heuchelei als beſonders förderlich in weltlichen Dingen an, und die beſte politiſche Meinung iſt, keine Meinung zu haben. Schwieriger und dem Zögling ſelbſt die wichtigſte iſt die Frage, welchen Stand er ergreifen ſoll. Alle Möglichkeiten werden durchgegangen, der Stand des Literaten, des Deputirten, des Gelehrten u. ſ. f., und man kommt endlich darin überein, ihn zum Finanzmann, zum Wechſelagenten zu machen, wovon man ſich eine glänzende Zukunft verſpricht. Ein großes Vermögen, ſo reſumirt der Oheim am Schluſſe, ein wohlklingender Name, ein eleganter Fehler, keine politiſche Meinung und keine anerkannte Geliebte, ſo iſt dein Weg gemacht für dieſe Welt, und dabei magſt du meinetwegen ein ehrlicher Mann ſeyn, und ein Mann von Verdienſt.

(Fortſetzung folgt.)

Proben neuerer ruſſiſcher Dichtungen.

2. Der Sänger.

(Von Puſchkin.)

Hörſt du ihn wohl, den Sänger in der Nacht?
Wie er den Schmerz der Liebe klagend ſinget,
Wie durch die ſtille Flur ſein Lied erklinget?
Wenn alles ruht, der düſtre Sänger wacht —
Hörſt du ihn wohl?

Sahſt du ihn wohl, den Sänger in dem Hain?
Sahſt du im Blick die tiefen Seelenſchmerzen?
Die Thräne glänzt im Aug', entlockt dem Herzen,
Hervorgerufen von der Liebe Pein. —
Sahſt du ihn wohl?

Und ſeufzteſt du, als die des Sängers Lied
Süß klagend in der Mitternacht ertönet?
Als du den Jüngling ſahſt, vom Glück verhöhnet,
Ihn, deſſen Blick erloſchen und verglüht?
Du ſeufzteſt wohl?

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 70.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 Oktober 1836.

Le chemin de traverse.

(Fortſetzung.)

Auch dieſe methodiſch vorgetragenen Grundſätze einer Bildung und Lebensweiſe, wie ſie ſich wohl in gewiſſen Kreiſen nicht ſelten geſtalten mag, aber von ſelbſt geſtalten muß, um nicht mit Rieſenſchritten dem Veederben zuzuführen, können nicht anders als den Zögling verwirren, und müſſen, ſtatt den erwünſchten Erfolg zu haben, ihn in die gräßlichſten Zerwürfniſſe mit ſich und der Welt bringen. Vor den Lehren wandelt ihn oft eine unwillkürliche Furcht an, und auch gegenüber von ſeinem Freunde Chriſtoph kann er ſich nicht mehr wohl fühlen, daher er denn auf lange von ihm Abſchied nimmt, und die Briefe ſämmtlich einem Zögling des Prieſterſeminars in Lyon mitgibt, welcher ſie an Chriſtoph zu beſorgen verſpricht.

Der letztere führte indeß, während dieſer ganzen Zeit in Ampuy ſeine ganze ſtille Thätigkeit fort, bis dieſelbe auf einmal durch den Befehl unterbrochen wuede, ſich unverweilt vor ſeinen Obern in Lyon zu ſtellen, und ſich darauf gefaßt zu halten, nie wieder in die Gemeinde Ampuy zurückzukehren. So kommt nun die Reihe des Scheidens und der Abenteuer auch an ihn. Er verläßt Ampuy, ohne daß ſich jemand darum bekümmert, Proſpers Mutter ausgenommen, welche vorausſieht, daß er in Paris ihren Sohn treffen werde, und ihm daher einige Tdaler an ihn mitgibt. Auf den erſten Schritten in einem weiteren Kreis des Lebens muß ſich indeß an dem armen Chriſtoph der Mangel an Weiterfahrung rächen. Abends in Lyon angelangt, legt er ſich auf dem Cöleſtinerplatze nieder, um ſein mitgebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Erſt nachdem dieſes geſchehen, fällt ihm ein, ſich um ein Nachtlager umzuſehen, das er bei den Brüdern ſeiner Gemeinſchaft zu finden hoffte. Aber ſtatt ihn dahin zu führen, weiſen ihn einige tolle Geſellen, denen es Freude machte, über einen Geiſtlichen ihren Hohn und ihre Laune zu ergießen, in ein verworfenes Haus, in welchem er unbefangen eintritt und ſich zur Ruhe legt. Die Verführung, die ihm zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen daſelbſt entgegen kam, hat er eben kräftig von ſich gewieſen, als er in einem anſtoßenden Zimmer eine der unglücklichen Bewohnerinnen des Hauſes die letzten Seufzer ausſtoßen hört. Er eilt zu ihrem verlaſſenen Sterbebette und ſpricht Worte des Troſtes zu ihr. Die jungen Leute, welche den Abbé auf böſer That zu ertappen hofften und deßhalb ins Haus eingedrungen waren, ſtehen betroffen bei dieſer Scene ſtill und ſchleichen beſchämt von hinnen. So erſchien Chriſtoph die civiliſirte Welt gleich anfangs in all ihrer Erbärmlichkeit, und dieſe ſchaudeehafte Nacht machte ihn ſchnell und vollſtändig mit den Gebrechen der menſchlichen Natur bekannt.

Der Beſuch bei dem Superior iſt nicht minder bedeutend für ſein Leben. Der junge Abbé, welchem Proſper ſeine Briefe an Chriſtoph anvertraut hatte, glaubte nach Durchleſung und theilweiſe genommener Abſchriſt derſelben durch ihre Auslieferung ſich die Gunſt ſeines Vorſtehers zu verſchaffen, und erhielt wirklich zunächſt dafür eine reiche Pfarre zur Belohnung. Chriſtoph aber wurde zur Verantwortung über zwei groſe Vergehen gezogen, indem man ihm hoch anrechnete, einen Zögling wie Proſper gebildet zu haben, der ſich in alle Laſter und Verbrechen geſtürzt, ja ſeine Hand mit Menſchenblut befleckt habe, ſo wie, daß er ſeinem Mandat zuwider, ſich mit profaner Gelehrſamkeit abgebe. Sonach wird ihm vom Superior vorgeſchlagen, in das Seminar einzutreten, um mit der Zeit Prieſter zu werden. Als aber Chriſtoph ſich ſtandhaft weigert, ſich in die Knechtſchaft der Hierarchie zu ſchmiegen, wird er ſeiner Stelle in Ampuy beraubt und verläßt ohne Amt und Habe, übrigens im Beſitz der Briefe ſeines Freundes, den Palaſt ſeines ehemaligen Vorſtehers.

So ſehr er ſich wohl fühlt, der kiechlichen Deſpotie, die ihre Keallen nach ihm ausgeſtreckt, entgangen zu ſeyn, und nur unter der Herrſchaft der Vorſehung und ſeiner ſelbſt zu ſtehen, ſo beunruhigt ihn doch der Gedanke um ſein irdiſches Fortkommen, als ein Geiſtlicher, dem er heute vor dem Beſuche bei dem Superior bei der Meſſe Sacriſtansdienſte geleiſtet, zu ihm

tritt und ihn an ſeinem Mahle Theil zu nehmen bittet. Dieſer ſchenkt ihm denn auch einen vollſtändigen weltlichen Anzug und entläßt ihn mit der Ermahnung, immer mit feſtem Schritte die gerade Bahn zu verfolgen, welchen Weg auch Neider und Nebenbuhler einſchlagen mögen.

Chriſtoph übernachtete in der Höhle, in der einſt Jean Jaques Rouſſeau geſchlafen und ſeinen Namen eingegraben, und badete des Morgens in der Saone, als ein Schiff, das von Lyon nach Chalons gehen wollte, an ihm vorüber kommt und auf eine Sandbank zu ſtoßen in Gefahr geräth, was Chriſtoph durch ſeine Geſchicklichkeit abwendet. Der dankbare Schiffer bittet ihn hierauf, an die Stelle des betrunkenen Steuermanns ſich ans Ruder zu ſetzen und ſie nach Chalons zu führen, was Chriſtoph auch gerne eingeht, als er erfährt, daß er auf dieſe Weiſe Paris näher rücke. Nur muß er dieſe Freude dadurch theuer bezahlen, daß Proſpers Briefe, als man ihm ſeine Kleider auf das Schiff zuwirft, aus der Taſche fallen und den Fluß hinabſchwimmen. Gerne bliebe er ferner bei dem Schiffer, welcher nicht abgeneigt wäre, ihn als Steuermann bei ſich zu behalten; aber es drängt ihn, ſeinen Freund in Paris aufzuſuchen, der, wenn er ſo ſehr in Laſter verſunken ſey, ſeiner Hülfe und Ermahnung wohl bedürftig ſeyn werde. So ging er denn, von Chalons aus weiter, von den Schiffsleuten, die ihn liebten, eine Strecke weit begleitet, immer rüſtig ſeinen Weg dahin, er aß auf dem Graſe und ſchlief im Heu. Fand er unterwegs einen ermüdeten Landmann, ſo arbeitete er für ihn, und der Landmann öffnete ihm ſeine Scheunen für die Nacht. Ueberall wußte Chriſtoph den Leuten kleine Gefälligkeiten zu erweiſen, die ihn dafür belohnten und ſegneten. Fragte er ſich aber, wie er in Paris ſein Fortkommen finden, ſeinen Zweck erreichen werde, ſo wußte er ſich nur durch die Citation zu antworten: O Meliböe, Deus nobis haec otia fecit!

Nachdem er mehrere Tage ſo fortgewandert war, hörte er in der Nähe — es war im Walde von Fontainebleau — den Lärm einer Jagd, ein Hirſch ſpringt über den Weg, die Jäger ihm nach. Wo iſt der Hirſch? fragte der junge Marquis Ernſt von Chabriant, zu Chriſtoph gewendet. Willſt du mir ſagen, wo der Hirſch hin iſt? wiederholte er mit barſchem Ton. Ich ſage es Ihnen nicht, antwortete Chriſtoph mit feſter Stimme; ich bin keiner eurer Jagdhunde, mein Herr! Wüthend gibt der Marquis ſeinem Pferde die Sporen und ſprengt über Chriſtoph hin nach dem Walde zu. In einiger Entfernung folgte ihm ſeine Baſe, Luiſe von Chabriant. Sie ſieht den Unglücklichen zu Boden liegen, läßt ihn in ihren Wagen bringen und nimmt ihn mit ſich nach ihrem Schloſſe. Hier wird ihm das beſte Zimmer angewieſen und jede mögliche Pflege von ſeiner jungen Beſchützerin zu Theil. Nach zwanzig Tagen konnte er auf ihren Arm geſtützt, langſam im Schloßgarten umhergehen. Während dieſer Zeit gab ſich Gelegenheit genug, in dem Unglücklichen, den man für einen Straßenbettler gehalten hatte, einen ſeltenen Schatz von Kenntniſſen und einen eben ſo edlen als kindlichen Charakter zu entdecken; und Chriſtoph war es zufrieden, als Luiſens Oheim, der Herzog von Chabriant, ihm vorſchlug, wie ein ordentliches Familienmitglied in ſeinem Hauſe zu bleiben.

Die Scene kehrt nun wieder nach Paris zurück, und zwar in den Salon der Gräfin Macla, in welchem ſich anfangs zufällig dieſelben Perſonen wieder verſammelt fanden, welche wie das erſtemal dort trafen, als Proſper und ſein Oheim in denſelben eintreten. Auf dieſem Wege ſollte der Jüngling in die Welt eingeführt werden, aber gleich der erſte Verſuch fällt ziemlich ungünſtig aus; er wird mit offenbarer Geringſchätzung empfangen, und als ſich allmählich der Salon füllt, iſt er in einer Viertelſtunde von Allen vergeſſen. Schon war er im Begriff, ſich davon zu machen, als der Herzog von Chabriant eintritt mit ſeiner Nichte und einem jungen Manne, der Aller Augen auf ſich zieht und gleich Anfangs durch ſein anſpruchsloſes Benehmen Aller Herzen gewinnt und in welchem Proſper ſeinen Freund Chriſtoph erkennt. Das Glück, welches Beide in dieſer Geſellſchaft machen, iſt ſehr verſchieden. Während Proſper mit ſeinem beengten Herzen ſich in ſeinem Betragen linkiſch erweiſt, mit neidiſchem Auge auf die Reize Luiſens hinblickt, der ihm ſeinen Freund vorſtellt, und wie er über ihr die ganze Geſellſchaft vergißt, ſo von der Geſellſchaft wieder vergeſſen wird: iſt Chriſtoph in Folge ſeiner hohen Einführung und ſeines freien, harmloſen Benehmens der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Ja, als der Herzog von Chabriant ihn mit dem Finger dem Miniſter bezeichnete, folgte ihm dieſer mit wohlwollendem Blicke. Beim Weggehen tadelt der Baron ſeinen Neffen wegen ſeines geſchraubten Betragens, und rühmt ihm, ohne ihn eigentlich zu kennen, Chriſtoph als Beiſpiel an, und räth ihm ſogar, ſich völlig an ihn zu halten. Als ihn Proſper über Chriſtophs Perſon aufklärt, iſt er nicht wenig verwirrt. Ich ſehe wohl, ſagte er, ich bin noch von der alten Schule des Ehrgeizes, ich gehöre zur alten Mode, in der Kunſt ſein Glück zu machen. Der Succeß Chriſtophs erſchreckt mich. So ganz ſimpel, naiv und dumm in die Welt kommen, und ſein Glück machen — ſeltſam! — Und du, ſo gut erzogen, ſo geſchickt, ſo brav, eine ſo gute Klinge, gelangſt kaum über die Schwelle dieſes Hauſes! — In dieſen Worten liegt der Grundgedanke des ganzen Buchs, den man zwar in Frankreich trivial genannt hat, der aber wenigſtens dem Roman den Vorzug verleiht, daß er nicht in die, alle Ordnung des Staats und des Lebens untergrabende Immoralität verfällt, welche ein Hauptcharakterzug neuerer franzöſiſcher Romanenſchreiberei geworden iſt.

Der Oheim verzweifelt ſomit ſelbſt daran, daß Proſper auf dieſem Wege in der Welt fortkommen werde, er machte ihm daher den Vorſchlag zu einem andern. Er führt ihn in das ſogenannte ſchwarze Cabinet, in welchem in den Zeiten der Reſtauration die der Poſt anvertrauten Briefe eröffnet und geleſen wurden. Der Baron Honoré war der Präſident dieſer geheimen Dictatur und wollte Proſper auch in dieſes Geſchäft einleiten. Dieſer ſchaudert zwar anfangs vor ſolcher Infamie zurück, doch kann er ſich nicht enthalten, einen Brief Luiſens an ihre Schweſter Lucy in London zu leſen, den ihm der Oheim offen hinlegt. Der Brief meldet die baldige Ankunft Chriſtophs in London

Digitized by Google

mit einem diplomatiſchen Auftrage des Herzogs, welcher den Verſuch machen will, ob auch in dieſem Felde Redlichkeit und Talent ſo viel vermögen, als Liſt und Ränke. Auch von Proſper iſt in dem Briefe die Rede, und ſeinem Beſuch bei der Gräfin Maria und wie ſchade es um ihn ſey, daß er einem Manne wie dem Baron in die Hände gerathen.

Dieſes Ereigniß bringt ihn außer ſich. Nach Hauſe gekommen läßt er ſeinem Oheim ſagen, daß er ſeine jetzige Wohnung auf immer verlaſſe und daß der Baron alles darin Befindliche als ſein Eigenthum wieder zurücknehmen möge. Er geht hierauf mit Chriſtoph, der ſich von ihm verabſchieden, und ihm das Geld von ſeiner Mutter überbringen wollte, hinweg. Der Freund bietet ihm an, ihn Luiſen zu empfehlen, aber eine falſche Schaam hält ihn zurück, er zieht Chriſtoph mit ſich zu Frascati, drängt ihn, in ſeinem Namen mit dem von ſeiner Mutter erhaltenen Gelde zu ſpielen, Chriſtoph willigt ſeltſamer Weiſe ein und gewinnt für Proſper in Kurzem eine ungeheure Summe.

(Schluß folgt.)

Ben Brace von Capitän Chamier.

(Schluß.)

Ben Brace's Schweſter Jane iſt von einem Schmuggler, Tackle mit Namen, entführt worden. Beim zweiten Beſuch bei ſeinen Eltern trifft er mit dieſer Schweſter zuſammen, ohne ſie zu erkennen und reiſ't mit ihr und ihrem kränklichen, zarten Kind in denſelben Wagen. Sie iſt verlaſſen worden und ihre Abſicht iſt nun, ihr Kind bei ihren Eltern zu laſſen, ohne ſich ſelbſt zu erkennen zu geben und dann einen Selbſtmord zu begehen. Ben tröſtet ſie wie natürlich. Sie haben ſich Beide noch nicht erkannt. Jane hat das Kind in einen Korb gelegt; Ben ſtolpert darüber an der Schwelle vor ſeines Vaters Hütte; es wird hereingenommen und ein Brief entdeckt den Namen des armen Geſchöpfs. Ben, nachdem er mit vieler Mühe die Eltern bewogen hat, ihre Tochter aufzunehmen und zu ſegnen, eilt hinaus, ſie zu ſuchen. Er ſieht eine Geſtalt, die er zuerſt für einen Geiſt hält.

„Ich fuhr zurück und fühlte einen kalten Schauer mich durchrieſeln, als hätte ich einen Todten angerührt; dann hörte ich wieder das leiſe Stöhnen, und ich wurde eine ſolche Memme, wie die beiden Capitäne in Benbow's Gefecht.“ „Ey, ey!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „Ben Brace, du fürchteſt dich und biſt Nelſons Beiſchiffführer! verhüte das Gott! und ſo verſuchte ich es noch einmal. Ich ging, meine Gebete ſprechend, langſam vorwärts und da entdeckte ich ein Weib unter einem Vorſprung des Hauſes ſitzend, um ſich zu ſchirmen vor dem rauhen Wetter.“ — „Heda Landsmännin, da habt Ihr ein ſchlechtes Unterkommen; der Sturm wird Euch bis Morgen in Stücke reißen.“— „Laßt mich, ſagte das Weib, laßt mich ſterben! Ich habe mein Kind für immer verloren; es iſt mir genommen; ich ſehe hier nach der Thüre, durch die man mein Kind aufgenommen hat, und die mir verſchloſſen iſt.“ — Ich erkannte augenblicklich die Stimme wieder; es war die Stimme des armen Geſchöpfs, das mit mir im Wagen gefahren war und das ich jetzt als meine eigene Schweſter erkannte. Mein Herz ſchwoll mir und meine Stimme erſtickte mir beinahe; doch vermochte ich gerade noch zu ſtammeln: „Jane, Jane, komm' in deines Bruders Arme!“— „Biſt du es Ben? jetzt ſterbe ich glücklich. Du wirſt ſein Vater ſeyn! nicht wahr Ben?“ und ſie ſprang auf und ſtürzte mir um den Hals. „Jetzt, jetzt verſprich mir, es nicht verhungern zu laſſen, ſo will ich gehen und ſterben, wo es auch ſey. O, mein Herz, mein Herz! ich fühle es brechen bei dem Gedanken, ich ſoll von dieſem Platz weggehen und mein Kind hier laſſen; aber ich will bleiben, bis der Tag anbricht; ich bin zweimal am Fenſter geweſen und habe es nicht ſchreien hören, aber der Wind warf den Laden hin und her und vielleicht übertäubte dieß ſeine Stimme.“ Ich küßte Jane und ſie gab mir den Kuß hundertmal zurück. Sie klammerte ſich um meinen Hals und ſchluchzte wie ein Kind: nach einiger Zeit faßte ich ſie bei der Hand und erzählte ihr, daß Vater und Mutter ihr verziehen hätten und daß ſie die Thüre ihr aufthun würden und daß ſie mit mir kommen ſollte. „Nie, Ben,“ ſagte ſie, „nie könnte ich Vater und Mutter wieder ins Angeſicht ſehen! ſie werden mir fluchen und ich werde dann wahnſinnig. Nein! bis jetzt weiß ich doch noch nicht gewiß, ob ſie mir wirklich geflucht haben, und das iſt ſchon ein Glück! O mein Kind, mein Kind!“ — Deine Mutter hat das Kind aufgenommen, und ich bin herausgekommen, um dich aufzuſuchen. Jane, Jane,“ ſagte ich und zog ſie gegen die Schwelle, „komm und ſey den beiden Alten eine Tochter,“ und ich ſchleppte ſie an die Thüre. Ich fühlte wie ſie zitterte und ſie ſank zu meinen Füßen nieder. Mein Vater öffnete die Thüre; er konnte kein Licht bringen, denn der Wind tobte zu arg. „Da iſt ſie, Vater,“ ſagte ich. „Wo?“ fragte er. „Hier, zu meinen Füßen.“ Der alte Mann ſtürzte auf ſein Kind zu und faßte ſie beim Arm. „Jane, Jane, erlebe ich es, dich wieder zu ſehen! Dich zu ſegnen, meine Verlorne! dich zu tröſten! da ſchläft dein Kind und da iſt deine Mutter! komm, tröſte dich.“ Meine Mutter ſah ihre Tochter an, wie ſie auf dem Boden da lag, denn wir hatten ſie hereingetragen. Ich ging zu meiner Mutter, faßte ſie am Arm und ſagte: „Mutter, Euer Verſprechen!“ — Aber ſie ſah ihre Tochter mit fremder unverſöhnter Miene an. Allmählich brachte ich durch mein Zureden ſie immer näher herbei, und ſobald ich Jane's Hand in die ihrige legte und ſie den Druck derſelben empfand, brach ſie in Schluchzen aus und ſegnete ihr Kind. Nie ſah ich eine ſolche Scene. Da lag Jane triefend naß auf dem Boden, ſie ſprach nicht und ſchluchzte nicht, und da war ihr Vater, der rauhe alte Fiſcher, deſſen ganzes Leben ein Kampf geweſen war gegen die Stürme des Himmels, und jetzt überwunden, völlig überwunden durch den ſprachloſen Kummer eines Weibes. Meine Mutter hatte Jane's Kopf aufgehoben und auf ihre Kniee gelegt und ich ſtand hinter meinem Vater und ſuchte nur meine Thränen zu dämpfen. — Nun, dann gingen wir alle zu Bette und am nächſten Morgen ſtand ich auf mit dem Be-

Digitized by Google

wußtſeyn eines Mannes, der eine gute That gethan; ich fühlte mich ſo leicht wie Korkholz und ſprang und hüpfte herum, wie die Figuren im Marionettenkaſten.“

Bei Trafalgar wird Ben Brace ein Krüppel, er verheirathet ſich und lebt von einer Penſion von 50 Pfd., welche ihm Tackle, ſein Schwager, ausſetzt, ſo lange er die Siegel eines Briefs, welcher ein Geheimniß von Tackle und einem Rechtsgelehrten Tapes enthielt, nicht öffnen würde. Da er damit nicht ausreicht, wird er Penſionär im Greenwich-Hoſpital. Auf ſeinem Todtenbette vermacht Tapes ſein ganzes Vermögen Ben Brace's Frau, für den Fall, daß das Siegel jenes Dokuments, das ſofort ungeleſen verbrannt werden ſolle, nicht geöffnet ſey. Brace begibt ſich mit dem noch wohlverſiegelten Dokument in einen Omnibus, um in die Stadt zu fahren, aber weil er ein paar Stunden warten muß, bricht er zum Zeitvertreib das Siegel des Umſchlags, den er ſelbſt über das Dokument gemacht hat, auf und unglücklicherweiſe auch das darunter befindliche Siegel des Dokuments ſelbſt! Ben Brace ſieht ſeine Ausſichten vernichtet und es bricht ihm beinahe das Herz, nicht um ſeinetwillen, ſondern wegen ſeines Weibes und ſeiner Kinder. Aber ſein Freund, ein junger Lord, der ſeine Nichte geheirathet, bringt auf einen Prozeß und es findet ſich, daß das Dokument ſelbſt noch unverletzt und wohl verſiegelt iſt, daß nur ein Umſchlagsſiegel erbrochen war. — Die Schlachten Nelſons bei Abukir und Trafalgar ſind mit anſchaulicher Lebendigkeit geſchildert; die Schattenſeiten von Nelſon's Charakter beinah ganz zu übergehen, hat der ehrliche Seemann, der kein tiefer Politiker und Moraliſt iſt, wohl das Recht; doch läßt er die empörende Hinrichtung des ehrwürdigen Admirals Caraccioli nicht unerwähnt und berichtet mit Schauder, wie deſſen über Bord geworfene Leiche nach mehreren Tagen wieder ans Schiff geſchwommen ſey.

Die Breite und Mannichfaltigkeit des äußern Lebens bietet der engliſchen ſchönen Literatur eine nie verſiegende, ſich immer erneuende Fülle von Stoffen dar. In einem Lande, das ſeine Flotten und Heere in alle Weltgegenden ausſendet, das unter ſeinen Bürgern jene königlichen Kaufleute zählt, welche ihren Scepter über das an Wundern ſo reiche Indien ausſtrecken, in einem Lande, wo es zum guten Ton gehört, ein großes Stück von der Welt geſehen zu haben, — in einem ſolchen Lande tritt, was uns fein ſtill zu Hauſe bleibenden Deutſchen als Außerordentliches erſcheint, in die Reihe der alltäglichen Vorkommniſſe ein; das Abenteuer iſt dort gleichſam naturaliſirt, der Zufall ein befreundeter Gaſt. Das Meer, die Seefahrt, der Seekrieg geben einer eigenen Klaſſe von Gefühlen, von Anſchauung, Erfahrungen und Schickſalen die Entſtehung, und es hat ſich, wie in dem Obigen ausgeſprochen iſt, eine eigene See-Literatur gebildet, für welche in Deutſchland, dem bei weitem größten Theile nach, alle Bedingungen fehlen. Von wie ungleichem Werth nun auch die hieher gehörigen literariſchen Erſcheinungen ſeyn mögen — die einen wirklich geſchwängert von der Poeſie des Meeres, verbunden mit den Reſultaten reicher Anſchauung und Geiſtesbildung, die andern aus Reiſebeſchreibungen und wohl auch Matroſenlügen auf gut Glück zuſammengeſtoppelt — immerhin iſt die Ableitung des poetiſchen oder oft bloß literariſchen Drangs auf dieß reale Gebiet heilſam, ſofern dadurch der bodenloſen und phantaſtiſchen Produktionsluſt, die ſich ſo leicht am Raffinirten, Abgeſchmackten und Monſtröſen vergreift, entgegengewirkt wird. Wenn ſchon dieß ein Vortheil iſt für die engliſche Literatur, ſo iſt hier auch noch an einen andern Umſtand zu erinnern, der einen Unterſchied zwiſchen der engliſchen und deutſchen ſchönen Literatur begründet. In England iſt es gar nichts Seltenes, daß Männer und Frauen von hohem Rang als Schriftſteller im Gebiete der Poeſie, des Romans u. ſ. w. auftreten; in Deutſchland gehören Erſcheinungen wie der Verſtorbene zu den ſeltenen Ausnahmen. Wir wollen gar nicht behaupten, daß die Poeſie, die ſchöne Literatur nicht ohne ſolche vornehme Jünger und Prieſter gedeihen könne; wir geben zu, daß gar leicht ein ariſtokratiſcher Anſtrich, ein verderbliches Raffinement die Folge jener Theilnahme ſeyn mag: aber dennoch ſind die Vortheile überwiegend, welche daraus entſpringen, wenn die Vornehmen, die Weltleute ſich nicht von der Autorenzunft ausſchließen. Einmal wird dadurch ſchon dem leicht ſich einſchleichenden, vielleicht halb unbewußten, Vorurtheil entgegengearbeitet, als ob die Poeten und Novellenſchreiber nur dem Bedürfniſſe Anderer dienten, nur die Arbeiter in einer Induſtrie-Anſtalt für einen feinern, geiſtigen Luxus wären; man erinnert ſich doch wieder mehr der hohen Abkunft und der leider oft ziemlich verkannten Würde der Muſen, die ja Wohlthäterinnen und Königinnen, nicht Bettlerinnen und Mägde ſind, wenn ſie große Herren und ſchöne Frauen in ihrem Gefolge haben; dann aber, ernſtlich zu ſprechen, iſt es ſehr wichtig und gewinnreich, wenn die Poeſie, welche mehr und mehr die Tendenz anzunehmen ſcheint, das concrete Leben in ſeiner Mannichfaltigkeit und ſeinen Tiefen zu durchdringen, durch die Leiſtungen von Schriftſtellern aus allen Lebensverhältniſſen den Schatz ihrer Weltanſchauungen zu vermehren in Stand geſetzt wird, wenn der Krieger ſelbſt aus eigener Erfahrung und Anſchauung den Krieg, der Weltmann das high life, der Hofmann den Hof, der Seemann Seeſcenen poetiſch ſchildert, wenn dadurch ein Maßſtab an die Hand gegeben wird zur Beurtheilung der Produktionen, wo die Phantaſie oder das Schöpfen aus andern Quellen die eigene Erfahrung erſetzt. Die ſchöne Literatur bleibt in England in einem viel innigeren Verkehr mit allen andern Lebensgebieten als in Deutſchland, ſie greift mit ihren Wurzeln in einen viel kräftigeren Boden und iſt weit mehr ein Gemeingut und Gemeinintereſſe als bei uns.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 71.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 Oktober 1836.

Proben neuerer ruſſiſcher Dichtungen.

(Ueberſetzt von Tiez.)

3. Der Traum.

(Vom Fürſten Wjäſemskoi.)

Im Traume hab' ich dich umſchwebt?
Durch welch ein Spiel der Phantaſieen
Durft' mir in deinem Traum das Glück erblühen,
Das in der Wirklichkeit mein Flehen nie erſtrebt!
  Du dachteſt mein? Geheiligt hat mich dein Gedanke!
  Du ſahſt mich nicht und doch hab' ich bei dir geweilt:
  In deine Seele ſank mein Bild, frei jeder Schranke,
  Eh' noch die Täuſchung dir enteilt.

Und mein Gedanke, Sclav der Erde, iſt erwacht
In Wonne nicht, — ihm wurde nicht die ſüße Kunde,
Daß in dem Paradies ein Engel mein gedacht,
Daß mir vielleicht das Lächeln galt von ihrem Munde.

4. Der Kriegsgefangene. *)

(Von Batjuſchkof.)

Dort wo der Rhone Silberwelle
Durch grüne Wieſen rauſcht,
In ihrem Spiegel, klar und helle,
Die blüh'nde Myrte lauſcht,
Wo auf den Höh'n die üpp'ge Traube
Im Sonnenſtrahle glüht,
Der Ahorn flüſtert, und im Laube
Die Goldorange blüht:

Dort ſtand, als ſcheidend ſchon die Sonne
Im Weſten niederſank,
Ein Ruſſe. Thränen nicht der Wonne
Sind's, die ſein Auge trank.
Am fernen Don war er geboren,
Wo frei die Seinen ruh'n, —
Ihm war die Freiheit, ach! verloren,
Er ein Gefang'ner nun.

„O rauſche, Rhone! rauſche helle
Hin durch des Südens Flur,
Vor meinem Blick ſchwebt nur die Welle
Des Don's, die Heimath nur.
Ich ſeh' die Zeit vorüberſchweben,
Gefangen, thatenlos; —
Ach! todt iſt ohne Ruhm das Leben
Und düſter iſt mein Loos! —

Der Frühling naht, es ſtrahlt ſo milde
Der ſchönen Sonne Licht,
Es lebet neu rings das Gefilde,
Mir lacht der Frühling nicht!
O rauſche, Rhone! rauſche helle
Hin durch des Südens Flur,
Vor meinem Blick ſchwebt nur die Welle
Des Don's, die Heimath nur!

Wohl manche ſchönen Augen blicken
Zu mir mit ſüßem Scherz,
Und liebend würde mich beglücken
Wohl einer Jungfrau Herz.
Doch blühen hier mir keine Freuden,
Nur in dem Vaterland!
Am Don nur ſchwinden meine Leiden,
An ſeinem kalten Strand!

*) Der Verf., früher Don'ſcher Koſakenoffizier, ſchrieb dieß Gedicht während ſeiner Gefangenſchaft in Lyon.

Digitized by Google

Schenkt Freiheit mir, laßt ohne Weilen
Mich zu der Heimath zieh'n. —
Wo durch den Forſt die Stürme heulen,
Wo ſchneebedeckt das Grün.
O gebt mir Freiheit, gebt mir wieder
Mein wackres treues Roß,
Das trägt mich, wie auf Sturmgefieder,
Hin zu der Väter Schloß.

Trägt mich zum lieben Vaterlande,
Zur Braut, die mein gedenkt,
Die trauernd fleht, daß, los der Bande,
Mir Gott die Freiheit ſchenkt.
Sie harret mein in bangem Sehnen,
Einſam im fernen Schloß,
Sie ſtreichelt, lächelnd durch die Thränen,
Jetzt wohl mein Lieblingsroß.

O rauſche, Rhone! rauſche helle
Hin durch des Südens Flur!
Vor meinem Blick ſchwebt nur die Welle
Des Don's, die Heimath nur!
Ihr nord'ſchen Sterne ſtrahlt hernieder,
Ihr ſaht mein Vaterland!
Du, Sturm, ſing' mir bekannte Lieder
Vom heimathlichen Strand!" —

So ſang der Jüngling, dachte ſinnend
Des Glücks im Vaterland,
Und ſah, wie zart in Duft zerrinnend
Die Abendröthe ſchwand.
Schon lag Lyon mit ſeinem Dome
In Dunkelheit gehüllt,
Und wehmuthsvoll ſah aus dem Strome
Herauf des Mondes Bild.

5. Der ſchwarze Shawl.

(Von Puſchkin.)

Ich ſeh' dich noch immer, ſchwarzblutiger Shawl!
Noch klingt in der Bruſt mir der ſchmerzliche Hall!

Jung war ich an Jahren, leichtgläubig mein Sinn,
Da gab einer Griechin ich liebend mich hin.

Einſt wand ich den Shawl um ihr reizendes Haupt,
Nicht ahnend das Schickſal, das ſie mir geraubt.

Beim feſtlichen Mahle, mit Freuden vereint,
Beim Becherklang, plötzlich ein Jude erſcheint.

„Du jubelſt" — ſo ſpricht er — „indeß der Verrath
„Von deiner Geliebten dem Herzen dir naht!" —

Ich lohnt' ihm mit Gold und mit düſterem Fluch,
Und ſtürmte dann fort, wohin Rache mich trug.

Es brauſte mein Roß durch die nächtliche Flur,
Im Buſen erloſch mir der Menſchlichkeit Spur.

Und als ich dem Hauſe, dem theuern, genaht,
Da blüht' in der Bruſt mir die hölliſche Saat.

Ich dringe hinein — was erfaſſet mein Blick? —
Ein Fremder umarmet mein Leben, mein Glück! —

Es trübt ſich mein Aug' — und mein Säbel erglänzt —
Sein Haupt rollt zu Boden, von Küſſen umkränzt.

Mein Fuß tritt den Leichnam — mein Buſen war kalt —
Die Griechin ergreif' ich, das Schwert feſt umkrallt.

Noch einmal erblitzt es — die Klinge ward roth!
Mein Herz und die Griechin ſind beide nun todt. —

Dem Haupte der Leiche entriß ich den Shawl
Und wiſchte mit ihm dann das Blut von dem Stahl.

Mein Sklav' hat die Leichen zur Donau gebracht,
Da ruhen ſie beide im Dunkel der Nacht.

Seitdem ſind mir lockende Augen verhaßt,
Die Nächte ſeitdem ſind mir drückende Laſt.

Ich ſeh' dich noch immer, ſchwarzblutiger Shawl!
Noch klingt in der Bruſt mir der ſchmerzliche Hall!

Le chemin de traverse.

(Schluß.)

Aber was nun mit dieſem unerwarteten Reichthum beginnen? Oft drängt es ihn, ſich in ſein ſtilles Dorf zurückzuziehen, zu heirathen und als Familienvater friedlich und einfach ſein Leben dort zu beſchließen. Aber der Ehrgeiz und die Begierde, ſich an Paris, das ihn verſtoßen, zu rächen, gewinnt die Oberhand über ſeine frommen Wünſche. Bald hat er einen neuen Plan ausgeheckt, in der Welt empor zu kommen. Er eilt nach Italien, nicht um die Schönheiten des Landes und der Künſte zu genießen, ſondern nur um den Schlüſſel zu haben, der ihm die Pforte der großen Welt in Paris eröffnen ſollte. In Neapel findet er am Markte ſitzend ein ſchönes armes Mädchen, die Tochter eines Schiffers, welche mit einem zinnernen Teller in der Hand die Vorübergehenden um Almoſen anſprach, Lätitia Laſerti. Er nimmt ſie mit ſich, unter der Bedingung, daß ſie in Paris für ſeine Frau gelte, ohne weder factiſch noch rechtlich ſeine Frau zu ſeyn, daß ſie die Huldigungen der Pariſer Gro=

Digitized by Google

ſen annehme, und dadurch ihrem vorgeblichen Manne Reichthum und Eheenſtellen verſchaffe. Er ſchenkt ihr dafür alle mögliche Aufmerkſamkeit und umgibt ſie mit allem Glanze, der ihrer Schönheit und ihres angenommenen hohen Standes würdig iſt.

Die Feüchte dieſes Kunſtgriffes reifen bald. In der Kirche St. Roch, wo er ſie der hohen Geſellſchaft zu zeigen beadſichtigt, macht ſie die Bekanntſchaft des Herzogs von Chabriant und in Kurzem iſt die ganze vornehme Welt auf ſie und ihren Mann aufmerkſam. Proſper fühlte ſich gehoben und glaubte nun erſt in ſeinem wahren Werth eeſcheinen zu können; er gewann Selbſt⸗vertrauen. Glückliche Finanzſpekulationen machten ihn reich; Lä⸗titia wußte alle Staatsgeheimniſſe zu erfahren, welche auf den Stand der Papiere Einfluß hatten. Mit dem Reichthum aber floſſen ihm bald alle Privilegien dee Aeiſtokraten zu. Das Gymnaſe, die Opee, die neuen Bücher, das Bild ſeiner Frau in offener Kunſtausſtellung, der Père Chauſſier als Arzt und der Pfarrer der Himmelfahrtskirche als Beichtoater. Ferner genoß er das Glück, von den kleinen Journalen lebhaft angegriffen zu werden. Nichts fehlte mehr zu ſeiner Gunſt, er ſtand in der öffentlichen Meinung auf gleicher Stufe mit den Mächtigſten und Vornehmſten, ee theilte mit ihnen die Saekasmen der Preſſe, erhielt das Ehrenkreuz und wurde zum Spiel des Königs geladen.

Auf dieſer Stufe angelangt, wuede Lätitia ihm entbehrlich. Es kam ihm ſchön voe, nunmehr allein den Weg zu gehen, den ſie ihm angedahnt hatte. Er konnte ſich nicht wohl fühlen in dem Verhältniſſe zu ſeiner Frau, noch gegenüber von der Welt, vor der er troß aller Größe in einem ſchimpflichen Lichte da⸗ſtand, und ſo beſchließt er, durch Blut ſeine Ehre wieder rein zu waſchen. Nach einem Balle bei der Herzogin von Berev for⸗dert er einen jungen Mann, der eben Lätitia nach Hauſe beglei⸗ten zu wollen ſcheint, zum Zweikampfe, und erſticht ihn gleich darauf im Bois de Boulogne. Aber hiemit iſt er noch nicht zufrieden. In öffentlicher Geſellſchaft erklärt er ſein ganzes Verhältniß zu Lätitia, wie ſie nicht ſeine Frau ſev, und wie er ſie nur zu ſich genommen, um duech ſie ſein Glück zu machen. Durch dieſen Schritt, welcher ihn und Lätitia verächtlich, und Lätitia's Anbeter, den Herzog von Chabriant vornehmlich, lächer⸗lich machen mußte, glaubte der Unſinnige, ſich in der öffentli⸗chen Meinung rehabilitiren zu können, welche ſich dagegen auf einmal ganz wider ihn wendete.

In ſeiner Verzweiflung und Reue über dieſes mißlungene Unternehmen erhält er einen Brief von ſeinem Oheim, der ihn vor ſeinem Tode noch zu ſehen wünſcht. Das Schickſal dieſer Beiden war nicht ſehr verſchieden. Der Baron hatte von Intri⸗guen gelebt, und als mit der Zeit jüngere Intriganten ihn von ſeinem Plaße verdeängt hatten, blieb ihm nichts übrig, als ſich in Unmuth und Langerweile zu verzehren. So war er denn auch ein Opfer dieſer Welt geworden, der er zuvor alles, ſelbſt ſeine Unſchuld und Tugend aufgeopfert hatte. Zu aller Gewiſ⸗ſenspein, die Proſper ſeine eigenen Verirrungen zubereitet haben, muß er nun noch die reuevollen Bekenntniſſe des Oheims anhö⸗ren, der nach einem ähnlichen Leben auf dem Sterbebette zu der Erkenntniß gelangt iſt, daß die Schule des Ehrgeizes eine traurige Schule ſev, welche alles der Gegenwaet aufopfere, ohne je an die Zukunft zu denken; daß es zwei Dinge im Menſchen⸗leben gebe, welche dee Ehrgeizige nur zu leicht vergeſſe: Jugend und Alter, Leben und Tod.

Als Proſper von der Begleitung der Leiche ſeines Oheims nach Hauſe zurückkehrt, ſieht er in ſeinem Hofe eine angeſpannte Poſtchaiſe. Der Poſtillon ſaß im Sattel und wartete. Der Wagen war bepackt und zur Abreiſe bereit. Lätitia ging weg. Proſpee eilt, noch vor ihree Abreiſe den Entſchluß zu vollziehen, den er ſeit jener Scene gefaßt hatte, von der er die Herſtellung ſeiner Ehre erwarten zu dürfen glaubte, durch die er aber über und über mit Schmach bedeckt wurde, den Entſchluß, mit eigener Hand ſeinem Leben ein Ende zu machen. Sein Teſtament war noch nicht gemacht. Er ſchrieb, die Augen auf das Fenſter ge⸗richtet, um zu ſehen, ob Lätitia noch nicht gehe: Lätitia meine Univerſalerbin! Er wollte noch an ſeine Mutter ſchreiben, aber Lätitia konnte indeß fortgehen. Er ſchrieb: Lebe wohl, meine Mutter! Nun noch einige Worte an Lätitia: Ich liebe dich, ich gehe zu Grunde und ſterbe! Er hört ein Geräuſch im Hofe, er kniet nieder um zu beten. Umſonſt! Mitten in ſeinem letzten Gebete hört er noch immer das Geräuſch des Wagens, und er wollte Lätitia, die ihn ſeit jener Scene nicht mehr vor ſich ge⸗laſſen hatte, nicht weggehen laſſen, ohne daß ſie ſagen konnte: er iſt todt. Nochmals wollte er in den Hof hinabſehen, aber er überwand dieſe letzte Schwäche. Er ergeiff eine Piſtole und horchte, um bei dem erſten Geräuſch, das aus dem Hofe käme, loszudrücken.

Chriſtoph tritt in der Geſchichte mehr in Hintergeunb. Wir laſſen den keuſchen reinen Theil derſelben bei Seite, ſagt der Verfaſſer ſelbſt, und wenden uns zu dem Laſterhaften und Schrecklichen. Wir opfern das gute Prinzip in Chriſtoph dem böſen in Proſper auf; es iſt dieß der Fehler der modernen Kunſt, und nicht der unſrige. Zu dieſem offenen Geſtändniß läßt ſich noch die Bemerkung hinzufügen, die man auch bei Dante, Milton und Klopſtock gemacht hat, daß dem Verfaſſer die Schilderung der böſen Seite beſſer gelingt als die der guten. Chriſtoph erſcheint uns troß des reichlichen Lobes, das ihm der Verfaſſer bei jeder Gelegenheit ſpendet, gar zu ſchwach und lächerlich, und man iſt nicht ſelten verſucht, ihn des großen Glückes, das ihm zu Theil wird, unwürdig zu finden. Von ſeiner Rückkehr aus London an iſt er im beſtändigen Gefolge Luiſens, Proſper ſieht er nur ſelten. Wiewohl er ihm nach Luiſe das theuerſte Weſen iſt, fühlt er ſich doch durch eine allzutiefe Kluft von ihm getrennt. Indeß iſt er ſein Secundant nach dem Balle in den Tuilerien, und auch bei der Scheidungsſcene von Lätitia gegenwärtig. Er hat ſich mit Luiſen verlobt, und den Platz im Staatsrathe erhalten, welchen Proſper durch jenen unbeſonnenen Skandal veeſcherzt hatte. In derſelben Kirche, zu derſelben Zeit, wo Proſper die Leiche ſeines Oheims einſegnen läßt, wird Chriſtoph mit Luiſen getraut.

Lätitia hat Proſper wieklich im Stillen geliebt, und da ſie überzeugt zu ſeyn glaubte, ſeine Liebe nie gewinnen zu können,

Digitized by Google

in den letzten Tagen den Entſchluß gefaßt, nach Italien zurückzukehren. Von dieſem Entſchluſſe vermochte ſie ſelbſt der ehrenvolle Antrag der Hand des Herzogs von Chabriant nicht abzubringen. Noch immer wartete Proſper mit der Ausführung ſeines Entſchluſſes auf den Augenblick ihrer Abreiſe, als Lätitia's Thüre aufging und er ſich die tödtliche Waffe entwinden fühlte. Es war Lätitia. Auch Chriſtoph und ſeine Frau traten herein. Kaum vermählt hatten ſie ſich den Glückwünſchen ihrer Familie entzogen und eilten herbei, um Proſper zu retten; und auf die Garantie Luiſens, ſo wie auf die Nachricht, daß Lätitia des Herzogs Hand ausgeſchlagen, entſchließt ſich Proſper leicht, ſie zur Frau zu nehmen. Sie kehren nach Ampuy zurück, und Glück, Ruhe und Achtung der Welt, die ſie in Paris verloren, fanden ſie hier wieder. Proſpers Rückkehr brachte ſeiner Mutter neues Leben, ſein Vater war indeß geſtorben. Hier widmete ſich Proſper dem Landbau und der Erziehung ſeiner Kinder, der Pathen des Staatsraths und Barons Chriſtoph und ſeiner Frau. Dieſe Kinder unterwieſen ſie vornehmlich ihren Weg im Leben gerade zu gehen und den krummen Pfaden, die trotz ihrer ſcheinbaren Bequemlichkeit zum Verderben führen, nicht zu trauen. Ihr vergangenes und gegenwärtiges Leben zeigte dieſen jungen Gemüthern, daß es nur einen Weg in dieſer Welt gibt um zu einem Glücke ohne Reue und Gewiſſensbiſſe zu gelangen, der gerade Weg der Rechtſchaffenheit, der Thätigkeit, der Geduld und der Tugend.

Wenn wir am Schluſſe dieſer kurzen Analyſe uns nicht enthalten können, dem Verfaſſer für die Ausführung dieſes Buchs große Bewunderung zu zollen, ſo wird dieß manchem unſerer Leſer auffallend ſcheinen, der von uns nur eine unbedeutende, an mancher Stelle ſogar unwahrſcheinliche und ſeltſame Geſchichte erfahren hat, und es bleibt uns zu Bekräftigung unſeres Urtheils nichts übrig, als auf die Leſung des Buchs ſelbſt zu verweiſen, das man freilich nicht genießt, wenn man es nicht in ſeiner ganzen Fülle genießt. Auch in dieſer Beziehung nennt ſich Jules Janin richtig homme de style.

A. Keller.

Wär' ich nur ein Vögelein.

Von Beranger.

Ich, dem, ſelbſt bei ſchönen Frauen,
Stete Pilgerfahrt gefälle,
Ich beneide einen Vogel,
Der ſo leicht fliegt durch die Welt,
Der auf ſchrankenloſen Pfaden
Schweifend, ſeine Bruſt darf baden
In dem Himmelblau ſo rein!
O wie flög' ich ſchnelle, ſchnelle, ſchnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Dann die ſüß'ſten Weiſen lernt' ich
Von der Nachtigall im Wald,
Stimmte ein ins Lied der Hirtin,
Das froh durch den Anger ſchallt,
Einem Klausner würd' ich ſingen,
Der nicht kramt mit heil'gen Dingen,
Der den Armen mild läd't ein;
O wie flög' ich, ſchnelle, ſchnelle, ſchnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

In den Hain flög' ich, wo Zecher
Lagern ſich im trauten Kreis,
Die, von meinem Sang gerühret,
Tränken zu der Schönheit Preis.
Dann mit meiner Lieder beſten
Würd' ich arme Krieger tröſten
In der Hütte dürftig, klein;
O wie flög' ich ſchnelle, ſchnelle, ſchnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Auf den Thurm würd' ich mich ſetzen,
Drin Gefangne traurig ſind,
Sänge, bergend meine Flügel,
Melodien klagend lind.
Dieſer lächelte im Kummer;
Jener träumte ſich im Schlummer
In die Kindheitswelt hinein;
O wie flög' ich ſchnelle, ſchnelle, ſchnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Zu verſöhnen einen König,
Der des Lebens Sinn verlor,
Auf dem frommen Oelbaum ſitzend
Säng' ich dem Verſtörten vor.
Dann ein Zweiglein würd' ich pflücken,
Um Verbannte zu beglücken
Mit der Gnade Sonnenſchein;
O wie flög' ich ſchnelle, ſchnelle, ſchnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Fern, bis zu Aurorens Wiege
Würd' ich vor der Bosheit fliehn,
Wenn es Amor nicht gelänge
Wieder mich ins Netz zu ziehn.
Wenn auf einem wogenden Buſen
Mir der Liebling nicht der Muſen
Schlingen ſtellte täuſchend fein;
Dahin flög' ich ſchnelle, ſchnelle, ſchnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 72.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Oktober 1836.

Die Geſchichte von Rimini.

Von Leigh Hunt.

Leigh Hunt iſt beſonders als Proſaiker in England ſehr geſchätzt. Die Freiſinnigkeit ſeiner Aufſätze führte ihn einmal in den Kerker, wo Byron ſeine Bekanntſchaft machte, die ihn wegen ſeiner Talente und als Märtyrer hochſchätze. Später aber wurde das gute Vernehmen zwiſchen beiden geſtört und verwandelte ſich in Feindſchaft. Das hier mitgetheilte epiſche Gedicht mag als Probe eines, im Gegenſatz gegen die leidenſchaftliche, ſentimentale Poeſie Byron's, Shelley's u. A., nach klaſſiſcher Eleganz und Zierlichkeit ſtrebenden Styls betrachtet werden. Scharfe Beobachtung, Schönheit und Reichthum des Ausdrucks, ſeine Pſychologie laſſen ſich Hunt nicht abſprechen. Aber zuweilen wird er kalt und affektirt.

Die Zeit iſt das vierzehnte Jahrhundert, die Scene iſt zuerſt in Ravenna, ſpäter in Rimini.

Das Gedicht gründet ſich auf die ſchöne Epiſode von Paolo und Franceska im fünften Buch von Dante's Hölle, wo ſie wie eine Lilie mitten im Tartarus ſteht. Das Weſentliche deſſen, was Dante von der Geſchichte der beiden Liebenden erzählt, findet ſich zu Ende des dritten Geſangs. Das Uebrige iſt aus den Commentatoren geſammelt. Sie weichen in ihren Berichten von einander ab. Alle aber geben das an, daß die Dame einigermaßen durch eine Täuſchung zur Verbindung mit dem älteren und weniger einnehmenden Malateſta vermocht worden ſey, — Boccaccio gibt an, dadurch, daß man ihr den jüngern Bruder, als er über einen Platz hinging, als den ihr beſtimmten Gemahl bezeichnete.

Franceska von Ravenna war die Tochter des Guido Novello da Polenta, Herrn dieſer Stadt, und hatte ſich vermählt mit Giovanni, oder wie andere ihn nennen, Lanzelot Malateſta, Herrn von Rimini, unter Umſtänden, die ihr eine unſchuldige Neigung für Paolo, ſeinen jüngern Bruder eingeflößt hatten. Die ſo gegen ſie gebrauchte Falſchheit zog unglückliche Folgen nach ſich. In dem vorliegenden Gedicht bewirkt der Herzog, ihr Vater, ein ſchwacher aber nicht bösartiger Mann, der aus politiſchen Gründen wünſcht, ſie mit dem Fürſten von Rimini zu vermählen, aber ihre Weigerung befürchtet, wenn ſie ihn ſieht und ſein wenig einnehmendes Weſen kennen lernt, daß jener ſeinen Bruder als ſeinen Stellvertreter ſenden ſoll, damit das arme Mädchen auf den Glauben komme, die beiden Fürſten ſeyen ſich ganz ähnlich. Die eigene Anſchauung enttäuſcht ſie; Paolo hat das gefährliche Geheimniß von ihrer Vorliebe für ihn erfahren, und in beiden beginnt ein Kampf mit ihrem Pflichtgefühl, zu welchem die unredliche und ſelbſtſüchtige Handlungsweiſe des Andern ſie nicht vorbereitet hatte. Giovanni erräth das Geheimniß aus Worten, welche ſeine Gattin im Schlaf ausſtößt; er zwingt Paolo zum Zweikampf und erſchlägt ihn — nicht ohne großes Leidweſen beider und große Entrüſtung gegen den Vater. Franceska ſtirbt am gebrochenen Herzen und die beiden Liebenden, die umgeben von einem ſtattlichen Reiterzug von Ravenna ausgezogen waren, werden todt nach Ravenna zurückgeſandt, und derjenige, der durch ſeine Falſchheit die erſte Veranlaſſung zu ihrer Vereinigung gegeben, muß ſie zur Strafe in einem Grab begraben. Der unglückliche Greis verliert den Verſtand und die Beerdigung findet ſtatt.

Erſter Geſang.

Die Abholung der Braut von Ravenna.

Die Sonn' iſt auf, ein Maienmorgen glänzt
Rings um Ravenna's klare Thürm' und Bucht,
Ein Morgen — keinen holdern bringt das Jahr,
Des Lenzes letzter, doch noch grünend friſch,
Denn warmer Abend, nächtlich milder Regen
Bereiten funkelnden Willkomm dem Licht.
Gehüllt iſt Alles in kryſtallne Klarheit;
Friſch iſt das Land, ſcharf ſtellt's Gebirg ſich dar,
Balſamiſche Kühle haucht der Wind daher,
Der Rauch tanzt wirbelnd von der Hütt' empor,
Und horcht man auf, ſo hört man wohl das Rauſchen
Geſchwätz'ger Quellen auf dem Raſengrund;
Kurz, Himmel, Erde, Meer, die ganze Welt
Lacht wie ein Antlitz, das der Freude Glanz erhellt.

Digitized by Google

Es jauchzt in Luſt und Wonne die Natur,
Die Vögel ſingen in ſo milder Zeit
Und hüpfen, fröhlich zwitſchernd, auf und ab,
Wo von der Stadt der Wald ſich meerwärts dehnt.
Frohe Geſichter ſieht man durch das Grün
Des Laubs hindurch auf jedem Waldweg lauſchen.
Das ferne Schiff die weißen Seegel hoch
Wie freud'ge Hände haltend, ſchwebt heran,
Der Blick erſchaut's, der ſehnend es geſucht,
Auf quirlt's vor ſich die Fluth und rauſchet in die Bucht.

Wohl darf, wer's nur vermag, hieher heut eilen,
Wenn Friedensrückkehr, prächtig ſeltne Züge
Und eine Hochzeit gar im ſchönen Mai
Anlocken kann die raſche Phantaſie;
Denn heut, an dieſem Glanztag, wird der Stolz
Ravenna's, ſeine Fürſtentochter, Braut —
Braut — um zu löſen ein erſchöpftes Land,
Und Er, deß Siege ihre Hand gewonnen,
Hat mit dem Morgenroth, ſo fliegt die Kunde,
Sich aufgemacht zum Hof, wo ſein man harrt,
Mit ſtolzer Ritter prächt'ger Kompagnie,
Der tapfre Giovanni, Herr von Rimini.

Schon füllt die Gaſſen fröhliches Gelärm
Des Jubels und des Volks geſchäftig Drängen,
Von Stimmen und von Tritten, wächst das Toſen,
Es brummt der Baß und muntres Lachen gellt!
Geſchrei und zugeſchlagne Thüren, Hunde
Und ungeſtümes Jauchzen tönt zuſammen;
Bewaffnete mit Ernſt den Weg ſich bahnen,
Feſtordner, ſtattlich, mit gewicht'ger Miene;
Vorübereilend grüßen Nachbarn ſich,
Und Pilger ſingen in die Morgenſonne.
Mit Teppichen behangen ſind die Fenſter;
Anmuth'ge Köpfchen wandeln hin und her,
Und nehmen, wenn vollendet die Bekleidung
Der Straße, ſelbſt auch ihre Plätze ein,
Von Augen voll Bewundrung angeſtarrt.
Herab ſchau'n Ein'ge, Andre auf die Seite,
Die Locken machen Andre ſich zurecht,
Die zeigt den ſchlanken Leib — die Andre läßt
Die weiße Hand vom Purpurteppich hängen,
Kränze und Lächeln halten Alle fertig,
In eifrigem Geſpräch, des Schauſpiels ſtets gewärtig.

Und horch! ein ſchmetternder Trommetenton
Dringt, von dem Winde hergeführt, ans Ohr;
Drauf kurze Stille — und mit Einemmale
Ertönt vom Wall die Antwort ſilberhell.
Jetzt drängt das Volk, und Wer zum Kampf hat Kraft,
Bricht ſtürmend gegen den Pallaſt ſich Bahn,
Da wo die Säulenhalle, breit und ſchön
Von Marmor, den geräum'gen Platz beherrſcht.
Hier über dem Portal ſoll Herzog Guido
Mit ſeiner ſchönen Tochter ſtattlich ſitzen;
Der volle Raum faßt nicht des Andrangs Fluth,
Und nach unholdem Drängen hin und her,
Mit drohenden Geſichtern, ſtampfenden Füßen,
Wird endlich Ruh und Ordnung hergeſtellt;
Der Fußweg muß den Schauern ſeyn genug,
Der innre Raum gehört dem prächt'gen Zug.

Der Platz iſt ausgefüllt in dieſer Art:
Wachen ſind aufgeſtellt zu allen Seiten
Frei zu erhalten für den Zug die Straße.
Gegenüber dieſen nimmt ein prächt'ger Chor
Von Herr'n und Damen ein den Mittelpunkt,
Auf einem Raſen gruppenweiſe ſitzend.
Die Sitze ſind von oben her beſchattet
Durch Zweige von des Waldes frühſten Bäumen,
Und in der Mitte ſpringt, erfriſchend weit
Die Luft mit ſeinem Kühl, ein Sprudelquell
In dichtem Strahl, der überſtürzend oben
In ſchwimmend Silber plötzlich iſt zerſtoben.

Hier plaudernd mit den Damen, ſind zu ſchaun
An feenhafte Poeſie gemahnend,
Nicht Wen'ge von des Hofes beſten Rittern,
Baptiſta, Hugo mit dem Fürſtenanſtand,
Azo, Obizo und Esmeriald
Mit freundlich offnem, kühnem Angeſicht,
Felix mit ſtarkem Arm und Lionel,
Der ihm gezollte Ehren reich verdient,
Und Viele noch, im Ruhme groß genährt,
Der Liebe holder Frau'n, des Lieds der Dichtung werth.

Dort ſteht auch mitten in der heitern Schaar
Der junge Vater des ital'ſchen Sangs,
Der Ritter Guillielmo Cavalcanti;
Aus ſeinem ernſten Antlitz ſchaut der Dichter;
Dort beugt er ſich — mit dem Faſanenbuſch,
Höfliche Worte ſpendet er im Kreis;
Auf der Zuhörerinnen ſüßen Mienen
Röthe und Lächeln hold gemiſcht erſchienen.

Ein neuer Tuſch und Antwort dann erſchallt,
Und über dem Portal entfaltet glänzend
Sich plötzlich ein ſchneeweißer Baldachin.
Guido tritt vor mit ſeinem Fürſtenkind
Und ſetzt ſich — und ſein Hof zu beiden Seiten;
Ein jeder Blick iſt auf die Braut geheftet,
Die, in Gedanken, kaum zu hören ſcheint
Den Jubel, welchen ihr Erſcheinen weckt;
Bis, wie ſie die zahlloſe Menge unten,
Die dankbar glühenden Geſichter ſchaut,
Ihr der Gedanke an des Abſchieds Nähe,
An den Gemahl, den ſie noch nie geſehn,
Ganz in großmüth'ger Liebe untergehe;
Hart, denkt ſie, iſt es, keinen Willen haben,
Doch härter, täuſchen dieſes Volkes Wunſch;

Digitized by Google

Hier wandelt raſch ſie an ein Drang zu weinen;
Es zuckt ihr Mund, doch ſchnell iſt dies verſchwunden;
Ein Lächeln ihre Wange wieder ſchmückt;
Froh, wie's dem Tag geziemt, umher ſie blickt.

Was ſoll ich holden Mund und Augen ſchildern,
Und ſchlanken Leib, des Buſens ſanftes Wogen?
Im ganzen Kreiſe iſt kein tapfrer Mann,
Der, wenn er hohen Stands, und frei ſein Herz,
Nicht in der ſtolz'ſten Wonne würd' entbrennen,
Dürſt' er ans Herz ſie drücken, ſein ſie nennen!

Indeß das Volk hier ſich ſchauluſtig drängt,
Schallt neuer Lärmen aus der Nachbarſchaft:
Der Zug iſt in der Stadt und kommt ſchon näher
Mit Pferdeſtampfen und Trommetenſchmettern.
'S iſt fürſtliche Muſik, die fröhlich ſchallt!
Gewaltiger immer wächſt der ehrne Ton,
Jetzt fällt und jetzt erſchüttert er die Luft,
Jetzt widerhallt davon der weite Platz.
Drauf ſchallt ſo ungeſtüm des Volkes Jubel,
Daß taub zu werden jedem Ohr iſt bang.
Die letzte, langegezogne Note ſchmettert,
Und die Erwiedrung folgt den Schloßtrommeten.
Nun kommt das Hufgeſtampf, das ſtolze Wiehern
Und das Geraſſel prächtiger Geſchirre.
Es iſt als käm' der Krieg in Harniſchtracht,
Doch ganz in Friedenskleidung naht der Zug.
Das Schwert jetzt müßig ſeine Scheide füllt,
Leer ſind die Ketten dran, ſonſt hängt der Schild.

Erſt kommen die Trompeter, weiß gekleidet,
Die Bruſt allein der blanke Harniſch ſchmückt,
Sie reiten vier und vier auf grauen Roſſen,
Und ihres Wegs gemächlich ziehend, pflanzen,
Nachgebend der Bewegung ihrer Pferde,
Sie die Trommeten auf den Sattelbogen.
Dann in Gewändern, ganz vom Golde ſtarrend,
In Scharlachfarben kommen die Herolde,
Dann ihre Amtsgehülfen, niedern Ranges,
In reiche Stoffe bis ans Knie gekleidet.
Sie reiten Schecken und es zeigt ihr Schild
In goldnem Felde dreier Köpfe *) Bild.

Zwölf Reihen Knappen dann, je zwölf und zwölf,
Geſpaltne Fähnchen in der Senne ſchwingend,
Die rückwärts flatternd in dem Wind, verkünden
Die Wappen von den Rittern hinter ihnen.
Rothſchimmel reiten ſie; den Knappen Tracht
Die Farbe ihrer Herren kenntlich macht.

Nach dieſen, in gebühr'ndem Abſtand, nahn
Die Ritter ſelbſt, die Blüthe Rimini's,
Höher die Schauluſt ſteigernd. Abgeſondert,
Je ſechs im Glied, ziehn ſie in bunten Gruppen,
So ſtattlich und ſo feurig Roß und Mann,
Wie ſich's die Phantaſie nur wünſchen kann.

Der Ritter Aufzug zeigt verſchiedne Farben,
Die Pferde ſchwarz und braun, geſcheckt und grau,
Die Männer tragen Karmeſin, Weiß, Purpur,
Doch alte Ritter ſchmücken Scharlachmäntel,
Die weit und luſtig von der Seite fallen,
Das Pferd bedecken und im Winde wallen.

An Helmes Statt decken gewundne Tücher
Das Haupt, am einen Ohr ſich niederſenkend,
Die Pferde ſind mit Teppichen verhüllt;
Im Schreiten klirrt das goldene Gebiß,
Das Gold der Zügel glitzert in der Sonne.
Die prächtigen Schabracken, welche halb,
Vom Sattelbogen an, das Pferd bedecken,
Starren zum Theil von goldner Stickerei;
Bei Andern, auf verſchiedenfarb'gem Grund
Sind Punkte — lichte Sterne hier auf Blau,
Dort Grün, mit Blumenſträußen untermiſcht,
Dort Dunkelroth mit Silber eingefaßt;
Sie hangen all' herab in ſchweren Falten,
Wie um den Gang der Pferde aufzuhalten.

Das Volk bewundert, mit gethellter Neigung,
Reiter und Roſſe, Haltung oder Putz.
Die Einen haben beim Vorüberziehn
Auf Züg' und Ausdruck der Geſichter Acht,
Wie in dem Einen ſich Lebendigkeit,
Sorgloſigkeit ſich in dem andern malt;
Wie ſich der Reiter beugt zum ſcheuen Roß,
Wie mit der Hand das ſtberiſche er ſtreichelt
Und ſo das ſtolze Thier zufrieden ſtellt —
Des Einen roſige, des Andern braune Farbe,
Und, die mit ſtummem Mund von Thaten zeugt, die Narbe.

Die Trefflichkeit der Roſſe prüfen Andre
Die Schlankheit hinten und die Stärke vorn,
Des Rückens Glätte und die feſte Bruſt,
Die ſaubern Feſſeln, das Geäſt der Adern,
Das ſichtbar auf der feinen Haut ſich hebt,
Die glatte Mähne und das Feuerauge,
Das furchtbar die Nahſtehenden anſchaut,
Den ſchöngeformten und gedrungnen Kopf,
Klein, bis zum Knie geſenkt in ſchlanker Biegung,
Die Ungeduld, als ob den Kamm ſie fühlten,
Den weißen Giſcht rings ſchleudernd mit dem Mund,
Das ungeſtüme Schnauben, Scharren, Bäumen,
Das trotz'ge Wiehern und das wilde Schäumen.

Die Fürſtentochter, blaß, geſpannten Auges,
Sieht jetzt die Letzten von dem Vortrupp nahn,
Stattlich vorüberzieh'nd entblößen Alle
Das Haupt gegen den Springbrunn und das Thor.
Getrennt durch einen größern Abſtand folgt

*) Das Wappen der Malateſta.

Auf dieſe eine Schaar milchweißer Pferde,
Ganz ohne Schmuck, arabiſchen Geſchlechts,
Von blüh'nden Knaben Alle leicht geführe;
Den Adel ihrer Zucht zeigt jedes Glied,
Doch boshaft Feuer ſprüht aus ihrem Blick,
Sie fürchten neue Herrn am fremden Ort.
Zart, fleckenlos erlaben ſie das Auge
Nach all der Farbenpracht durch ihre Friſche:
In leichter Haltung ſchreiten ſie dahin,
Und ſcheinen doch vor Etwas bang zu ſeyn,
Nachgebend ſelbſt erſcheint ihr Kopf noch ſtörriſch.
Geſchenke ſind es für Ravenna's Herrn;
Gewiß iſt nun der Geber ſelbſt nicht fern.

Jetzt ſteigt das Flüſtern und jetzt ziehn heran,
Auf Pferden die voll Uebermuth ſich bäumen,
In Rotten je von drei des Hofes Pagen,
Weiß iſt und karmeſinroth ihre Tracht.
Jetzt muß der Zug erſcheinen — ungeduldig
Von Mund zu Mund pflanzt ſich das Flüſtern fort;
Ja! — Nein! — Er iſt's noch nicht! Doch ſind's die Knappen,
Die vor ihm herziehn in der höchſten Pracht,
Jetzt läßt den Federbuſch ſein Jäger ſehn,
Jetzt naht ſein Mundſchenk und ſein Kämmerer!
Jetzt kommt ſein Banner, jetzt ſein Schild, getragen
Vom Knappen, der im Krieg an ſeiner Seite —
Und dann ein großgemeßner Zwiſchenraum —
Den ganzen Platz beherrſcht ein lautlos Schweigen;
Die Fürſtin, in der Ferne, iſt im Zweifel,
Wohin ſie ſchau'n ſoll; ihre Farbe wechſelt,
Von kindlichem Vertrauen angetrieben
Legt ſie die Hand auf ihres Vaters Knie;
In ſeine Hand faßt er die ihrige,
Und blickt ſie mit erzwungnem Lächeln an,
Als plötzlich eine Stimme überlaut
Vor Ueberraſchung ſchreit: „der Fürſt! jetzt — jetzt?“
Und auf milchweißem Renner, gleich der Luft,
Sprengt eine herrliche Geſtalt daher,
Wie Donners Rollen jetzt der Jubel tönt,
Die Dächer zittern und die Stadt erdröhnt,
Nie ſchloß ein ſchönes Schauſpiel ſchöner ſich;
Es war als käme eine Lichtgeſtalt.
Der ſchönen Schauerinnen jede fühlte
Ihr Herz durchzückt von ſüßer Ueberraſchung;
Die Fürſtin, anfangs hinzuſchauen kaum
Vermögend, wie der Anſtand ihr gebot,
Faßt neuen Muth, wie rings ſein Lob ertönt
Und heftet feſt ihr Aug' auf den Gefundnen,
Und ſieh — es hält, von ihm gehemmt, ſein Roß;
Mit einem Weſen, zwiſchen Gluth und Milde,
Nimmt er — und reiche Locken ſtrömen nieder —
Mit höflicher Verbeugung ab die Mütze;
Betäubend bricht der Beifallruf jetzt aus,
Man ſchwingt die Schärpen, Blumen regnen nieder,
Erſchüttert durch den ungeſtümen Lärm
Durchfächelt jetzt die Luft der Frauen Chor
Und weht Gewand und glänzend Haar empor.

Mit eifriger Bewundrung ſtarrt das Volk
Ihn an und rühmet ſeine Tapferkeit;
Auf ſeiner Bildung weilt das zartre Auge,
Verfolgt jede Bewegung, jede Beugung,
Betrachtet Antlitz, Haltung und Geberden,
Und wähnt: es ſah nie männlichere Anmuth,
So ſchön der nackte Hals, die ſchwarzen Locken!
So leicht des wohlgeformten Rückens Senkung!
Das Bein für Kriegsſpiel wie zum Tanz gemacht,
Mit Leichtigkeit gedreht und ſo voll Kraft:
Und dann — ſein Antlitz iſt ſo ausdrucksreich,
So lesbar wie ein aufgeſchlagnes Buch;
Die Frau'n erkennen ächte Galant'rie
Im kecken Aufſchlag ſeiner treuen Augen.
Sein muthig Roß, abwechſelnd ungeduldig
Und ſtolz gemacht durch ſeine kalte Führung,
Knirſcht ins Gebiß und rollt die Augen ſcheu,
In ſtattlich kunſtgerechtem Gange ſchreitend,
Zuweilen weicht es ab von ſeiner Linie,
Und tänzelt ſeitwärts mit den Hinterbeinen
Und fühlt im ganzen Leib ein feurig Zucken,
Doch ruhig ſitzt darauf der edle Reiter
Und lenkt, gleichmüthig es beherrſchend weiter.

Troſt, Ueberraſchung, nie geahnte Freude,
Auch wahre Dankbarkeit vielleicht und tauſend
Gefühle, neu und unbeſchreiblich, ſtürmen
Ein auf die Braut und röthen ihre Bläſſe.
„Könnt' ich“ ſo denkt ſie, „zuverläſſig nur
Schließen auf das, was dieſe Hülle birgt,
Wüßt' ich, was für ein Geiſt den Leib bewohnt;
Ich ſchickte ohne Zwang mich in mein Loos!“
Jetzt eben zieht der Gaſt langſam vorbei
Dem klaren Springquell und dem grünen Platz,
Mit häufiger Verbeugung Grüßen dankend;
Aus dem Gefolge winkt er zu ſich Einen,
Macht einen Edelſtein an goldner Kette,
Der leicht ihm um den Hals befeſtigt, los,
Und ſendet ihn, zum Zeichen langer Liebe
Dem jungen Vater des ital'ſchen Sangs.
Der Jüngling lächelt und beſcheiden ſenkt
Das Aug' er und das Antlitz, hold erröthend,
Und ſeinem neuen Freunde nach er ſieht,
Der um die Ecke, freundlich winkend, zieht.

Das iſt genug für die erkorne Braut;
Theilnahme fühlte anfangs ſie — jetzt S t o l z!
Und wie der Fürſt reitet zum Platz heran,
Sein Haupt entblößend und ſein Antlitz hebend,
Erwiedert ſeiner Ehrerbietung Zeichen
Mit einem Blick ſie ohne Rückhaltung
Voll ſüßen Ernſt's; er ſchaut gerührt, mit Achtung
Sie an und zieht vorbei, verſunken in Betrachtung.

Beiträge bittet man an G u ſ t a v P f i z e r in Stuttgart einzuſenden.

M ü n c h e n, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. C o t t a'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. W i d e n m a n n.

Digitized by Google

Nr. 73.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Oktober 1836.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals überſetzt von Zedlitz.

Wenn irgend ein neueres Dichteewerk eine gediegene Nachbildung in unſeeer Speache veedieute, ſo war es Byron's berühmtes Wanderlied, Childe Harold's Pilgrimage, aus welchem wir, um den reinen Genuß des köſtlichen Gedichts zu haben, nur Eines, nämlich die hohle und unerquickliche Larve des Ritters ſelbſt hinwegwünſchen möchten. An Ueberſetzungsverſuchen hat es, trotz der unendlichen Schwierigkeiten der Aufgabe, nicht gefehlt; aber faſt ohne Ausnahme ſind ſie jammervoll verunglückt und wahre Verſündigungen gegen das Original. Brockhaus in Leipzig machte, wenn wir nicht irren, eine gute Uebertragung des Gedichts ſchon vor mehreren Jahren zu einer Preisaufgabe für die Urania; doch wurde keiner der eingegangenen Verſuche des Preiſes oder der Herausgabe ſüe würdig gefunden. Iſt es überhaupt ſchwierig einen engliſchen Poeten mit treuer Nachbildung ſeiner Form zu überſetzen, da unſeee vielſylbige Sprache kein ſolches Zuſammendrängen der Gedanken wie die engliſche mit ihren großentheils einſylbigen Wörtern geſtattet, ſo war dieſes doppelt ſchwer bei der Reimform dieſes Gedichts, der Spencer'ſchen Stanze, gegen welche die italieniſche Ottava Rima vergleichsweiſe als ſehr leicht erſcheint. Nimmt man dazu Byron's konkrete, von kühnen Wendungen und Bildern überſtrömende Diction, ſo zeigt es ſich klar, daß zu einer leſenswerthen Nachbildung des Childe Harold eigenes Dichtervermögen und erprobte Meiſterſchaft über die Sprache gehören — Eigenſchaften, welche das deutſche Publikum an dem Sänger der „Todtenkränze" längſt ehrend anerkannt hat. Gewiß, auch dieſes Adoptivkind ſeiner Muſe wird in Deutſchland mit Freuden willkommen geheißen werden.

Der Hr. Ueberſetzer ſpricht ſich in der Vorrede über die Bedeutung, den Umfang und die Schwierigkeiten ſeines Unternehmens mit klarer Beſonnenheit aus. Nur wenn er ſagt, „daß der Engländer oft auf bloße Alliterationen, Aſſonanzen, ja oft nur für das Auge reime, und daß Byron ſich hierin noch größere Freiheiten als alle andern engliſchen Dichter geſtattet habe," ſo möchten wir Byron gegen dieſe letzte Behauptung in Schutz nehmen. Wie in der deutſchen Poeſie, ſo iſt auch in der engliſchen die Handhabung der Form ſtrenger geworden, und namentlich an Byron loben die Engländer ſelbſt den wohltönenden Vers und den reinen Reim, wobei freilich die komiſchen Reime im Don Juan u. ſ. w. nicht in Anſchlag kommen. Die ſogenannten Reime für das Auge — now auf know, wind (Wind) auf find u. dgl. — gebeaucht ee zuweilen; aber ſelten oder nie geſtattet er ſich hierin ſo weit gehende Licenzen, wie die engliſchen Dichter der beiden letzten Jahrhunderte, ſo wie er denn auch z. B. im Childe Harold die Cäſur des die Strophe abſchließenden Alexandriners immer ſorgfältig beobachtet, während Spencer ſelbſt, Thompſon und Andere, die ſich dieſer künſtlichen Form bedient haben, ſie häufig vernachläſſigen. Deſto wahrer iſt, was Zedlitz am Schluſſe ſeines Vorworts ſagt: „Die Schönheiten ſowohl als die Schwierigkeiten des Originals nehmen mit jedem Geſange zu; der erſte iſt im Vergleich mit den folgenden faſt ſchwach zu nennen, während der Schluß des Gedichts wohl zu dem Höchſten und Schönſten gehört, was je die Poeſie irgend einer Nation hervorgebracht hat." Er fügt den Wunſch bei, daß es ihm gelungen ſeyn möge, dieſe Steigerung zum Vollkommenen auch in der Ueberſetzung einigermaßen zu erringen. Wir glauben allerdings, daß ihm dieß gelungen iſt: die zwei letzten Geſänge der Uebertragung ſind, mit den beiden erſten verglichen, bei weitem mehr aus Einem Guſſe, treuer zugleich und freier, und die Sprache gehaltner und wohltönender.

Es ſey uns erlaubt, dem Leſer einige Proben mitzutheilen. Der wandernde Dichter kommt eben von dem Schlachtfeld von Waterloo, er hat über Heldengröße und Heldenfall geſonnen; nun fährt er fort:

> So werden toll, die Andre toll gemacht,
> Erobrer, Fürſten, Dichter, Grübler und
> Wer Secten und Syſteme ausgedacht;
> Ruhloſe Köpfe, die zu ſehr den Grund

Digitized by Google

Der Ding' erforſchen wollen; deren Mund,
Wie ſie geäfft ſind, Andre äfft; beneidet,
Doch nicht beneidenswerth! — Was ſpornt ſie wund?
Säh' in ihr Herz die Welt, gar bald verleidet
Wär' ihr die Luſt, die ſich an Glanz und Herrſchſucht weidet.

Ihr Hauch iſt Leidenſchaft, Sturm iſt ihr Leben,
Auf dem ſie fahren und zuletzt erliegen;
Und doch ſind ſie dem Kampf ſo blind ergeben,
Daß, wenn ſie endlich die Gefahr beſiegen,
Die Tag' im Zwielicht ſtiller Ruh' verfliegen,
Sie langſam Sorg' und Ueberdruß verzehrt,
Wie ohne Oel bald flackernd man verſiegen
Die Lampe ſieht; oder ein müßig Schwert
Sich ſelbſt in Roſt zerfrißt, ruhmlos und ungeehrt.

Es ſieht, wer zu der Berge Spitzen dringet,
Den Kamm mit Schnee und Wolken überwoben;
So, wer die Menſchheit überragt, bezwinget,
Schaut unter ſich die Welt im Haſſe toben.
Ob auch des Ruhmes Sonne ſtrahlt hoch oben,
Und unten Erd' und Ocean ſich breiten,
Um ihn ſtarrt Eisgebirg, indeß erhoben
Laut um ſein nacktes Haupt die Stürme ſtreiten! —
Dieß iſt der Lohn der Mühn, die auf zum Gipfel leiten.

Hinweg damit! Der wahren Weisheit Quelle
Strömt aus der eignen Schöpfung nur allein,
Oder aus Deiner, o Natur! — Wie helle
Strahlt ſie und hehr am königlichen Rhein!
Hier ſchaut Harold umglänzt von Wunderſchein
Ein göttlich Werk. Der Fluß, die Schlucht, das Thal,
Gebirge, Klippen, Wald, Obſt, Kornfeld, Wein,
Herrnloſe Burgen grüßen ernſt, und fahl
Aus grünem Buſchwerk ragt zerſtörter Zinnen Mal!

So ſteht ein ſtark Gemüth, wie ſie dort ſtehn:
Morſch, nicht gebeugt, halten ſie, öd' und leer,
Die Fugen offen für der Stürme Wehn,
Nur mit der Wolken dunklem Zug Verkehr.
Einſt, als ſie ſtolz und jung, wehten hochher
Die Banner in der Luft; die Schlacht erklang,
Doch die ſie fochten, decket blutig ſchwer
Das Bahrtuch; Staub iſt, was da wehte, lang'
Kein Waffenſturm macht mehr den ſchwarzen Zinnen bang.

In dieſen Thürmen, dieſen Mauern thronte
Gewalt und Leidenſchaft. Es fand zum Streit
Den ſtolzen Stegreifritter, der hier wohnte,
Sein wild Gelüſt' nicht weniger bereit
Als jene mächt'gen Kämpen früher Zeit.
Was iſt's, das ſolchem Raubheld wohl gebricht?
Ein größres Grab voll Pracht und Herrlichkeit?
Ein unverdientes Blatt in der Geſchicht'?
Er hoffte heiß wie die, focht minder tapfer nicht.

Wie viele Großthat ſtarb, ſtumm und vergeſſen,
Bei Fehd' und Zweikampf hier im Schlachtgefild!
Wahlſprüche ätzte, zärtlich und vermeſſen
Die Lieb', und manches Wappen in den Schild;
Den Panzer durch, in Eiſenherzen wild
Drang ſie; doch voll von ungeſtümem Muth
Trieb ſie zu Wagniß an, war rauh, nicht mild,
Und manche Burg, geſtürmt in grimmer Wuth,
Sah, unter ihrem Schutt, den Rhein gefärbt in Blut.

Dich aber, freud'ger Strom, deß reiche Wellen
Allwärts mit Segen tränken deinen Strand,
Dein Ufer würd' ein ew'ger Reiz erhellen,
Ließ' unberührt dein Werk des Menſchen Hand,
Und mähte deiner holden Gaben Pfand
Die Sichel ſeines Streits nicht ab! — Wie licht
Das Waſſer blinkt im Thal! Es ſcheint das Land
Ein Himmel mir — und eben jetzt! — Gebricht
Wohl etwas deinem Strom — als daß er Lethe nicht!

Wohl tauſend Schlachten haben hier geſtürmt,
Und faſt wie ſie verging ihr Ruhm! Die Wuth
Hat Reihen der Erſchlagnen aufgethürmt,
Ihr Grab verſchwand, und was ſind ſie? — Das Blut,
Das geſtern floß, fort ſpült es heut die Fluth,
Und keine Spur beſteht, und auf dem Saum
Der Welle hüpft der Sonne Strahl; doch ruht,
Schwemmt alles auch hinweg der Wogen Schaum,
Düſtre Erinnerung, nie mehr dein wüſter Traum.

* * *

Auf jenes Hügels Grund bei Coblenz hebt
Sich eine Pyramide, ſchlicht und klein,
Sie krönt die grüne Höh', auf der ſie ſchwebt;
Dort ſenkte man die Heldenaſche ein
Von unſerm Feind! Dennoch Ruhm dem Gebein
Marceau's! Manch rauhen Kriegers Thräne floß
Auf dieſes allzu frühen Grabes Stein,
Beweint ward und beneidet deſſen Loos,
Der hier ſein Blut im Kampf für Frankreichs Recht vergoß.

Kurz, edel, glorreich war des Jünglings Bahn,
Den beide Heere, Freund und Feind beklagen!
Laßt hier den Wandrer beten, daß fortan
Es licht der Heldenſeele möge tagen!
Denn für die Freiheit hat er ſich geſchlagen,
Und nie hat er, mißbrauchend ihre Gaben,
Gezüchtigt, die das Schwert für ſie getragen.
Lichtrein blieb ſeine Seele, darum haben
Die Männer, als er fiel, mit Thränen ihn begraben.

* * *

Leb' wohl, du ſchöner Rhein! Entzückt zwar blieb'
Hier Jeder gern und möcht' nicht weiter eilen;
Der Raum hier iſt verbundnen Seelen lieb,
Wie denen, die gern einſam ſinnend weilen!
Und könnt' ein ſchuldbewußter Buſen heilen
Vom ew'gen Geyerbiß, hier wär's fürwahr.

Digitized by Google

Wo Luſt und Ernſt tn die Natur ſich theilen;
Die wild und hehr, doch mild zugleich und klar,
Hier linder Erde iſt, was ſchöner Herbſt dem Jahr!

Nochmals leb' wohl! Vergebens tönt dieß Wort;
Das Herz möcht' ſtets an deinem Reiz ſich weiden,
Und ſtrahlt von deinen Farben ewig fort: —
Muß, ungern, endlich doch der Blick dich meiden,
Der zärtlich auf dir ruht, winkt er im Scheiden
Noch Preis und Dank dir zu, o holder Rhein:
Sey andre Flur um ſtolzern Glanz zu neiden,
Wie dich ziert keine zweite, im Verein,
Pracht, Milde, Schönheit und der Vorzeit Wunderſchein.

Und reiche Blüthen, künſt'gen Herbſtes Pfand,
Und Städte, weiß erglänzend, und daneben
Der Ströme Lauf, des Abhangs ſteile Wand,
Gothiſche Burgen, rings vom Forſt umgeben;
Und Klippen, die, Wartthürmen gleich, ſich heben,
Der Kunſt zum Spott, und die Geſichter dort,
So glücklich wie das Land, in dem ſie leben,
Das ſtets dich kränzt mit ſeiner Gaben Hort,
Reißt auch die Zeit im Fall manch nahes Reich mie fort.

Nichts mehr davon! — Seht hier die Alpen ragen,
Paläſte der Natur, die ihre Kronen,
Mit Schnee bedeckt, hoch in die Wolken tragen!
Hier, wo die rollenden Lawinen wohnen,
Die Schneegewitter, hauſ't auf Eiſesthronen
Die Ewigkeit! Erhoben und beengt
Fühlt ſich in dieſer Berge Regionen
Der Geiſt, wo Erd' und Himmel ſich umfängt,
Indeß der eitle Menſch am Boden unten hängt.

Doch eh' ich weiter klimm' auf dieſen Höhen,
Laß Murten mich beſchaun, vom Sieg erhellt!
Der Leichname geſpenſtiſche Trophäen
Zeigt hier des Landes ſtolzer Sohn der Welt,
Und ſeiner Streiter ſchämt ſich nicht das Feld!
Ein grablos Heer beklagt Burgund, wo dort
Der Knochenberg, ſich ſelbſt zum Mahl geſtellt,
Den Zeiten trotzt! Noch ſchweift am ſtyg'ſchen Bord
Die unbegrabne Schaar und ſcheucht die Seelen fort.

Wie Waterloo mit Cannä zu vergleichen,
Glänzt Marathons und Murtens Widerſtand
Als fleckenloſer Siege ew'ge Zeichen,
Erkämpft von ehrſuchtsfreier, tapfrer Hand,
Von ſtolzer Bürger einigem Verband,
Der nicht um Lohn fürſtlichen Zank verficht;
Nein, alte Schmach bekriegt, und keinem Land
Verkündet durch drakoniſches Gericht:
Der Kön'ge göttlich Recht ſey ird'ſchen Urſprungs nicht! —

An ſtiller Mauer hebt noch ſtiller ſich,
Traurig und grau, ein Mahl, das noch allein
Der Zeit entging und nicht den Jahren wich.
Es ſchaut, ſo wie mit ſtierem, wildem Schein
Wohl möchte ſchaun, wer plötzlich würd' in Stein
Verwandelt und noch fühlt. Noch hält es Stand,
Und daß es ſteht, ein Wunder ſcheint's zu ſeyn;
Deckt doch das ſtolze Werk gleichzeit'ger Hand,
Aventicum, mit Schnee längſt das erſtrittne Land.

Hier ging — o hehrer Name! — Julia,
Die Prieſterin, einſt zu den Göttern ein;
Sie ſtarb, als ſie den Vater ſterben ſah,
Denn, nächſt den Göttern, liebt ſie ihn allein! —
Sie weint umſonſt, Gerechtigkeit iſt Stein;
Der Richter ſpricht — da flieht das Leben ihr
Mit ihm, dem ſie nicht Rettung kann verleihn! —
Das ſchlichte Grab ſchmückt keines Bildes Zier,
Doch ruht ein Herz, ein Geiſt, ein Staub gemeinſam hier!

Doch ſolche Thaten ſollten nicht verſchwinden,
Und ſolche Namen nicht in Luft verwehen!
Mag auch manch Reich mit Recht ſein Ende finden,
Der Herr, der Knecht, was wird, was iſt, vergehen;
Der Tugend Majeſtät ſoll länger ſtehen
Als ihre Qual; aus ihrer Ewigkeit
Soll ſie empor zum Sonnenantlitz ſehen,
Gleich jenem Alpenſchnee, der, reiner weit
Als alles unter ihm, fort dauert, wie die Zeit!

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte von Rimini.

Zweiter Geſang.

Die Fahrt der Braut nach Rimini.

Kein weitres Wort vom ſtattlichen Gefolge!
Im Hof ritt durch ein hintres Thor man ein;
Zurückgezogen hatte ſich der Herzog
Mit ſeiner Tochter; ihnen hatten ſich
Die Ritter und die Damen angeſchloſſen;
Doch ſchien etwas unrichtig — ein Gemurmel
Verbreitete ſich durch die Menge hin,
Die auf der Straße wogt' in dichten Gruppen,
Die mittagsſchwüle Luft mit Summen füllend.
Es ſtieg noch die Verwundrung, als der Abend
Herbeikam ohne Spur vom Hochzeitfeſt;
Nicht Hochamt, nicht Turnier, nicht Geldauswerfen,
Nichts was entſprochen hätt' dem ſtolzen Zug;
Es war ſo öd' als gäb' es keinen Hof;
Still außen und geheimnißvoll im Innern;
Wer an den Mauern horchte, hörte nichts
Als ein Geräuſch zuweilen durch die Hallen,
Und dumpfen Orgelton von Zeit zu Zeit erſchallen.

Die Sache war: Der Bräut'gam war nicht da,
Sein Bruder nur, an ſeiner Statt geſchickt;
Der Bräut'gam war ein kecker, ſtolzer Geiſt,
Unmilder Art; auf ſeinem kalten Weſen

Schien eine Wolke immerdar gelagert;
Er ſelber hielt's für höchſte Männlichkeit.
Doch mehr von dieſem ſpäter. Guido kannte
Des Fürſten Fehler und er wußte auch:
So ſanft ſein Kind war und ergeben ganz
In ihre Pflicht, wo nichts zu ändern ſtand,
Hegte doch von der Eh' ſie ſtrenge Anſicht,
Und wenn unpaſſend der Gemahl ihr ſchien,
Könnte ſie wohl mit Feſtigkeit ſich weigern
Ihre Muſik dem Mißton preis zu geben;
Weßhalb der alte Mann, gutmüthig zwar,
Doch aus Gewohnheit Freund von Liſt und Ränken,
Und wenig für Empfindungen gemacht,
Die ihm nur Mädchen-Tändeleien dünkten,
Etwas erdacht, des finſtern Nachbars Stolz
Zu ſchmeicheln und die Braut ihm zuzuſichern:
Er ließ ihm ſagen, wenn, wie er vernommen,
Der Fürſt ſey abgehalten durch Geſchäfte,
So koſt' es nur ein Wort — ein Abgeſandter
Könnt' ihn vertreten wohl bei der Vermählung.
Nur rechnetr der Herzog feſt darauf:
Um beider willen müſſ' ein Fürſt es ſeyn.
Der Braut ſprach man von einem Gatten vor,
Deß erſter Anblick Liebe müßte wecken;
Und als Giovanni, überraſcht und wähnend,
Der Vorſchlag ſey nur ein Beweis des Eifers,
Womit man ſuche ſeine Siegerhand,
Abſandte den Gewünſchten — einen Liebling
Der reichen und verſchwendriſchen Natur:
Da ward die Wirkung ganz und gar erreicht,
Die Jungfrau waed gefangen in den Schlingen,
Draus ſie vielleicht nie mehr ſich los kann ringen!

Doch war ein Anſtoß noch zu überwinden,
Der ſie beinahe zu ſich ſelbſt gebracht;
Sie ſah in Guido's Angeſicht, als Alles
Im Schloß war, einen Zug der Ueberraſchung;
Ein kurz Geflüſter trat nach dieſem ein,
Und dann ward ihr geſagt mit weichem Lächeln:
Zu ſeinem großen Leid ſey Fürſt Giovanni
Am heut'gen Tag zu Haus zurückgehalten,
Doch um den Tag des Glücks nicht zu verſäumen,
Hab' er — mög' es genehm ſeyn ſeiner Herrin! —
Den Bruder Paolo für ſich geſandt.
„Der," wie der alte Guido nickend ſagte,
„Gar wohl vertreten ſeinen Bruder kann —
Denn wer den Einen kennt, kennt auch den andern Mann."

Jezt trat zu ihnen Paolo heran
Und wie er ſie gedrückt, beklommen ſah,
Sezt' er die kühlen Grüße ſeines Bruders
In ſolche herzlich warme Worte um,
Trug ſie mit offner, heitrer Miene vor,
Mit ſchnellgereiftem, ſicherem Vertrauen,
Mit jenem Weſen, welches Zuverſicht
Einflößt und die Verlegenheit verbannt,
Daß, theils von Ueberraſchung hingeriſſen,
Im Drang der Zeit des feſtgeſezten Tags,
Und theils aus Schaam, die jezt geſteigert ſchien,
Wenn wieder ihre Hand zurück ſie zöge,
Beſonders aber, weil ſein Ton, ſein Blick
Schien wahr zu machen ihre Bücherträume,
Und ihrem Herzen gab den Glauben ein:
Gut ſey'n von ſolchem Stamme alle Früchte —
Daß ſie nicht länger widerſtehen konnte;
Raſch folgte die Vermählung und zum Schluß
Drückt, zu beſiegeln einen fremden Bund,
Er einen Kuß auf ihren weichen Mund.

Zwanzig Trompeter, um die Veſperglocke,
Erſchienen unter'm Thore des Pallaſts,
Geſchmückt mit Bändern ihre Inſtrumente,
Ein Tuſch verkündet der Vermählten Nah'n.
Kein Wort doch unterbrach das düſtre Schweigen,
Bis vom Geſchenkegeben ſprach der Herold,
Und einen Beutel Geldes in der Hand,
Ringsum ausſtreute die willkommne Saat;
In jubelndes Geſchrei brach aus der Pöbel:
„Die Hand, die Hand auf!" donnernd riefen ſie
Und „Hoch Giovanni, Herr von Rimini!"

Gleichgültig aber ſtanden noch und ſtumm
Die Uebrigen; kaum war vorbei der Lärm,
Als mit entrollten Bannern aus dem Thor
Die Gäſte zogen, die am Morgen kamen.
Der Fürſt zu Pferd; vor ihm auf einem Wagen,
Saß, glänzend mild, gleich einem Abſchieds-Stern,
Die ſchöne Dame mit dem feuchten Auge.
Und wie ſie ſich entfernten, folgte ihnen
Gar mancher zweifelvolle Blick und Ausruf.
Denn Ein'ge hatten ſchlau die Sach' errathen,
Ein'gr beklagten den langweil'gen Tag,
Und Andre waren ganz und gar verwirrt,
Und Alle dachten: Jammerſchade ſey's
Zu trennen wieder ein ſo ſchönes Paar.
Sie ſelbſt, der dieſes plözliche Begebniß
Verwundend ins verſtörte Herz gegriffen,
Entbrach ſich manchmal kaum des lauten Schluchzens,
Scheidend vom Heimathland, vom Vaterhaus,
Und wie ſie eben aus dem Weichbild ſchied,
Und auf die lezten Schau'nden niederſah,
Nahm ſie am Weg betagte Leute wahr,
Die, kraftlos im Gedräng ſich durchzuſchlagen,
Erfahren hatten der Prinzeſſin Abzug,
Und hier ſich aufgeſtellt, ſie noch zu ſehn.
Sie ſtanden da gebückt, entblößten Hauptes,
Die Winde wühlten in den greiſen Haaren.
„Lebt wohl, lebt wohl!" ſo hätt' ſie gern gerufen,
Doch ihr erſtarb die Stimme in der Kehle;
Nur mit der Hand winkt, ſprachlos, ſie den Abſchied,
Sie zog den Schleier über's Angeſicht
Und hemmte ihre heißen Thränen nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 74.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 Oktober 1836.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals überſetzt von Zedlitz.

(Fortſetzung.)

Am Genferſee.

Du Gegenbild der wilden Welt, die ich
Bewohnt, o Leman! Deine Waſſer ſchwellen
In ſüßer Ruh! Zu tauſchen mahnt ſie mich
Der Erde trübe Fluth für rein're Quellen,
Lautlos entführt der Kahn mich auf dein hellen,
Freundlichen See all meinem Leid: Wohl lang'
Liebt' ich ein tobend Meer; doch deine Wellen
Sie ſchmählen ſanft, wie Schweſterſtimmeklang,
Daß je ſo rauhe Luſt ſo mächtig mich bezwang.

Still lauſcht die Nacht; dunkel und doch zu ſehn,
Ganz kennbar, ob auch Schatten es umgeben,
Iſt alles zwiſchen dir und jenen Höhn,
Dem finſtern Jura! Seine Gipfel ſchweben
Senkrecht und ſteil, und wenn wir näher ſtreben,
Weht von der Küſte ſüß lebend'ger Duft
Der friſchen Blumen; träge Ruder heben
Sanft plätſchernd ſich, und munter zirpend ruft
Im Lied uns „gute Nacht" das Heimchen durch die Luft:

Das ſchwärmt, ein Kind ſein lebelang, herum,
Und ſinge nach Herzensluſt! — Es ſchlägt zu Zeiten
Ein Vogel an im Buſch — doch bald wird's ſtumm! —
Am Hügel ſcheint ein Lüftchen hin zu gleiten. —
Doch Täuſchung iſt's! Voll ſtiller Heimlichkeiten
Thauen die feuchten Sterne auf die Flur
In Liebesthränen nieder und verbreiten,
Bis ſie ſelbſt weggeweint die eigne Spur,
Tief ihrer Farben Geiſt im Buſen der Natur.

Des Himmels Poeſie ſeyd ihr, o Sterne!
Verzeihlich, lieſt der Menſch, ſein Loos zu deuten
Und das der Welt, in euren Strahlen gerne!
Verzeihlich iſt's, wenn, groß zu ſeyn, zu Zeiten
Der Erde Schranken er möcht' überſchreiten,
Und er dann wähnt, er ſey mit euch verwandt!
Denn ihr ſeyd hold, voll ſüßer Heimlichkeiten,
So, daß, für euch in ſcheue Lieb' entbrannt,
Glück, Leben, Ehre, Macht — die Menſchen „Stern" genannt.

Himmel und Erde ruht! Nicht ſchlummertrunken,
Doch ſtumm, wie ernſtem Sinnen hingegeben,
Lautlos, wie wir, in Rührung oft verſunken!
Himmel und Erde ruht! Geſteigert Leben
Durchwebt die Sternenheere, die dort ſchweben,
Den eingelullten See, den Alpenſtrand!
Verloren iſt kein Strahl, kein Blatt, kein Beben
Der Luft: Ein Theil des Seyns, fühlt ſich's verwandt
Ihm, der dieß All erſchuf und ſchirmt mit ſeiner Hand.

So ſchwärmt der Geiſt endlos und fühlt, allein
Sey der am wenigſten, der einſam lebt.
Die Wahrheit ſchmilzt und reinigt unſer Seyn;
Ton, Quell und Seele der Muſik, erhebt
Sie uns zu ew'ger Harmonie und webt,
Wie einſt Cytherens Gürtel, zauberhaft
Liebreiz um alle Weſen! Vor ihr bebt
Des Todes Schemen ſelbſt: ſein Arm erſchlafft,
Hätt' er auch in der That uns weh zu thun die Kraft.

Nicht abſichtslos erwählte ſich fürwahr
Berggipfel, die die Erde überſchaun,
Und Höhn der Perſer einſt, ſich den Altar
In mauerloſen Tempeln zu erbaun:
Dort ſuchte er den ew'gen Geiſt, dem, traun!

Schwach dünkt der Menſchen Werk. Vergleicht den Stein,
Den Goth' und Griech' zum Götzenhaus gebannt,
Dem Dome der Natur, der Luft, dem Hain,
Und pfercht in Mauern nicht eure Gebete ein!

Am Himmel welch ein Wechſel rings! — O Nacht,
Finſterniß, Sturm, wunderbar ernſt ſeyd ihr;
Doch wie ein dunkles Mädchenauge lacht,
Lieblich zugleich! — Durchs ganze Felsrevier,
Von Höh' zu Höh' rollen beſtändig ſchier
Die Donner fort. 'S iſt e i n e Wolke nicht,
Die Stimm' erhebt jedwedes Berghaupt hier,
Und Antwort ruft, durch Nebelhüllen dicht,
Jura der Alpe, die, laut jubelnd, mit ihm ſpricht.

Welch eine Nacht! — O höchſt glorreiche Nacht,
Nicht Schlummers wegen ſchmückt dich ſolche Zier!
Laß mich genießen deine wilde Pracht,
Der ich ein Theil ja bin vom Sturm und dir! —
Ein Phosphormeer erglüht der See vor mir;
Der dicke Regen tanzt vom Himmel nieder,
Und wieder finſter wird's; und nun hallt hier
Die Bergesluſt der lauten Hügel wieder,
Als regt' die Erde froh in jungem Muth die Glieder!

Dort, wo der ſchnelle Rhon wogt zwiſchen Höhen —
Aehnlich zwei Liebenden, die Haß geſchieden,
Die ſich getrennt durch tiefe Klüfte ſehen,
Und ewig fern, ſich nimmermehr befrieden;
Obgleich ſie ſich gebrochnen Herzens mieden,
Und Liebe nur des Haders Wurzel war,
Das Gift war, das die Blüthe fraß hienieden,
Und die, als ſie entflohn, für manches Jahr
Nur Winter hinterließ und Kämpfe immerdar — —

Dort, wo der wilde Rhon ſich Weg bahnt, halten
Die mächtigſten der Wetter ihren Stand;
Nicht eines nur, nein, viele ſieht man walten,
Der Donnerkeil entfliegt von Hand zu Hand,
Leuchtend ringsher! — Um dieſe Bergeswand,
Die zwiegeſpalten, blitzgeröthet, thront
Das furchtbarſte! als wär' es ihm bekannt,
Daß in der Schlucht hier, wo Zerſtörung wohnt,
Nichts, was ſich drinn verbirgt, der lohe Strahl verſchont.

Gebirge, Himmel, Blitz, See, Fluß und Nacht,
Wind, Wolken, Donner, und ein Geiſt, der, voll
Davon, dieß fühlen lehrt — ſie ſind gemacht
Wohl, um mich wach zu halten! — Fernher ſchwoll
Rings eure Stimme, und gleich ihr erſcholl,
Was in mir ſchlaflos, w e n n ich raſte! Sagt,
Wo, Stürm', iſt euer Ziel? Gleicht euer Groll
Den Stürmen unſrer Bruſt, oder erjagt
Ihr, Adlern gleich, den Horſt, der hoch in Wolken ragt?

Könnt' ich entkörpern jetzt, könnt' aus ich ſprechen,
Was mir am mächtigſten den Buſen hebt;
Könnt' ich am Ausdruck den Gedanken rächen,
Ausſprühen Seele, Herz, was mich durchwebt,
Stark oder ſchwach, was ich erlitt, geſtrebt,
Gekannt, gefühlt, in e i n Wort, und dieß Wort,
Es wär' ein Blitz: — ich ſpräch's! So aber lebt',
So ſterb' ich ungehört; und wie im Hort
Der Scheid' ein Schwert, fühl', ſprach- und ſtimmenlos, ich fort! —

Neu ſtrahlt der thauige Morgen, Blüthenglanz
Die Wangen, und ſein Athem Spezerei,
Er ſcheucht mit munt'rem Spott den Wolkenkranz,
Und lebt, als ob kein Grab auf Erden ſey,
Und flammt hoch auf. Wohl ſollten wir dabei
Den Lauf von unſerm Daſeyn überdenken!
So gibſt du, ſchöner See, zu mancherlei
Betrachtung Stoff, die Ruhe uns zu ſchenken
Vermag, wenn wir in ſie uns nur recht ernſt verſenken!

O ſüßes Clarens, Heimath heißer Liebe!
Hier iſt die Luft von Liebeshauch gehoben,
In Liebe wurzelt jeder Baum, die Liebe
Färbt hier den Schnee ſelbſt auf den Alpen droben!
S i e iſt mit Sehnſuchtſtrahlen eingewoben
Im roſ'gen Glanz des Abends; ſ i e verkünden
Die ew'gen Felſen, wo, der Welt enthoben,
Sie Schutz geſucht, ſich Träumen zu entwinden,
Die lockend erſt erglühn, und höhnend dann verſchwinden.

Clarens! der Sel'gen Fuß ſah man hier ſchweben;
Hier herrſcht die ew'ge Lieb', und Berge tragen
Die Stufen ihres Throns, wo Licht und Leben
Ausſtrömt der Gott! Nicht nur, wo Felſen ragen,
Im Forſt, in ſtiller Grotte ſieht man tagen
Sein funkelnd Auge, das aus Blüthen lacht;
Sein Frühlingshauch, mit lieblichem Behagen,
Weht lind und ſüß, und ſeine ſanfte Macht
Bezwingt den Sturm, und wär' ſein vollſter Grimm erwacht!

Dem Gotte eignet Alles hier! Die Tannen,
Die droben ſchwarz und düſter ihn umweben,
Des Waldſtroms Rauſchen, dem er lauſcht; von wannen
Am Abhang ſich fortziehn die grünen Reben
Zum Strand, wo demuthsvoll die Wellen ſtreben,
Zu küſſen ſeinen Fuß! Dickicht und Wald,
Deß graue Stämme ſich zum Dach erheben,
Von hellem Laub, jung wie die Luſt umwallt,
Beut ihm und ſeiner Schaar belebten Aufenthalt.

Belebt von Bienen, von der Vögel Spiel,
Die bunt und mannichfalt zum Preis ihm ſingen,
In Tönen ſüßer noch als Worte viel;
Und harmlos breiten ihre leichten Schwingen,

Digitized by Google

Furchtlos und voll des Lebens: Schäumend ſpringen
Die Brunnen, ſtürzt der luſt'ge Quell; von Zweigen
Wölbt ſich die Laub', und aus den Kneſpen bringen
Der Schönheit flüchtigſte Gebild', und zeigen,
Wie all' in Liebe ſich zu einem Ziele neigen!

Wer nie geliebt, lernt hier die Liebe kennen,
Sein Herz vergeiſtigt ſich! und wer gekannt
Ihr ſüß Geheimniß, wird nur mehr entbrennen! —
In dieß Aſyl, fern von dem Menſchentand,
Vom Weh der Welt hat ſie ſich ſelbſt gebannt.
Denn ſo iſt ihre Art! Sie raſtet nicht,
Steigt, oder ſtirbt, liſcht, oder, ausgeſpannt
Ein Wonnemeer, das alle Schranken bricht,
Währt ſie unſterblich fort, wie ew'ger Sterne Licht.

An Rom.

Rom, Stadt der Seel', einſame Mutter du
Verfallner Reiche! O mein Land! Wohl eilen
Verwaiſ'te Herzen deinem Weichbild zu,
Dort Ihres Buſens kleinen Schmerz zu heilen;
Doch was iſt unſer Leid! Hört ihr die Eulen?
Schaut die Cypreſſ', und Trümmer rings verbreitet
Der Thron' und Tempel, wo wir gehn und weilen! —
Was iſt die Qual, die mit dem Tag entgleitet,
Indeß auf einer Welt, zu Staub verweht, ihr ſchreitet!

Du Völkerniobe! Hier iſt ihr Stand,
Kronlos und kinderlos, dem Gram verfallen,
Die leere Urn' in ihrer welken Hand,
Der lange ſchon der heil'ge Staub entfallen!
Verödet ſind der Heiden Grabeshallen;
In ſeiner Gruft ruht Scipio's Gebein
Nicht mehr! Noch immer, alte Tiber, wallen
Seh' ich Dich durch die Marmorwüſtenei'n?
Thürm' auf die gelbe Fluth und hüll' ihr Elend ein!

Es haben Gothe, Chriſt, Zeit, Krieg, Fluth, Flammen
Den Stolz der Siebenhügelſtadt geſchlagen,
Und Stern bei Stern, ſank all ihr Ruhm zuſammen!
Barbarenfürſten hat ihr Roß getragen
Zum Capitol hin, wo der Siegeswagen
Sonſt glänzend zog! Ein Chaos wüſter Trümmer
Sieht man, voll Schutt, ſtatt Thürm' und Tempel ragen;
Wo leuchtet in der Oed' ein matter Schimmer?
Wer ſagt: „hier iſt, hier war,“ wo zweifach Nacht für immer?

Die Nacht der Zeit, der Dummheit finſtre Wirren,
Die Tochter iſt der Nacht, ſie beide breiten
Rings Dunkel aus; wir ſeyn nur, um zu irren!
Es zeichnet Wiſſenſchaft des Meeres Weiten,
So wie die Bahn, in der die Sterne gleiten,
Auf Karten auf; Rom einzig gleicht der Wüſte,
Wo uns Erinnrung ſelbſt nicht mehr kann leiten.
Wir jauchzen oft: „Gefunden! klar iſt's!“ — grüßte
Uns nicht ein Scheinbild bloß, Ruinen öd' und wüſte.

Du ſtolze Stadt! Dreihundert Tage ihr,
Wo des Triumphzugs lauter Jubel klang!
Und jener Tag, wo höhern Ruhmes Zier
Des Brutus Dolch als Cäſars Schwert errang!
O Stimme Cicero's, Virgils Geſang,
Des Livius Geſchicht' — in euch erſtehen
Muß Rom, da Alles ſonſt die Zeit verſchlang!
Ach nie wird man das Aug' der Erde ſehen
So glänzend mehr wie einſt, da Rom noch frei mocht' ſtehen!

Die Geſchichte von Rimini.

(Fortſetzung.)

Ein ſchöner Abend wars, ein würd'ger Schluß
Von einem ſchönen Tag, glänzend in Ruhe.
Warm, doch nicht dumpfig war die Luft, es wehte
Von da und dort ein ſchmeichelnd kühler Wind;
Es glänzte jeder Baum, vorüberſchwindend,
Geküßt vom goldnen Scheideblick der Sonne;
Denn dicht zu beiden Seiten war die Straße
Bepflanzt mit Maulbeer- und mit Lorbeerbäumen.
Dazwiſchen lugten blaue Berge durch;
Da war die Erle mit dem lichten Grün,
Der mächtige Kaſtanienbaum, die Pappel,
Gleich einer Feder zitternd mit den Blättern,
Und majeſtät'ſche Pinien da und dort;
Von Baum zu Baum ſah man die üpp'gen Reben
In duftigen Guirlanden niederſchweben.

Nicht lange ließ die Fürſtin unbeachtet
Die ſchöne Scene in des Abends Licht;
Denn wie ſie ſaß, geſtillt der Thränen Fluth,
Geſenkt das träumeriſche Aug, das Ohr
Geſchloſſen halb, nur dumpf den Ton vernehmend
Von Roſſeshufen und des Rades Knarren:
Da weckte plötzlich von den vordern Reitern
Der Ruf: „Langſamer!“ ſie aus ihren Träumen;
Weg ſchob den Schleier ſie, um frei zu ſehn,
Und fühlte friſche Lüfte ſich umwehn.

Nur einen leichten Abhang geht's hinab,
Den ſonſt ſie, in verwegner Eile, kaum
Beachtet hätten, ihren Schritt zu hemmen,
Doch jetzt, wo ſie ſolch hohen Schatz begleiten,
Muß ganz die Rückſicht auf die Braut ſie leiten.

Digitized by Google

Jetzt zieht ſich dichtrer Schatten um die Fichten,
Die Hufe ſchallen dumpfer in das Ohr,
Die Räder, nicht mehr auf dem Kieſe knarrend,
Gleiten auf ſand'gem Boden mühlos hin.
Und jetzt erſt ſcheint der Gegend Stille ſie
Mit unbeſtimmten Träumen zu erfüllen;
Voll ängſtlicher Gedanken ſank ſie nieder
Zurück in brütende Beklommenheit,
Indeß die Andern, die in heitrer Laune
Vom Morgen her, den Weg zurückgelegt,
Anſchau'n die ſchöne Gegend mit Behagen,
Durch friſches Grün berühmt und ſchauervolle Sagen.

Anfangs erſchien der Wald gar unwirthbar,
Voll düſtren Schattens — eine ſand'ge Wüſte,
Nur etwa da und dort mit ſtaubigem
Gebüſch beſetzt und ſchilfumwachſ'nen Sümpfen,
Um welche Schaaren von Inſekten weilen,
Die mit Getön auf einmal ſich erheben.
Vordringend aber finden ſie den Sand
Zu Ende gehn und Raſenland beginnen,
Wo ſich in reicher Mannichfaltigkeit
Die Bäume üppig, gruppenweis erheben.
Müh' haben einen Augenblick die Ritter
Zu zügeln ihre Roſſe, die, berührend
Den Raſen, luſt'ge Freudenſätze machen,
Und ungehemmt in vollem Lauf zu fliegen
Sich ſehnen, mit des Windes Eile buhlend,
Oder, die Zügel dehnend, ſich bemühn
Im friſchen Gras das warme Maul zu kühlen.
Bald aber ziehn von Lichtung ſie zu Lichtung
Die ſtrenge Ordnung aufgelöſ't, dahin,
Gedeckt vom Schattendach; die Stirn' entblößen
Die Einen, daß die Kühlung ſie erlabe,
Die Andern ſchauen aufwärts durch die Zweige,
Oder ſie lugen durch Vertiefungen
Des Walds mit ernſter Miene, halb gefaßt
Geſpenſtiſche Geſichte drin zu ſchau'n.
Hier iſt ein üpp'ger Reichthum von Gewäſſer,
Hier wilder Birnbaum, Eiche und Wachholder,
Dazwiſchen weiße Teufelskirſchenſträuche,
Epheu und hell geſtreifte Schlingepflanzen,
Und Mooſe, welche warmen Schimmer werfen,
Als weilte noch der Sonnſtrahl auf der Borke
Und die langhaar'gen, dunkeln, hohen Fichten,
Die über allen herrſchend ſich aufrichten.

Den alten frommen Baum bewundern ſie,
Deß Stamm hoch alle andern überragt,
Der, wenn der Wind in ſeinen Haaren wühlt,
Abſchüttelt ſeine Frucht mit bunter Schaale.
Von Zeit zu Zeit bricht über ihrem Haupt
Hervor der heiſern Krähen Wolke, wie
Ein Volk von Wilden ob den Gäſten ſtaunend.
Auf ſtillern Pfaden dann Inſekten ſummen,
Ringtauben ſchluchzen ihren dumpfen Ton
Und Möven flattern kreiſchend nach der See.
Doch kaum begegnen ſie lebend'gen Weſen,
Als etwa einer Ziege, frei umirrend,
Und ein paar Kühen, die mit ſchläfrigen
Augen ſich umſehn und ermattet brüllen,
Und einem müden Waldmann, alt, gebeugt,
Der halb gleichgültig, halb erſtaunt vorbeigeht,
Dann noch dem Zuge einen Blick nachſendet,
Und ſeinen Weg, geſtützt auf ſeinen Stab, vollendet.

So reiten ſie behaglich bis die Sonne,
Durch trübe Schatten wirft den Abſchiedsblick,
Bis mit dem weichen Angeſicht der Mond
Aus ſeinem Silberkreiſe niederſchaut;
Nun erſt erwacht die Braut, denn man vernahm
Die Sängerin der Liebenden und Dichter,
Erſt präludirend, als ob ihre Töne
Dem zarten Laub nur gälten, bis zuletzt,
Von ſtürmiſcher Begeiſtrung hingeriſſen,
Sie ganz ihr Herz der Stunde Drang erſchließt.
Die Ritter reiten ſacht, als wär' der Pfad
Von Sammt; man höret keinen andern Laut,
Die milde Hoffnung winkt der athemloſen Braut.

So reiten ſie durch Licht und Schatten munter,
Vorbei an manchem Quell und mancher Lichtung,
Bis ſie das Fichtenlabyrinth verlaſſen
Und in den tageshellen Mondſchein kommen;
Er ſcheint ſo hell! jetzt Roß an Roß gedrängt
Spornen ſie heimwärts mit erneutem Eifer,
Vorbei an wohlbekannten Feldern, Hütten,
Vertrauten Bäumen, liebgewordnen Plätzen,
Und plötzlich eine Wendung machend, ſehn ſie
Im Mondſchein ſchlummern Rimini vor ſich.
Die Marmorbrücke hebt vor ihrem Blick
Sich ſchimmernd hoch empor und näher kommend
Sehn ſie die kühle, glänzende Marecchia
Schlafend dem Licht des Monds entgegen fließen.
Ein hohles Stampfen jetzt — ein Kettenraſſeln,
Die Braut iſt drin — kein Laut mehr wird vernommen!
Nacht — Schweigen hat die Ebne überkommen.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 75.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 November 1836.

Die neuere italieniſche Literatur.

Die neuere italieniſche Literatur iſt in Deutſchland dermalen wenig beachtet und gekannt; die großen älteren Dichter und Autoren: Dante, Petrarka, Arioſt, Taſſo, Boccaccio und Machiavelli ſind die berühmten Sterne am Himmel der italieniſchen Literatur, und außer A. Manzoni, dem von unſerm Goethe ſo hoch belobten, werden bei uns nur wenige Namen neuerer italieniſcher Dichter genannt — am meiſten noch der durch ſeine bitteren Schickſale und deren rührende Schilderung mehr als durch ſeine Franceska von Rimini bei dem deutſchen Publikum in große Gunſt gekommene Silvio Pellico. Früher als im übrigen Europa ging in Italien, deſſen Städte, Republiken und Herrſchaften im Mittelalter als eine ſo glänzende Erſcheinung daſtehen, das Licht der neuen Bildung nach der Barbarei, das Licht der Wiſſenſchaften und Künſte auf, und im dreizehnten Jahrhundert dichtete ſchon Dante ſeine göttliche Komödie, deren Sprache im Ganzen noch die des jetzigen Italiens iſt und nur durch Männlichkeit und Kraft ſie beſchämt, während die aus denſelben Zeiten ſtammenden deutſchen Gedichte dem Deutſchen ſelbſt durch ihre Sprache fremd und der Maſſe unzugänglich ſind. Die Proſa des Boccaccio ſteht der heutigen italieniſchen Proſa kaum ſo fern, als etwa die deutſche Proſa aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts der jetzigen, und dazu noch mit der wohl zu beachtenden Einſchränkung, daß bei den Differenzen dort keineswegs der Nachtheil auf die Seite des wohlredenden Novellendichters fällt, ſondern daß man eher die ſeither in Abgang gekommenen Wendungen vermißt und bedauert. Das Mittelalter war, wie politiſch ſo auch literariſch, die Blüthezeit Italiens; mit der Reformation ſcheint der Genius der Poeſie und Wiſſenſchaft ſich von ihm abgewendet und ſeinen Sitz anderswo aufgeſchlagen zu haben; Italien blieb reich durch die Erbſchaft der Vergangenheit, die es nicht aufzuzehren vermag; aber andere Völker, nicht bereichert durch die Schätze der Ahnen, ſchufen ſich durch neue Anſtrengungen neue geiſtige Beſitzthümer; die Barbaren, nach alter Tradition ſo genannt und vielleicht in mancher Beziehung den Schimpfnamen noch einigermaßen rechtfertigend, eilten in Wiſſenſchaft und Poeſie den Söhnen des claſſiſchen Bodens voran, die jedoch, wie man geſtehen muß, trotz der Abnahme und Entartung der Produktionskraft, einen entweder durch die Anſchauung edler Kunſtwerke immer genährten, oder durch das Blut fortgepflanzten, oder durch die milden Lüfte ihres blauen Himmels ihnen eingehauchten Schönheitsſinn, an welchem auch die Maſſe Theil nimmt, bewahrten, und ſo wenigſtens nicht aller Berechtigung zu ihrem ſtolzen Selbſtgefühl entbehrten.

Die großen Dichter der früheren Jahrhunderte erſchweren den Neueren ihre Leiſtungen inſofern, als dieſe eine Vergleichung mit Jenen, welche anzuſtellen ſo nahe liegt, nicht leicht aushalten, weil, wenn ſie auf den alten Bahnen ſich halten, der wenn gleich talentvolle Nachahmer doch gegen die nachgeahmten Muſter ſehr im Nachtheil bleibt, und um die Feſſeln des Herkömmlichen zu zerbrechen, ſchon eine Energie des Talents oder Genie's erfordert wird, wie ſie bei einem der innern Lebensfriſche ermangelnden, lange Zeit beinahe in geiſtiger Stagnation gefangenen Volk ſich nicht leicht findet. Ob äußere politiſche Einflüſſe, die Zerriſſenheit des Landes und Volks, oder ob die innere Erſchlaffung der Geiſter vorzugsweiſe die Schuld trägt von jener Stockung des höhern Geiſteslebens, mag hier ununterſucht bleiben; gewiß iſt, daß der geiſtige Druck, der nicht immer nothwendig mit politiſcher Unfreiheit verbunden iſt, den Aufſchwung in Wiſſenſchaft und Poeſie lähmte und den Born des Genius verſtopfte. Schmerzlich empfand ein Alfieri dieſen Druck, er ſuchte dagegen anzukämpfen und den männlicheren Geiſt ſeiner Nation wieder zu beſchwören; aber ſeine Poeſie, achtungswürdig und verdienſtlich durch ihre Strenge und Männlichkeit, entbehrte der Grazie, der Milde und des Reichthums. Die Silberblicke der Freiheit, welche in Folge der franzöſiſchen Revolution für Italien aufblitzten, waren zu flüchtig, um Früchte des poetiſchen Genius zu reifen, und wie Italien in der Reihe der Mächte nicht mitzählt, ſo ſteht auch ſeine Literatur hinter den andern europäiſchen der Zeit zurück. Deſſenungeachtet aber verlohnt es

Digitized by Google

ſich doch der Mühe, mit dem dermaligen Stande ſeiner poetiſchen Literatur ſich bekannt zu machen und die ausgezeichneteren neueſten Dichter zur Kunde des deutſchen Publikums zu bringen. Wir theilen im Folgenden aus italieniſchen Literaturgeſchichten, welche freilich mitunter einen allzulobrednëriſchen Ton über ihre vaterländiſchen Talente anſtimmen, Einiges über die neuzeitigen Entwicklungen und Erſcheinungen in dem oben bezeichneten Gebiet mit, und werden durch zu liefernde Proben die Leſer in Stand ſetzen, ſelbſt ſowohl über den Werth der italieniſchen Dichter, als über die Richtigkeit der Kritik und Schätzung von Seiten ihrer Landsleute zu urtheilen. Wir benützen die Storia dell'a Letteratura Italiana von G. Maffei und den Saggio sulla storia della letteratura Italiana eines Ungenannten (A. L.)

Aus der Vorrede zu dem letztgenannten Buch entnehmen wir einige Sätze, welche darthun, wie ſehr die Italiener den Vorwurf der Armuth in poetiſchen Leiſtungen von ſich abzuwälzen bemüht ſind; und wer weiß, ob nicht dieſes Beſtreben, der italieniſchen Literatur eine Stelle neben den andern zu vindiciren, der Vorläufer von Produktionen iſt, welche ihr wirklich eine ſolche erwerben?

„Seit langer Zeit," beginnt jenes Buch, „wird immer und immer wieder, beſonders von Ausländern, die Anſicht wiederholt: Italien, einſt die Herrin der andern Nationen, ſey gegenwärtig das Land der Erinnerungen geworden. Alt, träg und matt, ſagen ſie, ruht Italien jetzt auf ſeinen welken Lorbern, ohne daran zu denken, neue zu ſammeln, und weit entfernt die Lehrerin in allem Hohen und Erhabenen zu ſeyn, wie Alfieri es nannte, erbettelt es die Kenntniſſe (beſonders in den Wiſſenſchaften) von den Völkern jenſeits der Alpen. Wenn man ihnen Recht gibt, ſo iſt Italien nur noch ein Alterthums-Muſeum, eine ungeheure Gallerie alter Gemälde und Statuen, eine Bibliothek alter Werke, wozu nichts Neues mehr kommt; die Italiener ſchlafen inzwiſchen einen tiefen Schlaf und haben keine Wiſſenſchaften, keine Literatur, keine Künſte mehr. Auf eine ſo barbariſche und ungerechte Schilderung, welche einige Fremde von unſerm ſchönen und glorreichen Vaterland machen, hatten wir im Sinne gehabt, ihnen nur ins Ohr zu rufen die Namen eines Monti, eines Pindemonte, eines Manzoni, eines Carlo Botta, eines Ennio Quirino Visconti, eines Volta, eines Oriani, eines Piazzi, eines Canova, eines Appiani, eines Cagnola; Namen die gewiß hinreichen, den böswilligſten Verleumder des Ruhmes des heutigen Italiens verſtummen zu machen. Aber da das Geſchrei der Fremden, die uns eine ſchmähliche Armuth in der Literatur und in den Künſten vorwerfen, von nicht wenigen unſrer Landsleute wiederholt wird, haben wir uns entſchloſſen die Annalen unſerer Literatur während der erſten fünfundzwanzig Jahre dieſes Jahrhunderts zu entrollen, und deren Reichthum zu enthüllen."

Vom Verlauf der italieniſchen Poeſie gibt Maffei in kurzem Abriß folgende Schilderung: Die Poeſie, erfunden um die Götter, die Helden und die außerordentlichen Geiſter zu verherrlichen, welche die Künſte entdeckten, deren ſich die Menſchheit erfreut, und welche die Welt verſchönern, fand treffliche Jünger in Italien, ſobald ſich dieß der Nacht der Barbarei entwand. Dante nahm ſie zur Begleiterin auf ſeiner geheimnißvollen Fahrt durch die drei Reiche der Todten; er gab ihr eine erhabene Kraft in ſeinem Höllenpfuhl, eine mildere und freundlichere Farbe auf dem Berge des Fegfeuers, und eine anmuthsvolle Harmonie in den verſchiedenen Kreiſen des Paradieſes. Petrarca, von der Liebe begeiſtert, theilte ihr alle Zärtlichkeit, alle holde Schwermuth und ſtete Gluth dieſer Leidenſchaft mit, und machte mit ihrer Hülfe ſeine Laura zur Nebenbuhlerin Beatricens, und berühmter als die Delia Tibulls, als die Cynthia des Properz und Ovids Corinna.

Nach dem dreizehnten Jahrhundert verſank die italieniſche Poeſie in Schwäche, ja ſie lag vernachläſſigt, weil die ausgezeichnetſten Geiſter verſchmähten, ſich der Lingua volgare zu bedienen, als ob dieſe nur dem Pöbel zuſtände. Lorenzo von Medici und Poliziano zerſtörten durch ihr Beiſpiel ein ſo thörichtes Vorurtheil; der Eine ſeufzte in ſeinen Gedichten für ſeine Geliebte, der Andere beſang das Tournier, das Florenz erheitert und der Jugend eine Bahn eröffnet hatte, wo ſie ſich zeigen konnte. Da wandten ſich alle von der Natur für die Poeſie geſchaffenen Geiſter mit großem Eifer der Pflege des vaterländiſchen Idioms zu, und um zu ſchweigen von ſo manchen Andern — Arioſto, Taſſo, Caro, wurden die Nebenbuhler eines Homer und Virgil, und trennten ſich von dem Schwarm der knechtiſchen Nachahmer Petrarca's, welche die Liebe beſangen, ohne ſie zu empfinden.

(Fortſetzung folgt.)

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals überſetzt von Zedlitz.

(Fortſetzung.)

Die Dichter Italiens.

Der Mond iſt auf, doch iſt's nicht Nacht. Noch theilen
Sonnſtrahlen ſich mit ihm die Himmelsauen;
Ein Glorienmeer läßt weit über den ſteilen
Tiefblauen Alpen von Friaul ſich ſchauen!
Die Luft iſt wolkenleer, doch weſtwärts thauen
Die Farben all' in einen Irisbogen,
Wo in vergangner Ewigkeiten Grauen
Der Tag verſinkt, und durch azurne Wogen,
Ein ſelig Eiland, kommt Dianens Schiff gezogen!

Ein einz'ger Stern nur zieht mit ihm und theilt
Mit ihm des Himmels Herrſchaft; denn noch ſpreitet
Sich flammend dort das Lichtmeer aus, und weilt,
Ueber die Gipfel Rhätiens gebreitet.

Digitized by Google

So, daß das Dunkel mit dem Tag ſich ſtreitet,
Bis Ordnung ſchafft Natur. Es ſtrahlt die Fluth,
Wo hold die tiefe dunkle Brenta gleitet,
Wie friſcher Roſen duftend Purpurblut,
Das mitſtrömt auf dem Strom, mitglänzt in jener Gluth,

In der des Himmels Antliz ſich von ferne
Im Waſſer ſpiegelt! Seine Farben ſtreun,
Vom reichen Spätroth bis zum Abendſterne,
In magiſch buntem Wechſel ihren Schein! —
Nun ändert ſich's! — In bläſſ're Schatten ein
Hüllt das Gebirg ſich, und der Tag entweicht,
Ein ſterbender Delphin, den Todespein
Mit immer neuen Farben überſtreicht;
Zuletzt die ſchönſte — aus! — und alles grau erbleicht!

Zu Arqua iſt ein Grab! Dort hat auf Säulen
Der Sarg, deinn Laura's Liebſter ruht, den Stand.
Dorthin, zu ſeinem Geiſte pilgernd, eilen,
Die ſeinem ſüß geklagten Schmerz verwandt.
Er ſchuf ſich eine Sprache, und ſein Land
Wollt' er dem Drange wilder Feinde wehren;
Und jenen Baum, wo Laura's Name ſtand,
Bewäſſernd mit klangreichen Liebeszähren,
Schmückt' er ſein eigen Haupt mit nie verwelkten Ehren.

In Arqua, wo er ſtarb, ruht ſein Gebein
Dort zwiſchen Bergen, wo ſein Lebensſchimmer
Zu Thal ging! Das iſt Arqua's Stolz, und ein
Ehrhafter Stolz! — Bleib' es ſein Ruhm für immer,
Dem Wanderer des Dichters Haus und Zimmer
Zu zeigen, und ſein Grab! Beide ſind ſchlicht,
Von edler Einfachheit, die mehr als Flimmer
Zu ſeinem Liede paßt, mehr dem Gedicht
Als Pyramidenprunk, zum Mahl gethürmt, entſpricht.

Das traute, ſtille Dörfchen, wo zuletzt
Petrark gewohnt, ſcheint recht für die gemacht,
Die ihre Sterblichkeit gefühlt, und jetzt,
Getäuſcht von Hoffnung, und vom Glück verlacht,
In Berge fliehn und ſchatt'ge Waldesnacht;
Wo nur aus weiter Ferne man die Gau'n
Geſchäft'ger Städte ſieht! Fruchtloſe Pracht,
Sie reizet uns nicht mehr! Hier gnügt es, traun,
Zum Feſte ſchon, wenn hell der goldne Tag zu ſchaun,

Wenn er die Berg' enthüllt, Wald, Blumenſtellen,
Wenn er ſich ſpiegelt in des Bachs Gewinden,
An dem die Stunden, klar wie ſeine Wellen,
Im Sinnen ſtiller Sehnſucht, ſchnell verſchwinden!
Scheint's auch ein müßig Träumen nur, wir finden

Moral darin: Lehrt uns Geſellſchaft leben,
Lehrt Einſamkeit uns ſterben! Ihr verbinden
Sich Schmeichler nicht; die Eitelkeiten weben
Nicht Täuſchung, und allein — ringt man mit Gott nur eben!

Vielleicht auch mit Dämonen, die die Kraft
Beſſ'rer Gedanken lähmen, ſich zum Fange
Schwermüth'ge Herzen ſuchen, die, entrafft
Seit frühen Tagen ſchon von finſt'rem Drange,
In Dunkelheit gern wohnen, düſter, bange,
Glaubend, das, vorbeſtimmt, ein Bann ſie ruft,
Deß Qual nicht weicht im trägen Stundengange.
Das Licht iſt ihnen Blut, Erd' eine Gruft,
Die Gruft iſt Höll', und die — noch eine ſchwärzre Kluft.

Ferrara! — Gras deckt deine Straßen nun,
Doch zeigt dein Bau, daß nicht zur Einſamkeit
Du einſt beſtimmt! Es ſcheint ein Fluch zu ruhn
Auf Eſte's Siz und alter Herrlichkeit,
Die hier gewaltet in der vor'gen Zeit;
Tyrannen jezt, jetzt Schützer — wie ſich's fand,
Und wie's die kleinen Herrſcher grad' erfreut —
Für jene, deren Haupt ein Zweig umwand,
Wie er ſich früher nur um Dante's Stirne band.

Und Taſſo iſt ihr Glanz und ihre Schmach!
Horcht auf ſein Lied, ſchaut ſeine Zelle dann,
Seht, was ſein Ruhm ihm koſtet! Seht dieß Dach!
Solch Haus wies Eſte ſeinem Dichter an.
Weil er den kranken Geiſt nicht brechen kann,
Läßt der Tyrann von Tollen ihn umringen,
In jener Hölle, die er ihm erſann.
Doch ew'ge Glorie ſcheucht mit ihren Schwingen
Die Wolken, und indeß ſich Preis und Thränen ſchlingen

An ſeinen Namen, deckt Vergeſſenheit
Den deinen und, werthloſem Staub vermählet,
Modert dein ſtolz Geſchlecht! — Nur, weil gereiht
Du an das Schickſal warſt, das ihn gequälet,
Wird noch von deinem armen Groll erzählet,
Wenn ja man dein noch denkt! Wie fällt der Schein
Des Herzogprunks von dir, Alphons! Erwählet
Zu niedrem Stand, könnteſt du Knecht nicht ſeyn
Von Ihm, deß Leben du erfüllt mit roher Pein!

Du! weideſt, biſt verachtet wie das Thier,
Und endeſt ſo; nur daß für dich errichtet
Ein größrer Stall, ein Trog von reichrer Zier.
Er! Seine ernſte Stirn ſtrahlt glanzumlichtet,
Indeß all' ſeine Feinde längſt vernichtet,
Die Crusca, Boileau — der, neidgeſchwellt,
Nie lobt, was Beſſ'res fremde Zunge dichtet,
Dem nur der Franken ſchnarrend Lied gefällt,
Das ſtumpfe Zähne wetzt und ſchrill eintönig gellt!

Taſſo's geſchmäh'tem Schatten Friede nun!
Lebend und todt, war er zum Ziel gegeben
Dem gift'gen Pfeil der Schmach! — Vergeblich Thun! —
Du, unerreicht von ſpätrer Sänger Streben!
Und wenn ſich Millionen auch erheben,
Endlos die Fluth der Menſchen rollt, wie dicht
Und zahllos auch: nie wird ein Geiſt mehr leben,
Dem deinen gleich; und aller Strahlen Licht
Vereinigt, macht doch noch die eine Sonne nicht!

Doch wie du groß auch, gleichen Glanzes prangen
Die Barden, die vor dir in deinem Land
Die Ritterfahrten und die Hölle ſangen!
Die göttliche Komödie erfand
Der Tuſter; dann, nicht minder groß, erſtand
Der Scott des Südens. Neue Welten wob
Geſtaltenreich uns ſeine Zauberhand;
Und wie der nord'ſche Arioſt, erhob
Er Liebe, Sagen, Krieg und tapfrer Thaten Lob!

An Arioſtens Standbild ſchmolz einſtmal
Der Bliß den Lorber, der aus Erz gegoſſen.
Nicht Unrecht that der deutungsvolle Strahl!
Die rechten Zweige, die der Ruhm flicht, ſproſſen
Vom Baum, der feſt ſteht himmliſchen Geſchoſſen.
Ihn ſchmäht ein Kranz, zum Schein ihm aufgeſetzt!
Die ihr's beklagt, thörichtem Wahn erſchloſſen,
Wißt, daß der Bliz ſtets weiht, was er verletzt,
Und daß des Dichters Haupt zweifach geheiligt jetzt!

An der Grotte der Egeria.

Egeria, ſüße Schöpfung einer Bruſt,
Die keinen ſchönern Ruheplatz gekannt,
Als deines Buſens nur geahnte Luſt!
Ob du Auroren gleich, der Luft verwandt,
Ob du ein Nymphenbild, für das entbrannt
Zärtlicher Wahnſinn, ob ein Weib, erleſen
An Reiz, das ſeltnen Freiers Neigung fand,
Zu innige — was immer du geweſen,
Du biſt ein holder Traum, ein zart verkörpert Weſen.

Von elyſe'ſchen Waſſertropfen bunter
Noch jetzt das Moos, das deinen Quell umflicht;
Im grottumſchürzten Born ſich ſpiegelnd, winket
Hier ewig jung mit heitrem Angeſicht
Der Geiſt des Orts! Kunſtwerke ſtören nicht
Sein mildes Grün. Kein marmorner Umfang
Hemmt mehr die Fluth, die an dem Steinbild bricht,
Dem kopfberaubten, hüpft mit leichtem Gang,
Und Rank' und Blumen blühn den vollen Bach entlang.

Phantaſtiſch bunt! Die grünen Hügel ſtehen
In früher Blüthenpracht; durchs Gras mit ſchnellen
Augen entſchlüpft die Eidechs; wo wir gehen,
Grüßt uns der Sommervögel Sang. Es quellen,
Bittend, den Schritt zu hemmen, rings die hellen
Vielart'gen Blumen, die, vom Weſt umhaucht,
Zu einer farb'gen Zaubermaſſe ſchwellen,
Das dunkelblaue Veilchen, angehaucht
Vom Kuß des Himmels, ſcheint in ſeinen Duft getaucht!

Hier wohnteſt du, in dieſer Zauber Mitte!
Hochauf ſchlug deines Götterbuſens Pracht,
Vernahmſt von fern du deines Liebſten Tritte,
Vom Sternenbaldachin purpurner Nacht
Ward der geheimnißvolle Bund bewacht;
In deines Trauten Arm, was für Gefahr?
Ja, dieſe Grott' iſt zum Aſyl gemacht
Zärtlicher Göttinnen, hier am Altar
Geweihter Liebe, wo ihr erſt Orakel war!

Und haſt du nicht, als ihn dein Arm umfangen,
Ein himmliſch Herz dem irdiſchen verbunden?
Die Liebe, die, gleich wie ſie angefangen,
In Seufzern ſtirbt, haſt du ſie nicht umwunden
Mit ew'ger Luſt? Das Mittel nicht gefunden,
Das ſie unſterblich macht? nicht den Genuß
Verklärt? dem Pfeile nur das Gift entwunden,
Die Spitze nicht? Zerſtört den Ueberdruß,
Das Giftkraut, dem der Geiſt qualvoll erliegen muß?

Ach, unſre jungen Neigungen verwehen,
Oder bewäſſern Wüſten nur! Dann ſchlingen
Sich Ranken trüber Luſt, zwar hold zu ſehen,
Und Lolch der Gier ums Herz uns; Todesringen
Weckt jener Blumen wilder Duft; es bringen
Statt Harz die Bäume Gift! — Solch Unkraut, wann!
Sehn wir dem Tritt der Leidenſchaft entſpringen,
Durchlobt die Wildniß ſie der Welt. Wir ſchau'n
Umſonſt nach einer Frucht, gereift in Himmelsau'n!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 76.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 November 1836.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals überſetzt von Zedlitz.

(Schluß.)

Die Mediceiſche Venus.

Hier liebt die Göttin, ſelbſt im harten Stein,
Und füllt die Luft mit Reiz! Voll Wonnebeben
Athmen die nektarſüße Schau wir ein,
Die uns unſterblich macht gleich ihr! — Schon ſchweben,
Gelüftet halb, des Himmels Schlei'r. — — Ein Leben
Sehn wir, erſtaunt, aus Form und Antlitz ſprühn:
Dem Kunſt mehr Reiz als ſelbſt Natur gegeben,
Und neiden jene Zeit, der es verliehn,
Daß ſolche *Seelen* ſie ſchuf, in Begeiſtrungsglühn.

Wir ſtehen, ſchaun und wundern uns, und wiſſen,
Berauſcht und wirr von Schönheit, nicht wohin!
Es wogt das volle Herz! Ja, ewig müſſen
Wir hier der Künſte Siegeswagen ziehn,
Und wollen, ſelbſt gefangen, nicht entfliehn!
Doch weg mit Kunſtgeſchwätz, Wortkram, der Fluth
Von Sprüchen, dem Antikenmarkt entliehn,
Wo Schulwitz Narrheit prellt: Puls, Auge, Blut,
Das Herz — ſie rufen laut, daß Paris' Urtheil gut.

Sah dich wohl Paris ſo, in *der* Geſtalt?
Anchiſes, ſo, den du noch mehr beglückt?
Oder von all' der Göttlichkeit umwallt,
Mit der den Kriegsgott ſiegend du berückt?
Der hin nach dir wie in ein Sternbild blickt,
Im Schoß dir ruht, aufſchaut, im holden Blühen
Der ſchönen Wangen ſchwelgt, indeß, entzückt,
In Lavakiſſen *deine* Lippen glühen,
Und ſie, wie eine Urn', auf Mund, Stirn, Augen ſprühen!

So, flammend, ſprachlos, aufgelöſ't in Liebe,
Würd' ihre Gottheit ſelbſt vergebens ſtreben
Zu ſteigern, auszudrücken ihre Triebe! —
Die Götter werden Menſchen! Stunden ſchweben,
Gleich ihren ſchönſten, auch durch unſer Leben;
Nur drückt die Erde uns! Doch ſey's! — Erneu'n
Können wir Träume ja; Geſtalten weben
Aus dem, was iſt, aus dem, was könnte ſeyn,
Und ihnen *deine* Form und Göttlichkeit verleihn!

Der Gladiator.

Den Gladiator ſeh' ich vor mir liegen,
Geſtützt auf ſeine Hand. — Gefaßter Muth
Sprüht noch im Todeskrampf aus ſeinen Zügen,
Sein Haupt ſinkt allgemach, — ſchon ebbt die Fluth
Des rothen Stroms — und wie, eh' ſich die Wuth
Des Wetters naht, die erſten Tropfen fallen,
Einzeln und ſchwer, enttropft ſein letztes Blut;
Sein Auge bricht — er ſtirbt — und grauſam hallen
Noch wild die Töne fort, die laut ihm Beifall ſchallen.

Er hört ſie noch, doch ungerührt: Sein Blick
Iſt, wie ſein Herz, in ferne Flur gebannt;
Gleich gilt ihm Lob, ſein tödtliches Geſchick;
Am Iſter, wo ſein Haus, ſein Heimathland,
Dort ſpielen ſeine Kinder, harrt am Strand
Sein daciſch Weib, indeß im Uebermuth
Der Feſtluſt Roms ihr Mann ſein Ende fand!
Dieß Alles rauſcht dahin mit ſeinem Blut!
Rächt's niemand? Gothen, auf! und ſättigt eure Wuth.

Laokoon. Apoll.

Wende zum Vatican dich nun und ſieh
Laokoon, vom Schmerz *veredelt*, ringen!
Die Vaterliebe ſtrebt die Agonie
Mit eines Gottes Gleichmuth zu bezwingen!
Umſonſt der Kampf; der Greis löſ't nicht die Schlingen.

Digitized by Google

In die der Drach' ihn einklemmt und ihn bindet;
Lebende Kett' aus langen gift'gen Ringen,
Schnürt ihn die Natter; ihrem Griff entwindet
Sich furchtbar Qual auf Qual, und Hauch nach Hauch entſchwindet.

Dort ſchau' den Gott mit immer ſicherm Bogen;
Ihm eignet Licht, und Poeſie, und Leben,
Dem Sonnengott, vom Erdenleib umflogen!
Hell iſt die Stirn, vom Strahl des Siegs umgeben.
Die Lanze flog, es blitzt der Bogen eben
Im Götterzorn! In Aug' und Nüſtern thut
Ein ſchöner Stolz ſich kund; Macht, Hoheit weben
All' ihren Glanz um ihn, und herrlich ruht
Die volle Göttlichkeit in eines Blickes Gluth!

Die zarten Formen — gleich dem Liebestraum
Der Nymphe, die dort einſam, voll Verlangen,
Nach einem Liebſten blickt im Götterraum,
Und die in dieſem Wahnbild ſchwärmt, — ſie prangen
Als ſchönſte Urform, nur vom Geiſt empfangen,
Im höchſten Schwung göttlicher Trunkenheit,
Wo jedes Bild, das dann uns aufgegangen,
Ein Himmelsgaſt, Strahl der Unſterblichkeit,
Sterngleich, — bis endlich ſelbſt zum Gott es wird geweiht.

Ja, wenn die Flammen auch, die uns umweben,
Prometheus' Hand dem Himmel einſt entwandt,
Der hat bezahlt, dem ſolche Kraft gegeben,
Daß er den dichtungreichen Stein umwand
Mit ew'gem Glanz! — Dieß Werk formt, Menſchenhand,
Doch hat's nicht Menſchengeiſt erdacht. — Erlaucht
Schien's ſelbſt der Zeit; kein einzig Löckchen ſchwand,
Die Jahre haben's nicht geſchwärzt; es haucht
Noch jetzt dieſelbe Gluth, die's ſchuf, der es enttaucht.

* * *

Durch die mitgetheilten Auszüge glauben wir das Lob, das wir oben dieſer Ueberſetzung zollten, hinlänglich begründet zu haben. Wenn wir nun an ihr auch etwas zu tadeln finden, ſo iſt es Folgendes:

Als man in Deutſchland, bei dem Wiederaufleben der romantiſchen Poeſie, ſich mit Liebe den ſüdlichen Dichtern und ſüdlichen Reimformen zuwandte, da fing man nach der Schlegel und Tieck's Beiſpiel an, von der ſtrengern Meſſung der deutſchen Verſe nach Länge und Kürze der Sylben, womit man es den Griechen und Römern nachzuthun gemeint hatte, etwas nachzulaſſen, um ſich der Weiſe der Italiener und Spanier zu nähern, die ihre Verſe, wie bekannt, nicht mit regelmäßigem Wechſel der Quantität, ſondern dadurch bilden, daß ſie auf eine gegebene Zahl von Sylben beſtimmte Ictus oder Haupttöne vertheilen, wobei dann die Strophe allerdings mehr Fluß und Leben gewinnt. *) Man erlaubte ſich alſo zu ſagen:

Wollteſt der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

Ewig bleibt ſtehn in ſeinem Lied gedichtet.

oder auch, was ſchon gewagter klingt, in der Mitte der Verszeile:

Dort ſingt ein Schäferchor Liebesgeſänge.

Bald war die Furcht unſrer Liebe genommen.

(Tieck.)

Die Vorgänge dazu fand man überdieß in der altdeutſchen Poeſie, ein Beweis, daß dieſe freiere Bewegung dem Geiſte der deutſchen Rhythmik nicht widerſtrebt. Auch die engliſche Metrik, die es freilich überhaupt minder genau nimmt als die deutſche, ſtößt ſich nicht an Verſen wie folgende im Childe Harold:

Happy, I ne'er shall see them in decline,

Happier, that while all younger hearts shall bleed

Watching at eve upon the giant height.

Indeſſen fühlt man wohl, daß der deutſche Dichter im Gebrauche dieſer Licenz nicht zu weit gehen darf, wenn nicht aller Rhythmus zerfließen und ſein Vers ſich wie Proſa anhören ſoll. Dieß rügen wir z. B. an Tieck's Sonetten, und eben ſo müſſen wir es rügen an dieſem deutſchen Childe Harold, wo ſolche Auflöſungen des Numerus in großer Anzahl vorkommen. Gewiß, Zeilen wie nachſtehende ſind keine Jamben, überhaupt keine Verſe mehr:

Siegend, wenn's blickt, blendend, wenn's ruht — laß mild.
Finſterniß, Sturm, wunderbar ernſt ſeyd ihr.
Athos, Atlas, Olymp, Aetna ſcheint klein. (IV, 74.)

Der letzte Vers iſt ein rhythmiſches Ungeheuer; aber auch die beiden erſtern, welche, nach der natürlichen Wortquantität geleſen, zwei Choriamben und einen Jamben bilden (–◡◡–, –◡◡–, ◡–) dürften bei Taſſo und Arioſt ſo wenig als im Original des Childe Harold ihres Gleichen finden. Beſonders unangenehm fällt dieſe Eigenheit in dem die Spenceriſche Stanze abſchließenden Alexandriner auf, wie z. B.

Durch Waſſer ſchiffen und | toſender Waſſer Raum.

Und in der Luft noch brennt | Cicero's mächtig Wort.

Eine weitere Freiheit, die der Hr. Ueberſetzer ſich geſtattet hat, und die wir nicht gutheißen können, iſt die manchmalige Verlängerung oder Verkürzung der Verszeile um einen Fuß. Die Stellen, die uns in dieſer Beziehung auffielen, ſind: Geſ. I, St. 38, V. 5 und 7; II, 40,7; 70,4; III, 55,8; 106,7; IV, 69,5; 100,3. Das Geſetz der engliſchen Stanze, dem der Nachbildner ſich von vornherein unterworfen, verbot ſolche Willkühr. Wenn aber in dieſen beiden Punkten derſelbe wohl zu frei verfuhr, ſo hat er andrerſeits durch unnöthige Strenge einige Härten verſchuldet. In Geſ. I, St. 46 heißt es z. B.

Jungäug'ge Wolluſt hält Nachts ihren Gang.

Wozu der mißtönige Nothhaken? Warum nicht:

Jungäugige Wolluſt hält Nachts ihren Gang?

Auf irrigen Grundſätzen über accentuirende Proſodie und Metrik, von denen man jedoch allmählig zurückkommt, beruht die

*) Rhythmiſche Metamorphoſe.

Epiſch erſcheint in italiſcher Sprache der Ton der Oktave;
Doch in der deutſchen, o Freund, athmet ſie lyriſchen Ton.
Glaubſt du es nicht, ſo verſuch's! Der italiſche wogende Rhythmus
Wird jenſeits des Gebirgs klappernde Monotonie.

Platen.

Digitized by Google

Meinung, daß der deutſche Jambe nicht ebenſo gut, wie der griechiſche Trimeter, manchmal den Daktylus oder Anapäſt erlaube. (S. Apel's trefflicher Metrik Th. II, S. 331 ff.) Und ſchreibt doch Zedlitz ſelbſt an einer andern Stelle:

Ein rauber Arion ſpielt mit flinker Hand;

ſo wie denn auch die engliſchen Jamben von Beiſpielen der Art wimmeln, wo man keineswegs Synekphoneſe anzunehmen hat.

Daß der Hr. Ueberſetzer die Reime mit Platen'ſcher Strenge völlig rein hätte durchführen ſollen — wie es Gries in der Umarbeitung ſeines deutſchen Arioſt's, unſeres Erachtens nicht immer zum Vortheil des Gedankens, verſucht hat — würde bei der unendlichen Schwierigkeit der Form eine unbillige Forderung ſeyn. Genug, daß nur ſelten ein wirklich falſcher, quantitätswidriger Reim ſtörend auffällt, wie Gewehr auf Macedonier und einige ähnliche. Geſ. II, St. 2, V. 6 iſt aus Verſehen der Reim ganz vergeſſen.

Die Stellen, wo der Sinn des Originals unklar oder unzulänglich wiedergegeben ſeyn dürfte, ſind nur in geringer Anzahl; in noch wenigeren ſcheint uns der Sinn verfehlt. Nur ſind uns folgende aufgeſtoßen: Geſ. I, St. 32 lautet der Text:

Where Lusitania and her sister meet,
Deem ye what bounds the rival realms divide?
Or ere the jealous queens of nations greet,
Doth Tayo interpose his mighty tide?

Zedlitz überſetzt:

Wo Luſitanien die Schweſter grüßt,
Sprecht, welche Gränzmark iſt dort ausgeſpannt?
Theilt, eh' die Völkerkönigin er küßt,
Wohl des gewalt'gen Tagus Fluth das Land?

Wer iſt die Völkerkönigin? — Liſſabon? Das ſcheint uns unpaſſend. Der Text ſagt: „Ehe die eiferſüchtigen Völkerköniginnen, d. h. Luſitania und ihre Schweſter Hiſpania, ſich begrüßen.“ In St. 81 heißt es:

And all whereat the generous soul revolts,
Which the stern dotard deemed he could encage.

Dieß iſt übertragen:

Und alles was ſonſt edlen Sinn empört,
Was alte Gecken unterm Schloß bewacht.

Der Gedanke iſt aber offenbar: „Und alles, worüber die edle Seele ſich empört, welche (Seele) der grämliche alte Geck einkäfigen zu können wähnte.“ Mit jener Verdeutſchung können wir gar keinen Sinn verbinden. St. 83 lautet die Ueberſetzung:

Und treibt und hält ja Leidenſchaft allein.

Der Text aber, wie es auch der Zuſammenhang des Gedankens fordert, ſagt: „But Passion raves herself to rest, or flies, d. h. doch die Leidenſchaft raſt ſich ſelbſt zur Ruhe oder entflieht.“ In der erſten Strophe des Liedes an Inez — beiläufig geſagt, in der Ueberſetzung wie im Original das ſchwächſte unter den eingeſtreuten Liedern — fehlt das für den Gedanken unentbehrliche Doch in der dritten Zeile (Doch verhüte Gott u. ſ. w.) In St. 86 iſt „True to the veriest slaves of Treachery“ ausgedrückt durch:

Treu ſelbſt den Sklaven, die Verrath umflicht.

Abgeſehen von dem Pretiöſen des Ausdrucks, ſcheint uns die Ueberſetzung auch einen falſchen Sinn zu unterlegen. Bei Byron's Hang zur Perſonifizirung abſtrakter Begriffe — ein Hang, von dem die engliſchen Dichter ſich ſo wenig als die franzöſiſchen los machen — bedeuten die ärgſten Sklaven des Verraths wohl weiter nichts als die ärgſten Verräther, d. h. die ſelbſt Verrath üben, nicht erleiden, wofür auch der ganze Context ſpricht. In St. 89 beruht die Ueberſetzung:

Leicht heilt nun die Wehn
Columbia . .

vermuthlich auf einer Verwechslung von Ease mit easy oder easily. In St. 91 möchte das Wort blutlos anſtatt unblutig kaum richtig ſeyn. Im II Geſang halten wir den Schluß der 90ſten Stanze für verfehlt. In der nächſten Stanze iſt die Zeile:

Des Wandrers Jubel, dem dein Jonien lacht

mindeſtens unklar. Geſ. III, St. 2.

Einmal mehr auf die Flut, noch einmal mehr!

iſt undeutſch. Geſ. IV, St. 48 lautet die Ueberſetzung:

Am Arnoſtrand, wo froh die üpp'gen Hallen,
Die heut der Handel füllt, der Strom entträgt,
Und die begrabne Kunſt ſich, neuerſtanden, regt.

Byron aber redet von der Vergangenheit: „Längs den Ufern, an denen der lächelnde Arno hingleitet, wurde die neuere Ueppigkeit des Handels geboren, und die begrabene Gelehrſamkeit erſtand zu einem neuen Morgen.“ In der Nachbildung der wunderſchönen Strophe 98 iſt das ſinnſtörende fliehend ſtatt fliegend wohl nur ein Druckfehler, jedenfalls aber mußte der Gegenſatz (torn, but flying) hervorgehoben werden. Ueberhaupt ging in dieſer Strophe zu viel von der Schönheit des Originals verloren. Etwas matt und ſteif lieſ't ſich auch die erſte Strophe der Zueignung:

Etwas gleich dir, wo ich auch bin verſchlagen,
In Ländern, unerreicht an ſchönen Frauen,
In Bildern nicht, wo einzig zu beklagen,
Daß ſie zu uns im Traum bloß niederthauen,
Nicht wirklich, noch im Geiſt konnt' ich je ſchauen;
So ſtrahlenwechſelnd: — Nie, ſeit ich dich ſah,
Würd' ich den Reiz zu malen mich getrauen!
Der nie dich ſah, dem ſpräch' ich nutzlos ja,
Und wer dich jemals ſah, welch Wort genügte da?

Wir wagen folgenden Verſuch entgegenzuſtellen:

Nicht wo ich jüngſt geſchweift, in Erdenräumen,
Wo Schönheit lang' als unvergleichlich galt,
Nicht in des Herzens reichgeſtalt'gen Träumen —
Ach, Träume nur! ſo ſeufzt es allzu bald —
Sah oder ahnt' ich deine Huldgeſtalt.
Dürft' ich dich ſchildern, nun ich dich geſehn,
Der Reize ſtrahlenwechſelnde Gewalt? —
Wer nie dich ſah, mein Wort ließ' er verwehn,
Und wie möcht' es vor dem, der auf dich ſchaut, beſtehn?

Digitized by Google

Für die Proſa der Anmerkungen zu dem Gedicht hat der Hr. Ueberſetzer, wie die Vorrede erwähnt, mit geringen Abweichungen die ſchon vorhandenen deutſchen Materialien benützt, und zwar, wenn wir nicht irren, die der Zwickauer Ueberſetzung. Da die Anmerkungen groſsentheils nicht unintereſſant ſind, ſo bedauern wir, daß einige Nachläſſigkeiten jener kläglichen Fabrikarbeit ſtehen blieben, wenn auch die gröbſten Schulſchnitzer, wie z. B. der in der ſiebenten Note zum zweiten Geſang, wo der Bruder Zwickauer das engliſche maidenspeechifying friſchweg mit Mädchengeſchwätz vertirte, allerdings ausgemärzt wurden.

Doch dieſe wenigen Ausſtellungen, die wir an der Zedlitziſchen Nachbildung von einem der ſchwierigſten neuern Dichterwerke machen zu dürfen glaubten, verſchwinden vor dem Werth und Verdienſte der ganzen Leiſtung; auch betreffen ſie, wie ſchon vornherein erwähnt, zumeiſt nur die beiden erſten Geſänge. Sollten unſere Bemerkungen etwas dazu beitragen, das Werk bei einer zweiten Auflage einer noch ſchöneren Reife entgegenzuführen, ſo haben ſie ihren Zweck erreicht; aber auch in ihrer jetzigen erſten Geſtalt iſt unter den uns bekannten Verdeutſchungen des herrlichen Gedichts dieſe die einzige, welche das Original in ſeinen weſentlichen und eigenthümlichen Zügen treu und würdig wiederſpiegelt, die einzige, in welcher Byron er ſelbſt geblieben iſt.

A.

Die neuere italieniſche Literatur.

(Fortſetzung.)

„Im raſenden Roland und Gottfried von Bouillon auf dem Gipfel der Vollendung angelangt, lief die italieniſche Poeſie Gefahr, in den tiefſten Abgrund hinabzuſtürzen durch die Seltſamkeiten, das erkünſtelte und geſuchte Weſen, durch den ſchwülſtigen Styl der Dichter des ſechszehnten Jahrhunderts, welche das Feuer ſchwitzen ließen, um Metalle zu läutern, welche die Sterne glänzende Löcher am himmliſchen Sieb nannten, und von den Türken ſangen, ſie ſeyen auf der Flucht achtfüßig erſchienen. Zum Glück ergaben ſich nicht alle Köpfe dieſen Abgeſchmacktheiten, ſondern Einige ſonderten ſich ab von ihren närriſchen Zeitgenoſſen. Auf die Seltſamkeiten der Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts folgten die Grillen und die Hirtenliebhabereien der Arkadier. Die von dieſen Dichtern behandelten Gegenſtände beſchränkten ſich auf eine enge Sphäre und waren beinahe insgeſammt geringfügig, oder abgedroſchen, oder gemein, oder trocken, oder ſchmeichleriſch, oder lügenhaft. Zwei Brautleute, eine Nonne, ein einem Fürſten oder einem Patrizier gebornes Kind, eine Doktorwürde, die Ernennung eines Kardinals oder eines Biſchofs oder eines Abbate oder Landdechanten, eine Leiche oder eine meiſt nur erdichtete Liebe — das waren die Lieblingsgegenſtände der Arkadier. Handelte es ſich um eine Heirath — ſo beſchwor man Hymen, die Feſſeln herbeizubringen, um damit zwei Herzen zu binden, und prophezeite, daß dieſer Vermählung neue Herkuleſſe und Achille entſtammen würden. Ging ein Mädchen ins Kloſter, ſo prieſen ſie gleich alle Dichter ſelig, und ſchilderten einerſeits den Bräutigam, der vom Himmel herabſchwebte, um ihr ſeine Rechte zu reichen, und andererſeits den boshaften Schelm Cupido, der voll Wuth die goldenen Pfeile auf die Erde warf. Solchergeſtalt erlaubte man ſich eine unwürdige Vermengung des Heiligen und des Profanen; und miſchte die Ideen von zwei einander ganz und gar zuwiderlaufender Gebieten, der Bibel und der Mythologie, unter einander. Die erbärmlichſten Schmeicheleien ſchändeten die Schriften der Arkadier; hin und wieder überhäuften ſie ſich gegenſeitig mit Lobſprüchen, und ſchilderten ſich als thronend auf dem Parnaß, an den Quellen der Hippokrene, in Geſellſchaft Apollo's und der Muſen. Hörte man ſie, ſo hätte man glauben müſſen, in jenem Zeitalter haben ſich die Wunder des Orpheus und Amphion erneut. Beim Klang der arkadiſchen Leiern blieb jeder Fluß in ſeinem Laufe ſtehen, bewegten ſich die Felſen, ſchwiegen die Stürme, und die Bienen vom Hybla ſchwärmten herbei, um ihren Honig auf den Zaubermund des Sängers niederzulegen. Wenn der Neid den Ruhm eines Arkadiers angegriffen hätte, ſo würde er ſich die Hörner zerſplittert haben; die verzehrende Zeit hätte ſich die Zähne verdorben, wenn ſie an den unſterblichen Schriften eines ſolchen Apollojüngers nagte. Die Monarchen mußten ihm ihre Schätze in den Schoß ſchütten, weil er allein vermochte, ſie über dem Strom der Vergeſſenheit bringenden Lethe zu erhalten, und ſie zu entreißen den Krallen des Todes.

Wenn ein Arkadier ſich einbildete in eine Phyllis oder Danais verliebt zu ſeyn — ſo war es nicht mehr ein ſterbliches Weib, ſondern eine Göttin, eine eben dem Schaum des Meers entſtiegene Venus. Tauſend Amoretten gaukelten auf der ſchönen, zinnoberrothen Lippe, in den wallenden, blonden, oder lockigen oder rabenſchwarzen Haaren. Der Sohn der Venus, verſteckt in den Augen — o was ſag' ich in den Augen? in den zwei Sternen, den zwei Sonnen, den zwei Herzensdieben, legte den armen Sterblichen Hinterhalte.*) Wenn die Schöne ſeufzte, wenn ſie aus dem Gitter der elfenbeinernen Zähne nur ein einziges Wort fallen ließ: ſo weckte ſie ſogleich die Stürme, oder beſänftigte die Winde und verleitete den Thoren von Jupiter aufs neue ſich in einen Stier zu verwandeln.

So war die poetiſche Peſt, die, mit Baretti zu reden, länger als ein halbes Jahrhundert in unſerm Lande die Logik, den guten Geſchmack und den geſunden Menſchenverſtand aufs grauſamſte verhöhnt und mißhandelt hat. Die italieniſche Poeſie war zu Grunde gerichtet, wenn ſie noch länger nur ein rhythmiſches Geklingel blieb, eine Fertigkeit Worte zuſammenzuwürfeln, worin man alte Sprüche ohne Leidenſchaft und ohne Gedanken wiederholte, oder Liebe und ſchäferliches Wohlbehagen erheuchelte, oder die Großen lobte."

(Schluß folgt.)

*) Dieſe Bilder kommen indeſſen ſchon bei Arioſt vor. Vergl. Orl. fur. VII. 12. A. d. R.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 77.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 November 1836.

Kleinere Gedichte

von

Walter Scott.

1.

Der Pilger.

Barmherzigkeit! Macht auf das Thor!
Der Wind aus Norden brüllt!
Weithin von Flocken glänzt das Moor,
Bahnlos iſt das Gefild!

Kein Frevler in des Königs Jagd
Naht hauslos eurem Dach,
Obgleich ſelbſt der in ſolcher Nacht
Wohl Mitleid fordern mag!

Ein Pilger bin ich, matt und alt,
Der Gott um Gnade fleht.
Um der Jungfrau willen, öffnet bald!
Es lohnt's euch mein Gebet!

Vom Papſte bring' ich Ablaß euch;
Vom heil'gen Land, ſo weit,
Manch' Heiligthum! — ach, öffnet gleich!
Thut's aus Barmherzigkeit!

Der Hirſch, vom trocknen Laub umhüllt,
Schmiegt ſich der Hindin an;
Ein alter Mann, vom Sturm umbrüllt,
Kein Obdach finden kann!

Ihr hört des Ettricks Brauſen doch;
Mit Eiſe wird er gehn!
Muß heute über'n Ettrick noch,
Erhört ihr nicht mein Flehn!

Verſchloſſen bleibt das Thor von Erz,
Verſchloſſen dicht und feſt;
Verſchloſſ'ner iſt des Mannes Herz,
Der hier mich winſeln läßt.

Lebt wohl, lebt wohl denn! gebe Gott,
Wenn alt und ſchwach ihr ſeyd,
Daß ihr nicht auch in ſolcher Noth
Umſonſt nach Hülfe ſchreit!"

Der Förſter lag im warmen Flaum,
Und hörte kalt ſein Flehn;
Oft ſoll's ihm tönen noch im Traum
Durch des Dezembers Wehn!

Denn, ſieh'! — als blaß das Morgenroth
Durch feuchte Nebel ſah,
Da lag der Pilger, ſtarr und todt,
Im Erlenbuſche da!

2.

Jock von Hazeldean.

„Sprich, Fräulein, warum härmſt du dich?
Sprich, warum weinſt du laut?
Meinem jüngſten Sohn vermähl' ich dich,
Ihm geb' ich dich zur Braut!
Mein jüngſter Sohn wird dein Gemahl,
Und du, mein Kind, freiſt ihn!" —
Doch ihre Thränen floſſen, ach!
Um Jock von Hazeldean!

„Bald, Mädchen, iſt dein Troz entflohn,
Verſiegt der Thränen Quell!
Mein Frank iſt Herr von Errington,
Iſt Lord von Langley-Dale!

Digitized by Google

Er iſt der Erſte fern und nah;
Gern mag das Schwert er ziehn!" —
Doch ihre Thränen floſſen, ach!
Um Jock von Hazeldean!

„Ich gebe dir ein goldnes Band
Wohl in dein braunes Haar,
Und einen Falken auf die Hand,
Und einen Zelter gar!
Als Jägerfürſtin ſollſt du dann
Den Forſt mit uns durchziehn!" —
Doch ihre Thränen floſſen, ach!
Um Jock von Hazeldean!

Die Kirche prangt im Sonntagsſtaat
Früh bei des Morgens Grau'n.
Der Prieſter wartet im Ornat,
Und edle Herrn und Frau'n.
Doch nirgendwo die Braut! man ſucht
Sie überall — doch kühn
Hat über die Gränze ſie entführt
Ihr Jock von Hazeldean!

3.

Pibroch of Donald Dhu.

Donuil Dhu's Kriegsgeſang!
Schlachtlied von Donuil!
Töne mit wildem Klang,
Wecke Klan Conuil!
Kommt herbei, kommt herbei;
Auf zum Gefechte!
Horcht auf das Feldgeſchrei,
Herren und Knechte!

Meidet die Schlucht, ſo wild,
Felſige Bahnen!
Hört, wie die Pfeife ſchrillt!
Schaut auf die Fahnen!
Hügel-Plaid, Hochlands-Schwert,
Kommet hernieder!
Und wer ſie trägt und ehrt,
Muthig und bieder!

Laſſet die Braut, das Weib!
Laſſet die Heerde!
Laſſet des Todten Leib
Ueber der Erde!
Laſſet die Jagd, den Teich,
Barken und Schlingen!
Bringt euer Kriegeszeug,
Tartſchen und Klingen!

Kommt, wie der Sturm kommt, wenn
Wälder erzittern!
Kommt, wie die Brandung, wenn
Flotten zerſplittern!
Schnell heran, ſchnell herab,
Schneller kommt Alle,
Häuptling, und Bub', und Knapp',
Herr und Vaſalle!

Seht, wie ſie kommen! ſeht,
Wie ſie ſich ſchaaren!
Haidkraut im Winde weht,
Feder des Aaren!
Weg den Plaid, zieht das Schwert!
Vorwärts, ihr Leute!
Donuil Dhu's Kriegsgeſang
Töne zum Streite!

4.

Nora's Gelübde.

Hört, was Hochlands Nora ſpricht:
„Den Sohn des Early frei' ich nicht!
Und ſollten alle Menſchen ſterben,
Und außer ihm und mir verderben!
Für alle Schätze, alles Geld,
Für alle Länder in der Welt,
Um die man kühn geſtritten ſchon,
Freit' ich ihn nicht, des Early Sohn!"

„Ein Mädchenſchwur," ſprach Callum alt,
„Iſt bald geſagt, gebrochen bald!
Das Haidkraut auf des Berges Kranz
Beginnt zu blühn im Purpurglanz!
Doch bald im Thal und auf den Höhn,
Verwelkt es bei des Froſtes Wehn,
Doch eh' ſein Schimmer ganz entflohn,
Freit Nora gern des Early Sohn!"

„Tauſcht," ſprach ſie, „auch den klaren See
Der Schwan mit Adlers Felſenhöh';
Rauſcht brauſend rückwärts Aweſtroms Fall,
Stürzt donnernd das Gebirg in's Thal;
Erliſcht in des Gefechtes Gluth
Der leichtgeſchürzten Clane Muth;
Geſchehn all' die Wunder ſchon,
Doch frei' ich nie des Early Sohn!"

Noch brütet an des Ufers Saum
Der Schwan in weichen Neſtes Flaum;
Noch ſteht der Berg auf ſeiner Stelle,
Und abwärts ſtrömt des Aweſtroms Welle;
Noch nimmer, Feindes Hieb und Stich
Zu meiden, wandt' ein Schotte ſich;
Doch Nora gab, den ſüßen Lohn:
Sie hat gefreit des Early Sohn!

Digitized by Google

Die neuere italieniſche Literatur.

(Schluß.)

„Die Erſten welche die Poeſie aus ihrer Erniedrigung erhoben, waren Ceſarotti, Parini, Alfieri und Vincenzo Monti. Der letztere war noch unſer Zeitgenoſſe und das vornehmſte Licht der italieniſchen Literatur in unſerm Zeitalter. Er war trefflicher Dichter, ausgezeichneter Ueberſetzer, hinreißender Redner, ſehr gelehrter Philolog, ſcharfſinniger Kritiker und vorzüglicher Proſaiſt, ſo daß er allein hingereicht hätte, unſer Jahrhundert zu verherrlichen.“

Näheres über die Poeſieen Monti's zu berichten wird ſich ſpäter Gelegenheit ergeben; hier führen wir nur an, daß er, wiewohl man nach dem Charakter ſeiner Dichtungen das Gegentheil von ihm erwartete, in der auch auf Italien ſich erſtreckenden Spaltung der Claſſiker und Romantiker auf die Seite von jenen trat. Ueber dieſes literariſche Schisma berichten die italieniſchen Literarhiſtoriker Folgendes:

„Bekannt iſt, daß auf den Trümmern der alten römiſchen Welt ſich die neuen Nationen erhoben, welche dieſelben geſtürzt hatten; daß auf die Herrſchaft der Cäſare der Feudalismus, auf die Mährchen der Mythologie die Wahrheit des Evangeliums folgte, und an die Stelle der lateiniſchen Sprache die ſogenannte romaniſche Sprache trat, gleichſam der Stamm, aus welchem die ſüdlichen Idiome Europa's hervorſproßten. So große Veränderungen führten eine neue Ordnung in den Einrichtungen, den Sitten, in den Ideen und Gefühlen herbei, und dieſe ganz neue Ordnung gab auch eine ganz veränderte Färbung der Literatur, die früher oder ſpäter die ſklaviſche Nachahmung der Schulen verläßt und das Gepräge der Nationen und Zeiten annimmt, wo ſie gepflegt und angebaut wird. Die neueren Kritiker Deutſchlands und Frankreichs, wie Schlegel in ſeinen Vorleſungen über die dramatiſche Literatur, Frau von Stael in ihrem Buch über Deutſchland, Sismondi in der Geſchichte der Literatur des ſüdlichen Europa, führten dieſe Veränderungen auf eine Theorie, ein Syſtem zurück, nannten die Poeſie der Alten und die dieſer nachgebildete Poeſie der Neuern die claſſiſche; die romantiſche dagegen diejenigen, welche ihren Urſprung und Charakter von den Zeiten herleitet, wo die romaniſchen Sprachen zugleich mit der modernen Bildung entſtanden.

Die Italiener beſaßen bereits eine romantiſche Poeſie, bereichert durch Dante, Petrarca, Arioſto, Taſſo, und auch von Monti in den beiden Gedichten: La Bassvilliana und La Mascheroniana, welche Dichter insgeſammt die Religion, die Zuſtände und die Sitten des Mittelalters oder der neuen Zeit ſchilderten; aber den Namen dafür hatte man noch nicht, und als dieſer in Italien erſchallte, war es, wie wenn ein Zankapfel in das Reich der Literatur geworfen worden wäre. Der erſte, der den Fehdehandſchuh hinwarf, war G. Berchet, der eine Ueberſetzung des wilden Jägers und der Lenore von Bürger herausgab und derſelben einen Brief, halb ſcherzhaft, halb ernſt voranſetzte, worin er von der Eintheilung der Poeſie in klaſſiſche und romantiſche redete, und auf die Nothwendigkeit hinwies, dem Beiſpiel der Deutſchen und Engländer zu folgen, deren Dichtungen, dem verſchiedenartig ausgeprägten Geiſt der Zeiten und der Geſittung ſich anſchließend, die Religion, die Sitten und Zuſtände der Nation, ja ſogar den Aberglauben und die Vorurtheile des Pöbels darſtellten, wie Bürger in den genannten Gedichten dieß gethan. Ermes Visconti ſchrieb einige Elementar-Ideen über die romantiſche Poeſie. Torti geſellte ſich den beiden Rittern der Romantik bei, bekämpfte die Vermuthung: die neuen Lehren möchten die Jugend vom Studium der Claſſiker abziehen, und zeigte, wie auch dieſe ſtudirt werden müſſen unter der Anleitung nicht von froſtigen Pedanten, ſondern von gelehrten Männern, welche auf ihre Schönheiten aufmerkſam machen und ſie empfinden lehren. Man kann ſich keine Vorſtellung davon machen, welcher Lärm und Aufruhr durch dieſe neuen Anſichten hervorgerufen wurde. Monti ſchrieb, obgleich er früher ſelbſt erklärt hatte: „der heidniſchen Mythologie fehlt bei uns die Grundlage der Religion, welche ſie heiligte,“ eine Abhandlung über die Mythologie zu Gunſten der Klaſſiker, und überhäufte die Romantiker mit den heftigſten Vorwürfen; er nannte ſie eine verwegene, nordiſche Schule, welche ſämmtliche griechiſche und römiſche Götter dem Tod überliefern wolle, welche dem Amor Bogen und Köcher, dem Hymen ſeine Fackel, der Venus ihren Gürtel nehme, welche die Grazien ächte, um an ihre Stelle Lemuren und Geſpenſter zu ſetzen, welche das ſchöne Saphirblau des italiſchen Himmels in nordiſchen Nebel verwandle.“ — Unſer Autor macht hier aufmerkſam auf die Aehnlichkeit der Ideen Monti's und Schillers in dem Gedicht: die Götter Griechenlands. Wirklich iſt die Uebereinſtimmung ſo auffallend, daß man ſich verſucht fühlt zu glauben, Monti habe das Gedicht Schillers gekannt. Schiller ſingt:

Wo jetzt nur, wie unſre Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen goldnen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät.
Dieſe Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberſchaum.
— — — — —
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomela's Schmerz aus dieſem Hain.
— — — — —
Schöne Welt wo biſt du? Kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
— — — — —
Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordens ſchauerlichem Weh'n.

Monti ſagt: „Erſchlagen ſanken die Dryaden; zerbrochen wurden die Urnen der Najaden; es verdorrten die Blumen, in welche ſich einſt liebende Jünglinge und geängſtete Nymphen ver-

Digitized by Google

wandelten. Daphne ſtarb, getödtet vom rauhen Nordfroſt; nicht mehr ſeufzt Syrinx im Schilf, und es verſiegt die duftende Thräne der Myrrha.“ — Der Dichter fragt nach den Roſſen des Sonnengotts, nach ſeinem prächtigen Wagen und den Horen, die ihm voran flattern. „Ach, die neuen poetiſchen Lehren haben daraus einen ungeheuren, lebloſen, unbeweglichen Feuerball gemacht, denn ſo will es die dürre Wahrheit, die das Grab der Sänger iſt.“

Die Romantiker dagegen machten geltend: es ſey endlich einmal Zeit, ſich vom Zwang der Regeln zu befreien, die mythologiſchen Weſen zu verbannen, an welche ſchon längſt keine Magd mehr glaube; zu ewigem Exil die Abgeſchmacktheiten der Arcadia *) zu verbannen, die eigenen Sitten zu ſchildern, die Ideen der eigenen Religion zu benützen, die nationalen Gefühle und Geſinnungen, nicht die von Griechen und Römern, ausſprechen. All jenes Bedauern über die Mißachtung der mythologiſchen Götterweſen vermochte nicht dieſelben wieder in Kredit zu bringen, da ſie ſchon durch zwei artige Dichtungen verſpottet und lächerlich gemacht waren: durch Taſſoni's *geraubten Eimer* und Bracciolini's *Verhöhnung der Götter*. In dieſem letztern Gedichte heißen die Götter Baſtarde und der Himmel ein Spital.

Während Monti, jedoch mehr aus eigenſinniger Laune, wie es ſcheint, als aus wahrhaft poetiſch-philoſophiſcher Ueberzeugung für die Klaſſiker ſich entſchied, hatten die Romantiker den berühmten Aleſſandro Manzoni und viele jüngere Talente auf ihrer Seite, welche ihrer Meinung das Uebergewicht verſchafften. Bemerkenswerth für die Eigenthümlichkeit des italiſchen Geiſtes iſt, daß hier an dem Streit der beiden Richtungen ein Punkt in den Vorgrund trat, der bei Deutſchen und Franzoſen wenig zur Sprache gekommen war: die Einführung der mythologiſchen Weſen in der Poeſie. Zwar verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieß nicht die einzige oder auch nur die wichtigſte Differenz der beiden Parteien war; daß auch hier die Aufrechthaltung der ſtrengeren Regeln für den Vers und die Kompoſition, namentlich des Drama's, die Wahl des Stoffes — antik oder modern — Streitpunkte bildeten; aber daß man die griechiſchen und römiſchen Gottheiten ſo als Repräſentanten des Claſſicismus angriff und vertheidigte, beweist, wie tief dieſe Vorſtellungen, die bei andern Völkern doch mehr nur den Werth von äußerlichen Ornamenten behaupteten, der poetiſchen Sprache nur als farbige Blumen eingeflochten waren, bei den Italienern Wurzel geſchlagen, ſich mit ihrer Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe innig verſchlungen hatten. Das in ſo viel ſichtbaren Bildern und Monumenten erhaltene klaſſiſche Alterthum ließ auch die Geiſter nicht aus ſeinen magiſchen Banden los; die Sprache der Römer, ſo ähnlich doch der Tochterſprache, daß man hätte glauben ſollen, die Enkel der Welteroberer würden ihr Idiom nur als eine Modifikation des alten Lateiniſchen angeſehen haben, welches durch das neue Italieniſche antiquirt ſey, wurde immer noch als ein heiliger, unangreifbarer Schatz, den man nicht mit der Münze des täglichen Verkehrs vermengen dürfe, von den Gelehrten und Gebildeten gehegt und verehrt; die italieniſchen Dichter dichteten meiſt auch in lateiniſcher Sprache; Petrarca war auf ſeine lateiniſchen Gedichte ſtolzer als auf ſeine italieniſchen Sonnette; der rieſenhafte, originelle Dante zollte dem anmuthigen, eleganten Virgil *), ſeinem Führer durch Hölle und Fegfeuer, eine Verehrung, die um ſo höher anzuſchlagen iſt, als der chriſtliche Dichter dadurch gewiſſermaßen in eine Kolliſion mit ſeinen dogmatiſchen Anſichten kam. Lebten ſich ja doch auch manche Päpſte und Kardinäle ſo in das Heidenthum hinein, daß ihre Reden und Neigungen ein völlig unchriſtliches mythologiſches Gepräge bekamen! In Frankreich wurde Ariſtoteles, in Italien der Olymp in der literariſchen Fehde angegriffen; aber der Streit um die Einheiten im Drama und um den Versbau war nicht weniger erbittert, als der um die Zulaſſung der griechiſchen und römiſchen Gottheiten. Der Ausdruck war verſchieden, aber die Sache, das Prinzip des Kampfes war im Grund daſſelbe; es war der Gegenſatz des Prinzips der Stabilität, des Konſervatismus und des Fortſchritts, der Reform in der Literatur; die Klaſſiker hatten Unrecht, wenn ſie die Bewegung, den Fortſchritt hemmen und unterdrücken, und aus der relativen Vortrefflichkeit früherer Produktionen, die ſie als Muſter und Normen aufſtellten, die Unmöglichkeit demonſtriren wollten, ſie zu übertreffen, oder den Frevel, von ihnen abzuweichen; die Romantiker hatten Unrecht, wenn ſie den Fortſchritt durch ihre Theorien und Doktrinen glaubten machen zu können, ſtatt nur die Hinderniſſe wegzuräumen, welche der Freiheit des Talents oder Genie's im Wege ſtanden. Uebrigens, wie in Frankreich, ſo ſtehen auch in Italien die Jüngeren und Produktiveren auf der Seite der Romantiker, und es ſteht zu erwarten, daß, wenn auch vielleicht manche mißlungene oder monſtruöſe Erzeugniſſe dem Gegentheil willkommenen Stoff zu Vorwürfen gegen die neue Doktrin liefern, doch die gelungenen Leiſtungen mehr und mehr die öffentliche Meinung und Gunſt auf dieſe Seite herüberlenken werden. Wir beabſichtigen, unſern Leſern nach und nach die ausgezeichnetſten der neuern Dichter Italiens in Charakteriſtiken, Auszügen und Proben aus ihren Werken vorzuführen und werden den Anfang mit Vincenzio Monti, dem die Leiche der erſchlagenen Mythologie beſchützenden, vorkämpfenden Aias der Klaſſiker, und Aleſſandro Manzoni, dem Haupt der Romantiker machen. Ihnen ſollen Pindemonte, Ugo Foscolo, Silvio Pellico, Niccolini u. A. folgen.

*) Ueber die Arkadier ſpricht ſich auch Goethe in ſeiner italieniſchen Reiſe (Bd. 29 S. 220) aus, tritt ihnen aber nicht zu nahe, da er ſelbſt genöthigt worden war, ſich zum Mitglied ihrer Geſellſchaft aufnehmen zu laſſen.

*) Es iſt bekannt, daß Virgil in ſo hohem Anſehen ſtand, daß man ſeine Gedichte dazu benützte, Orakel daraus zu ziehen — Sortes Virgilianæ.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 78.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 November 1836.

Chateaubriand.

Unter den vier Begleitern von Armand Carrels Leiche, welche die Ecken des Bartuchs hielten, befand ſich neben dem Dichter Beranger der Vicomte Chateaubriand, — und ſo hatten dieſe beiden Männer, ſo verſchieden ſonſt in ihren Anſichten, doch einen Punkt gefunden, wo ihre Empfindungen zuſammenſtimmten, in der letzten Huldigung, welche ſie einem entſchiedenen, tüchtigen Charakter darbrachten. Es wäre ungerecht zu bezweifeln, daß wirklich aufrichtige Gefühle es waren, welche Chateaubriand an dieſem Leichenbegängniſſe Theil nehmen ließen; er hat in ſeinem neueſten Werke ſchon den großartigen Styl Carrels, das Zeugniß eines hohen Charakters, rühmend anerkannt: „Carrel, ein gedrängter, feſter, gewandter und logiſcher Schriftſteller, hat in ſeinem Styl etwas von der poſitiven Beredtſamkeit der Thatſachen; er ſchneidet und gräbt tief ein; es iſt Geſchichte in Stein gehauen!“ — aber wir ſind auch feſt überzeugt, daß in den künftig erſcheinenden Memoiren Chateaubriands auch dieſe Scene nicht vergeſſen werden wird, daß der edle Leidtragende gewiß ſich ſelbſt recht genau beobachtet hat und daß er bei der Schilderung dieſes Vorganges Gelegenheit finden wird zu den prächtigſten Kontraſten. Wenn in ſeinem Auge eine Thräne der Rührung und Wehmuth glänzte, ſo blitzten gewiß auch in ſeiner Einbildungskraſt ſchon die der Verkörperung harrenden Pſychen einiger pathetiſcher Gedanken und Bilder auf — denn eine charakteriſtiſche Eigenſchaft Chateaubriands iſt, um dieß gleich jetzt zu bemerken: eine durch Selbſtbeſpiegelung ſich berauſchende Eitelkeit.

Chateaubriand iſt berühmt als Staatsmann und als Schriftſteller; hier haben wir es vorzugsweiſe nur mit dem Autor zu thun, müſſen aber, weil ſich gerade bei dieſem Mann beide Eigenſchaften nicht ſo ſcharf trennen laſſen, auch auf ſeine politiſche Carriere unſern Blick werfen.

Die Jugend Chateaubriands, entſproſſen aus einer altadeligen Familie, Neffen des unglücklichen Malesherbes, fiel in den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, deren heftigſten Eruptionen er ſich durch eine Reiſe nach Amerika im Jahr 1791 entzog. Die literariſche Frucht dieſer Reiſe waren die Natchez, wovon Atala und René nur Bruchſtücke bildeten, und die erſt viel ſpäter im Druck erſchienen. „Atala iſt in der Wüſte, in den Hütten der Wilden niedergeſchrieben worden.“ Von dieſer Reiſe zurückgekehrt, faßte er den Plan zu einer zweiten, welche neun Jahre dauern ſollte und mit welcher er ſogar geographiſche Entdeckungsprojekte verband. Die Revolution vereitelte dieſe Plane. „Beſprützt vom Blut meines einzigen Bruders, meiner Schwägerin, von dem Blut des erlauchten Greiſes, ihres Vaters, nachdem ich meine Mutter und eine andre höchſt talentvolle Schweſter hatte ſterben ſehen in Folge der in den Kerkern erlittenen Mißhandlungen, durchirrte ich fremde Länder.“ In England, wo er ſich acht Jahre aufhielt, ſchrieb er den hiſtoriſchen Verſuch über die Revolutionen der alten und neuen Zeit, welche mit der franzöſiſchen zuſammengeſtellt werden. Er verwirft die Revolutionen, als fruchtlos für das Wohl der Völker, aber noch nicht vom legitimiſtiſch-religiöſen, ſondern vom hiſtoriſchen Geſichtspunkt.

Im Jahr 1801 kehrte er nach Frankreich zurück und gab den génie du Christianisme heraus, welchen er Napoleon widmete: „Ich übergebe das Werk dem Schutze deſſen, welchen die Vorſehung von lange her bezeichnet hatte zur Erfüllung ihrer wundervollen Abſichten.“ Napoleon protegirte ihn und bewirkte ſeine Aufnahme in die Akademie, bei welcher Gelegenheit Chateaubriand eine Rede ausarbeitete, die er wegen des männlichen Unabhängigkeitsgeiſtes, der darin wehte, nicht halten durfte. Nach der Ermordung des Herzogs von Enghien ſagte er ſich von Napoleon los und trat eine Reiſe nach Jeruſalem über Griechenland an, deren Früchte die Märtyrer und das Itineraire waren. Als im Jahr 1814 Napoleons Herrſchaft geſtürzt wurde, trat Chateaubriand zu Gunſten der Bourbons mit der berühmten, aber ihm nicht eben zum Ruhm gereichenden Schrift: Buonaparte und die Bourbons auf. Die Reſtauration belohnte ihn mit der Geſandtſchaft in Schweden; aber Napoleon kam von Elba zurück, Ludwig XVIII. floh nach Gent, Chateau-

Digitized by Google

briand folgte ihm und verfaßte daſelbſt den Bericht an den König über die Lage Frankreichs. Dieſe beiden Schriften ließen keinen ſehr verſöhnlichen Geiſt hoffen und wirklich ging Chateaubriand, nach der zweiten Rückkehr der Bourbons, allzubereitwillig auf die Plane der Reſtauration ein. Nach dem Kongreß von Verona wurde er Miniſter des Auswärtigen, förderte und vertheidigte den Einfall in Spanien und pries den Herzog von Angouleme als den erſten Helden der Zeit. Im Jahr 1824 wurde er auf eine ſchonungsloſe Weiſe, durch geſchicktere Intriganten als er war, aus dem Miniſterium verdrängt und verfocht jetzt gegen Villele die Sache der Freiheit, beſonders die Preſſe und der Liberalismus nahm dieſen unerwarteten Verbündeten mit Jubel auf. Nach der Julisrevolution vertheidigte er in einem beredten Vortrag in der Pairskammer die Anſprüche des Herzogs von Bordeaux auf den Thron, weigerte ſich der neuen Dynaſtie zu huldigen, feierte die Herzogin von Berry und wurde ſogar wegen Verdachts von Verſchwörungen gefangen geſetzt. So ſehr er jedoch die Thronbeſteigung Heinrichs V. wünſchte, erklärte er ſich doch entſchieden gegen eine Invaſion der auswärtigen Mächte. Seine politiſche Laufbahn und Bedeutung iſt ohne Zweifel zu Ende, aber literariſch iſt er noch ſehr thätig; er ſchreibt noch an ſeinen Memoiren, die erſt nach ſeinem Tod erſcheinen ſollen, von welchen er jedoch ſchon einzelne Bruchſtücke gelegentlich mitgetheilt hat. Wir wiſſen nicht in wie weit ſeine Worte buchſtäblich zu nehmen ſind, wenn er ſagt: er überſetze das verlorne Paradies von Milton, um ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen und werde ſo zum zweitenmal (das erſtemal als Emigrirter) der Gaſtfreund des britiſchen Dichters, „weil es doch edler und ſicherer ſey, ſich an den Ruhm, als an die Gewalt anzuſchließen.“

Die Ueberſicht der Lebensſchickſale Chateaubriand's, das Verzeichniß ſeiner vielen und ſo mannichfaltigen Schriften, die Wirkung die ſie hervorbrachten — dieß alles zuſammen beweist unwiderſprechlich, daß er ein außerordentlicher Geiſt iſt. Ueber ſeine Bedeutung führen wir zwei competente Autoritäten an: Goethe, in den Geſprächen mit Eckermann ſagt: „Wenn ich mir Viktor Hugo recht betrachte, ſo ſehe ich wohl, wo er und andere friſche Talente ſeines Gleichen herkommen: von Chateaubriand kommen ſie her, der freilich ein ſehr bedeutendes rhetoriſch-poetiſches Talent iſt.“ Die andre Autorität iſt Napoleon, und Chateaubriand ſelbſt ermangelt nicht derſelben zu erwähnen und geſteht, daß ſeine Worte der ſtolzen Schwäche ſeines Herzens ſchmeicheln! „Wenn im Jahr 1814 und 1815 Richelieu und Chateaubriand, der in Gent ausgezeichnete Dienſte geleiſtet, die Leitung der Angelegenheiten in die Hände bekommen hätten, würde Frankreich mächtig und gefürchtet aus jenen beiden großen nationalen Kriſen hervorgegangen ſeyn. Chateaubriand hat von der Natur das heilige Feuer erhalten, ſeine Werke bezeugen es. Sein Styl iſt nicht der Styl Racine's, es iſt der eines Propheten. Nur er allein auf der Welt hat ungeſtraft auf der Tribune der Pairs ſagen dürfen: der graue Rock und der Hut Napoleons, auf einer Stange an der Küſte von Breſt aufgeſteckt, würden Europa unter die Waffen rufen. Wenn er je zum Steuer des Staats berufen wird, ſo kann Chateaubriand ſich wohl verirren, ſo viele andre haben hier ihren Untergang gefunden; aber gewiß iſt, daß alles Große und Nationale ſeinem Geiſte gemäß iſt, und daß er mit Entrüſtung die entwürdigenden Akte der damaligen Verwaltung zurückgewieſen hätte.“

Weder war Goethe für die franzöſiſche Literatur und Poeſie beſonders eingenommen, noch hatte Napoleon Grund zu günſtiger Geſinnung gegen Chateaubriand, der ihn durch ſeine Schriften vielfach gereizt und namentlich durch ſeine im entſcheidenden Augenblick unter das franzöſiſche Volk geworfene Broſchüre: Buonaparte und die Bourbons, welche nach Ludwigs XVIII eigenem Geſtändniß ihm ſo viel nützte, wie eine Armee, der Sache Napoleons unermeßlichen Schaden zugefügt hatte, mithin darf man die angeführten Urtheile als unparteiiſch betrachten. Napoleon ſcheint ihn ſogar politiſch höher zu ſtellen, als Goethe literariſch; ohne Zweifel aber wird ſein literariſcher Ruhm ſeinen politiſchen überleben.

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte von Rimini.

Dritter Geſang.

Die verhängnißvolle Leidenſchaft.

Warum muß ich den Traum von Glück jetzt ſtören,
Den Gattenkuß durch kaltes Leid verkümmern?
Warum der Schönheit Angeſicht betrüben,
Warum enthüllen jene Thränentage,
Die mit dem frühen Morgenroth begannen —
Warum erzählen von enttäuſchter Hoffnung,
Von frommem Trug und übermächt'ger Sünde —
Vom Schreck, der dieſem ſanften Herzen ſagte:
Unwiderruflich hab' es Hoffnung, Glauben,
Und Liebe Einem Bruder hingegeben —
Dem Andern aber, weh! ihr ganzes Leben!

In Manchem glichen Beide ſich — in Haltung
Zuweilen, in des Haars, der Wangen Farbe,
Im Ton auch bei gleichgültigem Geſpräch;
Verglich man ſie nur nach dem Alltagsmaßſtab,
So ſagte man nur etwa: derber ſey
Des Einen Weſen, das des Andern zarter;
Giovanni zeige ernſthaft ſich zumeiſt,
Lebendiger ſey Paolo's ſanfterer Geiſt.

Wohl fehlt' es nicht an Solchen, die den Vorzug
Giovanni's kriegeriſchem Weſen gaben;
Denn ganz ſoldatiſch war dieß, wenn ein Auge
Glühend und kalt zugleich, tiefliegend, ſtolz,
Wenn Adlernaſe und entſchloßner Mund
Ankündigten den mannhaft kühnen Krieger.

Digitized by Google

Ganz anders war das Antlitz Paolo's,
Und ſchöner ohne Zweifel; trotzig war es,
Wenn Trotz am Platz, und runzeln konnt' er wohl
Die Stirne, einem Todesengel gleich.
Doch hatte kein ausſchließlich ſcharfer Stempel
Beſtimmter Neigung ſich drin ausgeprägt.
Sein Lächeln hatte nichts von Höflingsart,
Nichts vom Gelehrten ſeiner Miene Ernſt;
Nichts war an ihm ſoldatiſch — geiſt'ger Art
War ſeine Kraft, verſchmähend wüſte Rohheit;
Die Naſe, leicht gebildet, aber feſt,
Zeigte Geſchmack, die Stirn den Denkergeiſt;
Aus ſeinem Auge blickte milde Weisheit,
Und Sanftmuth war um ſeinen Mund gelagert;
Ein Antlitz ſchien's, geſchaffen um zu zeigen:
Was ſich geſtalten kann aus Fleiſch und Blut!
Von unverkümmerter Natur ein Spiegel,
Tragend der Menſchheit göttlich reines Siegel.

Wenn ſie in Manchem wohl ſich näher ſtanden,
So war's zumeiſt in ritterlichem Ruhm,
Und angelernten Fertigkeiten — Jagen,
Die edle Falkenbeize, Bogenſchießen,
Das Lanzenſpiel vor holder Damen Augen,
Das ſinn'ge Schach, der Räthſel ſichre Löſung,
Und noch viel ſchwererer Probleme Schlichtung:
Wenn's Pfau'n und Eber zu zerlegen galt —
Vorzüge, die wohl Triſtans Ruhm erſchüttern
Und Lanzelot in Schatten ſtellen könnten. —
Doch laſſen wir die Rittersachen ruhn:
Nur mit dem Herzen hat dieß mein Gedicht zu thun.

Das Schlimmſte an Giovanni, wie zu bald
Die Gattin fand, war übellaun'ger Stolz.
Keck, ſchön, der Kunſt auch kundig zu gefallen,
Pünktlich und ſtreng im täglichen Verkehr,
Hatt' er die Schätzung wahren Werths verlernt,
Der doch allein die trübe Welt erleuchtet,
Und bei beſchränktem Maaß von eigner Tugend
Verlangte von den Andern er das Größte.
Nie hielt er Abrechnung mit ſeinen Launen;
Sein Angeſicht war finſter Stunden lang,
Wenn dann ihn raſche Luſtigkeit ergriff,
Dann ſollte, wer nur um ihn war, ſie theilen,
Und wenn ſein Antlitz ſich erheitert hatte,
Dann ſah er mit Befremden ein unwölktes.
Doch ſo iſt das Gewiſſen — und ſo ſtreng
Hält es die Wache, wenn ſonſt Alles ſchläft,
Und ſo viel Selbſtkenntniß bleibt immerdar
Bei allen unſern Schwächen uns zurück,
Daß kein Verdacht ihn bitt'rer hätt' gekränkt
Als der: daß ihm's an Edelmuth gebreche;
Um ſolch heilloſen Irrthum zu zerſtören,
Bewies er Einem bittere Verachtung,
War ſtolz am Abend, Morgens ungeberdig,
Und übellaunig eine Woche lang.
Sinn hatt' er für Verdienſte hoher Art,
Doch fehlten ihm Geduld und Freundlichkeit,
Und, ſchwebend zwiſchen Tugenden und Mängeln,
Verlangte trotzig er der Menſchen Achtung.
Dieß und die Hoheit ſeines Stands verlieh
In manchen Augen ihm den Schein der Würde,
Die Menge war erfüllt vor ihm mit Scheue,
Niemand ihm zugethan in Lieb' und Treue.

Vielleicht es hatte von des ältern Bruders,
Des auf den Thron berufenen, Gemüthsart
Den Jüngern ſeine Nachgeburt bewahrt;
Entbehrend der freiwill'gen Huldigung,
Lernt' er auf edle Weiſe ſie verdienen,
Und aus Gewöhnung und aus Herzensgüte
Entdeckt' er, ohne viel ſich zu beſinnen,
Die wahre Weisheit ſey: nach beſten Kräften
Glücklich zu machen und es ſelbſt zu ſeyn.
Nicht daß er ſein Zeitalter überſah,
Daß wen'ger als ein Andrer ſeines Stamms
An Krieg und Waffen ſeine Luſt er hatte —
Doch war das Liebſte ihm ein froh Geſicht;
Und wo ſein offnes Auge hin ſich wandte,
Da lockte es die Heiterkeit hervor.
Entgegen ſchlugen allwärts ihm die Herzen:
Gab's wo ein Ringelrennen und Turnier:
Da glänzte keines Andern Anmuth ſo
Beim Roſſetummeln — keines Andern Stärke,
Giovanni, ſeinen Bruder, ausgenommen.
Gab's einen Hoftag, einen Tanz, ein Feſt,
Muſik, mit flatternden franzöſiſchen Federn,
Im Waldesſchatten eine Sommerfahrt,
Wo auf dem Raſen Laut' und Teppich lagen
Und frohes Lachen durch die Lüfte ſchollte:
War er der Flinkſte ſtets, der Wohlgemuthſte;
Ins Gras ſich ſtreckend wußt' er mit Geſchichten
Die Zeit ſo unvergleichlich zu vertreiben,
Im Lautenſpiel war ſeine Kunſt ſo groß,
Daß Aller Mund ſich in ſein Lob ergoß.

Zu früh nur mußte dieſe Ungleichheit
Die ſchöne Angekommene gewahren,
Und um ſo mehr als ihre Zuſtimmung
Zu leicht, durch Hoffnungen ganz andrer Art,
Unredlich war erſchlichen und erkauft;
Und manchmal brach der Schmerz ob dieſer Täuſchung
In heiße Schaam gekränkten Werthes aus;
Doch weil das Uebel nicht mehr gut zu machen,
Bot ſie entſchloſſen auf der Tugend Stolz,
Um in der patriot'ſchen Tochter Rolle

Digitized by Google

Die Probe der Hingebung abzulegen,
Und ihre neuen Pflichten vorzuziehn
Dem Glück, das ihr ein Vater ſchuldig war.
Schon an dem Tag, wo ihre Ueberraſchung
Am höchſten, netzte Wehmuth ihr das Auge,
Als ſie durch ſeine Sorgfalt, wie durch Zauber,
Ihr Zimmer hier ganz gleich dem heim'ſchen fand;
Es waren ihre Bücher hergeſchafft,
Die Landtapeten und der rothe Stuhl,
Das Stundenglas, gefüllt mit Sand, die Laute,
Die kleine Silbervaſe für die Blumen,
Das Stickgeſtell, die angefangne Arbeit,
Der weiße Falk', ſich wärmend in der Sonne,
Der, ſah er ſie, zu ihr herübertrippelnd,
Hinbog den Hals auf ihre weiche Hand.
Doch rührte ſie am meiſten der Gedanke:
Daß, wenn beſtimmt ihr war das Mutterglück,
Giovanni ihre Freude würde theilen,
Und ihre Lieblinge die ſeinen ſeyn.
Schon ſah ſie ihn als Vater ihres Kinds,
Schon lächelt ſie dem Pfand des Glücks entgegen:
Doch dann fuhr ihr durchs Herz ein Stich; die Röthe
Ihre geſenkten Wangen überflog,
Wenn ihr fiel ein, daß Er, der ſolche Freuden
Dann mit ihr theilt, niemals ihr Herz getheilt;
Mit herben Senfzern kämpfte ſie es nieder,
Und hörte manchmal ſie, in ſolchem Sinnen
Begriffen, ihres Gatten Schritt ertönen:
So eilte ſie nur raſcher ihm entgegen,
That auf die Thür' mit doppelt ſüßem Lächeln,
Und mit der Hoffnung, daß ein frohes Antlitz
Der heut'ge Tag ihm zeige; fragte ihn
Nach ſeinem Waffenſpiel, wie ihm die Jagd gelungen,
Und welcher Fürſt ſein Herz vergnügt durch Huldigungen?

Dann pflegte wohl der Fürſt mit Wohlgefallen
Sie anzuſchaun und zärtlich ſie zu küſſen;
Nicht unzugänglich war er dem Tribut
Der Freundlichkeit, der ihm gezollet ward,
Doch ungroßmüthig, gab er ſich nicht Mühe
Sich durch Erwiedrung freundlich ihn zu ſichern;
Auf ihre Freuden ging er niemals ein,
Auf Bücher, Blumen, ländliches Vergnügen;
Kaum lauſcht' er ihrem köſtlichen Geſang,
Als in Geſellſchaft nur, aus Eitelkeit,
Und wenn ſie, nach dem Waffenſpiel zur Laute
Sang, ihm zu Liebe, eine wilde Weiſe
Von Ferumbras, vom muthigen Orlando,
Von Ryan's Mantel und von Richards Muth,
Der grünes Gras oft rothgefärbt mit Blut.

Und doch, wie finſter auch er ſich erwies
Und kalt — er glaubte, wieder ſie zu lieben,
Die Luſt, womit er ihrem Singen lauſchte,
Der Stolz, mit welchem er ihr Lob ſog ein,
Kurz, ſein Vergnügen, wenn er ſelbſt erfreut,
Galt ihm für Leidenſchaft und Dankbarkeit.
So konnt' auch ſie — wenn ſie ihn liebte — denken,
Denn was vermag zu deuten nicht die Liebe!
Bis lange Kälte, grenzenloſe Selbſtſucht
Zuletzt den Stolz der Zärtlichkeit beſchämt.
Doch übel vorbereitet war die Arme,
Das fehlende Verdienſt hinzu zu träumen,
Sie, die Betrogne — ſie, geſchaffen ganz,
Sich innig an ein ſanftes Herz zu ſchmiegen;
Glücklich zu ſeyn gemacht, und zu beglücken;
Sie, die ihr Herz offen entgegentrug
Dem Mann, der drin fand ſein veredelt Bild,
Geboren, um mit dem geliebten Mann,
Wie eine Braut, ſtets Eines Sinns zu ſeyn,
An ſeinem Aug' ohn' Unterlaß zu hangen,
Zu theilen ſeine Luſt und ſeine Sorgen,
Ihn, gleich dem frühſten Strahl, zu grüßen jeden Morgen.

Doch Paolo, der ſeit dem Tage, wo
Ihr holder Blick entgegen ihm geleuchtet,
Ihr Bild ſich, unbewußt, ins Herz geprägt,
Um jeden andern Reiz daran zu meſſen:
Er hatte irgend wie die Liſt erfahren,
Wodurch ſie damals ihm ward anvertraut.
Vielleicht ein Schwätzer von Fürſt Guido's Hof,
Ein luſt'ger Freund hat's ihm zum Spaß geſagt,
Doch in ſein Herz ſtahl ſich die Schmeichelei;
Er wurde ernſt, unruhig, nachdenkſam;
In ſeinem Geiſte raſch, durchlief er Alles:
Geberden, Blicke, Lächeln, Worte, Schweigen,
Auch was ihm ſonſt gleichgültig war erſchienen,
Und las jetzt einen andern Sinn heraus.
Oft ward er roth in plötzlicher Beſchämung
Ob ſeiner Einbildung und Eitelkeit;
Mit zorn'gem halb und halb betrübtem Seufzen
Hob er das Kinn, zwang ſich zur Munterkeit,
Warf von ſich weg den Traum und ſah ſich um
Nach ſeinem Falken oder ſeinem Buch,
Und ſchalt ſich ſelbſt, daß er etwas zu denken
Gewagt, was ſeinen Bruder könnte kränken.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 79.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 November 1836.

Kleinere Gedichte

von

Walter Scott.

5.

Donald Caird iſt wieder da.

Chor.

Donald Caird iſt wieder da!
Donald Caird iſt wieder da!
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird iſt wieder da!

Donald Caird kann Lieder ſingen,
Froh bei'm Hochlandsreigen ſpringen;
Trinken, bis die Männer ſinken,
Schmeicheln, bis die Weiber winken;
Eimer binden, Keſſel flicken,
Schädel ſpalten auch in Stücken:
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird iſt wieder da!
Donald Caird iſt wieder da!
Donald Caird iſt wieder da!
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird iſt wieder da!

Donald Caird kann Hoſen ſtricken,
Kennt des Rothwilds Liſt und Tücken;
Kann den Lachs im Bache ſpießen;
Vögel aus den Lüften ſchießen;
Kann die Küſtenwächter ſchrecken,
Und aus tiefem Schlummer wecken;
Nicht für Lohn und Geldeswerth
Laßt euch ein mit Donald Caird!
Donald Caird iſt wieder da!
Donald Caird iſt wieder da!
Pfeifenklang ſchall' fern und nah,
Donald Caird iſt wieder da!

Donald Caird leert ſeine Kanne
Schneller, als ſie füllt die Hanne;
Jeder Wirth, der Schnaps verſchenkt,
Weiß, wie er den Becher ſchwenkt;
Trunken iſt er keck und rege,
Gehet Niemand aus dem Wege;
Hochlands Häuptling, Tieflands Laird
Müſſen weichen Donald Caird!
Donald Caird iſt wieder da!
Donald Caird iſt wieder da!
Auf erzählt es fern und nah,
Donald Caird iſt wieder da!

Schließt den Schenktiſch, ſchließt die Lade,
Daß euch Donald Caird nicht ſchade!
Donald Caird hält Alles feſt,
Was Allan Gregor übrig läßt:
Käſe, Wolle, Hahn und Henne,
Auch ein Schwein wohl von der Tenne,
Lumpen — O, vor Strang und Schwere
Hüte wohl dich, Donald Caird!
Donald Caird iſt wieder da!
Donald Caird iſt wieder da!
Keiner ſag's dem Scherif ja,
Donald Caird iſt wieder da!

Donald Caird war kaum zu retten,
Strang bedrohten ihn und Ketten;
Doch Donald Caird, mit ſchlauen Tücken,
Wußt' den Galgen zu berücken;
Sieh', es fiel von Fuß und Hand
Seiner Feſſeln ſtählern Band!
Wahrt die Heerden fern und nah!
Donald Caird iſt wieder da!
Donald Caird iſt wieder da!
Donald Caird iſt wieder da!

Digitized by Google

Keiner ſag's dem Richter ja,
Donald Caird iſt wieder da!

6.

Wiegenlied für den Sohn eines Schottiſchen Häuptlings.

Schlaf, Söhnchen! dein Vater war eiſenumhüllt
Ein Ritter! deine Mutter war lieblich und mild!
Vom Thurme ſieh' nieder: des Waldes Revier,
Die Schluchten, die Berge, ſie prangen nur dir!

O, fürchte das Horn nicht, wie laut es auch dröhnt;
Den Wächtern nur, die dich beſchützen, es tönt;
Sie ſpannen den Bogen, ihr Schwert raucht von Blut,
Eh' feindlich ein Bube dir Leides anthut.

Schlaf Söhnchen! die Zeit kommt, wo panzerbedeckt
Das Horn und die Trommel vom Schlummer dich weckt,
Drum ſchlafe, mein Liebling, noch darfſt du's ja thun;
Als Mann mußt du kämpfen, kannſt nimmermehr ruhn!

7.

Das Mädchen von Isla.

Mädchen von Isla, hoch vom Riff,
Das Sturmgewölk und Meer umnachten,
Siehſt du nicht dort das kleine Schiff
Die Wuth der Wellen keck verachten?
Jetzt taucht es tief in Schaum und Dampf,
Tanzt hoch jetzt auf der Wogen Rand;
Sprich, warum wagt es ſolchen Kampf? —
Mädchen, es ſucht ſein Heimathland!

Siehſt, Mädchen, du die Möve dort?
Durch Nebel glänzt ihr weißer Flügel;
Sie ſchwingt ſich durch den rauhen Nord,
Und ſucht des Ufers ſichre Hügel.
Warum durch Sturm und Wogenſchaum
Sucht ſie der Inſel Felſenſtrand,
Warum des Ufers grünen Saum? —
Mädchen, es iſt ihr Heimathland!

Doch, wie des Schiffs der wilde Sturm,
Lachſt du der Werbung, die ich bringe;
Kalt, wie des Felſen ſteiler Thurm,
Wo Möv' und Taucher ſenkt die Schwinge.
Sey noch ſo hart, ſey noch ſo kalt,
Doch, Mädchen, biet' ich dir die Hand!
Wenn nicht dein liebend Herz, dann bald
Iſt Allan's Grab ſein Heimathland!

8.

Der Einfall.

(The Foray.)

Der letzte der Stiere war heut' unſer Mahl;
Kein Wein in der Burg mehr, als hier im Pokal!
Wohlauf! mit dem Schwert euch umgürtet! von hinnen!
Gefahr iſt zu wagen, und Raub zu gewinnen!

Das Auge, das jüngſt noch mit lächelndem Strahl
Dem unſern begegnet, blickt trübe durch's Thal,
Hernieder vom Thurm durch die Nacht zu erſpähn
Das dämmernde Roß und des Helmbuſches Wehn.

Wie der Wind ſich erhebt, wie der Platzregen rauſcht!
Der Mond hinter Wolken in Nebelduft lauſcht!
So recht, ihr Genoſſen! des Thurmwarts Geſicht,
Von Dunkel befangen, erſpäht uns dann nicht!

Wie ſtampfen die Roſſe! hört, das iſt mein Scheck!
Sein Hufſchlag klingt markvoll, ſein Wiehern klingt keck!
Wie der Blitz des Gewitters in Sturm und in Dampf,
Soll der Blitz ſeiner Mähne auch führen zum Kampf!

Die Brücke fiel nieder, ſchon tönte das Horn!
Ein Glas noch: — und dann gebt den Roſſen die Spor'n! —
Ein ehrenvoll Grab dem Gefallnen voll Muth,
Und Heil dem, der heimkehrt zu Teviots Fluth!

9.

Das Mädchen von Toro.

O, tief auf dem Toroſee ruhte verziehend
Die ſcheidende Sonne mit purpurner Gluth;
Leis rauſchte der dunkelnde Wald; da lag knieend
Ein Mädchen am Ufer und weint' in die Fluth.
„O, ſüßeſte Jungfrau, und ihr, in den Höhen
Des Himmels, ihr Heil'gen, vernehmt meine Noth!
Erhört meine Bitte, gewähret mein Flehen!
Gebt Heinrich mir wieder, ſonſt gebt mir den Tod!“ —

Es tönte herüber vom waldigen Hügel,
Bald ſtärker, bald ſchwächer, des Kampfes Gewirr;
Da plötzlich, getragen vom ſchwellenden Flügel
Des Windes, ſcholl Schlachtruf und Waffengeklirr.
Sie horchte, ſie blickte zur Ferne, ſie lauſchte;
Es nahte ein Krieger; wie ſchlug ihr das Herz!
Sein Schritt war ſo langſam, ſein Leben verrauſchte;
Sein Helm war geſpalten, ſein Antlitz ſprach Schmerz.

„O, rette dich, Mädchen! geſchlagen die Heere!
O, rette dich: todt dein Beſchützer, dein Freund!
Dein Heinrich liegt kalt auf zerbrochenem Speere,
Und raſch durch die Waldungen naht ſich der Feind!“ —
Kaum, ſtammelnd, vollbracht' er ſein ſchreckliches: „Rette!“
Verzweifelnd vernahm ihn das Mädchen. — Den Lauf
Verſenkte die Sonn' in des Toroſee's Bette,
Doch ging ſie den Beiden wohl nimmermehr auf!

F. Freiligrath.

Chateaubriand.

(Fortſetzung.)

Es iſt etwas Großes, als Staatsmann und als Literat zugleich ausgezeichnet zu ſeyn; beide Eigenſchaften erhöhen gegenſeitig eine den Glanz der andern. Aber Chateaubriands Ruhm wäre vielleicht unangefochtner und reiner geblieben, wenn er ſich

Digitized by Google

begnügt hätte, ein Mann des Worts und der Feder zu bleiben; natürlich mußte er mit einem großen Maßſtab gemeſſen werden, und wenn er den Erwartungen, die man von dem ſo berühmten Autor hegte, nicht entſprach, fiel, der Natur der Sache nach, ſein Kredit überhaupt. Entwurzelt gleichſam aus ſeinem heimathlichen Boden durch die erſte Revolution, gewann er nie wieder jene ſtete und feſte Haltung, welche das wichtigſte Element des politiſchen Charakters ausmacht; die ihn in ſeinem politiſchen Leben beſtimmenden Impulſe mochten nie geradezu verwerflich, ſie mochten oft großmüthiger und plauſibler Art ſeyn, er mochte ſelbſt die Ueberzeugung hegen, immer nach den Eingebungen der Ehre und der Pflicht zu handeln — aber wenn auch er ſelbſt ſich ſchmeichelt, *Einheit in ſein Leben gebracht zu haben*, ſo wird doch die Welt anderer Anſicht ſeyn.

Durch die Macht ſeines Wortes, durch den blendenden Glanz, die hinreißende Wärme ſeiner Darſtellung war Chateaubriand ein unſchätzbarer Anwalt eines Syſtems, einer Regierung und ein furchtbarer Gegner — aber er ſelbſt war nicht zum Haupt einer Partei, zum Vertreter eines Syſtems gemacht, dazu fehlte ihm der klare Blick, die kalte Beſonnenheit. Bei der Fülle und Vielſeitigkeit ſeiner Anlagen beſaß er doch nicht jenen innern Kern, der das praktiſche, der das poetiſche Genie macht; er verirrte ſich ſelbſt in dem weiten Umfang ſeines Talents. *Gründe* fehlten ihm gewiß nie bei ſeiner Handlungsweiſe, wohl aber der feſte, unwandelbare *Grund*, — der bewußte Wille, der wie die Magnetnadel immer nach der gleichen Richtung ſtrebt. Die Ehre und die Wohlfarth Frankreichs, kann man ſagen, hatte Chateaubriand doch immer vor Augen; das mag ſeyn — aber wie Verſchiedenartiges fand er damit vereinbar oder durch ſie gefordert! die Befreiung Griechenlands und die Invaſion in Spanien! Um ſeinem Vaterlande zu dienen, nahm er unter Napoleon ein Amt an, aber im Jahr 1814 ſah er das Heil Frankreichs einzig und allein in der Perſon der Bourbons. Aus welchen Quellen ſchöpfte er ſeine politiſchen Anſichten? Aus der geſchichtlichen Erfahrung, aus den religiöſen Dogmen, aus der Vernunft oder aus individuellen Sympathien und Antipathien? Man kann antworten, daß er alle die erſtgenannten Quellen zwar nicht verſchmähte, daß er je nach der Lage der Umſtände bald auf dieſe, bald auf jene rekurrirte; bald die Orakel der Geſchichte anrief, bald die Sprüche der Schrift herbeizog, bald er Stimme des natürlichen Bewußtſeyns, des unmittelbaren Rechtsgefühls Gehör verſchaffen wollte — aber daß er doch am meiſten ſeinen Stimmungen und Gefühlen nachgab, ſeine hiſtoriſchen Vorurtheile zu geſchichtlich ſanktionirten Axiomen erhob, daß er, ſtatt überall den richtigen Stand- und Geſichtspunkt zu ſuchen, die Dinge mehr oder weniger gewaltſam, mehr oder weniger abſichtlich oder bewußtlos in das Licht rückte, in welchem er ſie ſehen wollte. Der Philoſoph, der Religiöſe, der Edelmann und der Mann der Einſicht und des Fortſchritts, der Legitimiſt und der Freund der Freiheit begegneten und ſtritten ſich in ihm, bald behielt dieſe, bald jene Betrachtungsweiſe Recht; er gab ſich wohl auch Mühe nachzuweiſen, daß die verſchiedenen Tendenzen ſich nicht widerſprechen, daß z. B. die Religion, das Chriſtenthum die Sache der Freiheit begünſtige; aber doch würde derjenige, der darauf ausginge, die Widerſprüche in Chateaubriands politiſchen Schriften aufzudecken, eine reiche Ernte finden. Beſchränken wir uns nur auf ſeine Stellung zu Napoleon, ſeine Urtheile über denſelben — welche Ungleichheit! Chateaubriand ſelbſt fühlt es, aber er iſt weit entfernt, irgend etwas zurückzunehmen von dem, was er geſchrieben; nicht leicht iſt ein Autor zu finden, der an ſeinen Worten und Schriften ein ſolches Wohlgefallen hat und ſich ſelbſt ſo häufig citirt; er glaubt, die verſchiedenſten Urtheile neben einander beſtehen laſſen zu können, indem er erklärt: „Wenn man die Schrift *Buonaparte und die Bourbons*, die *Paralle zwiſchen Buonaparte und Washington* und einige Blätter aus meiner *Polemik* zuſammennimmt, wird man ungefähr Alles haben, was im Guten und im Böſen von jenem Manne zu ſagen iſt, den die Völker eine Geiſſel nannten;“ über die Sprache in der erſtgenannten Schrift gibt er die Erklärung: „Buonaparte iſt in dieſem Büchlein, den Erforderniſſen der damaligen Zeit gemäß, mit Härte beurtheilt. In jener Epoche der Verwirrung und Leidenſchaft konnten die Worte nicht auf die Goldwage gelegt werden; es kam weniger darauf an zu ſchreiben als zu handeln (— das heißt: weniger darauf die *Wahrheit* zu ſagen als zu *wirken* —) es war eine Schlacht die gewonnen oder verloren werden mußte und die, verloren, die Trümmer des legitimen Throns für alle Zeiten zerſtreute. Der Augenblick war entſcheidend; es that Noth ſich nur mit dem *furchtbaren* Mann zu befaſſen, ohne zu unterſuchen was er Ausgezeichnetes an ſich hatte; die Bewunderung, unkluger Weiſe mit in die Wage gelegt, hätte die auf die Seite des Unterdrückers unſerer Freiheiten geneigt. Niemand hatte kaltes Blut um ein unparteiiſches Urtheil auszuſprechen. Als Uſurpator des Throns des heiligen Ludwigs und der Rechte der Nation — ſo zeigte ſich Buonaparte, als ich das erſtemal ſeine Züge ſkizzirte. Ich beurtheilte ihn mit vielduldenden Generationen, ſelbſt eines ſeiner Opfer; ſpäter habe ich zu reden gehabt von einem verlornen Scepter, von einem zerbrochenen Schwert, als gewiſſenhafter Hiſtoriker, als Bürger, der die Unabhängigkeit ſeines Landes geſichert ſieht.“ — „Im Jahr 1814 habe ich Buonaparte und die Bourbons geſchildert; im Jahr 1827 habe ich die Parallele zwiſchen Washington und Buonaparte gezogen; beide *Abgüſſe* von Napoleon ſind ähnlich, aber der eine iſt vom Lebenden, der andere vom Todten genommen, und der Tod iſt wahrer als das Leben.“ Und nun vergleiche man Stellen aus der einen Schrift mit Stellen der andern! Die Schrift vom Jahr 1814, die im pathetiſchſten Ton geſchrieben, mit den Worten beginnt: „Nein! nie werde ich glauben, daß ich auf dem Grabe Frankreichs ſchreibe! ich kann mich nicht überzeugen daß nach dem Tage der Rache uns nicht der Tag der Barmherzigkeit anbrechen ſollte;“ die Schrift, welche die Bourbons als wahre Heilige und Heilande Frankreichs preiſt —: „die Bourbons allein entſprechen heute unſerm jammervollen Zuſtand; ſie ſind die einzigen Aerzte, welche unſere Wunden zu ſchließen vermögen. Alles wird legitim mit ihnen und durch ſie, alles iſt illegitim ohne ſie;“ — dieſe Schrift entwirft von Napoleon ein Bild, deſſen einzelne Züge eben ſo ſehr ſich untereinander ſelbſt, als der geſchichtlichen Wahr-

Digitized by Google

heit und Chateaubriands eignen, ſonſt ausgeſprochenen Anſichten widerſprechen; nur einige Sätze mögen hier eine Stelle finden: „Buonaparte hatte nichts für ſich als militäriſche Talente, worin es ihm jedoch mehrere unſerer Generale gleich, wo nicht zuvor thaten. Um ihn zu verderben genügte es, daß die Vorſehung ihn verließ und ihn ſeinem eigenen Wahnſinn preis gab.“ — „Nie hatte ein Uſurpator eine leichtere und glänzendere Rolle zu ſpielen.“ — „Das Continentalſyſtem war das Syſtem eines Narren oder eines Kindes.“ — „Thöricht in ſeiner Verwaltung, verbrecheriſch in ſeiner Politik, was hatte er denn an ſich, dieſer Ausländer, um die Franzoſen zu verführen? Seinen kriegeriſchen Ruhm! Nun wohl, deſſen iſt er jetzt entkleidet. Er iſt freilich ein großer Schlachtengewinner aber abgeſehen davon iſt der geringſte General geſchickter als er. Er verſteht nichts von Rückzügen und vom Terrain. Man hat geglaubt, er habe die Kriegskunſt vervollkommnet und doch iſt es gewiß, daß er ſie auf den Zuſtand der Kindheit zurückgeführt hat.“ — „Wenn Gott die Vollſtrecker ſeiner himmliſchen Strafgerichte auf die Erde ſendet, ſo iſt Alles vor ihnen geebnet, ſie erreichen außerordentliche Erfolge bei mittelmäßigen Talenten. Ihnen iſt gegeben zu verderben und zu erniedrigen, die Ehre zu vernichten, die Seelen herabzuwürdigen, zu beflecken was ſie berühren, Alles zu wollen und Alles zu wagen, in allen Sprachen zu reden, alle Augen zu blenden, die Vernunft ſelbſt zu täuſchen, für ungeheure Genie's zu gelten, während ſie nur gemeine Verbrecher ſind.“ Den freilich nahe genug liegenden Vorwurf, wie die Franzoſen einem ſolchen Wahnſinnigen haben gehorchen, wie er ſelbſt, Chateaubriand, ihm habe dienen können, begegnen die Worte; „Buonaparte kündigte ſeine Entwürfe nicht offen und geradezu an. Er verſöhnte die wahren Franzoſen dadurch mit ſich, daß er ſich für den Wiederherſteller der Ordnung der Geſetze und der Religion ausgab. Die Weiſeſten ließen ſich hintergehen, die Hellſehendſten ließen ſich täuſchen.“ — Die Gelangung Napoleons zur Macht wird, mit merkwürdiger Keckheit in Entſtellung der Geſchichte, alſo geſchildert: „Durch die Erfahrung aufgeklärt, empfanden wir endlich, daß die monarchiſche Regierungsform die einzige unſerem Vaterland frommende ſey. Es wäre das natürlichſte geweſen, unſere legitimen Fürſten zurückzurufen; aber wir ſahen unſere Verbrechen für zu groß an, als daß ſie verziehen werden könnten. Wir bedachten nicht, daß das Herz eines Abkömmlings des heiligen Ludwigs ein unerſchöpflicher Schatz des Erbarmens iſt. So mußte man darauf denken, ein Oberhaupt einzuſetzen, welches das Kind der Revolution wäre. Unbeſcholtene, feſte und muthige Magiſtrate, Feldherren, berühmt durch Rechtſchaffenheit und Talent, hatten ſich mitten unter unſern Unordnungen gebildet; aber man bot ihnen eine Gewalt nicht an, welche anzunehmen ihnen ihre Grundſätze verboten hätten. Man verzweifelte daran, unter den Franzoſen ein Haupt zu finden, das die Krone Ludwigs XVI zu tragen wagte. Ein Ausländer bot ſich dar; er wurde gewählt.“

In der Parallele zwiſchen Washington und Buonaparte ſagt er: „Vergleicht man Washington und Buonaparte, Mann mit Mann, ſo ſcheint das Genie des erſtern minder großartig als das des zweiten. Washington gehört nicht wie Buonaparte jenem Geſchlecht der Alexander und Cäſarn an, das über die gewöhnliche menſchliche Größe hinausragt.“

Die Meinung iſt nicht, hier mit Chateaubriand zu rechten über ſeine Beurtheilung Napoleons; nur ein Beiſpiel ſollte gegeben werden von ſeiner Fertigkeit darin, daſſelbe Thema in ganz verſchiedener Weiſe zu behandeln, auf denſelben Gegenſtand zu verſchiedenen Zeiten, in verſchiedener Stimmung ein ganz ungleiches Licht fallen zu laſſen — ein Beiſpiel von ſeiner Sophiſtenkunſt mit Einem Wort. Ein bedeutendes rhetoriſch-poetiſches Talent nennt ihn Goethe; bekannt aber iſt, wie leicht die Rhetorik zur Sophiſtik umſchlägt und ebenſo bekannt iſt, wie beſonders die franzöſiſche Beredtſamkeit in vielen Fällen es nicht verſchmäht, die Waffen der Sophiſtik zu borgen. Dieß liegt tief im franzöſiſchen Charakter, dem dadurch keineswegs der Vorwurf bewußter Unredlichkeit gemacht werden ſoll. Die Sophiſtik nämlich beſteht darin, daß einzelne Seiten, untergeordnete Geſichtspunkte hervorgehoben, behauptet und vertheidigt werden — entweder gegenüber von der entgegenſtehenden Einſeitigkeit oder von der ganzen Wahrheit. Die volle Wahrheit, die erſchöpfende Einſicht, die ſich des Gegenſtandes ganz und gar bemächtigt hat, beſitzt kein ſterblicher Geiſt; auch die gereifteſte Weisheit iſt noch mehr oder minder mit Einſeitigkeiten behaftet, die Nähe ſowohl als die Entfernung an Raum oder Zeit täuſcht das Auge. In der Eigenthümlichkeit des deutſchen, ſpeculativen Geiſtes liegt die Tendenz, der Einſeitigkeiten Meiſter zu werden, ſie zu überwältigen und ſich dem über den Gegenſätzen erhabenen Standpunkt der Wahrheit möglichſt anzunähern; der franzöſiſche Geiſt, leidenſchaftlicher, unruhiger, ſelbſtvertrauender begnügt ſich damit, die Einſeitigkeiten durchzufechten, ihnen durch den Schimmer des Talents, womit er ſie unterſtützt, einen temporären Sieg zu erringen. Es iſt nicht geradezu die Unredlichkeit, es iſt häufig nur die Lebhaftigkeit, welche ſich Hyperbeln und Entſtellungen erlaubt; es iſt eine ſich von ſelbſt verſtehende Sache, daß von den Behauptungen und Angaben einer pathetiſchen Rede Manches in Abzug gebracht werden muß, was zur Steigerung des Effekts dient; es gilt eine licentia rhetorica, bei ſich jeder zu Nutze machen muß, um nicht gegen die Andern im Nachtheil zu ſeyn —

Damus hanc veniam petimusque vicissim.

Ein frappanter Kontraſt, ein ſchönes Bild, ein beißender Witz ſind mit einer kleinen Entſtellung der Thatſachen, mit einer Sünde gegen die Logik nicht zu theuer erkauft und man vergißt den Mangel an Bündigkeit in einer Argumentation, die mit einem Stichwort für die Nationaleitelkeit endigt. Welche Gefahr, auf einem ſolchen Boden, unter ſolchen Influenzen ein Sophiſt zu werden! Offenbar aber iſt auch, daß unter ſolchen Verhältniſſen das Wort nicht mehr ganz ſeine ſchlimme Bedeutung behält, daß der Gegenſatz der Beredſamkeit oder der Darſtellungskunſt und der Sophiſtik ein fließender wird.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 80.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 November 1836.

Noch Einiges über den Ettrick-Schäfer.

Ueber den Ettrick-Schäfer, deſſen ſchon früher in dieſen Blättern Erwähnung geſchah, theilt das New Monthly Magazine mehrere intereſſante Notizen, ſeine Lebensſchickſale und ſeine Entwicklung als Dichter betreffend mit, wovon wir Einiges ausheben.

James Hogg war geboren am 25 Januar 1772 in einer Hütte am Ufer des Ettrick. Des Dichters Vater ſtammte von einem Geſchlecht von Schäfern, die ſeit undenklicher Zeit dieſen abgelegenen Diſtrikt bewohnt hatten; ſie waren urſprünglich Dienſtleute der Scott's von Oakwood geweſen und hatten, wenn der Tradition Glauben geſchenkt werden darf, die Häuptlinge dieſes kriegeriſchen Geſchlechts auf manchen ihrer räuberiſchen Streifzüge begleitet. Der Familienname lautete früher Houg, nicht Hogg, und kam von einem alten däniſchen Wort Hoeeo her, das Adler bedeutet. James, der zweite von vier Söhnen, ward in Folge von Unglücksfällen, die ſeinen Vater betraſen, ſchon früh in die Welt hinausgeworfen; aber obgleich er ſo frühe der Leitung und Berathung ſeiner trefflichen Eltern beraubt ward, erlitten doch die Grundſätze der Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit, die ſie ihm eingeflößt, keine Aenderung. Seiner Mutter verdankte der Ettrick-Schäfer von ſeinem ſpätern Ruhm mehr als man vielleicht wird zugeſtehen wollen; an dieſer ausgezeichneten Frau hatte er eine geiſtige Amme, fähig ſeinen erwachenden Genius zu pflegen und ihn bei ſeinem frühſten Streben nach Ruhm zu ermuthigen. Sie entdeckte bald, daß ihr Schäferknabe etwas in ſich hatte, das ſich bei den gewöhnlichen Menſchen nicht fand; dieſen Schatz zu heben war ihr frühzeitiges und vom Erfolg gekröntes Beſtreben. Ungefähr ums Jahr 1740 war das Geſchlecht der Minſtrels noch nicht ganz erloſchen in den Gränzlanden Schottlands, und von den Recitationen Eines dieſer wandernden Sänger, eines neunzigjährigen Greiſes, hatte Margaretha Laidlaw (die Mutter James Hogg's) ihr ſehr treues und umfaſſendes Gedächtniß mit vielen tauſend Verſen von ſchottiſchen Balladen angefüllt. Keine unwürdige Erbin war ſie von dem Geiſtesbeſitz dieſes alten Mannes, vielleicht des letzten ſeines Geſchlechts; von ihrem Munde ſchöpfte nachmals Walter Scott einige der ſchönſten Balladen in der Minstrelsy of the Scottish border. Die Hütte, wo ſie geboren war und dreißig Jahre verlebte, war in einer der wildeſten, abgelegenſten Gegenden des ſüdlichen Schottlands. Während der langen Wintermonate war wenig oder gar kein Verkehr zwiſchen den Bewohnern dieſes Orts in der Wildniß und der geſchäftigen Welt; ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſie alle die damals herrſchenden abergläubiſchen Vorſtellungen früh in ſich aufnahm. Sie lebte gleichſam an dem Quell des Aberglaubens und hatte ſeine verſtörten Waſſer in tiefen Zügen getrunken; in der einſamen Wildniß verweilend hatte ſie gehört oder bildete ſich ein gehört zu haben:

> Die luft'gen Zungen, die der Menſchen Namen
> In wüſter Wildniß und am Strande lallen.

Feſt glaubte ſie an die Exiſtenz jener geiſterhaften Weſen, womit die Phantaſie alle Hügel und Thäler und jeden ihre wilde Heimath durchſtrömenden Bach bevölkert hatte; als ſie in ſpätern Jahren Mutter war, pflegte ſie ihre Kinder in den langen Winternächten durch lebhafte Recitationen aus den ſchottiſchen Balladen zu unterhalten; dabei aber vergaß ſie nie das weit Wichtigere: die religiöſe Unterweiſung ihrer Kinder. — Die Umgebungen, in welchen James Hogg aufwuchs, waren für eine empfängliche Einbildungskraft die günſtigſten; mit den Worten der Ballade kann man ſagen:

> Der Ettrick-Forſt iſt der ſchönſte Forſt,
> Den mit Augen ein Mann je ſah;
> Der Bock und das Reh und der Hirſch und das Thier —
> Des Wildes die Fülle iſt da.

Zu welcher Zeit der Barde des Gebirgs ſein poetiſches Lallen anfing, können wir nicht beſtimmt angeben, aber wir haben Grund zu vermuthen, daß es ſehr früh geſchah; während der Zeit ſeiner Dienſtbarkeit als Knabe ſagte oft, wenn er die

Digitized by Google

väterliche Hütte beſuchte, ſeine gute Mutter zu ihm: „Jamie, mein Junge, komm' ins Haus und mach' mir ein Lied!“ Wie ihm dieſe Verſuche glückten, haben wir nicht erfahren, auch wüßten wir nicht, daß von dieſen ſeinen frühſten Gedichten noch welche vorhanden wären. Während der jugendliche Dichter auf den Bergen ſeine Heerde weidete, hatte er Gelegenheit ſich in Betrachtung der Natur zu verſenken, wie ſie ſich dem Städter nicht darbietet. In dem ewig wechſelnden Schauſpiel der Wolken, in dem hellen und ſchönen Himmel bei der Heiterkeit einer Sommerdämmerung, oder in den erſten Strahlen der Morgenſonne hatte der Ettrick-Schäfer ſeine Einbildungskraft in den Jahren ſeiner Dienſtbarkeit mit Gedanken und Empfindungen genährt, die in glänzenden Schöpfungen einer poeſievollen Seele ſpäter ſich offenbarten. Seine Bibliothek beſtand in den erſten zwanzig Jahren ſeines Lebens aus einigen Nummern von Scots' Magazine, aus Harvey's Meditations und dem anmuthigen Hirtendrama The gentle shepherd; dieß wußte er Wort für Wort auswendig und in ſeiner Bibel war ihm jedes Blatt bekannt. Davids Pſalmen waren ihm ſo vertraut, daß er beim Kirchenbeſuch ſelten ins Buch zu ſehen brauchte; ſeine Stimme erſcholl immer als eine der lauteſten und nicht am wenigſten melodiſchen unter den ländlichen Andächtigen; einmal funktionirte er ſogar als Vorſänger in der Kirche von Ettrick. In ſeinem zwanzigſten Jahr kam er zu Hrn. Laidlaw in Blackhouſe, wo er mehr als Sohn denn als Knecht gehalten wurde, eine nicht unanſehnliche Bibliothek benützen durfte und ſein Talent von ſeinem Herrn und noch mehr von deſſen Sohn, ſeinem Genoſſen und Freund, anerkannt wurde. Dieſe Anerkennung wurde beſtärkt und befeſtigt, die Zweifel beſiegt und beſchämt durch den gewichtigen Ausſpruch Walter Scott's, der ihn hier kennen lernte: es ſey ihm nie ein Mann von größerer Originalität des Genius vorgekommen. Als Autor trat Hogg zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf; er war von ſeinem Herrn nach Edinburg geſchickt worden zu einem Schafhandel, und da er einige Tage vor dem Markt ankam, miethete er ſich ein Stübchen in der Vorſtadt und ſchrieb einige, wir glauben nicht eben die beſten ſeiner Dichtungen, wie ſie ihm gerade ſein Gedächtniß eingab, nieder. Sie blieben, als er die Stadt verließ, in den Händen eines obſkuren Buchdruckers und der Schäfer hörte nichts mehr davon, bis ihm einige Exemplare nach Blackhouſe geſchickt wurden. Jetzt ſah er ſich doch gedruckt und ſeine literariſche Laufbahn war begonnen. Sein Ruf breitete ſich jetzt, obſchon anfänglich nur langſam, aus; ſein nächſtes Werk war der: Bergbarde, worin wenigſtens der Hauch der Poeſie wehte — ein Hauch, der noch Größeres und Gediegeneres verſprach.

Ungefähr ums Jahr 1810 fing Hogg an, auf ſein Talent ſeine Exiſtenz im Leben zu gründen. Er ſagte für einige Zeit ſeinen heimathlichen Bergen Lebewohl, begab ſich nach Edinburg um daſelbſt ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen und begann im Winter dieſes Jahrs ſeinen Spion — für einen bloßen Schäfer aus der Wildniß des Ettrick-Waldes ein ganz eigenes Unternehmen. Das Werk beſtand hauptſächlich aus Erzählungen in Proſa und Verſen und gelegentlichen Aufſätzen über Gegenſtände von allgemeinem oder lokalem Intereſſe; aber er hatte als periodiſcher Schriftſteller wenig Unterſtützung und mußte ſich vorzüglich auf ſeine eigene Erfindungskraft verlaſſen. Der jetzt längſt vergeſſene Spion enthielt einige Skizzen von den Sitten und Gebräuchen der Gränzlande, die nachmals, ſeinen Winterabenderzählungen einverleibt, ſo beliebt wurden. Größerer Ruhm aber wartete des Dichters, als ſeine Queen's Wake erſchien, dieß ſchöne Gedicht, auf welches ſich ſein Ruf als Dichter eigentlich gründet und durch welches ſein Name auf die Nachwelt kommen wird; von dem Tag an wo es herauskam, war das Recht des Verfaſſers unter den ausgezeichnetſten literariſchen Männern des Zeitalters ſeine Stelle einzunehmen, eben ſo unzweifelhaft als unbeſtritten. Viele der ſchönſten Balladen darin waren ſchon Jahre lang im Beſitz des Dichters geweſen; es kam ihm der glückliche Einfall, es könnte dadurch, daß er ſie in ihrer jetzigen Geſtalt verknüpfe, ein anziehendes Büchlein entſtehen — und die Queen's Wake war die glückliche Frucht dieſer Idee. Nur den genaueren Freunden des Schäfers iſt es bekannt, daß die Barden, welche vor der jungen und reizenden Königin ſingen, Gemälde aus dem Leben ſind und mehrere von den geſchätzteſten Genoſſen des Dichters ſchildern ſollten.

(Schluß folgt.)

Chateaubriand.

(Fortſetzung.)

Wenn Chateaubriand nur in Beziehung auf Politik und Geſchichte ein Sophiſt wäre, ſo hätten wir hier nicht davon zu reden gehabt; aber die Sophiſtik zieht ſich, natürlich mit Modifikationen, bedingt durch den Gegenſtand den er behandelt, und die Stimmung, in welcher er ſchreibt, durch alle ſeine literariſchen Produkte hindurch; ſie iſt ein integrirender Theil ſeines Talents; will man es mit einem feineren Namen bezeichnen, ſo kann man ſagen: es iſt ſeine individuelle Weiſe, die Dinge anzuſehen. Das Recht, ſeine eigenthümliche Betrachtungsweiſe zu haben, ſoll keinem Menſchen abgeſprochen oder geſchmälert werden; es iſt dieß ein Vorzug, es begründet die Anſprüche auf das ſo beliebte Prädikat: geiſtreich. Aber Chateaubriand iſt es nicht darum zu thun, ſeine Anſichten durch Vergleichung mit andern, durch ſtrenge Logik und Alles erwägende Gewiſſenhaftigkeit zu rektificiren und der Wahrheit möglichſt nahe zu kommen, ſondern vielmehr darum, dieſelben, weil es ſeine Anſichten ſind, ſo beſtechend als nur immer möglich darzuſtellen. Am auffallendſten, am leichteſten nachzuweiſen iſt ein ſolches Verfahren in der Behandlung der Geſchichte, wo die Evidenz der Thatſachen die Spiegelfechtereien der Sophismen am ſiegreichſten niederſchlägt, wo der Widerſtand des Einzelnen gegen die Macht der Wahrheit am ſchnellſten in ſeiner Ohnmacht und in ſeinem Eigenſinn ſich offenbart. Oder wer möchte als eine hiſtoriſche Autorität den Schriftſteller gelten laſſen, der das Lob der franzöſiſchen Monarchen in einer Weiſe ſingt wie Chateaubriand: „Gewiß hätte das Alterthum, erkenntlicher als wir, nicht ermangelt, ein Geſchlecht göttlich zu nennen, das mit einem tapfern und klugen König beginnend

Digitized by Google

und mit einem Märtyrer endigend, im Zeitraum von neun Jahrhunderten drei und dreiſſig Monarchen zählte, unter welchen ſich nur ein einziger Tyrann findet; ein in der Geſchichte der Welt einziges Beiſpiel und ein ewiger Stolz für unſer Vaterland. Die Rechtſchaffenheit und die Ehre ſaßen auf dem Thron Frankreichs, wie auf andern Thronen die Gewalt und die Politik. Die Einen dieſer Könige hießen die Weiſen, die Guten, die Gerechten, die Vielgeliebten! (Chateaubriand vergißt die Prädikate der Schöne, und der Erſehnte); die Andern hießen die Großen, die Erhabenen, Väter des Vaterlands und der Wiſſenſchaften. Einige hatten wohl Leidenſchaften, für welche ſie durch Unglück büßten; aber keiner flößte der Welt Entſetzen ein durch Laſter, wie ſie das Andenken der Cäſarn ſchänden." Welches Vertrauen kann eine Logik einflößen, welche ſo argumentirt: „Man könnte die Reformation anklagen, die mittelbare Urſache der Mordthaten der Bartholomäusnacht, der Greuel der Ligue, des Meuchelmords Heinrichs des IV, der Metzeleien in Irland, der Widerrufung des Edikts von Nantes und der Dragonaden geweſen zu ſeyn; denn durch eine natürliche Rückwirkung erweckte ſie bei ihrer Entſtehung aufs neue den ſchon erlöſchenden katholiſchen Fanatismus." Das beſcheidene: Man könnte, zeigt zwar deutlich genug, daß er ſelbſt in dieſem Fall die Perfidie einer ſolchen Argumentation wohl erkennt, aber es ließen ſich Beiſpiele genug anführen, wo er mit größerer Zuverſicht Behauptungen aufſtellt, welche in nicht geringerem Grade gegen Logik und natürliches Gefühl ſtreiten. Man muß bei der Lektüre ſeiner Schriften immer auf der Hut ſeyn, um nicht durch ſeine blendenden Gedanken und Einfälle, durch ſeine im Ueberfluß herbeigebrachten, aber oft mißbrauchten Analogien, durch ſeine erſchlichenen Argumentationen und ſeine, oft durch einen leichten beigemiſchten Zug entſtellte und mißdeutete Thatſachen ſich überraſchen und täuſchen zu laſſen. Nicht abſichtliche Täuſchung, ſondern die Präoccupation des von ſeinem Gegenſtand lebhaft ergriffenen, von dem gewaltigen Strom ſeiner eigenen Beredtſamkeit fortgeriſſenen Schriftſtellers iſt dieß; aber wenn das Bewußtſeyn hievon uns billig zurückhält, ihn deßwegen allzuhart anzuklagen, ſo muß es uns auf der andern Seite deſto vorſichtiger gegen ihn machen.

Bei einem Autor wie Chateaubriand, deſſen ſämmtliche Schriften ſo ſtark von ſeiner Subjektivität gefärbt ſind, der nie die Sprache des kalten, nüchternen Verſtandes redet, der der Einbildungskraft einen ſo mächtigen Einfluß geſtattet, der ſo gern an die Empfindungen, natürliche oder angelernte, appellirt, der eine ſolche Neigung hat, Alles, Großes und Kleines auf ſein Ich zu beziehen — bei einem Autor dieſer Art iſt es von Intereſſe zur Erläuterung ſeines literariſchen Charakters auch ſeinen perſönlichen, ſo weit er aus ſeinen Schriften ſich ergibt, in Betracht zu ziehen.

Chateaubriand iſt Franzoſe und Edelmann. Die Eigenthümlichkeit ſeiner Nation und ſeiner Kaſte ſind in ſeinem Geiſte ſehr deutlich ausgeprägt. Als Franzoſen charakteriſirt ihn ſeine Lebendigkeit, ſeine Empfänglichkeit, die Beweglichkeit und Elaſticität ſeines Geiſtes, ſeine leichte und bequeme Auffaſſung, ſein Pathos; als Edelmann ſeine Ritterlichkeit, ſeine Großmuth, ſein reizbares Ehrgefühl, ſeine konſervative Ehrfurcht für das Alte und Traditionelle, ſeine Treue und ſein Katholicismus. Mit Ausbruch der Revolution und mit der Emigration lebte in dem franzöſiſchen Adel wieder die Erinnerung an den Titel des franzöſiſchen Monarchen als Allerchriſtlichſter König auf, und der Gegenſatz gegen die in ihrem Zenith atheiſtiſche Revolution trug nicht wenig dazu bei, ihren Gegnern zu eifrigen Umfaſſung der Religion hinzudrängen. Den eigenthümlichen Charakter der Religioſität Chateaubriands werden wir ſpäter bei Beſprechung ſeines génie du Christianisme noch näher bezeichnen. — Obgleich ein Flüchtling und in gewiſſem Sinn ein Opfer der Revolution, war jedoch Chateaubriand zu ſehr Franzoſe und Philoſoph, als daß er nicht auch in gewiſſem Sinn die Revolution als eine welthiſtoriſche That ſeines Volkes hätte anerkennen und die Reſultate derſelben auf bedingte Weiſe adoptiren ſollen. Die Freiheit der Völker, den Fortſchritt wollte er; er bekämpfte mit großem Nachdruck und Erfolg die Beſchränkungen der Preßfreiheit und verfocht mit glänzender Beredtſamkeit die Sache Griechenlands. Tiefgewurzelte ariſtokratiſche Lieblingsanſichten einerſeits, andererſeits natürliches Wohlwollen und kosmopolitiſche Liberalität ließen ihn dem Ziel nachſtreben: Legitimität und Humanität mit einander zu verſchmelzen und zu verſöhnen. Aber hiedurch ſtieß er bei den entgegengeſetzten politiſchen Parteien an, deren jede zwar gern ſeine Autorität, ſo weit ſie im einzelnen Fall ihr günſtig war, ſich gefallen ließ, aber ſeine geſammte politiſche Anſicht und Tendenz aus den entgegengeſetzten Gründen verwarf. Die Unabhängigkeit der Geſinnung, das Sich-Erheben über die Parteien iſt eine ſchöne Sache für den Theoretiker, den Philoſophen; aber der praktiſche Staatsmann hört eben damit auf Staatsmann zu ſeyn, wenn er ſich alle Parteien entfremdet, ohne ſich eine neue, eigene zu ſchaffen, wenn er ſich mit ſeinen koſtbarſten politiſchen Ueberzeugungen iſolirt. Eine ſolche Handlungsweiſe läßt ſich zwar als ehrenwerthe Energie des Charakters erklären, aber ſie kann auch, wie im Falle Chateaubriands, den Verdacht einer eigenſinnigen Eitelkeit begründen, und für dieſen Verdacht ſpricht der Mißmuth, die ſchwankende Unentſchiedenheit und Bitterkeit, welche in ſeinen neueſten Schriften ſich nicht verkennen laſſen und das ſchweigende Zugeſtändniß enthalten, daß er an ſeinen eigenen Anſichten und an ſeinem Ziel irre geworden. Man könnte ſagen, aus der feudaliſtiſchen Zeit, deren Andenken dem Vicomte immer theuer und ehrwürdig bleibt, wenn ſchon er ſich ihre Gebrechen nicht zu verhehlen vermag, habe er den abenteuerlichen Sinn gerebt, der ihm einige Aehnlichkeit gibt mit den fahrenden Rittern, welche zwar hier und dort ſich an Andere anſchloſſen, einen gemeinſamen Kriegszug mitmachten, aber dann doch wieder ſich iſolirend ihre beſondern Wege, Abſichten oder Grillen verfolgten. Dieſer Trieb ſich zu iſoliren, offenbart ſich in der Reiſeluſt Chateaubriands. „Reiſen!" ruft er aus: „großes Wort! es ruft mir mein ganzes Leben ins Gedächtniß zurück!" Dieſe Reiſeluſt iſt ſehr charakteriſtiſch an ihm; ſie iſt überhaupt verwandt mit dem Poetiſchen im Menſchen; es iſt die Luſt am Unbekannten, Neuen, Fernen, der romantiſche Trieb. Je nach der Eigenthümlichkeit der Länder, wohin ihn ſeine Wan-

derungen führten, nahmen ſeine Reiſeempfindungen verſchiedene Färbungen an; in Amerika iſt er ergriffen von der Einfachheit der Naturvölker und ſeine Seele iſt bewegt von dem großen Gegenſatz der Rohheit und der Civiliſation; in Griechenland feiert er den Cultus des griechiſchen Alterthums, in Spanien vergegenwärtigt er ſich die Zeiten des Glaubensſtreits zwiſchen Spaniern und Arabern; in England beſchäftigt ihn neben der Literatur und Geſchichte dieſes Landes vorzüglich eine Vergleichung ſeiner politiſchen Einrichtungen, Entwicklungen und Revolutionen mit den politiſchen Schickſalen Frankreichs, und im heiligen Lande erwacht vor ſeiner entzündeten Einbildungskraft die chriſtliche Urzeit. So reiſte er nicht als Hiſtoriker oder Statiſtiker, ſondern als Poet; auf dem Boden der Wirklichkeit erhoben ſich vor ihm die Bilder der Vergangenheit oder der Zukunft und was er ſah, intereſſirt ihn vorzugsweiſe inſofern, als es ſeiner Reflexion oder ſeiner Einbildungskraft, die beide unerſättlich waren, neuen Stoff zuführte. Es iſt nicht unintereſſant, daß auch Lamartine, in vielen Beziehungen ein Geiſtesverwandter von Chateaubriand, den Drang in ſich gefühlt hat, den Orient zu bereiſen. Ein wichtiges Element in der Poeſie Byrons, deſſen Verhältniß zu den beiden franzöſiſchen Dichtern hier nicht näher beleuchtet werden kann, obgleich Chateaubriand in ſeiner neueſten Schrift ſelbſt eine Parallele zwiſchen ſich und dem Britten zieht, bildet ebenfalls das Reiſen mit ſeinen Reſultaten. — Im Vorbeigehen — wie iſt dieß anzuſehen? iſt es ein Zeichen von geſteigerter Capacität, von wachſender Univerſalität der Poeſie, daß ſie das Fremde zu umſpannen und in ihren Bereich zu ziehen ſucht, oder iſt es ein Zeichen von Armuth, die ſich am eigenen Heimiſchen nicht mehr befriedigt findet?

Die vielen Reiſen und der langjährige Aufenthalt Chateaubriands außerhalb Frankreichs hätten ihm, könnte man glauben, leicht eine völlig kosmopolitiſche Geſinnung und Weltanſchauung einflößen können — aber wenn ſich auch ſeine Anſichten erweiterten und er ſich von nationalen Vorurtheilen freier machte als ſeine meiſten Landsleute, ſo blieb doch das Innerſte ſeines Geiſtes und Herzens durch und durch franzöſiſch; ſeine Empfänglichkeit für Fremdes und Neues war mit einem eben ſo großen Maß von zäher Anhänglichkeit am Alten gepaart und ſein Beiſpiel beweist häufig, wie die in den Augen von Deutſchen und Engländern einſeitigen Anſichten und Urtheile von Franzoſen über Ausländiſches nicht allein in der Unwiſſenheit ihren Grund haben, ſondern ſehr häufig auch in ihrer Unfähigkeit aus ſich ſelbſt herauszugehen. Mehr zwar als irgend ein andrer Franzoſe erkennt Chateaubriand die Eigenthümlichkeit des franzöſiſchen Geiſtes und ſchildert ſie hin und wieder mit treffenden Zügen, er ſagt ſelbſt, die Franzoſen wüßten in ihren Anſichten und Urtheilen nicht die rechte Linie zu halten, nicht gleichmäßig und ſtetig fortzuſchreiten, ſie ſpringen immer von Weiß auf Schwarz und umgekehrt, wie der Springer im Schachſpiel; aber dieſe Einſicht hilft ihm nicht den auch auf ihm laſtenden Zauber brechen; auch er bleibt den franzöſiſchen Gebrechen großentheils unterworfen, und faſt ſcheint es, als ob er ſich auch darin gefiele. Dieſe Selbſtgefälligkeit und Eitelkeit iſt, wie ſchon oben bemerkt, ein wichtiger Zug in ſeinem Weſen. Es iſt ganz natürlich, daß ein Mann, der als Autor und als Staatsmann eine ſolche Rolle geſpielt hat, ſich fühlt, daß er bei den reichen Erinnerungen eines wechſelvollen, vielbewegten Lebens, das ihn durch die halbe Welt führte, gern verweilt, daß er mit Zufriedenheit und Stolz auf ſeine Schriftſtellerlorbeeren blickt: aber die Eitelkeit, welche Chateaubriand überall an den Tag legt, iſt nicht geeignet, unſre Meinung von ſeinem Geiſt und Verſtand zu ſteigern. Es iſt als ob er in beſtändiger Furcht und Unruhe ſchwebte, die Welt möchte ſeinen Ruhm und ſeine Werke vergeſſen, wenn er ſie nicht immer wieder daran erinnerte; ſein Ich iſt ihm der rothe Faden der neueſten Geſchichte, an alle großen Erſcheinungen und Männer heftet er ſich mit den Enterhaken ſeiner Perſönlichkeit, wenn ihm auch die Zuſammenſtellung mit denſelben nur nachtheilig ſeyn kann. Kann ſich der Dichter Chateaubriand mit dem Dichter Byron meſſen? Und doch wagt er es: „Es iſt vielleicht von einigem Intereſſe für die Zukunft, das Zuſammentreffen der beiden Häupter der neuen franzöſiſchen und engliſchen Schule zu bemerken, welche den gleichen Ideenſchatz und ein ähnliches Schickſal, wenn ſchon nicht ähnliche Sitten, hatten; beide Reiſende im Orient; der Eine engliſcher, der Andere franzöſiſcher Pair; nur war das Leben des engliſchen Dichters nicht in ſo große Ereigniſſe verwickelt wie das meinige.“ Er gibt zu verſtehen, daß er eigentlich Byron zu ſeinen Schülern und Nachahmern zählen dürfe — (René ſoll das Vorbild zum Childe-Harold geweſen ſeyn —). Mehr verletzte Eitelkeit und Reſignation als Beſcheidenheit ſpricht ſich in folgenden Worten aus: „Ich bin Lord Byron im Leben und er iſt mir im Tod vorangegangen; er iſt abberufen worden, ehe die Reihe an ihm war; meine Nummer war früher als die ſeinige, und doch kam die ſeinige zuerſt heraus. Byron hätte noch auf der Welt bleiben ſollen; mich konnte ſie miſſen, ohne mein Verſchwinden zu bemerken und ohne ſich nach mir zurückzuſehnen.“ Auch einer andern, anſpruchslos klingenden Stelle ſcheint dieſelbe Stimmung zu Grunde zu liegen: „Gott ſey Dank! indem ich mich ſelbſt nach meinem wahren Werth ſchätze, habe ich nie auf die Herrſchaft in der Literatur Anſprüche gemacht; wie ich nur an die religiöſe Wahrheit glaube, von welcher die Freiheit eine Geſtalt iſt, ſetze ich mein Vertrauen ſo wenig in mich, als in irgend Etwas unter dem Monde.“ Wie er ſich ſelbſt beurtheilte, ſeine Bedeutung und ſeinen Werth anſchlug, wird man erſt aus ſeinen Memoiren erkennen, die nach ſeinem Tod werden veröffentlicht werden, und die er nur einem kleinen Kreis zum Theil vorgeleſen hat; er bemerkt hierüber: „Ich kann bei meinen Lebzeiten nicht Alles von mir ſagen, was ich im Grabe ſagen darf; es iſt etwas ſehr Bequemes todt zu ſeyn, weil man dann ganz ungenirt reden kann.“

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 81.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 November 1836.

Die Natur.

Von Beranger.

Hervorzubringen Luſt und Schmerzen
Natur, die reiche, niemals ruht;
Die Welt iſt voll von argen Plagen,
Von Trümmern, Thränen und von Blut.
Doch Schönheit winket ihr uns zu vertrauen,
Ein ſüßes Nektarblut die Traube ſchwellt;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröſtet wieder iſt die Welt.

Sündfluthen gab's in jedem Lande;
In dieſem Augenblick vielleicht
Flüchten ſich Sterbliche zur Arche,
Weil ſie der Zorn der Wogen ſcheucht.
Doch läßt ſich bunt am Himmel Iris ſchauen
Und hat die Taub' im Schiff ſich eingeſtellt:
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröſtet wieder iſt die Welt.

Wieder ein Schauplatz voll von Leichen!
Der Aetna ſcheint in ſeiner Wuth
Emporzuſpeien an den Himmel
Aus ſeinem Schlund der Hölle Glut.
Doch endlich ſchweigt ſein Grimm. Die Flücht'gen bauen
An ſeinem Fuß vertrauend neu ihr Zelt;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröſtet wieder iſt die Welt.

Gott! welch ein Schwarm von neuen Plagen!
Der grimme Gei'r vom Orient,
Die Peſt, mit ſchwarzen Flügeln klatſchend,
Ihr ſcheues Opfer überrennt.
Doch gnädig mild die Himmel wieder blauen,
Die Hand dem Kranken man entgegen hält;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröſtet wieder iſt die Welt.

Mars endlich häuft noch unſer Elend;
Wir büßen für der Kön'ge Streit.
Schon trank der Grund das Blut der Väter,
Das Blut der Söhne trinkt er heut.
Doch, mit dem Schwert in Stücke ſich zu hauen,
Werden die Völker müd; man räumt das Feld;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröſtet wieder iſt die Welt.

O ſingen wir vom jungen Lenze,
Statt anzuklagen die Natur!
Der Freude ſchlingt, der Liebe Kränze
Von Roſen, friſch entblüht der Flur.
Ob auch die Knechtſchaft uns erfüllt mit Grauen,
Mit Schmerz das Reich, das hin in Trümmer fällt,
Fließt edle Weine, lächele mild o Frauen,
Getröſtet wieder iſt die Welt.

Noch Einiges über den Ettrick-Schäfer.

(Schluß.)

Die Veranlaſſung, welche die Witch of Fyfe ins Daſeyn rief — mit Ausnahme von Kilmeny vielleicht die phantaſiereichſte unter allen Balladen des Dichters — war folgende. Sie war die Frucht eines Vormittags und wurde in den Stunden zwiſchen Frühſtück und Mittageſſen gedichtet. Er war an dieſem Tag zu einer Geſellſchaft bei einem Freund, Robert Jamieſon eingeladen, und da er wünſchte zur Unterhaltung ſeiner Freunde etwas den alten Balladen des Nordens Nachgebildetes mitzubringen, ſetzte er ſich hin und ſchrieb ſeine Witch of Fyfe; welcher Erfolg dieſe Aufgabe, die er ſich ſelbſt geſtellt hatte, krönte, brauchen wir nicht zu ſagen. Oft haben wir in unſerer Phantaſie dieſe berühmte Fee auf ihren Wanderungen durch viele Länder begleitet; mit ihr ſind wir geſegelt über die ſtür-

miſche See, wenn die Wogen bergehoch gingen, und haben den Aufruhr des Sturms gehört; wir haben den Blitzſtrahl zucken ſehen aus der ſchwarzen Wolke, der einen augenblicklichen Glanz auf das empörte Meer warf; wir haben dem rollenden Donner gehorcht und das klägliche Geheul der Seehunde vernommen, vor Allem aber ſind wir entzückt worden durch den Geſang der Meernixe. Mit dem alten Ehegemahl haben wir in Maiery's Hütte gewacht und die fürchterlichen Hexen hereintreten ſehen; wir haben das Wort gehört, das der Dichter nicht ausſprechen durfte und mit klopfendem Herzen den Abzug der Hexen geſehen; wir ſind ihnen gefolgt auf ihrer Flucht durch die Regionen des Aethers und nach unſerer Wanderung über den ewigen Schnee haben wir getrunken von des Biſchofs Wein:

Bis das Auge ſich ſchloß und verſagte die Stimm'
Und die Zunge nicht wollte mehr gehen.

Wir ſind geſtanden auf den fernen Küſten Norwegens, wo alle Geiſter des Nordens einen großen Feſttag feierten. Wir haben die Kraft des Zauberwaſſers geſehen, das abſcheuliche Hexen in jugendlich blühende Mädchen verwandelte und wir haben Mitleid gefühlt mit dem armen, alten Ehegemahl, der auf dem Punkt iſt ſein Leben zu verwirken durch ſeine Liebe zu dem blutrothen Wein. Wir haben ſein Geſicht voll Todesangſt geſehen, wie er an den Pfahl gebunden iſt; der Feuerbrand iſt an die Scheiter gelegt und der Holzſtoß lodert in Flammen auf — und haben uns innig gefreut über die rechtzeitige Ankunft des Boten von den Küſten von Fyfe. Wir haben beinahe die Worte gehört, die ihm ins Ohr geflüſtert wurden — wir haben wenigſtens ihre Wirkungen geſehen. Die ſtarken Seile, womit der Alte gebunden war, zerriſſen und wir ſahen ihn triumphirend über die lodernden Flammen ſich erheben und in den klaren blauen Himmel ſchweben. Dieß und noch viel Anderes haben wir geſchaut, wenn wir die Schöpfungen der Phantaſie des Dichters laſen. Wir könnten viele Stellen in den Dichtungen des Schäfers bezeichnen, wo ſeine Muſe, die Schwingen ausgebreitet, in die Region des Geſanges emporſchwebte und eine gleiche Höhe erreichte, als nur immer in den glücklichſten Gedanken, welche die Blätter der Queen's Wake zieren. Dieß ſchöne Erzeugniß ſeiner Einbildungskraft durchzuckte wie ein Meteor den literariſchen Himmel; aber nicht wie ein Meteor, deſſen augenblicklicher Glanz am Dunkel der Nacht verſchwindet, ſollte es unſerem Auge ſich entziehen; einem hellen und ſchönen Planeten erſcheint ſie über dem Horizont — aber als ein Planet mit eigenem, nicht mit erborgtem Licht.

Die Sonnenpilger waren ein ſehr paſſender Vorwurf für die Phantaſie des Ettrick-Schäfers; er iſt immer glücklich, wenn er in das Feenland wandert, oder, wie ſeine Heldin und ihre himmliſche Führerin, andere Welten und Syſteme beſucht. Seine glänzende Beſchreibung der Irrfahrten eines Kometen würde dem Genius eines Miltons keine Schande machen und hätte der Verfaſſer ſonſt nie eine Zeile gedichtet — dieſe einzige Stelle würde ihm einen hohen Rang unter den Dichtern ſeines Zeitalters anweiſen.

An der Mutter des jetzigen Herzogs von Buccleuch fand Hogg eine gütige Freundin; durch ihre Freundſchaft wurde ihm der kleine Pacht Altrive zu Theil, wo er die folgenden Jahre ſeines Lebens zubrachte. Der Geldwerth dieſer Wohlthat belief ſich nicht hoch; das jährliche Einkommen betrug, die Wohnung abgerechnet, welche in ſehr ſchlechtem Zuſtand war, ſo daß Hogg auf ſeine Koſten ein neues Haus baute, nicht über 50 Pf. St. Uebrigens hatte der Schäfer nicht einmal einen 99jährigen (unaufkündbaren) Pacht, ſondern erhielt einen ſolchen nur für das Haus und ein Viertel Acre Land in den letzten drei Jahren, um ihn dadurch zum Wähler zu befähigen. Im Jahr 1820 verheirathete er ſich mit Miß Margaret Phillips — eine ſehr glückliche Wahl, welche ihm ſein Leben ſehr erheiterte. Im Sommer 1831 wurde ihm der Pacht Mount Benger von den Vormündern des damals minorennen Herzogs von Buccleuch angetragen; dieß war, wie die Folge auswies, eine ſehr unglückliche Speculation, die den Dichter in große Schwierigkeiten verwickelte und mit dem Ruin ſeines zeitlichen Beſitzes endete. Im Verlauf eines neunjährigen Pachts verwendete er mehr als 2000 Pf. St., die Frucht ſeiner literariſchen Arbeiten, auf das gewinnloſe Grundſtück, eine Summe, mit der er ſeine Familie hätte vor Mangel ſichern können. —

Der Herausgeber leitet die oben im Auszug mitgetheilten Nachrichten mit folgenden Worten ein:

„Der arme Hogg! Wir erinnern uns ſeiner noch wohl; zwar nicht ſo wie ihn Wordsworth in einem kleinen aber ſchönen, ſeinem Andenken dargebrachten poetiſchen Tribut ſchildert „im Moorland des Yarrow," ſondern wie wir ihn in London geſehen, als man ihn zur Merkwürdigkeit des Tages machte und der Freimaurer-Saal (wo Hunderte ſich verſammelt hatten, um zu ſeiner Ehre und zu ihrem Vergnügen zu eſſen und zu trinken) von hochtönenden Ehrenbezeugungen und ſchottiſchen Liedern widerhallte! wir erinnern uns ſeiner auch wohl noch wie er war im geſelligen Kreis, munter, freundlich und gutherzig; der Anziehungspunkt für leuchtende Augen und lächelnde Geſichter; die Einen ergötzten ſich an ſeinem originellen Weſen, Andere erfreuten ſich an ſeiner milden Satyre, und Alle waren unterhalten durch ſeinen Witz und ſeine Laune — wir erinnern uns ſeiner als eines Mannes von natürlichem, kräftigem Geiſt — und alle unſere Erinnerungen tauchten plötzlich wieder aufs lebendigſte vor uns auf bei der traurigen Nachricht, die uns von einem ſeiner nächſten Verwandten und Freunde zukam: daß durch ſeinen Tod ſeine Wittwe, ſein einziger Sohn und vier Töchter gänzlich unverſorgt und mittellos bleiben.

Zwar iſt der Familie ein Pacht von 50 Pf. St. jährlichen Einkünften überlaſſen worden; aber eine Zeit muß vergehen und Auslagen müſſen gemacht werden, ehe das Grundſtück einen Ertrag abwirft. Sir Robert Peel (deſſen kurzes Miniſterium durch manche Proben einſichtsvoller Gönnerſchaft bezeichnet war) ſoll die Abſicht gehabt haben, James Hogg eine jährliche Penſion von 100 Pf. St. auszuſetzen. Seine Freunde ſollen ſich nunmehr an die jetzige Regierung gewendet haben, um die Ausführung jener Abſicht zu erwirken. Wir hoffen das Beſte — aber inzwiſchen leiden Wittwe und Kinder Mangel.

Digitized by Google

Gegen 500 Gentlemen kamen in Freemaſon's Tavern zuſammen, um den Schottiſchen Dichter zu ſehen — nur um ihn zu ſehen und ihn ſprechen zu hören! Das Eſſen koſtete Jedem etwa eine Guinee; ſo daß die Londoner an jenem Tage gegen 600 Pf. St. dafür ausgaben den Ettrick-Schäfer zu ſehen! Wir wünſchten nur, daß dieſe 500 Perſonen ſich jenen Tag eben ſo wie wir ins Gedächtniß zurückriefen, und dann, zweifeln wir nicht, würden ſie gern wieder 600 Pf. St. zuſammenſchießen, um einen weit köſtlichern Genuß zu haben — den einer Wohlthat an die Familie des Ettrick-Schäfers."

Chateaubriand.

(Fortſetzung.)

Es iſt betrübend zu ſehen, wie ein ſo reichbegabter Geiſt am Ende ſeiner Laufbahn weder mit ſich ſelbſt und ſeinen Leiſtungen, noch mit der Welt zufrieden iſt. Unverkennbar aber iſt dieß bei Chateaubriand der Fall. Auf die lebendigſten, farbenreichſten Ergießungen folgt plötzlich eine Klage über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller Dinge, auch der Geiſtesgröße und des Ruhms; eine bittere Niedergeſchlagenheit verſchlingt alle Hoffnung. Zwar beruft er ſich dann auf die Religion als das Einzige was feſt ſteht im allgemeinen Wechſel, aber auch ſie vermag nicht ſeiner Seele eine ächte, tiefe Ruhe einzuflößen; er hüllt ſich in ſie wie der ſterbende Cäſar in ſeine Toga, um mit Anſtand und Würde zu ſinken. Fern ſey es zu behaupten, daß es ihm mit ſeinen religiöſen Empfindungen nicht Ernſt ſey; ferne, zu läugnen, daß er oft dem religiöſen Gefühl eine würdige und ſchöne Sprache geliehen, aber die religiöſe Weltanſchauung verſchmilzt ſich nicht mit ſeinem ganzen Weſen; er rekurrirt auf ſie in der Noth, wenn er einen Erſatz ſucht für die Täuſchungen der Welt, von der er doch ſein Herz nicht loszureiſſen vermag. Ueber das Intereſſe Chateaubriands an der Religion müſſen wir uns etwas weiter auslaſſen.

Der Génie du Christianisme iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der neuern Literatur. Wir laſſen den Verfaſſer ſelbſt über die Zeit der Entſtehung und über die Wirkungen des Buchs reden: „Als der Geiſt des Chriſtenthums erſchien, ging eben Frankreich aus dem revolutionären Chaos hervor; alle Elemente der Geſellſchaft waren unter einander gemengt; die furchtbare Hand, welche ſie zu ſcheiden begann, hatte ihr Werk noch nicht vollbracht; die Ordnung war noch nicht aus dem Deſpotismus und dem Ruhm hervorgegangen. Mitten unter den Trümmern unſerer Tempel, ſo zu ſagen, gab ich das Buch heraus, um in dieſe Tempel den Pomp des Kultus und die Diener der Altäre zurückzurufen. Wenn nicht die Kritiker jener Zeit, die Journale, die Flugſchriften, die Bücher die Wirkungen des Génie du christianisme bezeugten, würde mir nicht geziemen davon zu ſprechen, aber ich kann nicht umhin Thatſachen, die von Niemand angefochten werden, anzuerkennen; man kann verſchieden darüber urtheilen, aber die Exiſtenz derſelben bleibt doch außer Zweifel. Die Literatur nahm theilweiſe ihre Färbung an von dem Génie du christianisme; Schriftſteller thaten mir die Ehre an, die Ausdrücke von René und Atala nachzuahmen, ſogar die Kanzel entlehnte und entlehnt noch alle Tage, das was ich von den Ceremonien, den Miſſionen und den Wohlthaten des Chriſtenthums ſagte. Die Gläubigen glaubten ſich gerettet durch die Erſcheinung eines Buchs, das der Stimmung ihres Innern ſo trefflich entſprach; man hatte damals ein Glaubensbedürfniß, einen Heißhunger nach religiöſem Troſt, der eben ſeinen Grund hatte in der langjährigen Entbehrung ſolchen Troſtes. Wie viel übernatürliche Stärkung hatte man zu ſuchen in ſo großen Drangſalen! Wie viele verſtümmelte Familien hatten bei dem Vater der Menſchen die Kinder zu ſuchen, die ſie verloren hatten! Wie viele gebrochene Herzen, wie viele vereinſamte Seelen verlangten nach einer göttlichen Hand, um ſie zu heilen! Man drängte ſich in das Haus Gottes, wie man in den Tagen der Peſt ſich ins Haus des Arztes drängt. Erfüllt von den Erinnerungen an unſere alten Sitten, an den Ruhm und die Gebäude unſerer Könige, athmete der Génie du Christianisme ganz die alte Monarchie... Buonaparte, damals beſtrebt ſeine Macht auf die erſte Baſis der Geſellſchaft zu gründen und im Begriff, ſich mit dem römiſchen Hof auseinanderzuſetzen, legte der Veröffentlichung des Buchs keine Hinderniſſe in den Weg; er hielt es für förderlich der Popularität ſeiner Abſichten. Später bereute er ſeinen Mißgriff, und im Augenblick ſeines Falls geſtand er, das Werk, deſſen Erſcheinung ſeiner Macht am meiſten geſchadet, ſey der Génie du Christianisme." Aber das Buch, das im Zeitpunkt ſeiner erſten Erſcheinung ſo viel Beifall und Lob fand, genügte nachher, wie der Verfaſſer ſelbſt in der Vorrede zu einer zwanzig Jahre ſpäteren Ausgabe ſagt, den Anſprüchen Vieler nicht mehr: „Zwanzig Jahre ſind dahingegangen, neue Generationen ſind erſtanden und eine alte Welt, welche damals außerhalb Frankreichs ſich befand, iſt zurückgekehrt. Dieſe alte Welt genoß die Früchte der von Andern vollbrachten Arbeiten, ohne zu wiſſen, was ſie gekoſtet; ſie fand den Hohn und Spott, womit Voltaire die Religion überhäufte, verſchwunden, die jungen Leute wagten wieder in die Meſſe zu gehen, die Prieſter wurden wegen ihres Märtyrerthums geachtet und die alte Welt glaubte, das Alles ſey ſo gekommen, ohne daß Jemand eine Hand gerührt habe. Bald fühlte man ſich demjenigen entfremdet, der dem Chriſtenthum hatte Gunſt und Zuneigung gewinnen wollen durch die Schönheit ſeines Kultus, durch den Geiſt ſeiner Verkünder, durch die Wiſſenſchaft ſeiner Lehrer, durch die Tugenden ſeiner Apoſtel und Schüler. Man hätte ſollen weiter gehen. Das konnte ich nach meinem Gewiſſen nicht." Welche Gedanken ihn geleitet, gibt er in der Einleitung ſelbſt genauer an. Bei dem Stand der Zeitbildung beſonders in Frankreich, wo die Religion durch Voltaire und Andere vorzüglich mit den Waffen des Witzes und Spottes angegriffen, wo ihr Abgeſchmacktheit, Plumpheit und Kleinlichkeit vorgeworfen wurde, da habe es ſich darum gehandelt, zu beweiſen, nicht daß das Chriſtenthum vortrefflich iſt, weil es von Gott, ſondern daß es von Gott, weil es vortrefflich iſt. Nicht die Sophiſten, welche niemals aufrichtig nach Wahrheit ſtreben,

Digitized by Google

mußte man wieder für die Religion gewinnen, ſondern die Welt, die ſie irre machten durch ihre Behauptungen, daß das Chriſtenthum barbariſch, abſurd, lächerlich, Feind der Künſte und Wiſſenſchaften, der Vernunft und der Schönheit ſey; zeigen mußte man, daß es nichts Göttlicheres gebe als ſeine Moral, nichts Anmuthenderes, nichts Prachtvolleres als ſeine Dogmen, ſeine Lehre und ſeinen Kult; man mußte ſagen, daß es den Genius begünſtigt, den Geſchmack läutert, tugendhafte Triebe entwickelt, dem Gedanken Leben verleiht, dem Schriftſteller edle Formen darbietet und dem Künſtler vollendete Geſtalten; man mußte alle Zauber der Einbildungskraft und alle Intereſſen des Herzens aufbieten zum Schutze eben der Religion, gegen welche man dieſelben gewaffnet hatte. Die andern Arten der Apologie ſind erſchöpft und vielleicht wären ſie heutzutage unnütz. Fürchtet man etwas dabei, wenn man die Religion von rein menſchlichem Geſichtspunkt betrachtet? Gott verwehrt uns nicht die Blumenwege, wenn ſie zu ihm zurückführen, und nicht immer auf rauhen und ſteilen Bergpfaden kehrt das verirrte Lamm in ſeine Hürde zurück."

Von den vier Büchern des Génie du Christianisme handelt das erſte von den Dogmen und der Lehre, die zwei folgenden vom Poetiſchen des Chriſtenthums, das vierte vom Kultus. Daß der Anpreiſung des Poetiſchen im Chriſtenthum zwei Bücher gewidmet ſind, zeigt den Charakter und die Tendenz des Werkes ſehr deutlich an, und außerdem iſt auch noch ſonſt vielfach aufmerkſam gemacht, wie ſehr die Lehren und Einrichtungen des Chriſtenthums dem poetiſchen Sinn und Gemüth zuſagen. So z. B. nachdem Chateaubriand den Cölibat in ſittlicher und politiſcher Beziehung gerechtfertigt, ſucht er ihn auch den Dichtern annehmlich zu machen und führt Folgendes an: „Die meiſten alten Weiſen haben im Cölibat gelebt, eben ſo die Prieſter und Prieſterinnen. (Dieß iſt hiſtoriſch unrichtig.) Venus Urania und Minerva wurden als Jungfrauen gedacht. Unter den Thieren ſind diejenigen, welche ſich am meiſten dem menſchlichen Verſtande annähern, der Keuſchheit ergeben. Sollte man nicht in der That in dem Bienenſtock das Vorbild jener Klöſter erkennen, wo Veſtalinnen aus der Blüthe der Tugenden himmliſchen Honig bereiten? Die Jungfräulichkeit, vom letzten Ring der Weſenkette aufſteigend bis zum Menſchen geht bald vom Menſchen über zu den Engeln und von den Engeln zu Gott, in welchem ſie ſich verliert. Gott glänzt ewig allein in den Räumen der Ewigkeit, wie die Sonne, ſein Bild, in der Zeit."

Um die Geheimlehren, die Myſterien, mit welchen das Werk beginnt, zu rechtfertigen, beruft ſich der Verfaſſer auf den Reiz des Geheimnißvollen überhaupt für den Menſchen. „Nichts im Leben iſt ſchön, ſüß und groß, als das Geheimnißvolle. Die wunderbarſten Gefühle ſind diejenigen, welche uns auf eine etwas dunkle und verworrene Art bewegen, wie die Schaam, die keuſche Liebe, die tugendhafte Freundſchaft. Die Kindheit iſt ſo glücklich, weil ſie Nichts weiß, das Alter ſo elend, weil es Alles weiß. So iſt es denn nicht zum Verwundern, daß bei dem Hang der menſchlichen Natur zum Geheimnißvollen, die Religionen aller Völker ihre Unbegreiflichkeiten hatten. Es gibt keine Religion ohne Myſterien und die höchſte, erhabenſte Religion muß die tiefſten und unerfaßlichſten haben." — Bei Erörterung des Geheimniſſes der Trinität werden die Spuren dieſes chriſtlichen Dogma's bei den alten Philoſophen aufgezeigt und gefragt: was denn die bildliche Darſtellung der Trinität in Geſtalt eines feurigen Dreiecks für das poetiſche Gemüth Anſtößiges habe? Die Sakramente werden in ihrer tiefen Bedeutung, ihrer ſinnvollen Schönheit erörtert, zum Theil mit einer Beredtſamkeit und Ausführlichkeit, welche gegen die Kürze des Abſchnittes, der über die Menſchwerdung Chriſti und die Erlöſung handelt, auffallend abſticht. Ein großer Abſchnitt behandelt den Beweis vom Daſeyn Gottes aus den Wundern der Natur — was eigentlich mit dem Chriſtenthum nichts zu thun hat. Aber auf ein ſtrenges bei der Sache Bleiben muß man überhaupt bei dieſem Werk verzichten, beſonders im zweiten und dritten Theil, wo von dem Einfluß des Chriſtenthums auf Poeſie, Literatur und Kunſt die Rede iſt, und wo man oft eine Aeſthetik, nicht eine Schrift über das Chriſtenthum zu leſen glaubt. Da finden ſich Vergleichungen der Poeſie Dante's mit der Virgils; der Bibel mit Homer u. ſ. w. Wo er auf die chriſtliche Architektur zu reden kommt, wird dem Hôtel des Invalides ein eigenes Kapitel gewidmet. „Dieß Gebäude erinnert zugleich an den Gott der Heerſchaaren und an den Gott des Evangeliums." Im vierten Abſchnitt wird gehandelt von dem wohlthätigen Einfluß das Chriſtenthums auf den geſellſchaftlichen und politiſchen Zuſtand. Großes hat die Religion, mittelſt ihrer Organe, der Geiſtlichen, geleiſtet und noch größeres könnte ſie leiſten: „Wenn es in Europa ein Tribunal gäbe, das, im Namen Gottes über die Nationen und die Monarchen richtete und Kriegen und Revolutionen vorbeugte — ſo würde dieß Tribunal das Meiſterſtück der Politik und der Gipfel der ſocialen Vervollkommnung ſeyn; die Päpſte vermöge ihres Einfluſſes auf die chriſtliche Welt, waren nahe daran, dieſen ſchönen Traum zu realiſiren." In der Recapitulation des Geſammtinhalts wird gerühmt: „In der Poeſie ſind die Charaktere ſchöner und die Leidenſchaften energiſcher unter der Herrſchaft der chriſtlichen Religion als unter der des Polytheismus. In der Philoſophie widerſtrebt das Chriſtenthum keiner natürlichen Wahrheit. In der Geſchichte waren wir hinter den Alten zurückgeblieben ohne den neuen Charakter der Bilder, der Reflexionen und Gedanken, welchen die chriſtliche Religion hervorgerufen hat; die moderne Beredtſamkeit gibt Stoff zu derſelben Betrachtung. Ueberall im chriſtlichen Kultus ſind der Pomp und die Majeſtät gepaart mit moraliſchen Zwecken, mit rührenden oder erhabenen Gebeten. Das Grab lebt und iſt beſeelt in unſerer Religion; vom Bauer an, der im ländlichen Kirchhof begraben liegt, bis zum König, der zu St. Denis in der Gruft ſchläft, ruht Alles in einem poetiſchen Staub."

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 82.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 November 1836.

Das Reich der Täuſchung. *)

Eine Satyre.

Unter dieſem Titel iſt in London vor Kurzem ein Büchlein erſchienen, das die Sitten, Richtungen und Zuſtände der Zeit ſatyriſch beleuchtet. Wir theilen zwei Stellen in deutſcher Ueberſetzung mit; die eine betrifft die wohlfeile Preſſe, Pfennigmagazine u. ſ. w.

Allwöchentlich wir tiefgelehrt beſprechen.
Wie man mit Spaten gräbt und recht mit Rechen,
Wie's Waſſer in dem Topf durchs Feuer krech
Und wie die Lampe brennt mit Oel und Doche;
Mit Stier und Hahn haben wir viel zu ſchaffen,
Wir lehren kennen das Geſchlecht der Affen.
Doch's Publikum, das uns doch glauben ſollt',
Daß Pfennigweisheit köſtlicher als Gold,
Daß unſre Müh und großmuthvolles Handeln
Bald wird des Landes Sittlichkeit verwandeln:
Verachtet unſer Buch ohne Verſtändniß
Und nennt Windbeutelei nützliche Kenntniß!

Die Literaten werden folgendermaßen geſchildert:

Drauf kam ein neuer Zug — ein buntes Schauſpiel —
Ernſt, munter, hoch und niedrig, reich und arm,
Der Schreiber des Attorney und die Blauen,
Nicht wenige Lord Johns und Lady Mary's;
Stattliche Geiſtliche, ſchlanke Cornete,
In weißen Handſchuh'n ſtutzerhafte Tänzer.
Ein ungeheures Mannſcript hielt Jeder
In ſeiner Hand; ſo rückten ſie heran.
Voraus ſechs Editoren, Bahn zu machen,
In ſchmetternde Trompeten wüthend blaſend;
Darauf ſechs ſchwarze Burſche, die, wie Fahnen
Im Wind Aushängebogen flattern ließen;
Dann ſechs Buchhändler, deren Blick geheftet
Auf ſechs Geldbeutel, die beim Gehen klangen;
Dann die Autoren; die Betitelten
Schritten voran, ſo wie's gebührt dem Titel,
Denn ſeit Ein edler Peer aus ihrem Kreiſe
Begeiſtert ſang unſterbliche Gedichte:
Seitdem möcht' jeder Lordsſohn ohne Witz
Glänzen in Almanach und Magazin,
Und wenn das Schickſal ſeine Mühe krönt,
Langweilt die Stadt er mit den dicken Bänden,
Weil das Talent man abwägt nach den Titeln,
Und nach dem Namen ſchätzt des Buches Werth:
Kam der geringre Troß, mit mindern Namen,
Erſt in gehör'gem Abſtand hinter dieſen,
Die Ehrenwerthen erſt, dann Oberſte,
Hauptleute, die Ehrwürd'gen und M. P. s *),
Hierauf die blauen Ladies und die Cautren,
Den Zug ſchloſſen erröthende Geſichter,
Drauf einer derer, die die Beutel trugen,
Die klingenden, trat vor den Thron und ſprach:
„O Göttin! einen Ehrenplatz verlangen
Wir im Regiſter deiner Lieblinge.
Zwar viel Getreue zählen mag dein Reich,
Doch wenig leiſten ſie, mit uns verglichen,
Denn da die halbe Welt iſt ſchwach am Urtheil,
Die andere Hälfte aber gar nichts denkt,
Sondern gutwillig andern nur ſpricht nach,
Für fremde Meinung zahlend, ſtatt zu denken;
Da durch Carmin man hilft, wenn ſchwand die Blüthe,
Und Backenbärte kauft wem keine wachſen:
Wie groß iſt unſre Macht, obgleich nur klein
Die Kunſt, die unſerm Wirken zu Gebot ſteht.

*) The Reign of Humbug. Der Ausdruck iſt im Deutſchen nicht leicht wiederzugeben; es liegt darin der Begriff der Lüge und zugleich der Großſprecherei, Charlatanerie, Windbeutelei.

*) Parlamentsmitglieder.

Digitized by Google

Doch wirken wir nicht Gutes oder Böſes;
Nein! Dir allein iſt unſer Thun geweiht!
Nein! nur unſchädliche Windbeutelei
Füllt alle unſre Werke und dafür
Beziehen wir der Seelen Luſt — das Gold.
Hör' unſern Brauch — Romanen ſind die Perlen
Des Handels — leicht iſt ein Roman gemacht;
Auf greift man eine lumpige Intrigue
Und borgt dazu von Bulwer, Scott den Styl:
'Nen ſteifen, trotz'gen Helden — eine Dame
Die kalt wie Eis von Amors Flammen ſpricht,
'Ne Zaub'rin die die Haare ſteigen macht
Und weiſſagt gleich der Zauberin von Brulah;
Ein wilder Gegenheld, unbändig, gräßlich,
Ein ſanfter Richter, pomphaft, dumm, geziert;
Geſchmückte, ſtolzgeblähte Herrn und Damen;
Des Helden Freund, ſtrotzend von Metaphyſik,
Deß Skepſis keine Wahrheit gelten läßt,
Der Könige und Pfaffen gräßlich höhnt;
Dann ein paar mächt'ge Scenen — einen Sturm,
Den Brand von einer Stadt, 'ne Ueberſchwemmung;
Noch beſſer, ein entſetzlich Schauſpiel ſchildern,
Je ärger, um ſo größer der Erfolg —
Beſchreib' den Galgen oder die Tortur,
Brat' ſie lebendig — laß aufs Rad ſie flechten;
Beſchreib' es aufs genauſte wie das Fleiſch
Zerriſſen zuckt — vergiß das Röcheln nicht,
Des Sünders Todeskampf, des Henkers Wuth.
In Blut getaucht muß jede Zeile ſeyn.
Gelingt dir's nicht des Leſers Herz zu rühren,
So mach' ihm übel — unſere Poſaunen
Thun dann das Uebrige. Die Reviews ſollen
Das Werk anpreiſen und daraus citiren,
Und als das beſte das gedruckt ward, rühmen.
In jedem Blatt dann tönt's: bewunderuswerth —
Ein mächtig Buch — ſo tiefe Menſchenkenntniß —
Grauſe Verwicklung — ungeheure Spannung —
Erfüllt mit Schauer — bringt durch Mark und Bein —
Und dann zum Schluß ein Wink, daß der Verfaſſer
Von hohem Stand — beſticht die Seelen vollends;
Die Damen weinen, duft'ge Stutzer ſeufzen,
Und auf dem Land kauft jeder Leſeklub.

Chateaubriand.

(Fortſetzung.)

Bedenkt man, daß der Génie du Christianisme in vortreff- licher, glänzender Sprache geſchrieben iſt, daß er eine Fülle von ſchö- nen Bildern und geiſtreichen Gedanken, und eine für Franzoſen nicht gewöhnliche Gelehrſamkeit, doch ohne peinliche Pedanterei enthält, daß die epiſodiſchen Erzählungen: Atala und René, noch die Annehmlichkeit der Lektüre erhöhen: ſo wird man wohl begreifen, wie es einen großen Eindruck machen konnte. Auch wurden ſeine Verdienſte in formeller Hinſicht, die ſchöne Sprache, die treff- lichen Schilderungen, es wurden der Gedankenreichthum und die vielſeitigen Talente des ſchnell zu hoher Berühmheit emporſtei- genden Verfaſſers faſt allgemein anerkannt, wenn gleich die Aka- demie mit ihrer Anerkennung ziemlich ſparſam zurückhielt. Das Buch gefiel, es machte Aufſehen, es machte ſeinen Verfaſ- ſer berühmt und die chriſtliche Religion gleichſam hoffähig oder zum guten Ton — ob es die Herzen für das Chriſtenthum ge- wann und entzündete? iſt eine andere Frage. Jedoch Chateau- briand ſelbſt erklärt ja, daß er nicht die Wahrheit des Chriſten- thums beweiſen wolle, was überflüßig oder fruchtlos ſeyn würde, ſondern daß er ſeine Schönheit ins Licht ſetzen wolle, was frei- lich den Titel: Génie du Christianisme keineswegs erſchöpft. Er wollte nicht ſeinem Zeitalter das Chriſtenthum gleichſam aufzwingen durch unwiderſprechliche Argumentationen, er wollte ſeine Zeitgenoſſen begierig und lüſtern machen nach der Süſſig- keit deſſelben durch rührende und ſchwungvolle Darſtellung. Er mag ſich ein Verdienſt erworben haben um die Wiedererweckung des religiöſen Gefühls in Frankreich, aber er konnte dem Chri- ſtenthum doch nicht wieder die Herrſchaft über das Gemüth, er konnte ihm nur Duldung und höfliche Achtung verſchaffen; das lag in den Verhältniſſen der Zeit und nicht an ihm allein. Man könnte ihm wohl den Vorwurf machen: er habe den feſten Kern des Chriſtenthums in welche Sentimentalität, in einen ſüßen Schlaftrunk der Einbildungskraft aufgelöſt; er habe das Zufällige, ja Auswüchſe der chriſtlichen Religion als gleichwichtig mit dem wahren Weſen genommen; er habe, namentlich bei der Schilderung der Kirche, der Miſſionen, der Prieſter, der geiſt- lichen Orden, das Ideal der Wirklichkeit untergeſchoben und da- gegen häufig das Mark der Lehre zu einem Bild und Schatten verflüchtigt: aber immerhin muß man anerkennen, daß in der damaligen Zeit ein moraliſcher Muth dazu gehörte, mit einem Werke von ſolcher Tendenz aufzutreten, und ein außerordent- liches Talent, das auch von Wärme des Gefühls unterſtützt ſeyn mußte, um einen ſolchen Effekt hervorzubringen. Ein Werk, das ſo großes Aufſehen macht, wie das in Frage ſtehende, kann von ſehr verſchiedenen Standpunkten betrachtet und beur- theilt werden; entweder nimmt man vorzugsweiſe Rückſicht auf die Zeit, in welcher, auf die Verhältniſſe, unter welchen es ge- ſchrieben wurde, dann können viele Mängel entſchuldigt, die Fehler können in gewiſſem Sinn zu Vorzügen werden; oder aber man legt den Maßſtab der ſtrengen äſthetiſchen oder wiſſen- ſchaftlichen Kritik an, abſehend ganz von den Zeitverhältniſſen — und dieſe Kritik muß freilich ein viel ungünſtigeres Urtheil über den Génie du Christianisme fällen. Ziemlich hart urtheilt darüber H. L. Bulwer in ſeinem Werk über Frankreich: „Die Religion trat nach ihrer Wiedererſtehung auf noch bedeckt mit den Blumen, mit welchen man ſie ins Grab gelegt hatte. Sie erhob ſich wieder, Wohlgerüche ausathmend und die Reize der feinen Philoſophie entlehnend, welche ſie geſtürzt hatte. Ganz unähnlich dem herben und ſtrengen Apoſtel der Wüſte, trat der moderne Ritter des Glaubens anmuthig und ſtolz auf, die

Digitized by Google

Lanze ſchwingend und gehüllt in die ſchimmernde Waffenrüſtung ſeiner Gegner. Was iſt das beredte Werk Chateaubriands? Ein Plaidoyer vor der Akademie zu Gunſten des Evangeliums; eine Reihe von Argumenten, um zu beweiſen, daß das Chriſtenthum vom beſten Ton ſey; das kann wahr oder falſch ſeyn; aber für Jemand, der ernſtlich um ſein Seelenheil ſorgt, würde es lächerlich ſeyn, wenn man ihm ſagte: gewiß werde er durch dieſe Lehre ſelig, weil ſie den Künſten günſtig ſey. Die Franzoſen, diejenigen, für welche Chateaubriand ſchrieb, waren nicht ernſtlich mit ihrem Seelenheil beſchäftigt, aber ſie waren des Jargons und der Grauſamkeit des Unglaubens müde; ſie waren bei den Hinrichtungen Zeugen geweſen von der Kraft der religiöſen Tröſtung und ohne ernſtlich von der Wahrheit des göttlichen Geſetzes überzeugt zu ſeyn, verlangten ſie nach einem Vorwand daran zu glauben."

Man unterließ nicht, dem Werke auch Parteiabſichten unterzulegen; der Verfaſſer verwahrte ſich dagegen ſchon in der frühſten Vorrede und verſicherte ſeine Aufrichtigkeit, ſeinen Ernſt: „Meine religiöſen Anſichten waren nicht immer ſo wie ſie jetzt ſind. Zugebend die Nothwendigkeit einer Religion und das Chriſtenthum bewundernd, habe ich es doch mehrfach verkannt. Unwillig über das Mißbräuchliche mancher Einrichtungen und über die Fehler einzelner Männer, überließ ich mich früher Deklamationen und Sophismen. Ich könnte die Schuld davon auf meine Jugend, auf den Wahnſinn des Zeitalters, auf die Geſellſchaften werfen, welche ich beſuchte; aber ich will mich lieber geradezu verdammen, ich will nicht entſchuldigen, was unentſchuldbar iſt. Ich will nur die Mittel anzeigen, deren ſich die Vorſehung bediente, mich zu meinen Pflichten zurückzurufen. Meine Mutter, im zwei und ſiebzigſten Jahr in einen Kerker geworfen, wo ſie einen Theil ihrer Kinder umkommen ſah, ſtarb endlich auf einem elenden Lager, auf das ſie ihr Unglück hinſtreckte. Der Gedanke an meine Verirrungen goß Bitterkeit aus auf ihre letzten Tage; ſterbend beauftragte ſie eine meiner Schweſtern, mich zu der Religion zurückzurufen, in welcher ich war erzogen worden. Meine Schweſter übermachte mir den letzten Wunſch meiner Mutter; als der Brief mich jenſeits des Meers erreichte, war auch meine Schweſter nicht mehr. Dieſe beiden Stimmen aus dem Grab erſchütterten mich. Ich wurde ein Chriſt. Ich weinte und ich glaubte."

Eine Verherrlichung des Chriſtenthums iſt die berühmte Erzählung: Atala, deren Inhalt kurz dieſer iſt: Der alte indianiſche Häuptling Chaktas erzählt dem jungen Europäer René, der ſich aus Ueberdruß am europäiſchen Leben unter die Wilden begeben hat, die unglückliche Geſchichte ſeiner Liebe. Er wurde als junger Krieger von einem feindlichen Stamm gefangen und nach dem Kriegsgebrauch jener Völker zum Tod verurtheilt. Die (vermeintliche) Tochter des feindlichen Häuptlings, ergriffen von Mitleid und Liebe, befreit ihn in der Nacht vor ſeinem Todestag und flieht mit ihm. Obgleich ſie ſeine Leidenſchaft theilt, widerſteht ſie doch ſeinen Wünſchen — denn ſie iſt Chriſtin. Der Kampf der Pflicht und der Neigung ſammt den Mühſeligkeiten des Wegs verzehren ihre Kraft. Sie werden von einem fürchterlichen Gewitter überfallen; aber während dieſes Aufruhrs der Natur, unter dem Heulen des Sturms und der wilden Thiere, dem Krachen des Waldbrands und dem Brauſen der Gewäſſer, geben ſich ihre Herzen den ſüßeſten Ergüſſen der Liebe hin. Atala entdeckt dem Chaktas, daß ſie nicht die Tochter des Häuptlings Simaghan, ſondern eines Chriſten iſt — und dieſer Chriſt, ihr Vater, iſt derſelbe, der dem Chaktas das Leben gerettet hat; dieß erſcheint ihm als eine Vorbedeutung für ihre Vereinigung — Atala's Kraft zu widerſtehen iſt erſchöpft, als ein Blitz vor ihnen einen Baum zerreißt — ſie fliehen — ſie hören den Klang einer Glocke — ein Greis mit ſeinem Hunde findet ſie und nimmt ſie mit in ſeine Einſiedelei, die er in der Nähe eines chriſtlichen Dorfes bewohnt. Aufs liebreichſte verpflegt er ſie; früh am andern Morgen nimmt er, während die erſchöpfte Atala noch ſchläft, Chaktas mit ſich in die Miſſion, deren Einrichtung auf den Indianer tiefen Eindruck macht und ihn auf den Entſchluß bringt, ſelbſt auch ein Chriſt zu werden. In froher Hoffnung kehren ſie heim, aber ſie treffen Atala blaß, krank, in einem Todesſchweiß; der Greis gibt noch Hoffnung, aber Atala bittet, ihre Erzählung anzuhören: ſie eröffnet ihnen, wie ihre Mutter bei ihrer Geburt ſchon der Himmelskönigin gelobt habe, daß ſie Jungfrau bleiben ſolle; auf ihrem Sterbebette ermahnte und beſchwor die Mutter die Tochter in Anweſenheit eines Miſſionärs, dieſem Gelübde treu zu bleiben, deſſen Bruch ſie, die Mutter, in die ewige Höllenqual ſtürzen würde. Erſt als ſie Chaktas kennen lernte, erkannte ſie, wie elend ſie durch dieß unverbrüchliche Gelübde geworden. Hier unterbrach ſie Chaktas mit Verwünſchungen einer Religion, welche zu ſolchen widernatürlichen Handlungen veranlaſſe, aber der Greis wies ihn zurecht und belehrte ihn und die ihrer Leidenſchaft jetzt im Angeſicht des Todes ſich überlaſſende Atala, daß noch Hoffnung für ſie da ſey, daß er die Löſung ihres Gelübdes bewirken wolle; dieſe Erklärung, welche Chaktas mit Wonne erfüllte, ſteigerte Atala's Schmerz und Verzweiflung; die Möglichkeit einer ſolchen Hilfe nicht ahnend, hatte ſie im Streit der Leidenſchaft einerſeits und der Furcht, ihre Mutter ins ewige Verderben zu ſtürzen andererſeits, Gift genommen. — Alle Hilfe war umſonſt; ſie war rettungslos, aber der Greis kündigte der Sterbenden die göttliche Verzeihung einer Sünde an, zu der ſie die Unwiſſenheit verleitet und goß wunderbaren Troſt in die Seele des von Jammer zerriſſenen Chaktas. — „Ein Reiſender in fernen Ländern," ſagt Chateaubriand, „habe ich getreu berichtet, was ich von den Indianern gehört. Ich ſah in dieſer Erzählung das Gemälde des Jägervolkes und des ackerbautreibenden Volkes, die Religion als erſte Geſetzgeberin der Menſchen, die Gefahren der Unwiſſenheit und der religiöſen Schwärmerei entgegengeſetzt der Erleuchtung, der Liebe und dem wahren Geiſt des Chriſtenthums, den Kampf der Leidenſchaft und der Tugend in einem unverdorbenen Herzen, endlich den Triumph des Chriſtenthums über das heftigſte Gefühl und die gewaltigſte Furcht — die Liebe und den Tod."

Die Erzählung René will, wie ſchon oben erwähnt, Chateaubriand als das erweckende Vorbild der Byron'ſchen erzählenden Gedichte betrachtet wiſſen. Wir laſſen dieß dahingeſtellt; allerdings aber iſt einige Verwandtſchaft zwiſchen dem Helden

Digitized by Google

von jener und von dieſen, ſo wie auch dieſe Erzählung eine nicht ſehr empfehlende Aehnlichkeit mit vielen Produkten der ſogenannten romantiſchen Schule hat. — René, der Adoptivſohn des Chaktas, erzählt dieſem und dem Miſſionär Souel ſeine Geſchichte. Er war der jüngere Sohn eines Edelmanns und wurde fern von deſſen Haus erzogen. Er war von inſichgekehrter, heftiger, launenhafter Gemüthsart, hatte Scheue vor ſeinem Vater, und ſchloß ſich nur an ſeine Schweſter Amelie recht an. Nach dem Tode des Vaters verließen ſie das Schloß, das Erbe des ältern Bruders und lebten bei alten Verwandten. Sie beſchäftigten ſich viel mit religiöſen Gegenſtänden und Amelie rühmte oft dem Bruder das Kloſterleben. Wirklich dachte auch Rene eine Zeit lang daran, ſich in eine ſolche Zufluchtsſtätte zurückzuziehen; aber bald gewann ein anderer Trieb, die Luſt zu reiſen, die Oberhand. Er trennte ſich von Amelie, welche ſich beinahe darüber zu freuen ſchien, was ihm ein bitteres Gefühl über die Unbeſtändigkeit der Freundſchaft zurückließ. Unruhig, unbefriedigt ſuchte René auf ſeinen Reiſen Alles auf, um ſeine unbeſtimmte, unerſättliche Sehnſucht zu ſtillen, er durchreiste alle Länder, beſchaute alle Kunſtwerke, beſuchte die Dichter, beſtieg den Aetna, kam in ſeine Heimath zurück und fand hier Alles verändert, verſunken, verwildert. Seine Schweſter hatte Paris verlaſſen und vermied ihn zu ſehen. Er fühlte ſich einſamer, lebensüberdrüſſiger als je; er warf ſich in die große Welt, er miſchte ſich unter die Menge. — Alles verleidet ihm; er ſchloß ſich in eine einſame Hütte ein; er glaubte ſich glücklich in ſeiner Einſamkeit, im Genuß der Natur; aber endlich ward er auch dieſer Lebensweiſe ſatt, die Gedanken gingen ihm aus; da entſchloß er ſich die läſtige Bürde des Lebens wegzuwerfen. Er wollte Anordnungen wegen ſeines Vermögens treffen und mußte deßhalb an ſeine Schweſter ſchreiben. Obgleich er ſich wohl hütete, ſein Vorhaben irgend merken zu laſſen, kannte ihn doch Amelie zu gut, um nicht zu ahnen, mit was er umging; ſtatt ihm zu antworten, überraſchte ſie ihn ſelbſt. Sie machte ihm die zärtlichſten Vorſtellungen, nahm ihm einen Eid ab, daß er ſich nicht das Leben nehmen wolle, blieb über einen Monat bei ihm, und ſo führten ſie in Freundſchaft ein wonnevolles Leben, ſo daß René ſein früheres Vorhaben ganz und gar vergaß. Er hatte früher in ſeinem Wahnſinn ſich gewünſcht, es möchte ihm ein Unglück begegnen, um doch einen wirklichen Gegenſtand des Kummers zu haben. Jetzt ſollte ſein Wunſch in Erfüllung gehen. Amelie wurde unruhig und kränklich; aber René konnte nicht entdecken was ſie quälte und ſie antwortete ihm auf ſeine Fragen, ſie wiſſe es ſelbſt nicht. Eines Morgens war ſie fort und hatte einen Brief hinterlaſſen, worin ſie ihm ihren Entſchluß ankündigte, in ein Kloſter zu gehen, ohne ihm ihren Beweggrund zu nennen und ihm rieth, das Gleiche zu thun. René, außer ſich vor Erbitterung und Kummer, reiste ihr nach und ſuchte ſie zu ſprechen, aber ſie ließ ihn abweiſen, ſchrieb ihm mit kalter Feſtigkeit und bat ihn, bei ihrer Einkleidung Vaterſtelle zu vertreten. René wohnt der erſchütternden Feierlichkeit mit der peinlichſten Empfindung an und ſeine grimmigen Plane, dieſelbe auf gewaltſame Weiſe zu unterbrechen, verlaſſen ihn. Die Braut Chriſti muß der Welt abſterben; dieß wird ſymboliſch dadurch ausgedrückt, daß ſie ſich auf die Erde legt, ein Bahrtuch wird über ſie gebreitet, der Prieſter hält ein Todtenamt — da ertönen unter dem Leichentuch hervor die Worte: „Barmherziger Gott, gib daß ich mich nicht mehr von dieſem meinem Lager erhebe und überſchütte mit deinen Segnungen einen Bruder, der nie meine verbrecheriſche Leidenſchaft theilte.“ — Jetzt ward René alles Frühere mit einemmal fürchterlich klar; er verließ Europa, um nach Amerika zu gehen; vor ſeiner Einſchiffung vernahm er noch die Kunde, daß Amelie das Opfer einer anſteckenden Krankheit geworden und von den Schweſtern wie eine Heilige betrauert werde. — René bekennt es nicht ſelbſt, aber der Miſſionär Souel verräth, daß durch jenes Geſtändniß, gleichſam aus dem Grab heraus, ſich jene Leidenſchaft auch René's Seele mitgetheilt habe. Als aber Chaktas dem jungen Mann ſein tiefes Mitleiden ausſpricht, läßt ſich der ſtrenge Miſſionär alſo vernehmen: „Nichts in dieſer deiner Geſchichte verdient das Mitleiden, das man dir hier zeigt. Ich ſehe in dir einen jungen Mann, der ſich Chimären in den Kopf geſetzt hat, dem Alles nicht recht iſt und der ſich den Pflichten der Geſellſchaft entzogen hat, um ſich nutzloſen Träumereien hinzugeben. Aber höre mich! man iſt deßhalb kein Menſch höherer Art, wenn man die Welt in widerwärtigem, gehäſſigem Licht ſieht. Man haßt die Menſchen und das Leben nur dann, wenn man nicht weit genug ſieht.“

Dieſe Lektion, welche Chateaubriand ſeinem Helden, der vielleicht in manchen Zügen eine Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt hat oder haben ſoll, durch den Mund Souels gibt, beweiſt allerdings, daß er nicht, wie eine etwas ſpätere Poeſie that, den Lebensüberdruß und die Menſchenverachtung als Elemente und Stoffe der Poeſie geltend machen wollte, daß er die Krankheit nicht über die Geſundheit, die Sentimentalität der Schwäche und der Sünde nicht über das reine Gefühl ſetzte; aber er hat ſich hier zu Schulden kommen laſſen, ſeinen ſonſt vielfach ausgeſprochenen Grundſätzen zuwider, eine moraliſche Abnormität, die Leidenſchaft Ameliens zu ihrem Bruder, zum wichtigſten Motiv ſeiner Erzählung zu machen.

Hiedurch hat ſich Chateaubriand, der ſich rühmt der Schöpfer des neuen franzöſiſchen Styls zu ſeyn, gewiſſermaßen auch an die Spitze des langen Zugs von Greuelgeſchichten und Verbrechensromanen geſtellt, welche irgend eine Unnatürlichkeit zum Mittelpunkt ihrer Darſtellung machen. Zwar iſt die Darſtellung in René durchaus keuſch und rein, jene Leidenſchaft wird von derjenigen, welche ſie empfindet, bekämpft und geſühnt; aber demungeachtet blieb das dadurch gegebene Beiſpiel ein gefährliches und verderbliches.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 83.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 November 1836.

Nach Thomas Moore.

1.

Weine nicht, wenn, was dir theuer
War im ſchönen Lebensmorgen,
Grabesnacht mit ihrem Schleier
Deinen Blicken hat verborgen;
Eh' der Blüthenſtaub verloren
Durch den Hauch der Sündlichkeit,
Eh' die Erde noch entweiht,
Was dem Himmel ward geboren.

Denk', es ſtarrt im Tod die Quelle,
Ehe noch getrübt die reine,
In dem lautern Glanz der Welle
Fror ſie klar zum Demantſteine;
Schläft, bis vor des Himmels Sonnen
Schmilzt des Eiſes lezte Spur,
Daß ſie wäſſre Edens Flur,
Wo ſie ja zuerſt entronnen.

2.

Wenn müd der Pilger ſinkt in Ruh,
Wie ſüß der Schlummer ihn erquickt!
Sanft drückt der Tod ein Auge zu,
Das weint und ſehnlich nach ihm blickt.

Siehſt du das grüne Bett, umlaubt,
Wo Blume ſchmückt der Erde Bruſt?
Da leg' ich gern mein müdes Haupt,
Und ſchlief' der Leiden unbewußt.

Laß Thränen netzen nicht mein Grab,
Nur Himmelsthau im Abendduft,
Nicht einen Seufzer ſchick' hinab,
Nur ſäuſle drum des Himmels Luft.

Auf der See.

3.

Wie ihre Bruſt die Welle hebt,
Des Mondes Strahlen freudig trinkt,
Und eine Welle ſchäumend ſchwebt,
Dann murmelnd hin zur Ruhe ſinkt:

So hebt den Menſchen das Geſchick
Auf dem bewegten Meer der Zeit,
Kaum ſchwellend einen Augenblick,
Zerrinnt er in die Ewigkeit.

Die Bridgewater Bücher

Schon frühee einmal wuede in dieſen Blättern die Bemerkung gemacht, daß die Philoſophie Englands etwas ganz Anderes ſey, als was man in Deutſchland darunter verſteht. Die Philoſophie iſt in England (ob zum Voetheil und Heil der Literatur, der allgemeinen Bildung und des geiſtigen Foetſchritts, oder nicht? wollen wir hier unentſchieden laſſen) nicht, wie in Deutſchland, eine ſelbſtſtändige, unabhängige Macht, heerſchend in der weiten und lichten Sphäee des reinen Gedankens; es werden in England keine Bücher geſcheieben, welche ganz mit Abſtraktionen und geläuterten Denkprozeſſen ſich beſchäftigten, ohne den Boden der Wirklichkeit, der gegebenen Verhältniſſe, der Natur oder der Geſchichte zu berüheen. Philoſophie iſt der bei weitem größten Mehrzahl der heutigen Engländer entweder die formale Logik, odee ſie zerfällt in einzelne Disciplinen und Wiſſenſchaften, wie Moralphiloſophie, Rechtsphiloſophie, Naturphiloſophie u. ſ. w., ja der Begriff der Philoſophie wird ſo ſehe verallgemeinert, ſo ſehe nur in dem Sinn einer räſonnirenden Reflexion genommen, daß ein Doktoe Uee eine Philoſophie der Manufakturen heeausgeben konnte. Der Engländer erkennt gerne die geiſtige Thätigkeit des Philoſophieens, als eines gründlicheren Nachdenkens über gewiſſe Gegenſtände an, aber

Digitized by Google

gegen die Philoſophie im Sinne deutſcher Metaphyſiker, als ein in ſich gehaltvolles, zuſammenhängendes, die höchſte Stufe in dem Reich der Wiſſenſchaft einnehmendes Ganze rein ideeller Erkenntniſſe iſt er mißtrauiſch oder ſpottet darüber. Die Engländer ſind praktiſch in einem hohen Grade, ſo ſehr, daß ſie vor dem Namen der Theorie ſogar eine abergläubiſche Scheue tragen. So kam uns neulich ein Aufſatz zu Geſicht, worin geſucht wird, den hartnäckig geltend gemachten Gegenſatz von Theorie und Praxis zu verſöhnen, durch die Nachweiſung, daß alle richtige Praxis auf richtiger Theorie beruhe, und daß dem, der praktiſch das Rechte und Vernünftige thue, nur etwa das vollſtändige Bewußtſeyn der Theorie fehlen möge, er abee nicht ohne ein Analogon von Theorie ſeyn könne, wenn er nicht ſinnlos und ohne Verſtand handle; kein Menſch von geſundem Verſtand handle ohne Theorie und die Frage ſey immer nur: ob die Theorie richtig oder falſch, und was die Eigenſchaften und Kennzeichen einer guten und einer ſchlechten Theorie ſeyen? „Die Sprache,“ heißt es daſelbſt, „welche Theorie und Praxis einander entgegenſtellt und die Eine über die Andeee ſetzt, iſt der wahre Culminationspunkt der Unwiſſenheit — ſie zeigt, daß der, welcher ſie führt, ganz unbekannt iſt mit den erſten Elementen des Denkens, und deutet beinahe an, daß ſein Geiſt ſchon zu verkehrt iſt, dieſelben je zu begreifen. Nun aber iſt die Sprache, welche dieſe Unwiſſenheit verräth, ſeit undenklicher Zeit die in unſern beiden Parlamentshäuſern herrſchende geweſen. Unſere Führer (leaders) im Parlament haben ſich derſelben immer ſo verſchwenderiſch bedient, als wollten ſie hierin mit einander wetteifern und als ſuchten ſie darin den Ruhm der Weisheit. Wir brauchen nicht ſehr weit zurück zu gehen; fangen wir bei Pitt an. Es wurde eine ſtehende Formel bei ihm und ſeiner Schule. For blieb nicht hinter ihm zurück in fertiger Handhabung deſſelben Ausdrucks, auch nicht Windham, auch nicht Grenville, Burke lief ihnen allen den Rang ab. Auch hat dieß nie aufgehört. Alle großen Männer, welche die Führung im Parlament hatten, von den oben genannten bis auf die jetzigen, beeiferten ſich gleichmäßig, dieſer Sprache ſich zu bedienen und haben gleiche Anſprüche auf die Geiſtesbefähigung, welche ſich darin kund gibt. Die großen Männer, welche nicht das Verhältniß verſtehen von Theorie zur Pearis, von Praxis zur Theorie! Ein anderer trauriger Umſtand iſt der, daß dieſe Sprache, das Erzeugniß und der Beweis der kläglichſten Unwiſſenheit, bei den Gliedern beider Häuſer des Parlaments immer die günſtigſte Aufnahme gefunden hat. Sie nehmen eine ganz triumphirende Miene an, ſo oft ſie ſie vernehmen. So oft ein großer Mann aufſteht und mit gebieteriſcher Stimme und Haltung ſagt: „Fort mit dieſem oder jenem Verbeſſerungsentwurf! Wir wollen keine Theorien; Wir wollen die Praxis!“ ſo oft erſchallt das Hört! Hört! gewaltiger als bei irgend einer andern Gelegenheit.“ — „Das ganze Geſchäft der Philoſophie geht dahin, die Menſchen ſo vollſtändig als immer möglich zur Praxis anzuleiten und der beſte Philoſoph iſt nothwendigerweiſe auch der beſte Praktiker.“ Und dann: „Das Geſchrei gegen die Philoſophie ward erhoben, ſobald die Augen des Publikums ſchärfer zu prüfen begannen. Da iſt nie ein Uebelſtand, welcher einer Verbeſſerung bedarf, daß nicht ganze Schaaren von Menſchen ſich fänden, die es ihrem Intereſſe angemeſſen achten, gegen die Verbeſſerung anzukämpfen. Alle Neigung, die Mißbräuche aufzuſpüren und zu prüfen, wurde der Philoſophie zugeſchrieben. Wenn die Philoſophie, das heißt: die Neigung zum Forſchen, mit Erfolg verſchrieen und niedeegeſchrieen werden konnte, dann mochten die Leute in Ruhe bleiben, und die guten Einrichtungen, von welchen die guten Leute ſo lange Zeit auf Koſten Anderer Vortheil gezogen hatten, erfuhren keine Störung. Die Geiſtlichen einer Kirche, wie die Kirche von England iſt, machen einen großen Theil der Leute aus, welche ſich der Verbeſſerung widerſetzen. Da ihre Stellung ſelbſt ein übermäßiger, tiefgewurzelter Mißbrauch iſt, ſo gehört eine verzweifelte Anhänglichkeit an Mißbräuche zu ihrem innerſten Weſen. Deßwegen haben ſie immer die Philoſophie als ihre größte Feindin behandelt. Ihre Anklagen gegen ſie waren, wie bei allen Betrügern, unbeſtimmt. Die Philoſophie ſollte den Seelen große Gefahr bringen. Die Geiſtlichen zeichnen ſich immer durch ihre Sorge um das Heil der Seelen aus, wenn es ſich dabei um ihre eigenen Intereſſen handelt. Weil die Philoſophie den Seelen Gefahr bringt, haßt Gott die Philoſophen und die Philoſophen haſſen Gott. Dieſe Grundſätze einmal angenommen, folgte alles Andere von ſelbſt. Aber bald begann man der Geiſtlichkeit zu mißtrauen. Man fand, daß die Philoſophie urſprünglich einen guten Namen habe. Von den weiſeſten Männern waren ihr die höchſten Lobſprüche gezollt worden; und wenn auch Schlimmes in ihr ſich finden mochte, ſo fand ſich doch viel Gutes in ihr. Die Menſchen konnten ſich durch ſie vervollkommnen. Warum war ſie ſo verabſcheut von der Geiſtlichkeit? Weil das Licht der Philoſophie die ungeheuern Mißbräuche einer Einrichtung beleuchtete, wornach eine Korporation von Prieſtern übermäßige Reichthümer, Einfluß und Macht beſaß. Das Geſchrei gegen die Philoſophie verlor ſofort einen großen Theil ſeiner Wirkung; die Staatsmänner bedurften ein anderes Schlagwort. Man fing an auf die Theorie loszuziehen. Aber noch immer iſt ein höhniſcher Seitenblick auf die Philoſophie in den ehrenwerthen und edeln Häuſern willkommen und wenn man einen Mann, um ſeine Verachtung auszuſprechen, einen Philoſophen nennt, darf man des herzlichſten Beifalls verſichert ſeyn.“

Dieſe Anführungen deuten einerſeits zum Theil die Hinderniſſe an, welche ſich einer freieren und umfaſſenderen Entwicklung der Philoſophie in England entgegenſtellten — zum Theil, ſagen wir, weil die äußern Hemmungen nie den geiſtigen Trieb, wenn er wirklich kräftig vorhanden iſt, niederhalten und erſticken können — und zeigen andererſeits, daß der Verfaſſer ſelbſt, obwohl ein Freund und Anwalt der Philoſophie, nicht in metaphyſiſche Spekulationen, ſondern in die Beleuchtung der Lebenszuſtände, in Aufdeckung von Mißbräuchen und Verbreitung von allgemeinnützlicher Aufklärung die Bedeutung und die Aufgabe der Philoſophie ſetzt. Auch ihm iſt die Philoſophie nur ein Organon, keine ſelbſtſtändige Disciplin oder gar die Königin der Wiſſenſchaften; ſie gilt ihm als Kritik, aber er traut ihr nicht das Vermögen der Konſtruktion zu, welches von deut-

Digitized by Google

ſchen Philoſophen für ſie in Anſpruch genommen wird. Die Einrichtung der engliſchen Univerſitäten, ihre Abhängigkeit von der Kirche, das Prinzip der Stabilität in dieſer, die gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit der Engländer an den Dogmen und am Kultus — die Mißbilligung angeblich oder wirklich freigeiſteriſcher Anſichten durch die öffentliche Meinung und die bürgerlich-nachtheiligen Folgen für den der ſie bekennt — dieß Alles konnte nicht begünſtigend ſeyn für kühnere Spekulationen, zu welchen ohnehin den Engländer keine ſehr energiſche Neigung zu ziehen ſcheint. Die tieferen Denker, an welchen es ihnen nicht fehlt, wenden ſich lieber vereinzelten Problemen, abgegränzten Gebieten und Zweigen der Erkenntniß und Wiſſenſchaft zu und ſetzen über die höchſten Fragen der Spekulation, über welche in Deutſchland ſeit fünfzig Jahren fort und fort mit einer unerſchöpflichen Fülle von Scharfſinn geſtritten und geſchrieben wird, allgemeine Uebereinſtimmungen voraus.

(Fortſetzung folgt.)

Chateaubriand.

(Fortſetzung.)

Der Märtyrer wollen wir nur kurze Erwähnung thun. Es iſt ein Mitteding zwiſchen Epos und Roman in vier und zwanzig Büchern. Das Werk beginnt mit einer Anrufung an die Muſe: „Ich will erzählen die Kämpfe der Chriſten und den Sieg den die Glaubigen errangen über die Geiſter des Abgrunds, durch die ruhmwürdigen Beſtrebungen zweier Gatten, die den Märtyrertod ſtarben; himmliſche Muſe, die du den Dichter von Sorrent und den Blinden von Albion begeiſtert haſt, ſtehe mir bei" u. ſ. w. Das Märtyrer-Paar iſt Eudorus und Cymodocee, Griechen von Geburt, die letztere eine Abkömmlingin Homers. Im erſten Buch werden ſie zuſammengeführt und im letzten ſterben ſie auf Befehl des Kaiſers Galerius im Cirkus, von wilden Thieren zerriſſen. Das Werk, deſſen Tendenz auch der andere Titel: der Triumph der chriſtlichen Religion anzeigt, iſt in Proſa geſchrieben; es erinnert in verſchiedenen Stellen an Werke verſchiedener Art — bald an Taſſo, an Virgil, Homer, Milton, Klopſtock, dann wieder an den Telemach und an Anacharſis Reiſen; es iſt reich an griechiſcher, römiſcher und chriſtlicher Archäologie, ſchildert mit großer Ausführlichkeit und, wie der Verfaſſer rühmt, der fleißigſten hiſtoriſchen Treue, Schlachten zwiſchen den Römern und Franken, verſetzt in den Himmel und in die Hölle, gibt ſchöne Schilderungen der Natur und von Kunſtwerken und führt den Leſer beinahe in allen Ländern der damals bekannten Welt herum. Wie hoch man die Verdienſte und Schönheiten im Einzelnen anſchlagen mag: ſchwerlich wird ſich Jemand durch dieß Gedicht als ein poetiſches Ganzes befriedigt finden; dem frommen Gemüth wird der weltlichen äſthetiſchen Zugaben zu viel ſeyn, der, dem es um Unterhaltung zu thun iſt, wird die didaktiſch-aſcetiſche Richtung nicht goutiren; der Hiſtoriker wird ſich über die Einmiſchung des Wunders ärgern und der poetiſche Geiſt ſich an der unkünſtleriſchen Formloſigkeit ſtoßen; der Kritiker wird die Vermiſchung der poetiſchen Species tadeln und die unkünſtleriſche Vermengung des ungleichartigſten Stoffs.

Der Verfaſſer ſelbſt will die Märtyrer als ein ächtes, chriſtliches Epos angeſehen wiſſen und gibt ſich viele Mühe zu beweiſen, daß ſie allen gerechten Anforderungen der Aeſthetik entſprechen, daß die Benützung der chriſtlichen Vorſtellungsweiſen von Gott, den Engeln und vom Teufel, die Benützung des chriſtlichen Wunderbegriffs u. ſ. w. einem ſolchen Gedicht vortrefflich anſtehe. Wir geſtehen, daß wir Chateaubriand nicht für einen ächten Dichter halten können, ſo hoch wir auch ſeine Talente ſtellen. Mit ſeinen poetiſchen Anlagen hätte ein Anderer im Gebiete der eigentlichen Dichtung wohl etwas Schönes leiſten können, wenn er ſich beſchränkt und Maß gehalten hätte, aber Chateaubriand ſelbſt hatte zu viele andere Intereſſen als die Poeſie, als daß er ſich hätte Schranken ſtecken, ſich den Feſſeln einer ſtrengen Form unterwerfen mögen oder können; ſein Talent iſt kein plaſtiſches, ſondern ein rhetoriſches, nicht ein künſtleriſch concentrirendes, ſondern ein ins Weite hinausſtrebendes. Es ſcheint überhaupt in vielfacher Beziehung ſein Schickſal geweſen zu ſeyn in der Mitte oder Schwebe zu ſtehen zwiſchen den Gegenſätzen, ohne ſie verſöhnen zu können; zwiſchen der Legitimität und dem Liberalismus, zwiſchen dem Klaſſicismus und Romanticismus — und ſo auch zwiſchen der Proſa und der Poeſie; er iſt der glänzendſte Repräſentant derjenigen Literatur, welche ein Mittleres zwiſchen jenen beiden Sphären zu ſchaffen ſtrebt; die von der Poeſie die Schönheit und Freiheit der Form, den Schwung der Darſtellung und beſonders die Licenz entlehnt und andererſeits den Intereſſen des Lebens in Religion, Geſchichte, Politik und Wiſſenſchaft ſich zuwendet und die von der Proſa dargebotenen Vortheile nicht unbenützt läßt. Dieſe Combination der Proſa und Poeſie, vielleicht dem franzöſiſchen Geiſt und Geſchmack gemäßer als dem deutſchen, hat bei Chateaubriand wenigſtens ſehr glänzende Früchte getragen und er hat die gewaltigſten Effekte damit erreicht. Er verſetzt ſich und ſeine Leſer nicht in eine poetiſche, phantaſtiſche Welt, aber er faßt die Wirklichkeit oft phantaſtiſch auf; er ſieht ſie bald durch ein roſenfarbenes, bald durch ein ſchwärzlichgrünes Glas; er übt ſeine Ideale und Ungeheuer geſtaltende Phantaſie an ihren verehrungswürdigen oder verhaßten hiſtoriſchen Perſonen; er verkleinert Großes und vergrößert Kleines; er weiß das Häßliche zu verſtecken oder zu verſchönern, das Gleichgültige intereſſant zu machen — und der Zauberſtab, durch welchen er dieß bewirkt, iſt ſein Styl.

Mit ſeinem Styl weiß ſich Chateaubriand ſehr viel und er rügt den Mangel deſſelben an Vielen ſeiner jüngern Zeitgenoſſen aufs Ernſtlichſte. Einem Schriftſteller freilich, der auf den Dichterruhm Anſpruch macht und dem der Styl als Erſatz für die ſtreng poetiſche Form gelten muß, mag dieß ein ſehr am Herzen gelegener Gegenſtand ſeyn; aber wahrhafte, große Dichter haben, auch wenn ſie Proſa ſchrieben, wie z. B. Cervantes, ſich ſchwerlich auf ihren Styl ſo viel zu gute gethan; ſie waren ſich der Vortrefflichkeit deſſelben nicht ſo bewußt, weil er ihnen natürlich nicht das Reſultat der Kunſt und des Fleißes war. „Schreiben iſt eine Kunſt!" ſagt er mit Selbſtgefühl und an-

derswo: „Man lebt nur fort durch den Styl. Umſonſt ſträubt man ſich gegen die Anerkennung dieſer Wahrheit; ein Werk, aufs trefflichſte componirt, geziert mit den natürlichſt gezeichneten Charakteren, voll von tauſend anderen Vollkommenheiten iſt todtgeboren, wenn der Styl fehlt. Der Styl — und es gibt tauſenderlei Arten — lernt ſich nicht; er iſt die Gabe des Himmels, er iſt das Talent.“ Ob dieſe Aeußerung nicht in einigem Widerſpruch ſtehe mit der unmittelbar zuvor angeführten, kann hier nicht weiter unterſucht werden. Sein Verhältniß zur claſſiſchen Schule (die er übrigens ſo hoch verehrt, daß er den Racine eigentlich über Shakſpeare ſtellt) iſt im Folgenden bezeichnet: „Wenn etwas auf der Welt dem Herrn von Fontanes (einem Dichter der claſſiſchen Schule) zuwider ſeyn mußte, ſo war es meine Art zu ſchreiben. Mit mir fing, mit der ſogenannten romantiſchen Schule, eine Revolution in der franzöſiſchen Literatur an; und dennoch intereſſirte ſich mein Freund, ſtatt empört zu ſeyn über meine Barbarei, mit Wärme dafür. Ich las wohl das Erſtaunen auf ſeinem Angeſicht, als ich ihm Bruchſtücke aus den Natchez, aus Atala und René vorlas; er konnte dieſe Produktionen nicht unter die gewöhnlichen Regeln der Kritik zurückführen, aber er empfand, daß er in eine neue Welt trat; er ſah eine neue Natur, er verſtand eine Sprache, die er ſelbſt nicht redete. Ich erhielt von ihm treffliche Räthe; ich verdanke ihm, was etwa in meinem Styl correkt iſt; er lehrte mich die Anſprüche des Ohrs beachten; er hielt mich ab in das Ausſchweifende der Erfindungen und das Gezwungene der Ausführung zu verfallen, wie es bei meinen Schülern der Fall iſt, wenn ich anders Schüler habe.“ Wenn man aber hieraus ſchließen möchte, daß man Chateaubriand für den Vorgänger der franzöſiſchen Schreibart anſehe, ſo widerſpricht dieſem eine andere Stelle, wo er vom Tod der Sprachen redet. Unter die ſterbenden Sprachen zählt er aber auch die franzöſiſche: „In einer jugendlichen Sprache haben die Schriftſteller Ausdrücke und Bilder, bezaubernd und entzückend wie der erſte Strahl der Morgenſonne; in einer Sprache, die ſich geſtaltet und ausgebildet, glänzen ſie durch Schönheiten von allen Arten; in einer gealterten Sprache ſind die Naivetäten des Styls nur noch Reminiscenzen, die Erhabenheit in den Gedanken nur das Ergebniß der Stellung der Worte, die man mit Mühe zuſammengeſucht und auf gezwungene Weiſe zu einem Kontraſt zuſammengeſtellt hat.“

Auch hier kehrt jener Widerſpruch in Chateaubriands Weſen wieder: einerſeits die Selbſtgefälligkeit, womit er ſeine Kunſt zu ſchreiben, ſeinen Styl rühmt und eine neue Epoche der Literatur begonnen oder geſchaffen zu haben ſich ſchmeichelt; andererſeits die ſkeptiſche Niedergeſchlagenheit, welche in der Verzweiflung an allem Zeitlichen die eigenen Leiſtungen gering ſchätzt.

In der That hat Chateaubriands Styl, der freilich bei ihm nicht etwas bloß Formelles, ſondern der Ausdruck ſeines Weſens überhaupt iſt, in der franzöſiſchen Literatur Epoche gemacht; er ſagt von ſich ſelbſt, er habe, im Gegenſatz zu der politiſchen Revolution, eine literariſche Revolution bewirkt; es iſt ihm vielleicht ſelbſt nicht ganz zum Bewußtſeyn gekommen, daß es im tiefſten Grunde ein und derſelbe Geiſt war, der in beiden Richtungen ſich kund gab, daß auch er, ergriffen von dem Geiſte der Zeit, ein, wiewohl abſichtsloſer Mitſchuldiger an der welthiſtoriſchen That der Revolution geweſen; ein und daſſelbe Gefühl des Mangels und der Unvollkommenheit, aber auch der übermüthigen und zügelloſen Kraft war es, was im Staat und in der Literatur die alten Formen zu zerbrechen und neue zu ſchaffen oder wenigſtens Experimente zu machen antrieb. Wenn aber Chateaubriand wirklich ein literariſcher Revolutionär iſt, ſo gehört er doch zu den Gemäßigteren; er wollte in der Literatur etwa ſo weit gehen als im Politiſchen die Konſtituante; aber wie die ſpäteren Verſammlungen die erſte weit überflogen, ſo wurde auch Chateaubriand von den ſpäteren literariſchen Notabeln weit überboten und man kann wohl ſagen, daß die franzöſiſche Literatur auch ihre Schreckenszeit gehabt hat.

Die Eigenthümlichkeit von Chateaubriands Styl beruht großentheils darauf, daß er neben dem franzöſiſchen esprit weit mehr Einbildungskraft und Gemüth hat, als man ſonſt bei den Franzoſen findet; auf die Ausbildung von dieſen Eigenſchaften wirkten ſchon ſeine frühſten Jugendeindrücke und dann ſeine ſpäteren Lebensſchickſale, beſonders ſeine Reiſen in einer mächtigen und wilden Natur, in die er ſich mit großer Innigkeit verſenkte und mit deren Pracht und Größe er in ſeiner kräftigen und bilderreichen Sprache zu wetteifern ſchien. Er ſetzte an die Stelle der Glätte und Eleganz — die Wärme und die Fülle, ohne die Geſetze des Wohllauts außer Acht zu laſſen; mehr noch als nach Präciſion ſtrebte er nach Prägnanz; der mit Vergleichungen und Gegenſätzen ſpielende Witz, ein Hauptzug des franzöſiſchen Geiſtes, mangelt auch bei ihm nicht, aber er pflegt in der Art wie Chateaubriand ihn handhabt, mehr einen rührenden und tragiſchen als einen komiſchen Effekt zu machen. So z. B. ſagt René, wo er den Tod ſeines Vaters erzählt und wie ihm hier zum erſtenmal die Idee der Unſterblichkeit recht klar und gewiß geworden ſey: „Ich konnte nicht glauben, daß dieſer lebloſe Körper der Schöpfer des Gedankens in mir ſeyn ſollte.“ Doch mißbraucht auch Chateaubriand nicht ſelten die Kraft des Kontraſtes durch eine geſuchte Künſtlichkeit, er haſcht nach Parallelen, wo die Aehnlichkeiten ganz äußerlich und geringfügig ſind, er unterbricht den Fluß der natürlichen Empfindungen oft mit etwas Gemachtem — kurz er iſt nicht ohne Affektation. Wie leicht übrigens ihm das Schreiben wird, zeigt ſeine große Fruchtbarkeit, die um ſo überraſchender iſt, wenn man bedenkt, wie viele Zeit ihm durch Reiſen und politiſche Thätigkeit weggenommen wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Berichtigung.

In der letzten Nummer S. 1 Sp. 1 Z. 8 leſe man kocht anſtatt kroch; ferner in Nr. 44 in der Unterſchrift des zweiten Artikels Marlow ſt. Marlov; und in Nr. 76 S. 2 Sp. 2 Z. 35 durch Wetter ſt. Waſſer.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 84.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 November 1836.

Neugriechiſches.

Der Tod des Markos Botſaris.

1.

Drei Vöglein ließen ſich vom Zug im Wieſenlande *) nieder.
Wenn's Abend ward, da klagten ſie, ſie riefen noch, wenn's tagte:
„Der Skondrer, meine Kinder, kommt mit großer Macht gezogen;
Er führt den Bei von Tſchelabin, führt den Miagiaphas,
Und den Nikotheas, den Hund, den Chriſtenſchlachter, mit ſich.“
Er aber ſchickt ein Schreiben an die Kapetanerieen:
„Jetzt unterwerft euch und gehorcht, damit ich euch verzeihe.
Ich will, daß Markos Botſaris gebunden ihr mir bringet,
Daß lebend ich ihn ſenden mag zum Kaiſer in die Hauptſtadt.“
Der Markos, als er das gehört, ſtreicht ſeinen Schnurrbart, wendet
Sich zu dem Lampros Wekkos und räth insgeheim ihm ſolches:
„Die Kinder, Lampros, ſammle mir, die erſten Pallikaren;
Nach Karpeniſi woll'n wir uns, wenn's Abend wird, entheben!“ —
Nach Karpeniſi ging der Marſch, aufwärts durch die Gefilde;
Da hält er, theilt den Pallikar'n den Plan mit, ordnet's alſo:
„Den Skondrer, Kinder, können wir in offner Schlacht nicht ſchlagen;
Nur einen Anfall, ſind wir auch nur wen'ge, laßt uns wagen.“
Zweihundert waren, in der Hand die Schwerter, auserwählet;
Die trugen Furcht und Schrecken in des Skondrers Zelt und ſchlugen
Ein tauſend und zweihundert, die Gefang'nen ungerechnet.
Nur ein Lateiner, ſo ein Hund, daß ihm die Hand abfalle!
Schlug auf das Haupt des Markos an mit ſeiner ſchlechten Flinte.
Mit hoch erhob'ner Stimme rief er da, ſo ſehr er konnte:
„Wo biſt, mein Bruder Konſtantin? laß nicht, nicht ab vom Kriege!
Weint, Sulioten, nicht um mich; tragt keine Trauerkleider!
Um mich weint ja das ganze Volk, weint ja die ganze Hellas.
Schreibt an das unglückſel'ge Weib, an meine Gattin ſchreibet —
S'iſt mitten in dem Frankenland, ſ'iſt in der Stadt Ankona —
Sie ſolle ſorgen, daß mein Kind, mein Sohn was Tücht'ges lerne.“

Ueberſ. v. Emil Preuſſer.

*) Livadien.

Die Bridgewater Bücher.

(Fortſetzung.)

Der praktiſche Sinn der Engländer wirft ſich mit Vorliebe auf die Naturwiſſenſchaften. Neben dem rein wiſſenſchaftlichen Intereſſe lockt hier auch der vielfache Gewinn, der aus ſolchen Forſchungen für die Förderung der Künſte und der Induſtrie ſich ergeben kann. Aber etwas anderes iſt auch hier wieder, was der Engländer natural philosophy nennt und was der Deutſche als Naturphiloſophie bezeichnet. Die deutſche Naturphiloſophie, als deren Schöpfer, oder wenn man Jakob Böhme u. A. nichts entziehen will, Wiedererwecker — Schelling zu nennen iſt, und die von Oken, Steffens, Schubert, u. A. in verſchiedener Weiſe ausgebildet wurde, hat einen begeiſterten, poetiſchen Charakter; die deutſchen Naturphiloſophen ſind nicht bloß berechnende Kalkulatoren und nüchterne Beobachter — es ſind Prieſter, welche nach der Anſchauung der Iſis verlangen, die, unbefriedigt durch mathematiſche Schemata und unfruchtbare Zahlverhältniſſe, lebendiger, gehaltvoller Anſchauungen theilhaftig zu werden, in das Leben und Walten des Naturgeiſtes ſich zu verſenken, ſich gleichſam mit ihm zu vereinigen ſtreben; ſie wollen nicht bloß die Summe der Erfahrungen ziehen, nicht aus einer Anzahl von Thatſachen Geſetze abſtrahiren; ſie wollen auch mit ahnendem Seherblick die Erfahrung anticipiren, Geſetze errathen, leiſe Andeutungen verſtehen, den Geiſt, die Seele in der Natur erkennen. Nicht ohne Bedeutung iſt es, daß der Hauptrepräſentant dieſer Philoſophie ſelbſt einmal ſeine Anſichten in poetiſcher Form auszuſprechen ſich gedrungen fühlte, in einem Gedicht, wo folgende bezeichnende Stellen vorkommen:

Wüßt' auch nicht, wie mir vor der Welt könnt' grauſen,
Da ich ſie kenne von innen und außen,
Iſt gar ein träg und zahmes Thier,
Das weder dräuet dir noch mir,
Muß ſich unter Geſetze ſchmiegen,
Ruhig zu meinen Füßen liegen.
Steckt zwar ein Rieſengeiſt darinnen,
Iſt aber verſteinert mit allen Sinnen.

Digitized by Google

Der Rieſe ſucht ſich aus ſeinem Kerker zu befreien auf mannichfache Weiſe; zuletzt

> In einen Zwergen eingeſchloſſen
> Von ſchöner Geſtalt und gradem Sproſſen
> (Heißt in der Sprache Menſchenkind)
> Der Rieſengeiſt ſich ſelber find't.
> Vom eiſernen Schlaf, vom langen Traum
> Erwacht, ſich ſelber erkennet kaum.
> Ueber ſich ſelbſt gar ſehr verwundert iſt.
> — — — — — —
> Fürchtet wohl in bangen Träumen.
> Der Rieſe möchte ſich ermannen und bäumen,
> Weiß nicht, daß er es ſelber iſt.
> Seiner Abkunft ganz vergißt.
> Thut ſich mit Geſpenſtern plagen
> Könnt' alſo zu ſich ſelber ſagen:
> Ich bin der Gott, den ſie im Buſen hegt.
> Der Geiſt der ſich in Allem bewegt, u. ſ. w.

„Alle diejenigen Theorien,“ ſo ſpricht ſich Schelling ſonſt aus, „welche von der Erfahrung abſtrahirt ſind, welche die Urſachen, aus denen ſie erklären, nicht an ſich, nicht unabhängig von den Erfahrungen kennen, welche erklärt werden ſollen, ſind der Erfahrung zuwider; denn wo dieß der Fall iſt, geſchieht nichts, als daß man erſt in die Principien Alles hineinlegt, was hinreichend iſt, die (ſchon bekannten) Erfahrungen zu erklären — man erdichtet alſo die Urſachen und richtet ſie gerade ſo ein, wie man ſie nachher braucht. Auch abgeſehen von dem ewigen Cirkel im Erklären, ſo iſt es, weil die Erfahrungen täglich erweitert werden, natürlich, daß jene vorausgeſetzten Urſachen alle Augenblicke einmal unzureichend werden, daß man immer neue Beſtimmungen in ſie ſetzen muß, oder es geſchieht auch wohl, daß zur Erklärung der einen Erfahrung Beſtimmungen nöthig ſind, welche den zum Behuf einer andern angenommenen widerſprechen, ſo daß man zuletzt ungeduldig ſich entſchließt, wieder eine Weile ohne Theorie zu bleiben. Wahre Theorien können nur ſolche ſeyn oder werden, welche abſolut a priori errichtet werden; denn wenn die Principien in ſich ſelbſt gewiß ſind, ſo ſind ſie auch völlig allgemein, und weil doch die Natur der Vernunft nie widerſprechen kann, zureichend für alle mögliche Erſcheinungen. In ſolchen Theorien finden eigentlich gar keine Erklärungen ſtatt. Hier ſind nur Konſtruktionen möglich. Der dynamiſche Phyſiker geht von ſeinem Princip aus, unbekümmert wohin es ihn führe; die Erſcheinungen fallen, wenn er nur konſequent verfährt, von ſelbſt in ihre gehörige Stelle. Eine Theorie der Natur, welche nicht bloß komparativ, ſondern ganz und in jeder Rückſicht a priori errichtet wird, kann eben deßwegen auch nichts ſeyn, als eine getreue Darſtellung oder Hiſtorie der Natur, der Naturphiloſoph ſetzt ſich an die Stelle der Natur; hat nun wohl dieſe, indem ſie ſich ſelbſt hervorbringt, die Erſcheinungen im Auge, welche ſie hervorbringen will, und entſteht ihr nicht Alles — entſteht ſie nicht ſich ſelbſt bewußtlos? Die Natur iſt für ſich ſelbſt a priori; alſo muß wohl die Theorie, welche zur Konſtruktion nicht mehr vorausſetzt, als die Natur ſelbſt vorausgeſetzt hat, nämlich der letztern inneres Weſen und Charakter — (Identität aus Duplicität) — nichts Anderes als wieder die Natur, wie ſie für ſich ſelbſt iſt, zum Reſultat geben.“ — „Die Natur ſcheint ſich daran zu ergötzen, daß ſie mit der Vernunft, d. h. mit ſich ſelbſt ſpielt; gewöhnlich entſchleiert ſie das lang bewahrte Geheimniß von einer Seite, welche ſelbſt wieder über den wahren Sinn deſſelben auf Irrwege führt; aber Einmal im Beſitz des Menſchen wird es Gegenſtand der angeſtrengteſten Unterſuchungen und rückt endlich an die richtige Stelle und in das wahre Licht. Dieſen Launen der Natur, welche, obgleich ſie ein ſchönes Schauſpiel von Thätigkeit hervorbringen, doch den Weg zur Wahrheit verlängern, ein Ziel zu ſetzen, iſt nur durch eine in ſich ſelbſt feſt und ſichergegründete Theorie möglich. Steht die Theorie einmal, dann hat die Empirie die Mittelglieder zu finden, durch welche die einzelne Erſcheinung mit den letzten Gründen zuſammenhängt.“

Ein Schüler Schellings, Steffens, charakteriſirt die Naturphiloſophie, im Gegenſatz gegen die früheren Theorien der Naturforſcher, welchen das Todte das Urſprüngliche geweſen, denen die immer thätige Natur unter den Händen erſtorben und nur die todte Maſſe, mit leerklingenden Worten geſtempelt, zurückgeblieben ſey, folgendermaßen: „Der Naturphiloſophie iſt die Natur urſprünglich nur thätig. Die ganze Natur iſt ein ewig Wechſelndes, immer Veränderliches, immer Verändertes und der Wechſel ſelbſt das einzig Beharrende. Dieſe urſprüngliche Thätigkeit iſt das erſte und letzte, die Urtheſis, das Allgegenwärtige und Ewige, das in der Veränderung Unveränderte — für den Naturphiloſophen, der aus ihr die Natur konſtruiren ſoll, der inwohnende Schöpfer der Welt. Aber die Natur iſt das Produktive und das Produkt zugleich. Die Thätigkeit iſt unendlich im Produciren. Für den Naturphiloſophen wird die Natur, ſie iſt nicht; er ſoll erklären, wie ſich das Werden als ein Seyn offenbaren kann. Aus der urſprünglichen Thätigkeit wird, entſteht die Natur.“

Nicht mehr bloß durch die Spalten und Ritzen des Vorhangs zu ſchauen — mit einem kühnen Schritt ins Allerheiligſte der ſchaffenden und werdenden Natur ſich zu verſetzen; die Urphänomene, Licht, Schwere, Bewegung, die unorganiſchen und dann die organiſchen Reiche zu konſtruiren und im Gedanken, in der Anſchauung nachzuerzeugen — das war die kühne, großartige Tendenz der deutſchen Naturphiloſophie. Zwei Hauptmerkmale zeichneten dieſe neue Tendenz aus: die Verſelbſtſtändigung der Natur — ideell als Weltſeele gefaßt, und die Behauptung der abſoluten Begreiflichkeit und Durchſichtigkeit derſelben für den aus ihr als ihr höchſtes Produkt, ihre edelſte Blüthe und Kerne hervorgegangenen Menſchengeiſt. Jenes war hauptſächlich lockend und verführeriſch für den poetiſchen Sinn, dieſes für den nach abſoluter Erkenntniß ſtrebenden Wiſſenstrieb. Betrachtete man die Welt als ein von einem ihr äußerlichen Schöpfer nach den Geſetzen der höchſten Weisheit durch abſolute Macht hervorgebrachtes Werk, ſo bot dieß zwar eine abſolute Beruhigung — aber die Phantaſie, das poetiſche Gemüth fand dabei nicht ebenſo ſeine Rechnung, als wenn man die perſonificirte Natur in einem, wenn ſchon am Ende auch nothwendigen, doch in der

Digitized by Google

Art der Offenbarungen und Entwicklungen, willkürlichen und zufälligen Spiel begriffen, ſich vorſtellte, wenn man ihr Phantaſie, Launen, Einfälle, ſogar ein Analogon von Leidenſchaften, Zorn u. ſ. w. zuſchrieb, wenn man die einzelnen Produkte und Weſen an jener Selbſtſtändigkeit inſofern Theil nehmen ließ, als bei der geſetzten Identität von Produciren und Producirtwerden, jedes Geſchöpf zugleich auch als die Selbſtrealiſirung eines nach Exiſtenz ſtrebenden Triebs erſchien, als integrirendes Organ der ſich ſelbſt ſchaffenden und erhaltenden Natur. Und wenn das Erſchaffen, das Attribut und Merkmal des Göttlichen iſt, ſo erſchien im Lichte dieſer Naturphiloſophie die Natur in ihrer Geſammtheit und die einzelnen Naturweſen, als Organe des Ganzen, als göttlich. Die Naturphiloſophie war ihrem innerſten Weſen nach pantheiſtiſch. Keineswegs als Vorwurf ſoll dieß Prädikat von ihr ausgeſagt ſeyn, denn der Begriff des Pantheismus hat eine zwiefache Seite — die negative, wornach er die Perſönlichkeit, das Bewußtſeyn, die Geiſtigkeit der Gottheit ausſchließt, und hiegegen hauptſächlich werden die Angriffe auf ihn gerichtet, und die poſitive, wornach er die Gegenwart, das Leben der Gottheit in Allem anerkennt und behauptet, was auch mit den chriſtlichen Begriffen wohl vereinbar iſt und womit nicht die gleiche Dignität aller Naturweſen geſetzt, das Beſtehen von Stufen und von Gegenſätzen nicht ausgeſchloſſen iſt. Dieſe pantheiſtiſche Naturanſchauung, fruchtbar auch als Erklärung des Natur-Polytheismus, war nun freilich vielfacher Modifikationen fähig; in der Kühnheit ihres erſten Auftretens mochte dieſe neue Naturphiloſophie, welche von einem Sichſelbſtſchaffen der Natur, von ihrer Göttlichkeit und Selbſtſtändigkeit redete, Vielen als heidniſch und atheiſtiſch erſcheinen, und manche ihrer Verkündiger mochten ſich auch wohl ſelbſt in dieſem Lichte gefallen; Etliche aber, wie Steffens und Schubert, ſtreben, die Naturphiloſophie in Einklang zu ſetzen mit dem chriſtlichen Theismus, die Naturvergötterung aus ihrem Syſtem zu verbannen, und in der Natur nicht mehr bloß eine Selbſtoffenbarung, ſondern eine Offenbarung Gottes nachzuweiſen. Aber jenes (ſey der Name als unverfänglich geſtattet!) pantheiſtiſche Element wirkt noch in ihnen nach und zwar auf eine höchſt wohlthuende Weiſe; die Natur mit ihrer Weſenfülle iſt ihnen noch immer kein aus der Werkſtatt des Schöpfers entlaſſenes, mehr oder weniger todtes Werk, ſie iſt ihnen immer noch lebendig, ſie können ſich der früheren Angewöhnung, ſie als ſelbſtthätig, ſelbſtproducirend zu betrachten, nicht entſchlagen, und wie ſchwierig es ſeyn mag, wiſſenſchaftlich ſtreng die Verſöhnung dieſer beiden Betrachtungsweiſen vorſtellig zu machen und ſie dann wieder gegeneinander abzugränzen: für das empfängliche, lebendige und lebenfordernde Gemüth iſt dieſe Naturbetrachtung ſehr anſprechend und erfreulich. Anerkannt wird von dieſen ein Gefühl, das den Menſchen in den reinſten Stunden ſeines Daſeyns unmittelbar mit der lebendigen Natur verbindet, das ihm die Herrlichkeit Gottes näher rückt, anerkannt, daß eine tiefe Sympathie und Empfänglichkeit für das Leben und Weben der Natur ein Vorzug des Menſchen iſt, daß eine geheime Theilnahme und eine verborgene Gemeinſchaft alles Lebens ahnen läßt, und wenn auch nicht mehr die innere Ueberzeugung, ſo doch die Sprache ſchreibt noch immer der Natur ein ſelbſtſtändiges Walten, Empfindungen, Strebungen u. ſ. w. zu.

Die abſolute Begreiflichkeit, die Durchſichtigkeit der Natur für die intellektuelle Anſchauung erſchien zwar als etwas ſehr Lockendes und Verführeriſches, aber wurde auch vielfach als eine Anmaßung des eingeſchränkten menſchlichen Geiſtes angefochten und verſchrieen und die auf einem ſo hohen Standpunkt geſchöpften Anſchauungen und Erkenntniſſe boten, bei verſchiedenen Jüngern dieſer Philoſophie nicht immer zuſammenſtimmend, der wiſſenſchaftlichen Kritik manche Blößen. Die naturphiloſophiſche Begeiſterung verſchwand, aber die Befruchtung der einzelnen Naturwiſſenſchaften und die Erinnerung an jene Begeiſterung blieb.

Wenn ſomit in Deutſchland die Naturphiloſophie in ihrem denkwürdigen Aufſchwung einen pantheiſtiſchen Charakter annahm, ſo war dagegen der Charakter der franzöſiſchen Naturforſchung vorherrſchend atheiſtiſch; die Gottheit wurde nicht immer geradezu geläugnet, ſondern oft nur entbehrlich gemacht, ignorirt, oder auch wohl ihre Exiſtenz anerkannt, aber in einer Weiſe, wie die der epikuriſchen Götter. Die meiſten der franzöſiſchen Naturforſcher oder Philoſophen ließen ſich an mechaniſchen und mathematiſchen Geſetzen als letzten Erklärungsgründen der Dinge genügen, erklärten das Leben für das Produkt der Kombination und Aktion von Atomen, die geiſtigen Thätigkeiten für das Reſultat von Senſationen, und ein Aſtronom klagte: daß er Gott am ganzen Sternenhimmel geſucht, ihn aber nirgends gefunden habe.

Die engliſche Naturforſchung aber, zu der wir übergehen, geht gern einen Bund ein mit der natürlichen Theologie und beurkundet ſich dann als chriſtiſch. Die Natur wird von dem praktiſchen und ſcharfſinnigen Engländer durchforſcht, um, neben dem Intereſſe des Erkennens und der Wiſſenſchaft, ihr ihre Schätze abzugewinnen, ſich ihre Kräfte dienſtbar, ihre Geheimniſſe zu Nutze zu machen; außer der realen Ausbeute aber macht er auch noch eine ideelle: die Erſcheinungen, die Einrichtungen und Geſetze der Natur werden ihm Argumente für das Daſeyn Gottes, Beweiſe ſeiner Eigenſchaften. Ein Ergebniß dieſer Weiſe der Naturbetrachtung ſind die Bridgewater Treatises (Bridgewater-Bücher).

(Fortſetzung folgt.)

Chateaubriand.

(Fortſetzung.)

Es iſt nicht unintereſſant die Urtheile zweier engliſchen Journale über Chateaubriand bei Gelegenheit ſeiner neueſten Schrift: Verſuch über die engliſche Literatur und den Geiſt der Menſchen, der Zeiten und der Revolutionen, zuſammenzuſtellen. Das Athenäum läßt ſich in höchſter Erbitterung vernehmen: „Chateaubriand iſt ganz das, was die Deutſchen einen ſubjektiven Idealiſten nennen; in der ganzen Welt der poſitiven Wirklichkeit ſieht er nichts als ſich ſelbſt. Die Gegenſtände der äußern Natur ſind ihm nur ein metaphyſiſches Subſtrat, bekleidet mit den Attributen ſeines eigenen Geiſtes, und ihre Bedeu-

Digitized by Google

tung in der Stufenleiter der Dinge hängt ganz davon ab, wie ſie ſich zu ſeinen Schriften, ſeiner Politik, ſeinen literariſchen Theorien und ſeinen perſönlichen Abenteuern verhalten. Er lebt ganz in einer ſelbſtgeſchaffenen Welt und in einer Welt von deſtillirten Einbildungen, wahnſinnigen Träumen, aufgeſtelzten Phraſen und verkehrten Geſtalten einer Phantasmagorie von träumeriſchem Unweſen, oder vielmehr einem immer ſich verwandelnden Kaleidoſkop, deſſen Veränderungen keinem Geſetz unterliegen, als dem der vollſtändigen Nichtachtung aller natürlichen Aufeinanderfolge. Als Schriftſteller gehört Chateaubriand, unſers Dafürhaltens, dem unerträglichſten Extrem der rhetoriſchen Schule an, denjenigen die in ihren glücklichſten Stunden die Geſchmeidigkeit einer prunkenden und flitterhaften Beredtſamkeit dazu benützen, ein Sophisma auszuſpinnen oder ein Vorhaben zu verſtecken, die aber für gewöhnlich bei ihrem Schreiben nur durch das Ohr geleitet werden und wenn eine Phraſe nur harmoniſch klingt, nicht darnach fragen, ob ſie für den Leſer einen Verſtand hat oder nicht. Zwiſchen ſolchen Schriftſtellern und der Logik iſt eine ewige Scheidung, und wenn etwa ein Schluß nicht mehr enthielte, als was aus den Prämiſſen fließt, würden ſie den Satz für proſaiſch und nicht überzeugend halten. Der gewöhnliche Zweck ſolcher trefflichen Schriftſteller iſt der: ſich ſelbſt zu erheben, und beim Schluß jedes Satzes meint man ſie rufen zu hören: „Iſt das nicht hübſch? Bin ich nicht ein Genie?“ Aber das Uebel iſt noch weit ärger, wenn ein Autor einen beſtimmten Zweck verfolgt; denn dann iſt Myſtifikation ſeine Abſicht und ſeine Mittel ſind: fortwährende Unterſchiebung von Worten ſtatt der Sachen, von Metaphern ſtatt der Gründe. In den Atalas, den Itinéraires ſind ein übertriebener Styl und verſtiegene Ideen bloße Verſündigungen gegen den geſunden Menſchenverſtand und gegen die Wirklichkeit — Gegenſtände des Vergnügens für diejenigen, welche an ſolchen Sachen ein Wohlgefallen haben, und des Ekels und Verdruſſes für alle Leute von reinerem und einfacherem Geſchmack, aber in der politiſchen Flugſchrift, in der ſenatoriſchen Debatte ſind es unglückſelige Schleier, welche dem Autor die Armuth und Leerheit ſeiner Begriffe verbergen, wenn es nicht gar abſichtliche Mittel ſind, den Leſer zu täuſchen. Denjenigen, welche an dieſer entarteten Beredtſamkeit Geſchmack finden, haben wir nichts weiter zu ſagen. Der Grund unſers Haders mit den Schriftſtellern dieſer Schule iſt ihr heilloſer Einfluß auf die öffentliche Meinung. Burke hat mit ſeiner pompöſen Flugſchrift die Engländer in Betreff der franzöſiſchen Revolution mehr myſtificirt als alle Publiciſten Europa’s zuſammen, und wenn Chateaubriand mit ſeiner Rednerei weniger überzeugend iſt, ſo iſt doch auch er Meiſter darin, die Verhältniſſe eines Gegenſtandes zu verzerren, indem er ihn in einen Wortſchwall hüllt; das Einfache zu verwirren, das Klare zu verdunkeln und epigrammatiſche Citate für diejenigen herbeizuſchaffen, welchen eine Autorität ſo viel gilt wie ein Beweis. Beredt freilich, das geben wir zu, iſt er — nach dem niedrigen Maßſtab des ſilbernen Alters der Beredtſamkeit; denn er iſt meiſt ſelbſt der Narr ſeiner eigenen Kunſt und es iſt ihm mit ſeiner Abſicht voller Ernſt. Aber in eben dem Grad als ein Autor dieſe Fähigkeiten beſitzt, dieſe Macht im Aufblähen und Uebertreiben: in eben dem Grad verliert er das Vermögen zu analyſiren, zu bemeſſen, zu theilen und zu ſchätzen. Bei einem ſolchen Geiſt gibt es nichts als Extreme; alle Schattirungen und Unterſchiede verſchwinden. Einem ſolchen Geiſt iſt alles Poſitive tödtlich zuwider und die ſtrenge Definition iſt ſein Tod. Dieſe Bemerkungen paſſen auf Herrn von Chateaubriand in den glanzvollen Tagen ſeiner Autorſchaft, wo er den phantaſievolleren Theil des Publikums an ſich zog durch Werke, die zu ſehr rein poetiſch waren, als daß ſie vor das Forum des urtheilenden Verſtandes gehörten. Aber in ſeinen ſpätern Jahren, wo die Zeit das Fieber ſeines Hirns gekühlt hat und ſein Exaltationsvermögen herabgeſtimmt iſt: jetzt wo nicht mehr der Schwung ſeiner Beredtſamkeit ihn leitet, ſondern er genöthigt iſt, ſeine Beredtſamkeit zu forciren, jetzt iſt es wünſchenswerther als je, daß er von ſeinen höhern Regionen herabkäme und ſich bequemte auf der Erde zu wandeln wie ein Menſch des neunzehnten Jahrhunderts. In einem Werk wie das obengenannte iſt die bloße Deklamation nicht an ihrer Stelle — Belehrung wäre ſeine Aufgabe... Zu keiner Zeit ſeines Lebens wäre Herr von Chateaubriand der Mann für ein ſolches Unternehmen geweſen. In den Tagen ſeiner Kraft würde er aber doch irgend eine phantaſievolle Schöpfung geboren haben, eine imaginäre engliſche Literatur, die, wenn auch kein Porträt des Originals, doch ein glänzendes und farbiges Bild geweſen wäre; jetzt iſt es nicht einmal dieß. Es iſt in der That weit weniger ein Verſuch über die engliſche Literatur als eine Abhandlung de rebus omnibus.“ *) — Aus Veranlaſſung des Vorwurfs, welchen Chateaubriand der Reformation macht, daß ſie die Einbildungskraft aus der Reihe der menſchlichen Vermögen geſtrichen habe, ſagt das Athenäum: „Das iſt der Kuckucksruf der modernen äſthetiſch-platoniſchen Katholiken, welche glauben, um träumen zu können. Einbildungskraft in ihrem Sinne, iſt das Kind der Ignoranz, und der rohe Indianer iſt imaginativer als ſie. Vernunft dagegen iſt das Kind der Einſicht, die Mutter der Gewißheit und des praktiſchen Nutzens. Der Vernunft dienend erfüllt die Phantaſie die ihr nach ihrem Weſen zukommenden Zwecke; aber ungezügelt von der Erfahrung und die Vernunft tyranniſirend, iſt ſie die unerſchöpfliche Quelle des Irrthums, des falſchen Geſchmacks, der falſchen Politik, der falſchen Religion und der falſchen Literatur. Das Wahre iſt, daß dieſe Vergötterung der Phantaſie auf Koſten der Vernunft das Steckenpferd derjenigen iſt, welche zu faul ſind zu denken und ehrgeizig über das ihnen zugemeſſene Maß der Einſicht hinaus. Die Lehre iſt das Alpha und Omega des Charlatanismus, und ihr Endzweck geht einzig darauf hinaus, die Welt an der Naſe herumzuführen. Herr von Chateaubriand iſt zu ſpät gekommen, die Welt iſt zu klug geworden, um ſich ſo blindlings in den Sumpf führen zu laſſen. Die Mode, auf welche er baut, wird bald vorübergehen und inzwiſchen wird er durch ſeinen Propagandismus wenig gewinnen.“

(Schluß folgt.)

*) Auf den Essai und ſeinen Inhalt werden wir ſpäter beſonders zu ſprechen kommen.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Litterariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta’ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 85.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Dezember 1836.

Die Bridgewater Bücher.

(Fortſetzung.)

In dem Teſtament des im Februar 1829 geſtorbenen Grafen von Bridgewater fand ſich die Verfügung, daß dem Präſidenten der königlichen Geſellſchaft zu London 8000 Pf. Sterling zugeſtellt werden ſollten, um ſie einem Mann oder Männern auszuzahlen, die er bezeichnen ſollte zur Ausarbeitung eines Werks: Ueber die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie ſie ſich in der Schöpfung offenbart. Acht Gelehrte wurden aufgefordert, Werke in dieſem Sinne über verſchiedene Theile und Sphären der Naturwiſſenſchaften zu ſchreiben, und entſprachen dieſer Einladung. Das erſte der auf dieſe Weiſe veranlaßten Bücher von Thomas Chalmers hat den Titel: Ueber die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie ſie ſich offenbart durch das Zuſammenſtimmen der äußeren Natur mit dem moraliſchen und intellektuellen Weſen des Menſchen. — Ein anderes, von William Whewell, heißt Aſtronomie und allgemeine Phyſik, betrachtet mit Beziehung auf natürliche Theologie. Kirby ſchrieb über die Macht u. ſ. w., wie ſie ſich offenbart in der Erſchaffung der Thiere und in ihren Trieben und Gewohnheiten. Bell ſchrieb über die Hand, und derſelbe vereinigte ſich mit Lord Brougham zu Erläuterungen der in gleicher Tendenz geſchriebenen natürlichen Theologie des Doktor Paley.

Nicht die poſitiven Leiſtungen dieſer Gelehrten können hier beurtheilt werden; die Kritiker ſprechen mit großer Achtung und Anerkennung von ihrer Gelehrſamkeit in ihren reſpektiven Fächern; nur über die Art, wie ſie, der Aufgabe gemäß, die Natur mit all ihrem Inhalt zum Ausgangspunkte nehmen für die Argumente vom Walten und den Eigenſchaften Gottes, über ihre philoſophiſche oder theologiſche Tendenz ſollen einige Andeutungen gegeben, einige vergleichende Bemerkungen gemacht werden.

Whewell, deſſen Buch von Aſtronomie und allgemeiner Phyſik handelt, verwahrt ſich ausdrücklich, weil in den letzten Jahren mehrere Werke verwandten Inhalts in England erſchienen ſeyen, dagegen, daß er irgend eine ſeiner Anſichten von einem andern Schriftſteller über natürliche Theologie entlehnt. Ueber den Zweck ſeines Buchs ſpricht er ſich in der Einleitung aus. Die Anſchauung und Unterſuchung der materiellen Welt erzeuge in beinahe jedem Gemüth den Glauben an eine ſchöpferiſche und lenkende Intelligenz, und das tiefergehende Studium der Natur könne dieſen Glauben nur befeſtigen und erweitern. Ein neues Werk über dieſen Gegenſtand werde dadurch gerechtfertigt, ja ein Bedürfniß, daß unſere Anſichten vom Schöpfer und Lenker der Welt als Ergebniſſe und Schlußfolgerungen — aus unſern Anſichten von der Welt ſelbſt, Modifikationen erleiden, nach Maßgabe als wir durch neue Entdeckungen und umfaſſendere Geſetze dahin geführt werden, die Natur in einem neuen Licht zu betrachten. Die Begriffe von der Gottheit, der Art ihrer Wirkſamkeit, ihrem Weltplan, ſo wie ſie auf einer noch unvollkommeneren Stufe der Natureinſicht ſich bildeten, paſſen nicht mehr, wenn die Kenntniß der Natur bedeutende Fortſchritte gemacht hat. Die Vermehrung und Erweiterung der Einſicht in die mannichfachen Sphären der Natur eröffne die Aufgabe, die neuen Reſultate auch wieder in Einklang zu bringen mit dem Glauben an einen Schöpfer, Regenten und Erhalter der Welt; dieſe Aufgabe ſuche für gewiſſe Gebiete der Naturphiloſophie ſein Buch zu löſen. Ausdrücklich anerkannt wird jedoch die Unzureichenheit der natürlichen Religion, die keineswegs der poſitiven, geoffenbarten gleichgeſtellt werden, ſondern nur ihr nicht widerſprechen darf. Die Erforſchung der Natur geht darauf aus, überall die Geſetze zu entdecken; die natürliche Theologie hat nachzuweiſen, daß der Urheber dieſer Geſetze Gott iſt. Die in der Natur herrſchenden Geſetze beweiſen durch ihre auffallende Angemeſſenheit zu dem, was ſie zu leiſten haben, die Wahl, Abſichtlichkeit und Güte von Seiten der Macht, welche ſie ſo einrichtete. — Das Werk zerfällt in drei Bücher, das erſte über die zweckmäßigen Einrichtungen auf der Erde, das zweite über die kosmiſchen Einrichtungen, das dritte enthält religiöſe Anſichten. Im erſten Buch macht der Verfaſſer die

Digitized by Google

ſehr treffende Bemerkung, aus Veranlaſſung der gegenſeitigen Angemeſſenheit der organiſchen und unorganiſchen Natur: Man könne, ja man müſſe ſich des müſſigen Verſuchs entſchlagen, zu errathen: ob die lebloſe Natur für dir Bedürfniſſe der organiſchen und lebenden Geſchöpfe vermöge der Vorſicht des Schöpfers eingerichtet worden ſey, oder ob die lebenden Weſen von demſelben eine den Verhältniſſen der lebloſen Natur angepaßte Organiſation erhalten haben; denn ein ſolches Nacheinander von Gedanken, ein ſolches Berechnen von Mittel und Zweck könne man auf Gott nicht übertragen. Wenn er aber in Bezug auf das, nicht an den Wechſel von Tag und Nacht gebundene, ſondern auch in den Polargegenden im Ganzen ſich gleich bleibende Bedürfniß des Schlafs und den Zuſammenhang dieſes Bedürfniſſes mit den Bewegungen des Sonnenſyſtems, ſagt: Wir ſoll nun urſprünglich ein ſolcher Bezug und Zuſammenhang angelegt ſeyn in der Organiſation der Menſchen, der Thiere, der Pflanzen, und von einer Generation auf die andere vererbt werden? Bei der Annahme eines weiſen und wohlwollenden Schöpfers, der alle Theile der Natur für ihre Beſtimmung und zum gegenſeitigen Nutzen aufs angemeſſenſte einrichtete, dürfen wir dieß erwarten und können es verſtehen. Bei jeder andern Vorausſetzung aber erſcheint ſo etwas als unglaublich und unbegreiflich; — ſo kann man wohl in dieſer Einrichtung nicht eben einen *beſondern* Beweis von der Weisheit und dem Wohlwollen des Schöpfers finden, denn ſchon die *Erſchaffung* einer Welt, welche Dauer und Beſtand haben ſollte, ſchloß die *Nothwendigkeit* von Organiſationen ein, welche die Bedingungen einer relativen Dauer in ſich trugen, und wenn die Menſchen ohne Schlaf ſeyn könnten und wären, dann wäre die Schlafloſigkeit keine Krankheit. — In der Recapitulation des erſten Buchs heißt es: Warum begegnen wir in dem Verzeichniß der mathematiſchen Elemente des Weltalls gerade ſolchen und keinen andern Geſetzen und Größen? Großentheils ſind die aufgeführten Data unabhängig von einander, und könnten, ſo weit es die mechaniſchen Bedingungen betrifft, für ſich abgeändert ſeyn. Es gibt, ſo ſcheint es, eine Menge von Dingen, die in der Einrichtung der Welt anders hätten ſeyn können, und die, was ſie ſind, in Folge einer Wahl und Willkür, oder des Zufalls ſind. Wir ſahen, wie unwahrſcheinlich überall der Zufall iſt; wir ſahen daß Subſtanzen, die, nur für ſich ſelbſt betrachtet, in irgend beliebiger Weiſe exiſtiren konnten, gerade in der Art und in dem Maß exiſtiren, wie es zum Gedeihen anderer Weſen erforderlich iſt, daß die Geſetze einander angepaßt und in Uebereinſtimmung gebracht worden ſind in der Weiſe, wie es, nach Allem was wir davon begreifen, allein möglich war, daß die Welt in Gang kam. Dieß muß alſo das Werk der Wahl ſeyn, und wenn dieß, dann kann auch kein Zweifel ſeyn, daß ſie das Werk eines höchſt weiſen und wohlwollenden Wählers iſt. Und dieſe Wahrſcheinlichkeit der Wahl wird in noch helleres Licht geſetzt durch die Mannichfaltigkeit ſowohl als die Anzahl der erwählten Geſetze, die unter ſich einander ganz ungleich ſind, wie z. B. die Wärme einen ganz verſchiedenen Einfluß ausübt auf flüſſige und feſte Körper, das Waſſer beim Gefrieren ſich ausdehnt, das Queckſilber ſich zuſammenzieht. Wer gab dieſen verſchiednen Subſtanzen verſchiedene Geſetze? wer ſetzte die verhältnißmäßige Quantität von jeder feſt? Aber dieß auch angenommen; dieſe Elemente ſind dann erſt ein bloßes Chaos; ſie müſſen erſt jedes an ſeine rechte Stelle gebracht werden, ſie dürfen nicht da ſeyn, wo ihre Eigenſchaften ſie hinziehen würden u. ſ. w. — Eine ſchwerlich zu rechtfertigende Behauptung iſt es, daß manche Quantitäten in der Welt von andern durchaus unabhängig ſeyen: die Naturwiſſenſchaft darf nie daran verzweifeln, den Zuſammenhang aller Potenzen des Univerſums zu erkennen; und wenn dann der Verfaſſer von einer *Wahl* redet, durch welche gewiſſe Quantitäten, die an ſich kein nothwendiges Maß hätten, beſtimmt worden ſeyn müßten, ſo ſcheint er in den Fehler zu verfallen, den er ſelbſt in einer angeführten Stelle rügte: eine Succeſſion der Gedanken in Gott anzunehmen. Die Welt iſt entweder das Produkt der Nothwendigkeit oder der Freiheit. In jenem Falle, wenn ſie aus ſich ſelbſt, ohne einen Schöpfer ſich entwickelte, kann doch nicht vom Zufall geredet werden, denn der Zufall iſt der Nothwendigkeit gerade entgegengeſetzt; ſie *kann* zwar, aber ſie *muß nicht* das Merkmal des *bewußtloſen, blinden Wirkens* mit ihm gemein haben. Es darf in jenem Fall auch nicht von einem Chaos geredet werden, denn das Chaos iſt nur als Gegenſatz gegen den es bemeiſternden Schöpfer denkbar; man muß dann reden von einer *Welt in Keimen*. Im andern Fall aber, wenn die Welt das Produkt der freien göttlichen Schöpferkraft iſt, kann nicht von einer *Wahl* geſprochen werden; die ganze Weltſchöpfung iſt Eine freie That — frei, der Materie nach, wenn ſchon in der Form ſich ſelbſt als Geſetzmäßigkeit und Nothwendigkeit offenbarend; eine Wahl, eine Willkür im Einzelnen, ſtatt ein Plus von Freiheit zu ſeyn, würde im Gegentheil die Freiheit der Weltſchöpfung im Ganzen herabſetzen oder vernichten. — Im dritten Buch mit der Ueberſchrift: Religiöſe Anſichten, macht der Verfaſſer aufmerkſam auf den Zuſammenhang der phyſiſchen und der moraliſchen Welt, und weiſt nach, wie der Schöpfer von jener auch der Lenker und Herr von dieſer ſey. Hier führt der Verfaſſer den, wohl ziemlich überflüſſigen Beweis, daß der feſte Erdkörper und die Atmoſphäre Einen und denſelben Schöpfer haben, ſodann: daß der Schöpfer der Atmoſphäre auch der Schöpfer der Pflanzen und Thiere ſeyn müſſe; daß die Eigenſchaften der Atmoſphäre berechnet ſeyen auf die Fortpflanzung des Schalls, der Stimme, des Menſchenworts, das dann wieder das nothwendige Vehikel der ebenfalls von demſelben Schöpfer geſchenkten Vernunft iſt. Der Schöpfer des Lichts hat in den menſchlichen Geiſt auch die Ideen der Schönheit, die Empfindung des Schönen und die Fähigkeit, es ſelbſt auch zu produciren, gelegt. Dieſelbe Macht iſt es, welche dem Boden die natürliche, und dann durch Anbau und Betriebſamkeit vermehrbare Produktionskraft verlieh, wodurch Ueberfluß über den nothwendigen Bedarf und in Folge davon, Ungleichheit der Stände und all die Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, möglich werden, und welche den Menſchen mit den geſelligen und ökonomiſchen Trieben ausſtattete. Der Schöpfer der thieriſchen Inſtinkte iſt auch der Urheber der menſchlichen Gefühle, des menſchlichen Bewußtſeyns. — So

Digitized by Google

plauſibel dieß Alles im Ganzen iſt, ſo darf doch bemerkt werden, daß dieß ziemlich identiſche Sätze ſind, durch welche eben kein Fortſchritt des Gedankens gewonnen wird; es verſteht ſich von ſelbſt, daß in einer Welt, welche nicht anders denn als eine Einheit gefaßt werden kann, keine abſoluten Widerſprüche, keine ſich aufhebenden, ſondern nur ſich einſchränkenden Gegenſätze vorkommen können, daß, ohne relative Einſtimmigkeit aller ihrer Beſtandtheile, die Welt überhaupt nicht beſtehen könnte. Zu tief in teleologiſches Detail ſteigt die Behauptung herab, daß die Eigenſchaften des Bodens ſchon auf Verſchiedenheit der Stände angelegt und berechnet ſeyen. In zwei Abſchnitten führt der Verfaſſer die Behauptung aus: daß die Entdeckung von Naturgeſetzen auf den menſchlichen Geiſt den Eindruck von einem waltenden, weiſen und gütigen Gott mache, daß dagegen allerdings die Verfolgung von ſchon gefundenen Naturgeſetzen den Geiſt leicht von der religiöſen Betrachtungsweiſe abziehe, indem er bei dieſen Geſetzen als einem Letzten und Selbſtſtändigen, ſtehen bleibe und nach einer, ſie ſelbſt bedingenden, intelligenten Macht nicht mehr frage. Uebrigens ſey die weitverbreitete Meinnng von der Irreligioſität der meiſten Naturforſcher durchaus nicht richtig, obgleich allerdings viele in der Wiſſenſchaft ausgezeichnete Männer von jenem Vorwurf nicht freizuſprechen ſeyen; nur ſeyen dieß nicht die eigentlichen, wichtigſten Förderer der Wiſſenſchaft, nicht die umfaſſenden Entdecker, die, mit der Gabe weitgreifender Anſchauung ausgeſtattet, für höhere und tiefere Anſichten empfänglich ſeyen, wie die Beiſpiele von Galileo, Kepler, Pascal u. A. zeigen.

(Fortſetzung folgt.)

Chateaubriand.

(Schluß.)

Weit milder, ja ſehr günſtig und anerkennend ſpricht ſich dagegen die Literary Gazette aus:

„Es iſt eine Unmöglichkeit für einen engliſchen Beurtheiler, über Chateaubriand ſich eine ganz adäquate Anſicht zu bilden. Er iſt das Ideal des franzöſiſchen Genius, und um dieſen zu meſſen, müſſen wir Maßſtäbe anlegen, die oft unſerem Geſchmack ſchnurſtracks zuwider ſind. Wir haben in unſerer Sprache keinen Styl, welcher der poetiſchen Proſa Frankreichs entſpräche. Solche Schriftſteller würden bei uns für ihre Ausdrucksweiſe den Vers gewählt haben, welcher in England einer Ungebundenheit genießt, wie ſie für die Freiheit des Gedankens und der Empfindung nothwendig iſt. Nun gewährt allerdings die Proſa dieſe Freiheit, aber ſie geſtattet auch mehr; und entbehrend der durch den Reim herbeigeführten Gedrängtheit, verliert ſie ſich in Breite und Uebertreibung. Zudem verliert in einer Ueberſetzung Chateaubriand den Zauber ſeines eigenthümlich melodiſchen und pittoresken Styls. Es iſt eine Affektation, den genannten Schriftſteller dieſſeits des Kanals herabſetzen zu wollen. Man thut daran Unrecht; Chateaubriand iſt Einer der großen Männer der jüngſten Zeit. Nach zwei Merkmalen kann man den Genius beurtheilen: erſtens nach ſeiner Anerkennung in ſeinem Vaterland und zweitens nach dem Einfluß den er ausgeübt hat. Der Ruf den der Verfaſſer des Génie du Christianisme in ſeiner Heimath behauptet, iſt von der erſten Größe, und gründet ſich auf wahre, edelmüthige, leidenſchaftliche Gefühle — auf die edleren Elemente alle, welche den poetiſchen Ruhm ſchaffen. Der Einfluß ſeiner Schriften hat der ganzen modernen imaginativen Literatur einen Impuls gegeben. Die in der Jugend erhaltenen Eindrücke werden ein Theil des geiſtigen Weſens; durch die Modifikation derſelben entſteht, was man das Urtheil nennt. Wir erinnern uns, von einem der bedeutendſten Schriftſteller unſerer Zeit gehört zu haben: er werde niemals die erſte Lektüre der Atala vergeſſen. Die Scene im Wald, wo, während der Stürme des Himmels, die jungen Indianer das Echo des wilderen Sturmes in ihren eigenen Herzen vernehmen — dieſe Scene hat die Hälfte der leidenſchaftlichen Schilderungen von den Kämpfen der himmliſchen und der irdiſchen Liebe hervorgerufen. Als die Flugſchrift unſeres Verfaſſers zu Gunſten der Bourbons erſchien, durchhallte ſie ganz Frankreich wie ein Poſaunenſtoß. Nun weichen wir in unſern politiſchen Anſichten gänzlich von Chateaubriand ab; die Bourbons, wie die Stuarts, bereiteten ſich ſelbſt ihr Schickſal, weil ſie nichts gelernt und nichts vergeſſen haben; aber wir ehren die Uneigennützigkeit, deren moraliſcher Werth die poetiſche Lehre überwiegt. In einem ſo materiellen Zeitalter wie das jetzige ſollten alle Erregungen, die uns aus uns ſelbſt hinausführen, wie Pflichten gehegt und kultivirt werden — ein großmüthiges Gefühl erzeugt immer ein anderes. Wir wenden auf die erhabenern Empfindungen an, was Schiller von den Göttern ſagt:

Nimmer, das glaubt mir,
Erſcheinen die Götter
Nimmer allein!

Chateaubriand behauptet das Recht der Vergangenheit auf die Gegenwart, und indem er zeigt, was für uns gethan worden, zeigt er auch, wie Viel zu thun wir der Verpflichtung auf uns haben. Es iſt eine ſchöne Bemerkung daß wir „unter dem Schatten der Nachwelt leben.“ Wir ſelbſt waren einmal Zukünftige; man arbeitete für uns, erwartete uns, ehrte uns. Dieſer Geiſt beſeelt die beredten Blätter Chateaubriands. Er macht die Erinnerungen der Vergangenheit zum Stachel für die Zukunft. Er entflammt das Feuer auf einem verlaſſenen Altar; aber es iſt ein Feuer, woran das Herz manche ſeiner edelſten und beſten Gefühle wärmen kann.“

Welche Verſchiedenheit in dieſen Beurtheilungen! und kann man die eine oder die andere falſch oder ungerecht nennen? Liegt der Grund zu ſolch ungleichen Urtheilen nicht vielmehr in Chateaubriand ſelbſt? Die Zerriſſenheit, die man ſo vielfach ſchon als die Krankheit des Zeitalters bezeichnet hat, hängt auch ihm an, obgleich ſie nicht in widerlicher Geſtalt, in hochmüthiger, geſpreizter Oſtentation, wie bei ſo vielen Andern ſich kund gibt, obgleich er ſie, wo ſie ſich hervordrängt unter die religiöſe Er-

Digitized by Google

gebung, den Glauben gefangen zu nehmen ſtrebt. Hin und hergeriſſen durch den Sturm der Ereigniſſe und ſeines eigenen Geiſtes, konnte er ſein Leben und ſeine literariſche Thätigkeit nicht zu der Einheit eines Kunſtwerks ausbilden; ſchöne, glänzende Fragmente ſind es, aus welchen Chateaubriand jetzt das Epos ſeiner Memoiren heraus- oder zuſammenzuarbeiten beſchäftigt iſt; nach ſeiner ganzen Individualität iſt zu vermuthen, daß dieſer Selbſtbiographie der Zuſatz, welchen Goethe ſeiner Lebensbeſchreibung gab, nicht übel anſtehen möchte; aber ebenſo wahrſcheinlich iſt, daß er ihr jenes Prädikat nicht geben, daß er ſich rühmen wird, die volle, lautere Wahrheit zu bieten. Das iſt ſeine Eigenthümlichkeit, daß Phantaſie und Wirklichkeit ihm nicht klar und ſcharf auseinandertreten, wie z. B. bei Goethe; ſie verſchwimmen in einander und er vermag weder die eine noch die andere ganz zu bemeiſtern; deßwegen iſt er weder ein ſo großer Dichter noch ein ſo tüchtiger Praktiker, als einzelne ſeiner Produktionen oder Thaten in ihm vermuthen laſſen; es fehlt ſeiner reichbegabten und hochſinnigen Natur der Spiritus rector. Es iſt nicht ſchwer, an ihm Schwächen und Blößen zu entdecken; aber nur die übelwollende Kurzſichtigkeit kann ſich gegen die ſchönen Seiten ſeines Geiſtes und Weſens verblenden. „Ich weiß nicht, wie es kommt,“ ſagt er ſelbſt, „daß die Dienſte, die ich Andern zu leiſten das Glück hatte, mir ſelten das Wohlwollen derer erworben haben, welchen ich ſie erwies, während diejenigen die ich bekämpfte, im Gegentheil immer eine Neigung für meine Schriften und ſelbſt für meine Perſon zeigten. Nicht meine Gegner waren es, die mich verläumdeten.“ Als eine Probe der Anerkennung ſeines Werthes von Gegnern theilen wir zum Schluß das Gedicht, womit der in der Politik weit von ihm abſtehende Dichter Beranger ihn zur Rückkehr nach Frankreich einlud, mit.

An Chateaubriand.

Chateaubriand, warum dich losgeriſſen
Von unſrem Lob und Schmerz, der Heimath fern?
Hörſt du nicht Frankreich rufen: ſoll denn miſſen
Mein Himmel weinend wieder einen Stern?

Wo iſt er denn? hör' ich die Mutter ſagen;
Vom Sturm gepeitſcht, dem Gott ſein Maß ſchreibt vor,
Arm, heimathlos muß er um Einlaß fragen
Wie einſt Homer, ach! an des Fremden Thor.

Geächtet einſt — als unſer Zwiſt verſöhnet,
Kam übers Meer er, aus des Wilden Zelt
Der Poeſie Kolumbus, ruhmgekrönet,
Zurück mit Schätzen einer neuen Welt.

Der Pilger, welcher Hellas' Staub betreten,
Der den Alhambra, dann den Cirkus ſang:
Er ſah uns alle huldigen und beten
Vor ſeinem Gott, zu dem ſein Hymnus drang.

Als aus dem Land er weinend mußte weichen,
Wo er der Dichtung brach die neue Bahn:
Da fragt' er an noch bei verſunknen Reichen:
Ob nicht Franzoſen ſie vorbeiziehn ſahn?

Die Zeit war's, wo, befruchtend die Geſchichte,
Das Rieſenſchwert, zum Grau'n der Völker ſcharf,
Hellſchimmernd in des Ruhmes Sonnenlichte
Auf uns zurück die goldnen Strahlen warf.

Ich höre dich — in Seligkeit verſunken
Fliegt mich, den Jüngling, edle Röthe an,
Heut biet' ich dir, der mich einſt machte trunken,
Den Waſſertrunk, erſchöpfter Wandersmann!

Als die vertriebnen Kön'ge ihre Kronen
Zurückgenommen; — für ihr Recht beſeelt
Empfahl an Kindesſtatt er den Bourbonen
Die Freiheit, die nicht ihre Ahnen zählt.

Sein Wort gab dieſen Königen Almoſen;
Bezaubernd wirkte ſeine Wunderkraft;
Je roſtiger ihr Thron — um ſo mehr Roſen
Und Diamanten es zum Schmuck herſchafft.

Doch treu auch wollt' er unſern Rechten bleiben;
Die Thoren ſprachen: „hell iſt ja der Tag!
Laßt uns den Mann mit ſeinem Ruhm vertreiben,
Wie Morgens man die Fackeln löſchen mag.“

Und du willſt mit an ihrer Strafe tragen?
O! ihren Wahnſinn doch erkenne du!
Den Uebeln, drob den Himmel ſie verklagen,
Geſellen ſie auch deine Treue zu.

Komm! dien' dem Volk und trotze ihrem Höhnen!
Dem Volk, deß Herz ſtets großen Geiſtern ſchlug,
Das dich am Tage ſeines Siegs, des ſchönen,
Trophäen gleich auf ſeinen Armen trug.

Dien' ihm allein! für ſeine Sache rufe
Ich dich zur Rückkehr auf — ein Sängermund;
Es leidet — ſteh' ihm bei! in dem Berufe
Wird erſt dem Volk der Gottgeſandte kund.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 86.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Dezember 1836.

Neugriechiſches.

2.

Die Stimme des Grabes.

Den ganzen Samſtag tranken wir, und auch den ganzen Sonntag;
Und Montag, als es Morgen ward, war unſer Wein ja alle.
Da ſchickte mich der Hauptmann fort, um neuen Wein zu holen;
Doch ich war fremd und wußte nicht Beſcheid, auch keine Wege.
Ich kam auf öde Wegelchen, auf unbetretne Stege;
Bis an ein einſam Kirchelchen der, den ich ging, mich brachte.
Da, Brüder, Vettern, gab es euch ach! viele, viele Gräber;
Und eins, das lag abſeits für ſich, ganz abſeits von den andern.
Da ſah ich nichts, und mochte ſo darauf getreten haben.
Denn ſchwer aufſeufzend, dumpf und hohl, hört' ich das Grab er-
dröhnen.
„Was haſt du, Grab, und dröhneſt ſo? was ſeufzeſt du ſo kläglich?
Iſt dir vielleicht dein großer Stein, der Hügel dir beſchwerlich? —“
„Der Hügel und mein großer Stein — nicht ſie ſind mir beſchwerlich;
Doch ſage, iſt der Weg für dich nicht breit genug zum Gehen?
Kamſt du nur darum hieher, um mit Füßen mich zu treten?
Bin ich nicht auch ein junger Burſch, ein Pallikar geweſen?
Bin ich nicht auch die Nacht umher beim Mondenſchein gegangen,
Mit einem Schwert, zehn Spannen groß, und klafterlanger Flinte?
Hab' ich etwa nicht auch gekämpft als würd'ger Pallikare?
In einem Tag und einer Nacht erſchlug ich dreißig Feinde;
Und andre vierzig nahm ich im Verlauf des Kriegs gefangen.
Da von einander ſprang das Schwert, zerfiel in zween Stücken,
Als ſo ein Hund von einem Feind mich mit dem Pferd ereilet,
Das Meſſer zieht und Miene macht, damit mich zu erſtechen;
Doch raſch mit meiner rechten Hand erfaßte ich das Meſſer.
Da that er ſein Piſtol heraus, drückt's auf mich ab, und nieder
Hier auf den Hügel ſtreckt' er mich, wo du mich jetzo ſieheſt.
Beweine, Freund, beweine mich.“

Ueberſ. v. Emil Preuſſer.

Die Bridgewater Bücher.

(Fortſetzung.)

Der Brennpunkt des Streits zwiſchen den entgegengeſetzten Weiſen der Naturbetrachtung ſind die ſogenannten Endurſachen (causæ finales), von welchen Whewell in einem beſondern Abſchnitt handelt. Viele Einrichtungen in der Natur, behauptet er, führen unwiderſprechlich auf die Annahme, daß der Verknüpfung von Urſache und Wirkung gewiſſe Zwecke, gewußte und gewollte Zwecke, mithin Zwecke eines perſönlichen Weſens, der Gottheit, zu Grunde liegen, und nur die Verſtockung in einer nicht natürlichen, ſondern angewöhnten Weiſe zu Denken und zu Schließen, gegen dieſe ſich aufdrängende Erkenntniß den Geiſt verblenden könne. „Der Eindruck von Planmäßigkeit und Abſicht in der Geſtaltung und Ordnung der Welt, oder von der Realität der Endurſachen, übt auf den menſchlichen Geiſt im Allgemeinen eine ſolche Herrſchaft und verſtärkt ſich bei jeder weitern genaueren Betrachtung der Erſcheinungen des Univerſums ſo beharrlich, daß wir nicht umhin können, anzunehmen, ein ſolcher Glaube habe eine tiefe und ſtarke Begründung.“ Er widerlegt die entgegengeſetzte Anſicht. Man ſage: Zweck und Abſicht laſſen ſich durch kein folgerichtiges, begründetes Denken in die Einrichtung der uns umgebenden Welt übertragen. Bei menſchlichen Hervorbringungen weiß man, was der Wille und die Abſicht hervorbringen kann, aber das Weltall, als Werk Gottes, läßt ſich nicht mit irgend einem andern Werk vergleichen, läßt ſich nach keiner Analogie bekannter Beiſpiele beurtheilen. — Der Verfaſſer gibt zu, daß der Begriff von Zwecken und Endurſachen in der Welt nicht durch Gedankenreihen erſchloſſen werde, aber er behauptet, daß er ſich unmittelbar dem Geiſt aufdränge; der Zweckbegriff iſt in unſerem Bewußtſeyn von unſerem eigenen Handeln urſprünglich gegeben; wir können nicht anders, als wenn wir die Exiſtenz von Perſonen außer uns anerkennen, auch von ihnen anzunehmen, daß ſie nach Zwecken handeln, und ebenſo fühlen wir uns gedrungen, denſelben Begriff auf die Einrichtung der Welt im Ganzen, als

Digitized by Google

das Produkt eines Willens, anzuwenden. „Wenn je Einer den Skepticismus ſo weit trieb, die Eeiſtenz aller andern Perſonen außer der ſeinigen zu bezweifeln, ſo mochte er, was den Beweis aus den Endurſachen betrifft, das Seyn Gottes eben ſo gut wie das der Menſchen dezweifeln; aber erwägt man, wie unmöglich es überhaupt für Menſchen iſt, einander Perſönlichkeit, Zweck, Abſichtlichkeit und Willen abzuſprechen in Betracht gewiſſer augenfälliger Eeſcheinungen und Wirkungen, die von ihnen ausgehen: ſo muß man es für ganz konſequent und vernunftgemäß eeklären, wenn ſie auch Gott in Betracht all der Eeſcheinungen und Wiekungen, aus welchen das Weltganze beſteht, Perſönlichkeit und Zwecke zuſchreiben."

Einen Beweis füe die Unausweichlichkeit der Ueberzeugung von den Endurſachen und, damit zuſammenhängend, von der Perſönlichkeit Gottes, findet Whewell auch darin, daß ſelbſt diejenigen, welche ſich gegen die Anerkennung derſelben ſträuben, unwillkürlich doch in dieſe Betrachtungsweiſe zurückfallen. Laplace, der geradezu ſeine Ueberzeugung ausſprach, daß mit dem Fortſchreiten der Erkenntniß die Annahme von Endurſachen immer mehr zurücktreten müſſe, daß ſie nur das Auskunftsmittel der Unwiſſenheit und die Gränzen des Verſtändniſſes ſeyen — Laplace ſelbſt habe ſich ſo ausgeſprochen, daß man da, wo er ſagt: die Natur, nur zu ſetzen brauche: Gott, um die teleologiſche Anſicht bei ihm zu finden: „Es ſcheint die Natur habe am Himmel, um die Dauer des Planetenſyſtems zu ſichern, Alles nach Zwecken (oder Rückſichten — Views) geoednet, ähnlich denjenigen, welche ſie auf der Erde auf ſo bewunderuswüedige Art zu befolgen ſcheint, um die Erhaltung der Individuen und die Dauer der Gattungen zu ſicheen." Und weiter beruft er ſich auf Cabanis, welcher irgendwo ſagt: „Ich betrachte mit dem großen Bakon die Philoſophie der Endurſachen als unhaltbar, aber ich habe anderswo anerkannt, daß es ſelbſt für den voeſichtigſten Mann ſehr ſchwierig iſt, in ſeinen Erklärungen nie auf dieſelben zueückzukommen." Die Autorität Bakons wird meiſt von dieſen Männern angeführt; dieſer ſagt: „Die Annahme von Endurſachen, verbunden mit den übrigen in phyſiſchen Unterſuchungen, hat die ſtrenge und fleißige Eeforſchung aller realen und natürlichen Urſachen abgeſchnitten, und den Menſchen Anlaß gegeben, bei dieſen ſcheinbar befriedigenden Urſachen ſtehen zu bleiben, zum großen Nachtheil und Hemmung weiterer Entdeckung." Endurſachen, bemerkt hiezu Whewell, müſſen von der phyſikaliſchen Forſchung ausgeſchloſſen bleiben, das heißt: wir düeſen uns nicht anmaßen, den Gegenſtand der Zwecke des Schöpfers zu kennen und ſeinen vorausgeſetzten Zweck an die Stelle einer phyſiſchen Urſache zu ſetzen. Wir dürfen die Wolken nicht hinlänglich erklärt glauben durch die Annahme, daß ihre Beſtimmung ſey, die Eede zu wäſſern, oder uns dabei beruhigen: die Dichtheit der Erde ſey nur deßhalb, daß ſie lebenden Weſen zum Aufenthaltsort diene. Aber der Naturfoeſcher, wenn ee die Entſtehung und das Weſen der Wolken nach iheer phyſiſchen Beſchaffenheit oeefolgt hat, findet am Ende doch, daß die wohlthätigen Wirkungen der wäſſernden und befruchtenden Wolken auf einen intelligenten Geſetzgeber hinweiſen. „Bakon's Vergleichung der Endurſachen mit den Veſtalinnen iſt eines jener treffenden Worte, welche ſo häufig in ſeinen Scheiften vorkommen und die ſich nicht leicht vergeſſen. „Wie jene," ſagt er, „ſind ſie der Gottheit geweiht und unfruchtbar." Aber Jedem der ſein Werk eecht lieſt, wird klar werden, in welchem Sinne jenes Wort gemeint iſt: „Nicht daß jene Endurſachen nicht wahr und der Nachforſchung würdig wären, wenn ſie ſich nur in der ihnen gebührenden Sphäre halten." Hätte er Gelegenheit gehabt, ſeine Vergleichung zu entwickeln, die, wie ſo oft ſeine Vergleichungen, voll verborgenen Sinnes iſt, ſo hätte er wahrſcheinlich geſagt: die Unfruchbarkeit, die er den Endurſachen beigelegt, ſey nicht als Vorwurf verſtanden, da dieſelben nicht die Mütter ſondern die Töchter der Naturwiſſenſchaften ſeyn ſollen, und unfruchtbar ſeyen ſie nicht in Folge einer Unvollkommenheit ihrer Natur, ſondern damit ſie rein und unentweiht blieben und würdige Dienerinnen im Tempel Gottes."

In dem Abſchnitt über die Wirkungsweiſe Gottes in der Natur wied dieſe als Gründerin der Naturgeſetze betrachtet. „Aber ein Geſetz ſetzt voraus einen Handelnden und eine Macht, denn es iſt ſelbſt nichts Anderes als die Weiſe, wie der Handelnde verfähet, der Ordnung, nach welcher die Macht wirkt. Ohne die Gegenwaet eines ſolchen Handelnden, einer ſolchen Kraft, welche der Verhältniſſe, worauf das Geſetz beruht, ſich bewußt iſt, hat das Geſetz keine Wirkſamkeit, keine Exiſtenz. Daher behaupten wir, daß die Intelligenz, duech welche das Geſetz iſt feſtgeſtellt worden, die Keaft, durch welche es in Thätigkeit geſetzt wird, gegenwärtig ſeyn muß, zu allen Zeiten und an allen Orten, wo die Wirkungen des Geſetzes ooekommen, daß ſomit das Wiſſen und die Thätigkeit des göttlichen Weſens jeden Theil des Univerſums durchdringen, alle Thätigkeit und alles Leiden, alles Beharren und allen Wechſel bedingend. Die Geſetze dee Natur ſind die Geſetze, die er in ſeiner Weisheit ſeinen eigenen Handlungen vorſchreibt; ſeine Allgegenwart iſt die nothwendige Bedingung alles deſſen, was geſchiedt, ſeine Allwirkſamkeit die einzige Quelle jeder wirkenden Keaft." Hier wird jedoch erinnert, daß Gott alle Dinge lenkt und beherrſcht, nicht als die Seele der Welt, ſondern als der Here über Alles. Im letzten Abſchnitt wird eingeſchärft, daß, wenn auch die Betrachtung der Natur auf die Ueberzeugung vom Daſeyn eines intelligenten Gottes führe, doch der dadurch gewonnene Begriff von Gott kein adäquater ſey und bei allen erdenklichen Fortſchritten der Wiſſenſchaft nie ſeyn könne, da das Weſen der Gottheit überhaupt über die Sphäre der menſchlichen Erkenntniß hinausliege.

Ueber die teleologiſche Betrachtungsweiſe der Natur wird noch Einiges zu ſagen ſeyn, wenn wir zuvor Einiges aus Kirby's Schrift über die Erſchaffung, die Geſchichte, Triebe und Gewohnheiten der Thiere mitgetheilt haben. Sein Werk beginnt mit den Worten: „Die Werke Gottes und das Wort Gottes können die zwei Thüren genannt werden, welche in den Tempel der Wahrheit führen, und da beide von demſelben allmächtigen und allwiſſenden Urhebee herſtammen, können ſie, richtig ausgelegt, einander nicht widerſprechen, ſondern müſſen beide, obgleich in oerſchiedener Weiſe, dieſelben Wahrheiten ins Licht ſetzen und beſtätigen; und um die Stimme Gottes in der Na=

Digitized by Google

tur recht zu verſtehen, müſſen wir ihr Heiligthum mit der Bibel in der Hand betreten.“ Er gibt jedoch zu, daß ſowahl diejenigen, welche das Wort Gottes als die, welche ſeine Werke ſtudiren, in ihrer Auslegung irren können, nur widerfahre es denjenigen, welche die Werke ohne das Wort ſtudiren, weit häufiger, nach dem Spruch: das Wiſſen blähet auf. Vorzüglich bedauert er die irreligiöſe Tendenz der beiden ausgezeichneten Naturforſcher: Laplace und Lamarque. Wie wenig für die Begreiflichkeit gewonnen werde, wenn man mit Lamarque Gottes Walten verkenne und nur die Natur gleichſam als Vicegerentin herrſchen laſſe, ſetzt er in Folgendem auseinander: „Nun aber dieſe große Mutter der ganzen Schöpfung (die Natur), die nach dem genannten Schriftſteller, dem Gott der Götter alle Mühe abnimmt, gleichſam auf ſeinem Throne ſitzt und alle Dinge durch das Wort ihrer Macht lenkt und hält — was iſt ſie denn? Iſt ſie nicht wenigſtens ein ſekundärer Geiſt, umfaſſend wie das phyſiſche Univerſum, das ſie geſtaltet, und deſſen Gränzen allein ihrer Thätigkeit ein Ziel ſetzen? Dieß ſollte man wenigſtens erwarten nach den mannichfachen und wunderbaren Wirkſamkeiten, welche von ihrem Verehrer ihr zugeſchrieben werden. Wie wird man aber überraſcht und erſtaunt, wenn man jeden Skrupel ſeiner Definitionen abwägt, die er von dieſer ſeiner großen Diana von Epheſus gibt, und wenn man endlich beim Schluß der Rechnung findet, daß die Summe im buchſtäblichen Verſtande Nichts iſt! daß ſie bloß ein Gemenge von Attributen iſt, ohne eine Subſtanz, dieſelben zu tragen. Seine urſprüngliche Bezeichnung derſelben, worauf er überall in ſeinen Werken zurückkommt, iſt die: daß ſie eine Ordnung der Dinge ſey. Was gibt dieſe Phraſe dem Geiſt für einen Begriff? Den von Dingen, welche nach einer gewiſſen Ordnung eingerichtet und thätig ſind. Aber nein! das iſt nicht ſeine Meinung. Sie iſt eine Ordnung von Dingen, beſtehend aus Gegenſtänden, unabhängig von der Materie. Dieſe Gegenſtände ſind ganz metaphyſiſcher Art, weder Weſen, noch Körper, noch Materie. Aber wenn ſie kein Weſen iſt, ſo kann ſie keine Exiſtenz haben. Ja, ſagt unſer Autor, ſie beſteht in der Bewegung. Aber was iſt denn Bewegung, abſtrakt betrachtet, ohne Beziehung auf einen Bewegenden und ein Bewegtes? Wie ihr Gegenſatz, Ruhe, iſt ſie Nichts. Ein zweites, was Lamarque als Beſtandtheil der Natur anſieht, iſt das Geſetz. Aber das Geſetz, abſtrakt betrachtet, iſt ebenfalls nichts, und das dritte Ingredienz anlangend: Raum und Zeit, ſo geben auch dieſe der Natur keine Weſenheit, ſie bleibt noch immer ein Nichtding; mithin ſo wie der Autor ſie definirt, kann ſie nichts ſeyn und nichts wirken.“ — Sonderbar überraſcht wird man in der Einleitung durch eine Abhandlung über das Tabernakel der Juden und die ſymboliſche Bedeutung der Cherubim, welche er mit den Worten ſchließt: „Eine meiner Hauptabſichten, warum ich dieſen räthſelhaften Gegenſtand ſo ausführlich behandelte, war die: jener in den Schriften der Philoſophen ſo häufig ſich verrathenden Tendenz entgegen zu arbeiten, der Wirkſamkeit der zweiten Urſachen, und dem Mechanismus der Naturkräfte allzu viel zuzuſchreiben, als ob ſie für ſich ſelbſt ſchon und ohne Hinzutreten der erſten Urſache genügend wären, Alles in Allem zu wirken und die große Maſchine und alle ihre Theile im Stand und Gang zu erhalten. Statt es ſo anzuſehen, als ob Gott, je weiter die Beobachtung vordringt, deſto mehr zurückträte, iſt mein Wunſch vielmehr, ihn uns immer näher zu bringen, damit wir ihn überall ſehen und anerkennen als den Schöpfer des Univerſums, der es gleichſam beſeelt und hält in allen ſeinen Beſtandtheilen und Bewegungen —

Der lebt in Allem, was da Leben hegt,
In Allem, was den Raum füllt, ſich bewegt,
Der niemals ſich vertheilt, ſo viel er ſpendet,
Und, allwirkſam, nie ſeine Kraft verſchwendet;

der ſeine Geſetze aufrecht erhält durch ſeine eigene univerſelle Wirkſamkeit auf und mit den Cherubim ſeiner Herrlichkeit. Ohne ihn können ſie Nichts thun.“

(Schluß folgt.)

Die Geſchichte von Rimini.

Dritter Geſang.

(Fortſetzung.) *)

Doch dieß Gefühl beſchlich ihn allzuoft —
So oft ward er gedankenvoll und fand
Gelegenheit ſich wieder aufzuraffen.
Doch jedesmal war ſchwächer ſeine Kraft.
So daß allmählich, halb erſchöpft, halb willig
Er völlig ſich dem holden Bild ergab.
Und um, ſo wähnt' er, zu beſchwichtigen,
Was ihn am Ende überwältigt hätte,
Anfing zu beſten ſein bewundernd Auge
Auf ihre Tugenden, ihr rührend Weſen,
An ihrem ſüßen Wuchs ſich zu erfreuen:
Bis ihm dieß ward zum täglichen Bedürfniß,
Und ſie von ſeinem Denken unzertrennlich;
Die Stille mahnt' ihn an ihr ſanftes Weſen,
An ihren feinen Sinn ihn die Geſellſchaft,
An ihre Bücher die Lektüre — Muſik
An ihre Stimme — und was hold und ſchön war,
Mahnt' an ihr Antlitz ihn, das manchmal, wenn
Er ruhig daſaß, leiſ' ſich ihm zu nähern,
Ihn freundlich lächelnd anzublicken ſchien.
Und flüchtete er ſich zur Einſamkeit,
Unter die Bäume, in dem dichten Gras:
Wie himmliſch, dacht' er, wär's ſie hier zu ſehn!
Wie reizend pflegt' er dann ſich auszumalen
Die höchſte Gunſt, die je ein Herz erfuhr:
Ein holdes Weib im Schoos der ländlichen Natur!

So kam er täglich weiter — ſüße Schmerzen
Erfüllten ſeine Phantaſie, die manchmal doch

*) Zu Nro. 78.

Vom kalten Schauern jäh' ergriffen ward,
Wenn immer wen'ger ſeines Bruders Bild
Ihn rüttelte aus ſeinen Träumerei'n.
So kam er deßhalb ſich nicht pflichtvergeſſner,
Nicht ſchlimmer vor — vielmehr das Gegentheil!
Daß Einem in den Sinn es ſollte kommen
Zu kränken einen Andern, — einen Bruder —
Und ſtörend ſeine Ruhe anzutaſten
Aus lauter Selbſtſucht und Schwachherzigkeit:
Das ſchien ein Wunder ihm und ganz unmöglich.
Ein andres Weſen freilich, dacht er, gab's,
Das manchmal wohl recht ſchwere Stunden hatte
Und wen'ger Kraft zum tragen — und um Wen?
Wie dieß auch war; Er konnt' ihr Loos nicht ändern.
Und ſo trieb er's mit Seufzen und mit Lächeln,
Ausweichend doch dem Schein vor allen Dingen:
Als wär' bedroht er von der Liebe Schlingen.

Wenn ſie ihn liebte — dann ließ Dankbarkeit,
Wenn nicht — dann ließ Gefühl für's Schickliche,
Dazu das Recht der neuen Schwägerſchaft
Ihn wünſchen: ihr Vergnügen zu bereiten.
Und was er dachte — war's ihm zu verübeln,
Wenn er's verſchloſſen hielt in ſeiner Bruſt?
Nicht wünſcht' er eines Andern Glück für ſich;
Doch möcht' er ſich für den Beſitz entſchäd'gen:
So viele Schönheit blöd' nur anzuſtarren
Und nicht bewundern — wär' Stumpfſinnigkeit:
Dann hätt' er auch ſein Auge ſchelten müſſen,
Wenn gern es ſah das Feld, das Himmelblau,
Des Nachbars Garten und gemalten Saal:
Es war am Schönen nur unſchuld'ges Wohlgefallen,
Durfte das Schönſte nicht gefallen ihm vor Allen?

So dacht' er, und beruhigt, weil er ſicher
Des Bodens war, trat er ihr immer näher:
Er brachte — ſeinem Bruder ſchien's genehm —
An ihrer Seite ſchöne Stunden zu.
Er las mit ihr, er ritt, beizt' ihren Falken,
Er würzte ihr den Abend mit Geſprächen,
Indeſſen ſie am Stickrahm emſig ſaß.
Er ſchlug mit ihr die Laute, wenn ſie kamen
An eine ſchöne Stelle, pflegt' er ſie
Vorzubereiten erſt auf das Vergnügen,
Den Wohllaut ſchlürft' er dann in doppelt ſüßen Zügen.

Dann beim Turnier — Wer war's als ſie, die ihn
Noch ritterlicher machte als zuvor,
Daß doppelt kräftig er die Lanze zückte,
Gleich einem Sturme hinwarf Roß und Mann,
Und kecker noch als je unter Trompeten-
Geſchmetter, offnen Helms, die Runde ritt.
Nur ſeinen Bruder pflegt' er mehr als bisher
Zu meiden, ſchneller von ihm abzulaſſen,
Aus einem ſeltſamen Gefühl zum Theil,
Theil weil Giovanni manchmal trug ein Band,
Gewirkt von ſeiner Gattin — Grün und Gold;
Denn überall hielt ſie's mit der Natur,
Und bei der Arbeit ſchwebten Sonnenſtrahlen
Ihr vor, ſpielend auf grünen Wieſenthalen.

Franceska konnte kaum ſich ſelbſt verhehlen,
Welch neuer Quell der Luſt ſich ihr eröffnet —
Wie ruhig und wie raſch doch ihr die Tage
Hinfloſſen in ſo traulicher Geſellſchaft,
Und wie der Stuhl, worauf er ſaß, das Zimmer
So anders ihr erſchienen, wenn er fehlte.
Doch weil den Grund viel klarer ſie erkannte,
Schien es ihr um ſo nöth'ger, hart mit ſich
Zu kämpfen, aufzubieten ihren Stolz;
Das that ſie Anfangs auch; ſie heuchelte
Verdruß, daß er ſich ſo um ſie bemühte,
Dann aber ſchalt ſie ſelber ſich darob,
Sprach um ſo freundlicher und ſah ihn an
Mit Blicken, daß das Herz zu ſchmelzen ihm begann.

Giovanni ſelbſt, dem es zum Troſt gereichte,
Daß ſeinen Platz ein Andrer füllte aus
Und ihm erſparte manche müß'ge Stunde,
Die er beliebig anders konnt' verwenden,
Sah ſorglos ſich das neue Band befeſt'gen,
Sprach immer wen'ger und blieb länger weg,
Durch Eigenliebe und ſein Recht verſichert,
Willkommen ſtets zu ſeyn, wenn er auch kam.
Auch ſie, mit ihrem feinern Sinn, vergalten
Durch größere Gefälligkeit ſein Zutrau'n;
Ihren Gemüthern lag der Mißbrauch fern,
Doch ſie benützten, was es ihnen gönnte, gern.

O jetzt, du edles Paar! beſinnet euch,
So lang Ihr denken noch und lächeln könnt,
So lang noch Eure reinen Herzen nicht
Ein nicht mehr gut zu Machendes belaſtet:
So lang noch in Euch lebt die Kraft zur Freude,
Frei von der Reue Qual, der Selbſtverachtung Leide!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 87.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Dezember 1836.

Auf das Korallenthier.

Von Mrs. Lydia Sigourney. *)

Nur geſchafft! nur geſchafft! du vergängliche Schaar
Die du bauſt im treuloſen Meer, voll Gefahr!
Nur geſchafft! Ihr ſpottet die Menſchen aus
Mit den Bauten auf Sand, Eurem ſteinernen Haus!
Eure Säulen beſpülen die grundloſen Quellen;
Euer Bogen erhebt ſich zum Spiegel der Wellen;
So, kleine Geſchöpfe, ſchafft ihr Gebäude
Gar ſtattlich im wäſſ'rigen Reich ohne Freude.

Mit geheimem Gürtel die Tiefe Ihr bindet,
Daß in Stein verwandelt das Meer ſich findet;
Friſche Kränze entſproſſen korallenem Grunde
Wie von Ninus' Gärten meldet die Kunde;
Grüner Raſen erhebt ſich, wo Wellen gerollt;
Ueber'm Strudel erſtarrt die Rinde von Gold;
Menſchen trägt das Eiland, der Seethierchen Werk,
Wo die Wogen gebrandet, da thürmt ſich der Berg.

Doch warum auch baut Ihr das malmende Riff
Unter ſchwärzlicher Fluth für das ſtattliche Schiff?
Gibt's doch ſchon der Schlingen genug auf der Welt,
Unter Blumen im Thal und auf offnem Feld;
Gibt's doch Schlangen genug, die in Blumen ſich ſonnen;
Gifttropfen im reinſten Becher der Wonnen;
In der Wieg' iſt der Menſch ſchon von Feinden bedroht;
Warum auch ins Waſſer ſä't ihr den Tod?

Von modernden Knochen die Tiefe iſt weiß,
Von der Tropenglut zu des Poles Eis;
Die Locken des Schiffsjungen, glänzend wie Gold
Hat die Nix' um die kalten Finger gerollt;
Es ſchauten die Götter des Meers mit Mißfallen
Das Bett der Matroſen in ihren Hallen;
Iſt denn ſchon Mangel an Gräbern auf Erden,
Daß das Meer ſoll der Kirchhof der Todten werden?

Nie ziehet ihr ein, ob ihr bauet auch lang,
Gleich dem ſündigen Volk, das die Wüſte verſchlang;
Vor dem Land der Verheißung der Tod Euch entrückt,
Eh ſein Grün Euer lechzendes Auge entzückt,
Wie die Kön'ge der ragenden Pyramiden
Mit unbeachtetem Grab ſind zufrieden:
So ſchlaft ihr vergeſſen im öden Meere,
Doch bleibt Eurer Werke Wunder und Ehre.

*) Das Ausland theilte im vorigen Jahrgang einen ausführlichen Artikel über „die Literatur in den Vereinigten Staaten“ mit, (Nro. 305 ff). Wir laſſen nachträglich einige Proben nordamerikaniſcher Dichtkunſt folgen. Obiges iſt eines der ſchönſten Lieder einer in der Union ſehr angeſehenen Dichterin, welche die „amerikaniſche Hemans“ genannt wird.

Die Bridgewater Bücher.

(Schluß.)

In dem Abſchnitt über die Erſchaffung der belebten Weſen, worin er ſich möglichſt genau an die Schrift und ihre Berichte hält, ſagt Kirby, mit Rückſicht auf die Stelle: Gott ſah an was er geſchaffen hatte, und es war ſehr gut: „Die ganze Maſchine war nunmehr in Bewegung, jedes einzelne Rad kreiſte und der Wille deſſen, der ſie ſchuf und lenkte, war vollkommen und ohne Unterbrechung erfüllt. Die Inſtinkte der geſammten Thiere drängten ſie vermöge eines unwiderſtehlichen Triebs, ihre Funktionen zu erfüllen, das heißt diejenigen, welche bei dem damaligen Zuſtand der Dinge nothwendig waren; denn wenn der Inſtinkt der Raubthiere nicht gezügelt war, ſo hätten ſie bald die grasfreſſenden Thiere vernichtet,

ſelbſt wenn, wie Lightfoot annimmt, je ſieben von einer Gattung geſchaffen worden waren. Sie müſſen mithin urſprünglich Gras oder Heu gefreſſen haben wie der Ochſe, ohne ihre harmloſeren Mitgeſchöpfe zu zerſtören und anzufechten. Und zu dieſer Pflanzenkoſt werden ſie, ſo dürſen wir mit Sicherheit annehmen, vor dem Schluß der jetzigen Weltperiode zurückkehren, ſo daß das letzte Zeitalter der Welt ſo glücklich ſeyn wird, wie der urſprüngliche Zuſtand im Paradies. Dieſe Harmonie unter den lebenden Weſen dauerte wahrſcheinlich noch nach dem Fall lang genug, daß Friſt blieb zu einer ſolchen Vermehrung der grasfreſſenden Thiere, die ſie vor der Vertilgung ſicherte. Wäre Adam nicht gefallen, ſo wäre wahrſcheinlich dieſer traurige Wechſel gar nie eingetreten, denn der Verfaſſer des Buchs der Weisheit ſchärft ein, daß Gott nicht den Tod geſchaffen und kein Wohlgefallen habe an der Zerſtörung des Lebendigen." — „Vorausſehend freilich den unglückſeligen Abfall der Menſchen, und Vorſorge treffend für die Folgen, welche durch eine zu raſche Vermehrung der verſchiedenen Thiergattungen herbeigeführt werden würden, begabte der Schöpfer die Raubthiere mit Organen und Angriffswaffen, die ſie, wenn er das Wort ſprach und ſie los ließ, ſie zur mitleidsloſen Zerſtörung der ſchwächern Thiere trieben, deren allzuſtarke Vermehrung dem allgemeinen Wohle nicht dienlich war." — „Es gibt auch, wie jedem aufmerkſamen Beobachter einleuchtend ſeyn muß, zahlreiche Thiere, die als poſitiv nachtheilig für den Menſchen zu betrachten ſind, und die ausdrücklich ihm zur *Strafe* geſchaffen zu ſeyn ſcheinen, ſey es an ſeinem Leibe oder an ſeinem Eigenthum." (Außer den Raubthieren beſonders auch Flöhe, Würmer u. ſ. w.) „Kann man glauben, daß der Menſch in ſeinem urſprünglichen Zuſtand der Herrlichkeit, Schönheit und Würde der Aufenthaltsort und die Beute dieſer unſaubern und ekelhaften Geſchöpfe geweſen? Das iſt ſicherlich ganz unglaublich — beinahe hätte ich geſagt unmöglich. Die wahrſcheinlichſte Hypotheſe iſt, daß derlei Thiere nach dem Fall Adams erſt geſchaffen wurden, wie man ja das Beiſpiel von Hervorbringung ſolcher ſchädlichen und läſtigen Thiere an den ägyptiſchen Plagen hat."

Wir wiſſen nicht, ob man in Deutſchland im katechetiſchen Unterricht noch häufig ſolche Theorien und Erklärungen vorträgt; aber in wiſſenſchaftlichen Werken oder in höheren Lehranſtalten wird man ſie wohl nicht leicht mehr finden. Wenn es einem Dichter wohl anſteht, das goldne Zeitalter ſo zu ſchildern, wie der Verfaſſer thut, die Sanftmuth der Löwen und Tiger zu rühmen, welche friedlich mit Gras und Wurzeln ſich begnügend, neben den Lämmern weideten, ſo ſteht es doch einem Naturforſcher übel an, dergleichen Hypotheſen aufzuſtellen und zu vertheidigen. Wahrlich, wenn die Autorität der heiligen Schrift überhaupt mit ſolchen Hypotheſen ſtände und fiele, ſo erwürben ſich diejenigen das ſchlechteſte Verdienſt um ſie, welche in dergleichen ihren frommen Scharfſinn üben. Mit einer ſolchen Auslegung wird der Schrift ſchlecht gedient, und eine ſolche Anwendung der Ergebniſſe der Auslegung auf die Naturwiſſenſchaft kann dieſe nur hemmen und verwirren, ſtatt ſie zu fördern. Es iſt bei der Organiſation, bei dem Bau der Zähne der Raubthiere, der Schnäbel der Raubvögel, lächerlich anzunehmen, daß ſie urſprünglich mit vegetabiliſcher Nahrung fürlieb genommen; es iſt noch lächerlicher zu glauben, ſie haben auch *nach dem Sündenfall* noch eine Zeit lang bei dieſer Nahrung bleiben müſſen, bis die andern Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen mußten, ſich gehörig vermehrt hatten; es iſt ganz und gar inconſequent zu ſagen: daß die urſprünglich pflanzenfreſſenden Thiere ſpäter fleiſchfreſſende geworden ſeyen, habe der allzu großen und am Ende ſchädlichen Vermehrung der ſchwächeren Thiere vorbeugen müſſen. Nach den Annahmen des Verfaſſers müßte die Zeit des paradieſiſchen Standes, an deren Glück ohne Zweifel nach ſeiner Vorſtellungsweiſe auch die vernunftloſen Weſen Theil genommen haben ſollen, für die Raubthiere und Raubvögel mit ihren gefeſſelten und gezügelten Inſtinkten eine Zeit der Trübſale und der Entbehrung geweſen ſeyn und erſt in Folge der Sünde durften ſie ihrer Organiſation und Natur gemäß, d. h. behaglich leben. — Bei der andern Hypotheſe, daß das Ungeziefer, die Eingeweidewürmer u. ſ. w. erſt nach dem Fall geſchaffen worden, weil ſie *offenbar* bloß *zur Strafe und Züchtigung* da ſeyen, erkennt man recht deutlich, zu welchen Mißbräuchen die teleologiſche Betrachtungsweiſe der Natur führen kann. Iſt es nicht lächerlich und kleinlich im höchſten Grade, ſich Gott zu denken, wie er ſolche Thiere of a disreputable name ſchafft, ausdrücklich nur um dadurch die Menſchen zu quälen und zu ſtrafen?

Beiläufig beſchäftigt ſich Kirby mit dem Beweis: daß alle Menſchen von einem Paar abſtammen, und mit Widerlegung der dagegen erhobenen Einwürfe. Nicht zu überſehen iſt, daß er auch hier von einem religiös-dogmatiſchen Intereſſe beherrſcht wird. Bei den Wanderungen der Thiere verſäumt er natürlich die Gelegenheit nicht, darauf hinzudeuten, daß Heuſchreckenſchwärme als eine Strafe Gottes angeſehen werden müſſen.

Mit großer Ausführlichkeit wird die Theorie von den Inſtinkten der Thiere behandelt. Nachdem im Allgemeinen der Satz aufgeſtellt iſt, daß jede Art von Inſtinkt ihren Grund im Willen der Gottheit hat, werden die Hypotheſen über den nächſten Grund der Inſtinkte aufgezählt und geprüft. Dieſer muß entweder metaphyſiſch oder phyſiſch oder aus beiden zuſammengeſetzt ſeyn. Bei Annahme eines metaphyſiſchen Grundes iſt der Inſtinkt entweder die *unmittelbare* Wirkſamkeit Gottes, oder die Wirkſamkeit eines von ihm benützten untergeordneten intelligenten Weſens oder der *Verſtand* des Thiers, an dem ſich der Inſtinkt zeigt. — Gegen die erſte Annahme, wornach eigentlich „Gott die Seele der unvernünftigen Thiere wäre," gilt ſchon dieß, daß Gott nicht unmittelbar zu wirken pflege, daß es ſeiner nicht würdig ſey, mit Inſekten und ſolchen Thieren in ſo enge Verbindung zu treten und daß ihr Inſtinkt nicht untrüglich iſt, wie er in jenem Fall ſeyn müßte. Gegen die zweite Annahme, die Wirkſamkeit von untergeordneten Intelligenzen, guten und böſen, wird geltend gemacht: „Nach dieſer Hypotheſe würde die Biene, das Symbol der Weisheit, wenn ſie auf ihre wohlthätige Fahrt nach Honig und Wachs auszieht, von einem guten Engel getrieben; wenn ihr aber etwas aufſtößt, was ihre Furcht oder ihren Zorn erregt, wird ſie von

einem böſen Engel gereizt, am Gegenſtand ihres Mißfallens Rache zu nehmen und ihm den Stich ihres giftigen Stachels fühlen zu laſſen. Dieß kann nie zugegeben werden.“ Endlich iſt auch nicht die Intelligenz der Thiere Grund des Inſtinkts, denn dann müßte Intelligenz und Inſtinkt in entſprechendem Verhältniß ſtehen, während die Erfahrung lehrt, daß, wo die Intelligenz höher, da der Inſtinkt ſchwächer iſt und umgekehrt. Der Inſtinkt unterſcheidet ſich von der Intelligenz weſentlich dadurch, daß jener ſich von Anfang an gleich bleibt und keiner Ausbildung und Steigerung fähig iſt, wie der Verſtand.

Die zweite mögliche Vorausſetzung iſt, daß die nächſte Urſache der Inſtinkte eine phyſiſche ſey, daß eine phyſiſche Kraft oder ein phyſiſches Agens, von der Gottheit benützt, auf die Organiſation des Thiers einwirke. Im Allgemeinen ſchon erſcheint es wahrſcheinlich, daß Gott auf die unter dem Menſchen ſtehenden Weſen nicht unmittelbar, ſondern mittelbar einwirke. Dieſe vermittelnden Viceregenten der Schöpfung, unter Gott ſtehend und ſeinem Willen gehorchend, ſind die in den Cherubim und in dem Himmel der heil. Schrift ſymboliſirten Naturagentien oder Elemente, deren Einwirkung auf das der Empfindung und Willkür entbehrende Pflanzenreich ganz offen zu Tage liegt, auf das Thierreich zwar nicht ſo deutlich iſt, aber doch auch ſich einleuchtend machen läßt, wenn man die wichtigen, beide Reiche verbindenden Analogien bedenkt. Denn auch das Pflanzenreich hat eine Menge Erſcheinungen aufzuweiſen, welche den Inſtinkten entſprechen. Wenn nun die unmittelbare Urſache des vegetabiliſchen Inſtinktes offenbar phyſiſcher Art iſt (Hitze, Kälte, Feuchtigkeit u. ſ. w.) ſo wird es wohl auch bei dem animaliſchen Inſtinkt ſich ſo verhalten. Das den Inſtinkt erregende mag etwa als Aetherſtoff bezeichnet werden, der zwar nie ſinnlich dargeſtellt und angeſchaut werden kann, aber zur Wärme, Licht und Elektricität ſich ungefähr ſo verhalten mag, wie dieſe zu den Gaſen. Niemand läugnet, daß die Organiſation der Thiere bezüglich ihrer Freß-, Bewegungs- und Manipulations-Werkzeuge im Zuſammenhang ſtehe mit ihren Inſtinkten; ſoll man ſich nun nicht auch denken, daß die Organiſation des Gehirns und Nervenſyſtems von dem Schöpfer ſo mannichfaltig angelegt ſey, um den durch Kräfte der Natur auf ſie geſchehenden Einwirkungen zu entſprechen, ſo daß dieſe die Thiere anregen zu gewiſſen Operationen, für welche ſie augenſcheinlich beſtimmt ſind, in einer Weiſe welche der Erregung des Hungers ähnlich iſt? Nachdem die verſchiednen Arten der Inſtinkte, die ſich auf die Fortpflanzung der Gattung, auf die Erlangung der Nahrung, und auf die Ueberwinterung beziehen, näher beleuchtet worden, ſagt der Verfaſſer: „Immer noch mögen Manche geneigt ſeyn zu fragen: liegt es im Gebiet der Wahrſcheinlichkeit oder auch nur der Möglichkeit, daß durch die bloße Einwirkung von phyſiſchen, wenn auch noch ſo feinen, Kräften auf das Gehirn und die Nerven eines Thiers ſolch eine wundervolle Reihe von Thätigkeiten und Manipulationen ſollte erzielt werden, wie wir ſie bei dem Biber, der Biene, der Spinne und Ameiſe bemerken? Thätigkeiten die zugeſtandnermaßen weit über ihren Verſtand hinausliegen! Aber darauf antwortete ich: Wir wiſſen daß bei Gott kein Ding unmöglich iſt, außer was einen Widerſpruch in ſich ſchließt; und ſeine Weisheit, Macht und Güte kann ſich ebenſo deutlich, ja noch deutlicher offenbaren in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Organiſationen, wie ſie erforderlich iſt, zur Erregung des Triebs auf dieſe oder jene inſtinktmäßigen Operationen, und dazu, die Thiere zu beſtimmen, daß ſie Tag für Tag und Jahr für Jahr dieſelbe ihnen vorgezeichnete Bahn der Thätigkeit verfolgen, als wenn er dieß durch ſeine eigene unmittelbare Einwirkung oder die der ihm dienenden Geiſter bewerkſtelligte.“

Ueber die dritte Annahme hinſichtlich des nächſten Grundes der Inſtinkte, wonach er ein gemiſchter ſeyn ſollte aus Phyſiſchem und Metaphyſiſchem, bemerkt Kirby, daß Gott allerdings bisweilen das allgemein geltende Geſetz des Inſtinkts ſuspendire — Wunderwirkungen. Dieß war der Fall bei den Kühen, welche von den Philiſtern vor die Bundeslade geſpannt wurden und die, obgleich ſie Kälber hatten, nicht umkehrten, ſondern den ihnen von Gott vorgezeichneten Weg fortſetzten.

Wenn Kirby ſich in der angeführten Stelle glaubt darauf berufen zu müſſen, daß bei Gott kein Ding unmöglich ſey, ſo iſt wohl dieſe Erinnerung an dieſem Ort gerade nicht gut angebracht, denn das Vorhandenſeyn der Inſtinkte, alſo die Möglichkeit, daß Gott die Thiere damit begabt, kann Niemand läugnen; es handelt ſich nur um die Erklärung derſelben und hier nun wird die Klarheit der Einſicht und des Verſtändniſſes auch durch die unerſchütterlichſte Feſtigkeit des Glaubens um nichts gefördert. Erklärt aber veranſchaulicht iſt übrigens durch die hier aufgeſtellte Theorie der Inſtinkte nichts; denn die Einſchiebung einer durchaus nicht näher bezeichenbaren Naturkraft — Aetherſtoff — zwiſchen das Wirken des Inſtinkts und dem ſchöpferiſchen Willen Gottes füllt keine Lücke aus. Der Verfaſſer muß auch ſelbſt zugeben: „bei den Thieren, welche zur Erlangung ihrer Nahrung Liſt und Kunſt anwenden müſſen, iſt die erregende Urſache nicht ſo einleuchtend.“ Am ſchwierigſten allerdings ſind die ſogenannten Kunſttriebe zu erklären — die Netze der Spinnen, die Zellen der Bienen. Der Vergleichung wegen deuten wir kurz die Theorie Schellings an: Sie ſetzt überall den Grundſatz voraus, daß man in der organiſchen Natur nichts Anderes als das Spiel eines zwar höhern, aber doch immer noch aus Natururſachen und Naturkräften erklärbaren Mechanismus zu erblicken habe, und aus dieſer Annahme müſſen ſich auch die Produktionen des Kunſttriebs erklären laſſen. Produkte der Vernunft, oder eines Analogons der Vernunft können ſie nicht ſeyn. Eine und dieſelbe Kraft geht von der Senſibilität in die Irritabilität, von dieſer in die Produktionskraft über und verliert ſich dann im Kunſttrieb, der Produkte hervorbringt, die bei aller Regelmäßigkeit doch unorganiſch ſind. Die Thiere werden zu all ihren Handlungen, alſo auch ihren Produktionen durch freie Nöthigung getrieben; ihre Kunſttriebe reſultiren aus der Determination ihrer phyſiſchen Kräfte in Anſehung der Art ihrer Wirkſamkeit. Mit der Art der Wirkſamkeit iſt auch das Produkt beſtimmt; die beſtimmte Art der Wirkſamkeit und das Produkt ſind Ein und daſſelbe; fragt man aber nach dem Grund der Regelmäßigkeit

Digitized by Google

der Produkte, ſo iſt die Antwort: Was als Produkt des Kunſttriebs erſcheint, iſt nur das letzte Werk derſelben Kraft, welche die Organiſation hervorbrachte und nun, nachdem das erſte Produkt fertig iſt, es nur noch als Inſtrument ihrer bildenden Thätigkeit braucht. Wo die organiſche Bildung an ihrer Gränze ſteht und die organiſche Kraft über dieſe Gränze hinausgeht, producirt ſie nicht mehr die innere, ſondern nur eine äußere Vollkommenheit, und dieſe iſt die geometriſche. — In der Natur geſchieht Alles mit blinder Nothwendigkeit und deßwegen iſt Alles in ihr Ausdruck eines ewigen Geſetzes; du erblickſt in ihr nur deinen eigenen Verſtand; fragt man aber, durch welche Naturkraft denn die Produkte des Kunſttriebs hervorgerufen werden, ſo iſt zu antworten: Die Urſache des Kunſttriebs kann nicht räthſelhafter ſeyn, als die der höhern organiſchen Funktionen — denn eine Blume, das Haus eines Schaalthiers ſind ſo vollkommene Kunſtwerke, wie die Zelle der Biene. In dieſer Anſicht darf man ſich nicht irre machen laſſen durch die Einwendung, daß ja ſo die Thiere *Maſchinen* würden; dieß iſt nicht der Fall, denn es wird nicht behauptet, daß ſie unmittelbar durch einen äußern Impuls in Bewegung geſetzt würden, ſondern überall iſt die Vermittlung durch *Senſibilität*, welche Eigenſchaft nicht der einzelnen Organiſation, ſondern der *ganzen Natur* iſt. Unſere Meinung iſt, daß den Thieren kein einzelnes, eigenes und abgeſondertes Leben zukomme, und wir opfern ihr individuelles Leben nur dem allgemeinen Leben der Natur auf.

Wie ſehr die Engländer, die deutſche Spekulation zu belächeln, als unnütze Grübeleien und Spitzfindigkeiten anzuſehen geneigt ſeyn mögen — läugnen läßt ſich doch gewiß nicht, daß die deutſche Naturphiloſophie einen viel kräftigeren Hauch des Lebens hat als die engliſche, daß ſie den Blick zu kühneren, umfaſſenderen Anſchauungen eröffnet, einen viel innigeren realen Zuſammenhang in der Natur herſtellt, und daß ſie, wenn auch im Einzelnen ihre Lehrſätze mit den dogmatiſchen Anſichten in Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen oder wirklich ſtehen, doch den Geiſt höher ſtimmt als die harmoniſtiſchen Verſuche der engliſchen orthodoxen Naturforſcher. Wer die Natur ſtudieren und über ſie philoſophiren will, ſollte mit Vorurtheilen keinerlei Art an ſie herantreten; beſonders auch nicht mit der, im Bisherigen mehrmals berührten teleologiſchen Betrachtungsweiſe, welche die reine Auffaſſung trübt. Wenn man ſtatt die Natur verſtehen und erklären zu wollen, ſie zur Baſis und zum Material von Beweiſen macht für das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes, wie das Streben der engliſchen Natural Theology iſt, ſo läuft man gar ſehr Gefahr, in die Natur *hineinzuleſen* ſtatt heraus; nur einen Theil ihrer Phänomene, die ſcheinbar günſtigen für den beabſichtigten Zweck, hervorzuſtellen und die andern im Dunkel zu laſſen. Man ſetzt ſich, wenn man die einzelnen Einrichtungen der Natur mit pedantiſcher Vermeſſenheit zu deuten unternimmt, als einzig oder zunächſt auf den Nutzen der Menſchen abzweckend, wenn man aus gewiſſen Phänomenen ſofort auf eine entſprechende Eigenſchaft Gottes ſchließen zu dürfen glaubt, einer höchſt bedenklichen Retorſion dieſer Methode aus, durch welche ſie aufgehoben wird. Beruft man ſich auf *einzelne* Fälle und Phänomene, um die Güte und das Wohlwollen des Schöpfers gegen ſeine Geſchöpfe zu beweiſen und ſomit Schlüſſe auf ſein Weſen zu machen, ſo laſſen ſich ſolchen *einzelnen* Fällen wieder andere Phänomene entgegenhalten, aus welchen man doch nicht geradezu einen Schluß auf entſprechende Eigenſchaften des Schöpfers wird geſtalten wollen. Wenn die Spinne ihr wunderbares Gewebe ſpinnt, um andern Thierchen einen Hinterhalt zu legen, wenn die Katze mit der Maus boshaft *ſpielt* — würde derjenige, der aus andern Naturphänomenen ſofort einen Beweis von den Eigenſchaften Gottes deſtillirt, nicht in große Verlegenheit kommen, *hier* ſeine Methode conſequent durchzuführen? Wer bei der Naturforſchung immer mit einem Auge über die Natur hinweg nach dem Himmel ſchielt, der läuft große Gefahr, weder die Natur noch Gott recht verſtehen zu lernen.

Gewiß würde es den engliſchen Naturforſchern oder Philoſophen nichts ſchaden, wenn ſie durch das Studium der Kantiſchen Kritik der Urtheilskraft ſich über die Möglichkeit, die Anſprüche und Bedeutung einer Phyſikotheologie belehrten; ſie würden zwar dann nicht mehr die dogmatiſch zuverſichtliche Sprache führen, aber ihre Argumente würden in der Sphäre, in der ſie gelten, befriedigender ausfallen. Kant geſtattet die teleologiſche Betrachtungsweiſe, jedoch mit der Beſchränkung, daß ſie ein Princip nicht für die beſtimmende, ſondern nur für die reflektirende Urtheilskraft ſey; er geſtattet ſie als ein Mittel, als heuriſtiſche Methode, die Naturkunde nach dem Princip der Endurſachen zu erweitern, wobei man ſich jedoch zu hüten habe, das, was dem Betrachter als Zweck *erſcheint*, für Zweck der Natur wirklich auszugeben. „Es iſt gut," ſagt er (und ſeine Worte ſind eine Antwort auf die vierzig Jahre nach ihm hervortretende Anſicht Kirby's) „ſelbſt die uns unangenehmen Dinge von dieſer Seite zu betrachten. So könnte man ſagen: das Ungeziefer, das die Menſchen plagt, ſey nach einer weiſen Naturanſtalt ein Antrieb zur Reinlichkeit, die für ſich ſchon ein wichtiges Mittel der Erhaltung der Geſundheit iſt; die ſtechenden Inſekten ſeyen Stacheln der Thätigkeit für die Menſchen."

Wenn wir nicht irren, ſpricht Bulwer irgendwo von der *myſtiſchen* Philoſophie Kants, aber dieſe myſtiſche Philoſophie könnte wohl manche Unklarheiten der mit ihrer Simplicität und Faßlichkeit ſich brüſtenden engliſchen Philoſophie aufklären.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 88.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Dezember 1836.

E. Quinet über Deutſchland.

Das Heft der Revue des deux Mondes vom 15 Oktober enthält unter der Ueberſchrift: Revue étrangère, I. L'Allemagne einen Aufſatz von E. Quinet, bekannt durch Schriften über den politiſchen Zuſtand von Deutſchland und beſonders durch ſeine auch in dieſen Blättern ausführlich beſprochenen Gedichte: *Ahasverus* und *Napoleon*. Wir wiſſen nicht, ob Quinet für Frankreich bereits eine ſolche Autorität iſt, daß man auf ſeine Worte und Anſichten ſchwört; wir wiſſen nicht, ob ſein von Bitterkeit ſtrotzender Aufſatz auch auf die Stimmung ſeiner Landsleute gegen Deutſchland, beſonders gegen die deutſche Literatur, Einfluß haben wird; aber wir ſind überzeugt, daß die Deutſchen, welche von franzöſiſcher Tendenz und franzöſiſchem Geſchmack ſich rein erhalten haben, in dieſem Aufſatz eine Rechtfertigung ihrer bisher behaupteten Anſichten finden. Wir wollen der Aeußerung eines Einzelnen kein allzu großes Gewicht beilegen; aber bemerkenswerth iſt es doch, wenn eine Anſicht in einer ſo angeſehenen und verbreiteten Zeitſchrift Aufnahme findet, und annehmen darf man, daß der Verfaſſer einigermaßen das Publikum kennt, zu dem er ſpricht. Wir verargen einem Schriftſteller, der über ausländiſche Zuſtände und Literatur ſchreibt, gar nicht, wenn ihm mancher größere oder geringere Verſtoß mit unterläuft, wenn ein Anflug von Nationalgefühl oder Nationaleitelkeit hin und wieder ſein Auge trübt, wenn eine gereizte Empfindlichkeit da und dort ſich aus ſeinen Worten heraushört; aber den Geiſt der ruhigen Unparteilichkeit vermiſſen wir allzu ſehr in einem Aufſatz, der mit einem Gedicht über *die Rheinufer* ſchließt, in deren Beſitz ſich wieder zu ſetzen, Quinet ſeine Landsleute auffordert.

Der Aufſatz beginnt, des Kontraſtes willen, mit einer ſehr rühmlichen Schilderung: „Ein Reiſender, der Deutſchland im Flug durcheilte, fände daſelbſt durchaus ein friedliches arbeitſames Volk, Gehorſam gegen die Geſetze, reiche oder aufgeklärte Städte, Dörfer beinahe ſo ſchön wie die Städte und in der geringſten Hütte eine ländliche Zierlichkeit, die ihm das Herz lachen machte. Dieſelbe Kirche wird für die verſchiedenen Kulte benützt, derſelbe Kirchhof thut ſich dem Papiſten und Lutheraner auf; da iſt keine Zwietracht, da ſind keine Parteiungen und Faktionen, keine offenen Klagen. Der Reiſende würde heimkehren mit der feſten Ueberzeugung, ein Volk von Weiſen entdeckt zu haben, das durch ein Wunder den Stürmen des modernen Geiſtes entgangen. Er würde ſich in einem großen Irrthum befinden. Eine tiefgreifende Umgeſtaltung bereitet ſich vor unter den deutſchen Völkerſchaften. Es iſt keine offene, geräuſchvolle Revolution, wie in Frankreich und England; aber es iſt unmöglich ſie zu läugnen, und ſie wird zu ähnlichen Reſultaten führen. Der alte Geiſt Deutſchlands zerſetzt ſich und ein neuer Geiſt pocht wie ein Sturmbock an die Thore. Man hat nichts von Emeuten und Staatsſtreichen zu erzählen, wohl aber von Emeuten und Revolten im Reich der Ideen und der Philoſophie. Die ſpiritualiſtiſche Generation erliſcht und verſchwindet. Einer der angeſehenſten Kämpfer, im Kampfe der Schulen erprobt, ſagte mir vor kurzem: „Der Idealismus ſtirbt; ich bin es zufrieden auch mit zu ſterben." Dieß Wort faßt Alles zuſammen. Goethe und Hegel ſind dahingegangen zu Leſſing, Klopſtock, Schiller, Kant, Fichte, Herder — den Helden der deutſchen Wiedergeburt. Die Epoche der Halbgötter und Helden iſt vorüber. Was wird die Epoche der *Menſchen* bringen?" —

Quinet führt aus, wie Frankreich und Deutſchland in ihren gegenſeitigen Beurtheilungen ſich nie von Haß oder von Liebe frei erhalten haben. Beide ließen ſich von der Vorliebe oder von der Abneigung beherrſchen. Frankreich, ſtatt des Materialismus, warf ſich flehend in die Arme Deutſchlands, aber es bekam oft nur noch Leichname von Syſtemen und Theorien, und trank ſtatt aus klaren Quellen, aus dem abgeſtandenen Sumpf. Unter ſolchen Einflüſſen ſey das Buch der Frau von Stael über Deutſchland entſtanden; dieſe Frau war immer verfolgt von dem ſtirnrunzelnden Geſpenſt Voltaire's. Für ihre bewundernde und idealiſirende Auffaſſung des deutſchen Geiſteslebens erntete ſie Spott. Unter der Reſtauration ſtudirte Frankreich aufs eifrigſte deutſche Philoſophie und Poeſie, ohne es

Digitized by Google

jedoch ihren deutſchen Lehrern zu Danke zu machen. „Die Deutſchen, emporgehoben durch ihre Dichter, waren in der neueſten Zeit Gegenſtand einer Vergötterung, die ſie verderben muß. Was iſt aus der demüthigen Beſcheidenheit geworden, welche ſie bis ins achtzehnte Jahrhundert beſaßen?“ — „Es müſſen,“ ſagt Quinet, „tiefliegende Differenzen Frankreich und Deutſchland trennen, weil, trotz den Bemühungen ſo vieler ausgezeichneter Männer, ſo viele Vorurtheile noch beidr Völker ſcheiden. Wenn die Vorſtellungen, welche ſich das eine Volk vom andern macht, nicht durchaus falſch ſind, ſo ſind ſie doch immer wenigſtens um ein halbes Jahrhundert verſpätet. Ein ewiger Anachronismus ſcheidet ſie. Wie lange wird es z. B. noch anſtehen, bis Frankreich ſich Deutſchland nicht mehr als das Land der Spekulation und des Enthuſiasmus denkt, als ein Eden, das den Dichtern hingegeben iſt, und die ganze Nation gleich der im Walde ſchlafenden Schönen? Ebenſo hat Deutſchland (verſteht ſich die große Menge, nicht einige ausgezeichnete und überlegene Köpfe) immer noch nur von dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts einen Begriff.“ — „Der Deutſche und der franzöſiſche Geiſt ſind von ſo entgegengeſetzter Natur, daß beinahe immer der eine den andern ausſchließt. Dir Kunſt ſich zu aſſimiliren iſt ſo ſelten, daß man ſagen kann: ſie exiſtirt gar nicht.“ — Beſonders übel empfindet Quinet, daß die Literargeſchichte und Kritik der Deutſchen die franzöſiſche Literatur, namentlich das Jahrhundert Ludwigs XIV nicht gehörig würdige. „Iſt das Haß, Heftigkeit, Widerſpruchsgeiſt oder ganz einfach die Unmöglichkeit ſich zu verſtehen oder Alles zuſammen?“

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte von Rimini.

(Fortſetzung.)

Wohl dachten ſie daran — doch theils aus Trägheit,
Theils weil ſie's nicht recht anzugreifen wußten,
Und weil ſie fühlten, wie ſchon das Sich-Sehen
Für beide ſolch ein Troſt und Stärkung war,
Verſäumten ſie ganz, die Gelegenheit
Des häufigen Verkehres zu vermindern:
Nur immer zärtlicher ward ihr Begegnen,
Sie lebten Tag für Tag im Alten fort,
Nur nachdenkſamer, ernſter, ſeltner lächelnd,
Und unter immer reichlicheren Seufzern,
Denn wenn das Eine fing zu ſeufzen an,
Fand es Erwiederung ſtets bei dem Andern.
Und ſey es nun, daß ein Verdacht durchzückte
Giovanni's Herz, ſey's daß ſich ſeine Laune
Verſchlimmert hatte: er fing an ſein Weib
Durch Bitterkeit zu quälen und durch Hitze,
Blind gegen ſeine eigenen Verſehn
Bemerkt' er's nicht, wenn ſie ſich Mühe gab
Ihn zu begütigen, und ward doch zornig,
Wenn ihn bedünkte, daß ſie's wen'ger thue.
Ihr ſanfter Schmerz kam ihm wie Vorwurf vor,
Er preßt' ihr Thränen aus und ward dann wild,
Und halbe Reue macht' ihn dann noch bittrer;
Zuletzt gab er ihr zu verſtehn: es gebe
Wohl Leute, die vor ihm den Vorzug hätten,
An Dieſen finde ſie vielleicht Vergnügen,
Und ſie an ihr — und wenn auch er verzweifle!
Dann ging er aus dem Zimmer, halb ergrimmt
Auf ſich, daß er in ſolchen Zorn gerathen
Und ihn an einem Weibe ausgelaſſen;
Doch ändert' er darum nicht ſein Benehmen,
Er ſuchte nicht ſich milder zu bezeigen;
Was: ſollte er ſich Weiberthränen beugen?

In ſolchem Fall wich gern die Fürſtin aus
Paolo's allzufreundlichem Geſicht,
Mit einem Seufzer dämmte ſie die Thränen,
Sie ging ins Freie, ſah den Himmel an,
In ihrem Garten, ganz von Grün umſchloſſen,
Lauſcht' ſie der Vögel Lied, die durch die Büſche ſchoſſen.

Es war ein ſchöner, weitgedehnter Platz,
Umhegt von Bäumen und zum Schluß ein Wald;
Belaubt war Alles; ein gewundner Bach
Schlängelte klar und fröhlich dadurch hin,
Im Schatten glitt er hin und ſchien entzückt
Des Tages milde Schönheit zu empfinden.
Da war die volle Roſe, roth und weiß,
Stiefmütterchen, mit Purpurlicht beſtrömt,
Verſchämte Erdbeern, ſonngefärbter Buchs,
Hyacinthen, prangend mit der Glocken Fülle,
Die Lilie, das Haupt jungfräulich ſenkend,
Lavendel, den zum Brautſchmuck man verwendet,
Maßliebchen, außen ſchön wie innen — kurz
Die Kelche alle, draus die Biene ſchlürft.
Dazwiſchen Raſenplätze, duft'ge Gänge
Gewürzt von Jasmin, Geißblatt und Citronen,
Orangenbäume, deren warme Blätter
Die goldnen Früchte lieblich überſchatten,
Unter den Blumen, überwölbt von Fichten,
Spielt der geſchwätz'ge Springquell und man ſah,
Zwiſchen den Stämmen durch, das helle Waſſer,
Zwiſchen den dunkeln Wipfeln ſilbern glänzend.
Bald ging man hin an einem Blumenbeet
Voll prächt'gen Farben — Weiß, Roth, Gold, Azur,
Bald war in einen Laubgang man verſetzt,
Dicht, lang, gemacht ganz für der Liebe Plaudern;
Jetzt folgte man dem Bach, und wenn man ſo
Ueber den ſammetweichen Grund hinſchritt:
Kam Einem kühl des Waſſers Hauch entgegen
Und ſchmeichelte dem Fuß der weiche Teppich,
Dann trat vielleicht man ein in ſchatt'ge Plätze,
Anmuthig wechſelnd ab mit Lichtungen,
Durch welche dann und wann das ferne Schloß
In ſeiner Pracht ſich zeigte, neben Hütten,

Digitized by Google

'S war eine Welt von Bäumen um und um,
Die ſchattend ihre Arme ſtreckten aus,
Mit ſonnenhellen Plätzen, mit Verſtecken
Bequem zum Leſen, an dem Rand der Bäche,
Wo man den Hirſch beim Trinken jagte auf,
Der dann leichtfüßig, ſcheu zum Walde floh.
In laub'gen Wohnungen die Vögel hausten
Und zwitſcherten und ſangen aus den Büſchen.
Das Himmelblau empfand man überall,
Oder man ſah es lächeln durch das Laubdach,
Auch Sitze waren da und dort bereitet,
In offnen Gängen oder im Verborgnen,
Von Bäumen überwölbt, zu welchen ſich
Halb ſehnend und halb bang der Blick erhob —
Grüne Schlupfwinkel, ganz gemacht für Dichter,
Wo, wenn die Sonne ſchien mit gelber Färbung,
Die rauhen Stämme, wie man innen ſah,
In golden grünem Lichte ſtanden da.

Doch zwiſchen Wald und Binnengängen lag
Inmitten noch die anmuthreichſte Stelle,
Ein Platz, der wie ein Feenland gemahnte;
Es war ein plattes Thal, umringt von Sträuchen
Auf Hügeln, welche mählich ſich erhoben;
Gemiſcht mit höhern Bäumen — Birk' und Pappel —
Darunter quoll, aus einer Marmormündung
Durchs dunkle, feuchte Grün, ein Bach hervor,
Deß leiſes Plaudern dieſem wonn'gen Schatten
Schien göttlich ſüße Dinge zu erzählen.
Der Grund war glatter Raſen, gegen mitten
Bepflanzt mit Blumen und Citronenbäumen
Und in der Mitte ſah, umdrängt von Lorbern
Und Myrten, grad im Sonnenlichte ſchimmernd
Ein Gartenſaal hervor — entzückend ſchön,
Marmorn, klein, weiß, von reizendem Verhältniß,
Umrankt von gelbem Weinlaub nur — Orangen
Standen zu beiden Seiten vor der Thüre.
Die Thüre war dem Walde zugewendet,
Viereckig — aber rund war ſonſt der Bau,
Das einz'ge Licht fiel durch die Kuppel ein,
Gemildert durch den angerankten Wein.

Es war ein ſchönes Denkmal alter Kunſt,
Verſchont von Kriegeswuth, ganz wohlerhalten;
Es hielten's Manche für das Werk von Feen,
Die wegen Pracht berühmt ſind und Geſchmack —
Alcina's oder Morgana's, die dem Kampf
Und Ruhm entführten die verliebten Ritter,
Und dann in einem Rauſch von Glück, von Feſten,
Muſik und ſüßverſtohlnen Küſſen labten.
Doch die Skulptur bewies: es war ein Tempel
Geweiht den Nymphen, die einſt hier gehaust;
Denn abgebildet war über der Thüre
Ein Opfer dargebracht von jungen Mädchen
Und Hirten — ländliches Getränk und Speiſe —
Und Ziegen mit dem kampfbereiten Horn,
Und ringsherum, in gleicher Linie liefen
Bilder, entſprungen heidniſcher Phantaſie:
Die Nymphen ſelber waren dargeſtellt,
Die einen ſich auf Felſenblöcke lehnend
Am Ufer — andere im Waſſer ſcherzend,
Das ſie nur halb bedeckt, mit Schmeichelmienen,
Ein'ge im Blumenthal, dem Hirten lauſchend,
Der auf der Pfeife blies, das Echo weckend,
Ein'ge die langen, feuchten Haare trocknend,
Ein'ge entſchlummert unter Bäumen, wo
Nach ihnen Faunen oder Satyrn ſchielten;
Oder ſie ſtellten ſich, als ſähen ſie
Die Feinde nicht herſchleichen im Gebüſch,
Derweil aus ihren weggelegten Urnen
Im hohen Gras das Waſſer ſprudelnd quillt.
Gewiß es baute ſelbſt die Phantaſie
Solch ſchönes Sommerhaus im Grünen nie.

Francesca liebte Garten, Blumenbeet,
Den Schatten — aber dieſen Platz am meiſten.
So oft ſie ausging, und wohin ſie ſchweifte —
Es lenkte ſich hieher zuletzt ihr Schritt;
Sie hatte eine Laute hier und Bücher,
Hier lag ſie ſtundenlang, voll Dankbarkeit
Das Herz gegen den Sonnſchein und das Laub.
Ihr Auge weilte auf den Regentropfen,
Und auf dem milden Lächeln der Natur,
Das, wer ſie recht betrachtet, immer findet.
Auch an den Himmel dachte ſie; man hörte
Manchmal, wenn Alles war recht ſtill und friedlich,
Tief aus den Schatten ihre ſüße Stimme,
Wie ſie der Jungfrau ſang den Abendgruß.
Die Gärtner und wer ſonſt zu thun hier hatte,
Erfreut, ſo oft ihr Angeſicht ſie ſchauten,
Knieten dann nieder mit entblößtem Haupte —
Von himmliſcher Muſik die Luft erfüllt man glaubte.

Einſt — 's war an einem Sommernachmittag,
Wo es am wohlſten Bächen iſt und Lüften,
Grashüpfer ſchrillen — 's Tagwerk iſt vollbracht
Und mächtig zeichnen ſich die Schatten ab —
Kam auch zu ihrem Lieblingsplatz die Fürſtin,
Um eine Stunde Frieden hier zu haben,
Sehnſüchtig, ihren Kummer zu vergeſſen,
Schlummernd der Vögel Singen zu genießen,
Das Blätterflüſtern und das kühle Licht,
Das durch die Reben drang, den milden Anblick
Des Walds, den durch die offne Thür man ſah,
Das ferne Plätſchern von den muntern Bronnen,
Citronenblüthenduft und tauſend andre Wonnen.

Sie machte mind'ſtens den Verſuch, wie ſonſt,
Denn auch ſchon dieß erleichterte ihr Herz.

Digitized by Google

Un nie, wie ſchlimm ihr auch zu Muth geweſen,
Hat ſie vergebens Tröſtung hier geſucht.
Doch dießmal — ſelbſt nicht wußte ſie wie's kam,
War ihr, als ob der Druck zu ſchnell verſchwände,
Als fühlte ſie zu bald ihr Herz geneigt
Harmloſe Luſt aus jedem Ding zu ſchlürfen,
Und, um ſich ſchau'nd mit neugebornem Aug',
Als wär ein Baum der Weisheit in der Nähe,
Nach der Natur köſtlichſten Frucht zu ſtreben
Und ſich dem Drang des Herzens hinzugeben.

Zu ſchmerzlich klar empfand ſie dieß Gefühl,
Sie konnte nicht erwehren ſich der Angſt;
Sie wendet ab ihr Auge von dem Anblick
Der reizenden Natur, langt ſich ein Buch
Und fing darin ſo eifrig an zu leſen,
Als wär' vom Morgen an ſie drin vertieft geweſen.

'S war der Roman von Lanzelot vom See,
Der, wie Trompetenſchmettern, zuckt durchs Herz
Der Jugend — doch auch ſanftre Saiten anſchlägt.
Sie hatte Tags zuvor erſt angefangen,
Und las mit vollem Herzen, halb in Luſt
Und halb in Wehmuth, wie all ſeiner Habe
Wurde beraubt der alte König Ban,
Bis auf ein Schloß; an einem Sommertag
Macht' er mit ſeiner ſchönen Königin
Und ſeinem Kind ſich auf den Weg, um Artus
Den großen König, anzugehn um Hülfe.
Auf einem fernen Hügel wandt' er ſich,
Um ſeinem Schloß noch einen Blick zu ſenden;
Weiß ſchimmernd ſah er's fern; doch wie er hinſah,
Da wirbelten Rauchſäulen draus empor,
Und König Ban ſah alle ſeine Habe,
Sein ſchönes Schloß bis auf den Grund gebrannt,
So daß zu ſchwer die Laſt dem Greiſe ward;
Zu Boden ſinkend ſprach er ein Gebet
Für ſeine Lieben, und dann brach ſein Herz.
Dann las ſie von der Kön'gin mit dem Kind,
Wie ſie darob beinah von Sinnen kam,
Und dann in der Verzweiflung weiter pilgernd
An einem See begegnet einer Frau,
Die mitleidsvoll das Kind nahm in die Arme,
Doch plötzlich aufſprang mit behenden Füßen,
So wie der Vogel ſich vom Zweige ſtürzt,
Und mit dem Knaben unter'm See verſchwand.
Unnöthig wär's, der Mutter Schmerz zu ſchildern —
Die Frau war dieſes Platzes Fee; der Knabe,
Sein Name Lanzelot, blieb bei ihr, bis
An Arthurs Hof er ging, wo er ſo edel,
So liebenswürd'gen Geiſtes ſich erwies,
Daß Königin Genevra, ſeiner Anmuth
Nicht widerſteh'nd, zu ihm in Liebe fiel;
Hier war die Fürſtin leſend angelangt,
Und ſehnlich nach dem Weitern ſie verlangt.

Grad wollte mit der Hand das Blatt ſie wenden
Und ihr Gedanke lief den Worten vor —
Die andre Hand hielt ihre weiße Stirne
Und ſtrich daraus der Locken Gold zurück —
So ſaß ſie da — und ſo ward ſie betrachtet
Von Einem Mann, der an der Thüre lauſcht —
Von Paolo — er hatte ſie geſehn
Vom Fenſter aus den Raſenplatz durchſchreiten,
Wohin ſie ging errieth er, dachte ſich,
Daß ſie in Thränen ſey und fand ſich heut
Zu ſchwach, ſich fern von ihr, wie ſonſt, zu halten.
„Darf ich eintreten?“ fragt' er — ſie fuhr auf
Bei dieſer ſanften Stimme — wurde roth,
Drückt' einen Augenblick die Hand ans Herz,
Als wie nach Athem ringend, dann mit freiem
Gewohntem Ton ſprach ſie: „O ja — gewiß!“
Es gibt in Fällen die mit Schuld bedrohen,
Eine Erkünſtlung von Gelaſſenheit,
Ein Weſen, das ſich heiter ſtellt und ruhig,
Als *ſicherte* der *Schein* der Sicherheit;
Und ſo benahmen ſich die Liebenden,
So ſprachen ſie, ſo ſetzten ſie ſich nieder
In Einem Buche leſend — Paolo
Umſchlang mit Einem Arme nach und nach —
Sie wehrt' es nicht — Franceska's ſchlanken Leib,
Und ihre Wangen, Pfirſchen gleich am Baume,
Berührten ſich — ein Schau'r durchbebte ſie —
Sie neigten ſich aufs Buch, ſprachen kein Wort,
Und immer langſamer rückte das Leſen fort.

So ſaßen ſie — es pocht' ihr Herz — ſie fühlten
Wie ihre Farbe wechſelte; ſie kamen
An jene Stelle, wo die Königin
Mit langgenährter Flamme Lanzelot
Anlächelte, als er zuerſt ſie küßte;
Das zitterte dem Paar durch jede Fiber,
Und Paolo, kaum wiſſend was er that,
Nur fühlend, daß er nicht mehr heucheln konnte,
Wandte ſich gegen ſie und küßte ſie
Haſtig und zitternd, Mund an Mund gepreßt.
Ihr Herz war ſchwer — ſüß war und lang der Kuß —
Ein Schlei'r fall' auf der Liebe Heimlichkeit.
Der Kampf war aus — die Welt fern ihnen lag —
Nicht weiter laſen ſie an jenem Tag.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 89.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 Dezember 1836.

Gedichte von Jean Reboul,

Bäcker in Nimes.

Wir haben die dritte Auflage dieſer Gedichte vor uns, die allerdings den ihnen zu Theil gewordenen Beifall nicht nur der Kurioſität, ſondern ihrem innern Werth verdanken. Ehe wir Proben mittheilen und eine Charakteriſtik dieſes Dichters verſuchen, geben wir unſern Leſern im Auszug den der Sammlung als Einleitung vorangeſtellten Aufſatz von Alexander Dümas: Ein Beſuch in Nimes.

„Unter den Merkwürdigkeiten, welche ich in Nimes beſuchen wollte, war ohne Widerrede eine der wichtigſten für mich: ſein Dichter. Ich hatte einen Brief von Taylor bei mir, mit der ſonderbaren Ueberſchrift: An Herrn Reboul, Dichter und Bäcker. Ich hatte einige Gedichte von ihm geleſen, die mir ſehr ſchön vorgekommen waren, aber bemungeachtet war in meinem Geiſt eine Art Vorurtheil haften geblieben und ich dachte an einen Meiſter Adam oder Lantara. Mein erſter Beſuch nach meiner Ankunft in Nimes war bei Reboul. Ein junger Menſch, dem ich beim Herausgehen aus dem Gaſthof begegnete, und den ich um deſſen Wohnung befragte, erbot ſich mir, ohne Zweifel ſehr erfreut über dieſe Neugier eines Fremden, mich hinzuführen, was ich annahm. An der Ecke eines Gäßchens blieb er ſtehen: das iſt das Haus, wo Reboul wohnt. — Tauſend Dank. Wiſſen Sie, ob ich ihn um dieſe Stunde zu Haus treffe? — Mein Führer reckte den Hals, um durch die halboffene Thüre zu ſchauen und verſetzte: Er iſt in ſeiner Bude. Dann entfernte er ſich. Ich blieb einen Augenblick, meinen Brief in der Hand, nachdenklich ſtehen. Was mochte wohl in der Aufnahme, die ich bei dieſem Mann finden ſollte, überwiegen? ſeine Natur oder ſein Stand? wird er mir von Poeſie oder von Mehl, von der Akademie oder vom Ackerbau, von Herausgabe oder von Ernten ſprechen? Ich wußte ſchon, daß ich ihn groß, aber nicht ob ich ihn einfach finden würde. Ich trat ein. „Ich habe die Ehre mit Herrn Reboul zu ſprechen?" — „Ich bin der." — „Ein Brief von Taylor." — „O wie befindet er ſich?" — „Vollkommen wohl." — Er fing an zu leſen. Mittlerweile beobachtete ich ihn. Er war ein Mann von 35 — 37 Jahren, von mehr als mittlerer Größe; ſeine Hautfarbe war beinahe arabiſch braun, ſein Haar ſchwarz und glänzend, ſeine Zähne wie Elfenbein; bei meinem Namen im Brief angekommen, hob er ſeinen Blick auf mich und begrüßte mich noch einmal. Dieſer Blick war raſch und tiefeindringend und nun erſt bemerkte ich, daß er prachtvolle Augen hatte — es waren jene gewaltigen, dunkelfarbigen Augen, gemacht Liebe und Zorn auszudrücken. „Mein Herr," ſagte er, ich habe wahrlich lauter Verpflichtungen gegen den Baron Taylor, und ich weiß nicht, wie ich ihm je die Schuld der Dankbarkeit abtragen ſoll." Ich verbeugte mich. „Aber wollen Sie mir erlauben, ganz frei und offen mit Ihnen zu verfahren?" — „Ich bitte darum." — „Sie wollen den Dichter ſehen und nicht den Bäcker? Nicht ſo? Nun, von 5 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends bin ich Bäcker; von 4 Uhr Abends bis Mitternacht bin ich Dichter. Wollen Sie Brödchen? dann bleiben Sie; wollen Sie Gedichte? dann kommen Sie um 5 Uhr wieder." — „Ich werde um 5 Uhr wieder kommen. In dieſem Augenblick traten einige Kunden ein. „Sie ſehen," ſagte er, „wir hätten keinen Augenblick für uns," und befriedigte ſie. Die Thüre ging auf und ein Lehrling trat ein: „Meiſter, der Ofen iſt geheizt." — „Schickt Jemand in die Bude; ich will ſelbſt einſchießen." Eine Frau nahm ſeine Stelle im Laden ein. „Um fünf Uhr!" ſagte er zu mir. „Ich hoffe gewiß!" damit ging er ſein Brod zu backen. Ich entfernte mich, ſonderbar überraſcht durch dieſe Miſchung von Einfachheit und Poeſie; war dieß Alles Manier oder Natur? Spielte dieſer Menſch eine Komödie oder folgte er unbefangen dem gedoppelten Mechanismus ſeiner Organiſation? Darüber ſollte mich die Folge vergewiſſern. Während der drei Stunden bis zur zweiten Zuſammenkunft verſenkte ich mich in ſociale Abſtraktionen. Dieß Volk, dachte ich, aus deſſen Schoß ſeit 50 Jahren Alles hervorgegangen, ſollte, nachdem es Frankreich Soldaten, Tribune, Marſchälle geliefert, ihm auch noch Dichter liefern! Der Blick Gottes war endlich in die in-

Digitized by Google

nerſte Tiefe unſers Frankreichs eingedrungen! Das Volk hatte ſeinen Lamartine!

Um die beſtimmte Stunde fand ich mich wieder ein. Reboul erwartete mich an einer kleinen Thüre. Seine Bude hatte er Andern übergeben. Er trat mir einige Schritte entgegen. Seine Kleidung hatte er gewechſelt; die, die er jetzt trug, war ſehr einfach, aber ſehr ſauber und hielt ſtreng die Mitte zwiſchen dem (niedern) Volk und dem Bürgerſtand. Wir ſtiegen eine kleine Wendeltreppe hinan; wir befanden uns in einem Fruchtboden, auf deſſen Dielen verſchiedene Getreidearten aufgehäuft waren. Wir durchſchritten die Gänge zwiſchen dieſen Fruchtbergen und kamen an die Thüre eines Zimmers, wo wir eintraten. „Hier ſind wir," ſagte Reboul, die Thüre hinter ſich ſchließend, „getrennt von der materiellen Welt. Uns gehört jetzt die Welt der Träume. Dieß iſt das Heiligthum. Das Gebet, die Begeiſterung und die Poeſie allein haben das Recht hier einzutreten. In dieſer, wie Sie ſehen ganz einfachen Stube, habe ich die ſüßeſten Stunden meines Lebens zugebracht, Stunden der Arbeit oder der Träumerei." Wirklich war es eine Stube von beinahe mönchiſcher Einfachheit; weiße Vorhänge an Bett und Fenſter, einige Strohſtühle, ein Schreibtiſch von Nußbaum, ein elfenbeinernes Krucifix machten das ganze Ameublement aus. Die Bibliothek beſtand aus zwei Büchern, der Bibel und Corneille. „Ich fange an," ſagte ich, „Ihr doppeltes Leben zu begreifen, das mir bisher widerſprechend ſchien." — „Und doch iſt nichts einfacher und Eines dient dem Andern. Wenn die Arme arbeiten, ruht der Kopf, und wenn die Arme ruhen, arbeitet der Kopf." — „Aber Sie entſchuldigen meine Fragen?" — „Nur zu!" — „Sind Sie von einer Familie höhern Standes?" „Ich bin der Sohn eines Arbeiters." — „Wenigſtens haben Sie einige Erziehung und Bildung genoſſen?" „Keine!" — „Was hat Sie denn zum Dichter gemacht?" — „Das Unglück." — Ich ſah mich um; Alles ſchien ſo ruhig, ſo friedlich, ſo glücklich in dieſer kleinen Kammer, daß das Wort **Unglück** hier kein Echo finden zu können ſchien. „Sie ſuchen nach einer Erklärung deſſen, was ich Ihnen ſo eben geſagt, nicht wahr?" — „Ich finde keine, ich geſteh' es." — „Sind Sie nie über ein Grab hingeſchritten, ohne es zu ahnen?" — „O ja, denn ich ſah das Gras grüner und die Blume friſcher." — „Nun wohl! das iſt hier der Fall, wir befinden uns über einem Grab." Eine Thräne trat idm ins Auge. Ich bot ihm die Hand. „Nicht wahr, Sie wiſſen," fuhr er fort, „was ein großer Schmerz iſt, den man umſonſt auszuſchütten ſucht? Diejenigen, welche früher meine Umgebung gebildet, waren Menſchen meines Standes, gutmüthig, aber gemein. Statt mir zu ſagen: Weine, wir wollen mit dir weinen! verſuchten ſie mich zu tröſten; meine Thränen, die nur gern fließen wollten, traten zurück und überſchwemmten mir das Heez. Ich ſuchte die Einſamkeit und in Ermanglung von Seelen, die mich verſtanden, klagte ich vor Gott. Dieſe einſamen, religiöſen Klagen nahmen einen poetiſchen und erhabenern Charakter an, wie ich ſonſt nie an meinen Reden ihn bemerkt hatte; meine Gedanken geſtalteten ſich in einer mir ſelbſt beinahe feemden Sprache, und wie ſie, in Ermanglung menſchlichen Mitgefühls, ſich an den Himmel richteten, verlieh der Herr ihnen Flügel, daß ſie zu ihm emporflogen." — „Ja das iſt es," erwiederte ich ihm, als hätte er mir die einfachſte Sache von der Welt erklärt, „und ich begreife jetzt: das ſind die wahren Dichter, die es auf dieſe Weiſe werden; wie viele Männer von Talent gibt es, denen nur ein großes Unglück fehlt, um Männer von Genie zu werden. Sie haben mir mit Einem Wort das Geheimniß Ihres Lebens geſagt und ich kenne es jetzt ſo gut, wie Sie ſelbſt." — „Und dann, rechnen Sie zu dem perſönlichen Leid das Leid um das Allgemeine: Denken Sie ſich den Dichter, der um ſich herum gleich Herbſtblättern, allen religiöſen Glauben, alle politiſchen Ueberzeugungen fallen ſieht und der wie ein entblätterter Baum daſteht, eines Frühlings harrend, der vielleicht nie wiederkehren wird. Sie ſind, ich weiß es, kein Royaliſt, aber Sie ſind religiös. Denken Sie ſich was es heißt, die heiligen Bilder, zu denen Einen als Kind die Mutter hinführte, davor zu beten, zertrümmert, von den Hufen der Pferde zerſtampft, durch den Koth geſchleppt zu ſehen! Denken Sie ſich was es heißt, derlei in Nimes zu erleben, in der alten Stadt bürgerlicher Zwietracht, wo beinahe alle Erinnerungen gefärbt ſind von Haß, wo das Blut ſo ſchnell und ſo lang fließt! .. O wenn ich nicht die Poeſie gehabt hätte, um zu klagen und die Religion, um mich zu tröſten — was wäre aus mir geworden, o mein Gott!" . . . . „Sie haben mich zu Sich beſtellt, um mir Ihre Gedichte zu leſen." — „Wünſchen Sie es im Ernſt, oder iſt es bloß Neugierde oder Höflichkeit?" — „Ich dächte, wir kennten uns ſchon hinreichend, um uns gegenſeitig ſolche Fragen zu erſparen." Er fing an; gleich bei den erſten Verſen bemerkte ich in ſeiner Stimme jene Betonung, welche weſentlich der neuern Schule angehört, jene Sprechweiſe, die mich ſo oft bei Vigny, Lamartine und Hugo überraſcht hatte; und doch kannte damals Reboul noch keinen von dieſen Männern; das bewies mir, was ich ſchon lange vermuthet hatte, daß in den modernen Gedichten eine Melodie iſt, welche denen der alten Schule mangelt. Während er recitirte, betrachtete ich den Mann genau; ſeine Phyſiognomie hatte einen neuen Charakter angenommen — den des Glaubens; eine große innere Ueberzeugung drückte ſich in ſeinem Aeußern aus, nach Maßgabe deſſen, was er las. Vier Stunden brachten wir ſo zu; er ſchenkte mir Poeſie ein und ich ſagte immer: noch mehr. Endlich ſagte er: Jetzt wollen wir das Amphitheater ſehen; ſeyen Sie ruhig, es iſt nur eine andere Poeſie. Nur habe ich Ihnen die beſte bis zuletzt aufgeſpart."

(Fortſetzung folgt.)

Neugriechiſches.

3.

Aufruf.

(Nach Konſtantinos Rigas.)

Wie lang' noch, Pallikaren, woll'n wir in den Klüften leben,
Vereinzelt, gleich wie junge Leu'n, von Felſen rings umgeben?
In Höhlen wohnen, und das Grün der Waldeszweige ſchauen?
Der Welt und bittrer Sklaverei entflieh'n mit Furcht und Grauen?
Verlaſſen Freunde, Haus und Hof, und alle Anverwandte,
Geſchwiſter, Eltern, Weib und Kind, mit ſammt dem Vaterlande?

Es mag in einer Stunde Zeit ein freier Mann mehr wirken,
Als vierzig ganze Jahre lang ein Unterthan der Türken.
Was nützt das Leben, das du lebſt nur Andern zu Befehlen?
Bedenke, wie ſie bis auf's Blut dich jede Stunde quälen.
Und könnt'ſt du bis zum Hospodar, Vezier und Dolmetſch ſteigen,
Der Sultan heißt dich ohne Grund bald einem Andern weichen.
Jahr aus Jahr ein und Tag für Tag der Sklave ſeiner Worte,
Sinnt er zum Danke nur darauf, wie er bequem dich morde.
Der Stanawis, Petrakis und der Sutſos und Murnzis,
Das ſind die Spiegel; dazu auch Gikas und Mavrogenis.
Gar wackre Feldherrn, Geiſtliche und Laien und Beamte
Schon fielen, weil die Willkür ſie zum Henkertod verdammte.
Und eben ſo unzählige noch andre Türken, Griechen,
Sah grundlos ihrem Schickſal ich, bloß weil ſie reich, erliegen.

So brecht mit Macht denn — Jetzt iſt's Zeit — brecht los, ihr wackern Degen!
Ein jeder möge auf das Kreuz den Eid der Treue legen.
Laßt einen Kriegsrath und darein uns kluge Männer wählen,
Die für das Vaterland entflammt, das Ganze dann befehlen.
Und unſer Oberkommandant ſey das Geſetz; Buſſole,
Gleichheit vor ihm; und Vaterland, frei oder todt, Parole.
Denn auch die Freiheit vom Geſetz iſt nur mit andern Worten
Unfreiheit, da die Menſchen ſich wie wilde Thiere morden.
Und dann, Gefährten, laſſet uns mit aufgehob'nen Händen
Andächtig im Gebet uns ſo zu Gott im Himmel wenden:
„O König, aller Welten Herr, dir will ich's heilig ſchwören,
Mich niemals durch Gemeinſchaft mit Tyrannen zu entehren.
Nie will ich ihnen mit der That, nie auch mit Rath beiſtehen;
Mich nie vom Zug entfernen, noch zu ihnen übergehen.
So lang' ich athme, ſoll allein mein eifrigſtes Beſtreben,
Sie zu vernichten, ſeyn und nie mich ihnen zu ergeben.
Treu meinem Vaterlande, will das Joch ich kühn zerſchlagen,
Und nie, ſo lang ich lebend bin, vom Feldherrn los mich ſagen.
Und werd' ich jemals einen Eid, den ich nicht halte, ſchwören,
Soll mich, daß ich wie Rauch vergeh', des Himmels Blitz verzehren."
Nach Mittag und nach Mitternacht, nach Oſten und nach Weſten,
Laßt alleſammt ein Herz uns ſeyn, dem Vaterland zum Beſten.
Bulgaren, Albaneſen und Neugriechen, Serben, alle,
Feſtländer, Inſulaner, laßt vereint mit einemmale
Das Schwert uns ziehen, daß man ſoll, wie wir uns tapfer wehren,
Um frei zu werden, überall und allerwegen hören.
Und wer, ſey wer er ſey, das Schwert zu führen weiß, der fliege
Hieher zu uns, daß der Tyrann mit ſeiner Kraft erliege.
Mit offnen Armen will ich euch, ſpricht Hellas, hier empfangen;
Ihr ſollt zu Brod und Unterhalt, zu Ehr' und Amt gelangen.
Wie lange wollt ihr fremde Herrn mit eurem Arm noch ſchützen?
Auf! werdet eurem eignen Volk zu Streitern und zu Stützen.
Eiſt beſſer, für ſein Vaterland mit Ruhm im Kampf zu ſterben,
Als ſich ein großes Ordensband im fremden Dienſt erwerben.

Ihr Löwen, männiglich bekannt, Mainoten, Sulioten,
Wie lange wollt ihr feſt verſchanzt noch ruhn in euren Grotten?
Ihr Habichte von Agrapha, ihr Adler des Olympos,
Vereinigt euch und ſchlagt euch zu den Tigern Montenegros,
Die von der Sau und Donau uns die Hand als Brüder reichen.
Es müſſe, Chriſten, jeder Mann ſich unter Waffen zeigen;
Es müſſe mit gerechtem Zorn ſich euer Blut empören,
Und Klein' und Große allzumal Tod den Tyrannen ſchwören.
Ihr tapfern Makedonier, brecht los wie wilde Thiere;
Schlürft was ihr könnt, Tyrannenblut, daß euer Haß ſich ſchüre.
Delphine ihr des Meeres und ihr Drachen der Eilande,
Schießt wie der Blitz hervor und macht den Feind zu Schimpf und Schande.
Laßt, Meeresvögel Hydras und Ipſaras, nicht die Klagen
Und eurer Mutter Ruf umſonſt an eure Ohren ſchlagen.
Und alle, die zu See und Land als würd'ge Kinder leben,
Sie alle heißet das Geſetz den Kampf ſofort anheben.
Beſeelt von einem Geiſt und Sinn, und eines Herzens alle,
Stürmt, daß des Unterdrückers Haus mit ſammt der Wurzel falle.
Laßt durch das ganze Türkenreich uns eine Flamme wecken;
Die möge von Arapia bis Bosnien ſich ſtrecken.
Und hoch auf unſern Fahnen ſoll des Kreuzes Zeichen ragen;
So woll'n wir dann, den Blitzen gleich, mit unſerm Erdfeind ſchlagen.
Nie werde Furcht vor ſeiner Macht in eurer Seele reger;
Sein Herz ſchlägt bang und er erbebt wie Haſen vor dem Jäger.
Daß er trotz ſeinem Grobgeſchütz uns doch nicht könne ſtehen,
Hat er an den dreihundert Mann von Trikala geſehen.

Was ſteht ihr alſo gleich wie todt? was zaudert ihr noch länger?
Erwacht! und feindet euch nicht an, ſeyd einig, ſchließt euch enger.
Wie unſere Vorväter einſt mit Löwenmuthe rangen,
Und für die Freiheit durch die Schlacht im Wogenſturme drangen:
So, Brüder, laßt auf einen Schlag auch uns das Schwert ergreifen,
Daß wir die bittre Sklaverei uns von den Nacken ſtreifen;
Daß wir die Wölfe niederhau'n, die in das Joch uns ſchlagen
Und Griechen mit Tyrannendruck ſo ſchwer zu drücken wagen.
Das Kreuz — es leuchte fürchterlich zu Waſſer und zu Lande;
Gerechtigkeit muß werden uns — der Feind zu Schimpf und Schande.
Ja, heil von dieſer Peſtilenz muß noch die Menſchheit werden;
Wir aber, meine Brüder, woll'n frei leben auf der Erden! —

Ueberſ. v. Emil Preuſſer.

E. Quinet über Deutſchland.

(Fortſetzung.)

„In den politiſchen Fragen, fähet Quinet fort, dieſelbe oder wo möglich noch größere Divergenz. Der deutſche Demagog, wenn er ſich rein erhalten, wenn er ſeine Grundſätze nicht aufgeopfert hat, ſchwört Frankreich Haß und Tod. Wenigſtens in der Schule hat dieſer Hannibal auf dem Altar Hamilkar's den Eid geleiſtet. (!) Demgemäß predigt er den Kreuzzug gegen jenes hölliſche Land, das er nie geſehen hat, nie ſehen wird, deſſen Sprache und Sitten er nicht kennt; von dem er nur weiß, daß ſeine Sprache ein vergifteter Stachel, daß das Volk die Grundſuppe aller Laſter iſt. Dieſe nützlichen Vorurtheile werden ſorgfältig von der politiſchen und literariſchen Preſſe genährt. Die deutſchen Journale, welchen die franzöſiſchen ſelten antworten (warum nicht?), machen ſich breit in ihrem Fürſichſeyn; ſie erheben ſich nach und nach gegen Alles, was franzöſiſch heißt, in einem Tone ſo

Digitized by Google

voll Schmähungen, Unanſtändigkeiten und cyniſcher Wuth (?), daß ich deſſen dieſe Sprache gar nicht fähig gehalten hätte."

Gemäß ſeiner Behauptung, daß Deutſchland und Frankreich ſich nicht verſtehen können in ihrem gegenwärtigen Zuſtand, ſpricht ſich Quinet lieber prophetiſch über die Zukunft Deutſchlands aus: „Die Thatſache, welche ſich dermalen in Deutſchland vorbereitet, iſt der Fall des Spiritualismus. Dieß himmliſche Jeruſalem ſtürzt in den Abgrund; keine menſchliche Hand kann es halten. So lange der Idealismus und die Poeſie Deutſchland aufrecht hielten, verheimlichten ſie oder machten vergeſſen die Lücken in den Inſtitutionen. Heutzutage iſt es anders; das öffentliche und das Privatleben ſind zugleich enthüllt dargelegt. Unter dem zerriſſenen Philoſophenmantel bemerkt man jetzt nachgerade fürchterliche Wunden und Schäden. — Die deutſche Philoſophie ſtirbt. — Sie iſt geſtorben, nachdem ſie wie Saturn und die franzöſiſche Revolution ihre Kinder verſchlungen hat. Was iſt aus ſo vielen Syſtemen geworden, die ſich die Ewigkeit verſprachen, aus ſo vielen endlichen Löſungen des Welträthſels? — Damit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daß die geiſtige Bewegung ohne Reſultat bleiben müſſe. Der Pantheismus liegt überall der deutſchen Philoſophie zu Grund wie der franzöſiſchen Revolution die Gleichheit. Wenn dieſe beiden Principe ſich je verſtändigen, werden ſie mit einander die neue Welt begründen."

Die den Franzoſen wegen des häufigen Wechſels im Regierungsſyſtem gemachten Vorwürfe erwiedert Quinet mit der Erinnerung an den Wechſel der philoſophiſchen Syſteme: „Wie oft hat Deutſchland im letzten halben Jahrhundert das Syſtem und den Enthuſiasmus gewechſelt! was hat es nicht in den letzten Jahren Alles gekrönt — den Geiſt und die Materie, das Für und das Wider, das Ich und das Nicht-Ich, die Freiheit und die Nothwendigkeit! Wie viel feierliche Eide, geſchworen den Königen des Gedankens, Kant, Fichte, Schelling! jeder dieſer Eide ſollte ewig dauern! Sie hielten nicht Stich beim Auftritt eines jüngeren, neueren Princips. Hegel iſt vor Kurzem geſtorben — der mächtige Hegel! ſeine Aſche iſt noch warm — wo ſind ſeine getreuen Schüler, ſeine Gläubigen, ſeine Apoſtel? Es gibt keine mehr. (?) Wenn er heute wieder erſtände — wie ungelegen und läſtig käme er denen, die ihn geſtern einbalſamirt haben!" — Eher können wir dem Verfaſſer beiſtimmen, wenn er ſagt: Wie in Frankreich der Sturz ſo vieler Adminiſtrationen die Freiheit mit einer Menge von einander widerſprechenden Geſetzen, Dekreten, Ordonnanzen überhäuft und ſie in Schlingen verwickelt habe — ſo ſey in Deutſchland eine Menge von Leuten in der Maſſe von Formeln aus den verſchiedenen Regimes her befangen, und es bedürfe eine ſeltene Elaſticität des Geiſtes, um ſich über dieſe Hemmniſſe zu erheben.

Quinet kommt auf die theologiſchen Bewegungen in Deutſchland zu ſprechen: „Wer hätte gedacht, daß jener Idealismus auf dieſelben religiöſen Reſultate führen würde, wie Voltaire's Schule. Und doch iſt es die Bewegung der Auflöſung und Zerſetzung, welche dermalen vor ſich geht. — In dem Augenblick, wo ich dieß ſchreibe, wirft ein Buch, das die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland feſſelt, ein ſchreckliches Licht auf dieſe Fragen. Es iſt das Leben Jeſu von Dr. Strauß. Ein politiſches Ereigniß hätte die Geiſter nicht ſtärker in Leidenſchaft jagen können. Dieß Buch iſt das natürliche und nothwendige Reſultat der deutſchen Methode. Deßhalb muß es die Aufmerkſamkeit des Auslands im höchſten Grad erwecken. Die Methode, welche Wolf und Niebuhr auf Homer und Livius anwandten, wendet der Verfaſſer aufs Chriſtenthum an, und wie Homer und die römiſche Geſchichte unter den Händen von Jenen ſich wie Rauch verflüchtigten, ſo verſchwindet in dem Werke des letztern Chriſtus; eine kritiſche Operation drücken ſich mit vollem Recht die Theologen aus. Die Erzählungen der vier Evangeliſten ſind nur noch eine Reihe von Allegorien, von Fabeln wie die des Aeſop und Lafontaine; Volksſagen und Volkslieder — mit Einem Wort: ein Mythus. Auch Chriſtus iſt nur ein Traum, eine demokratiſche und myſtiſche Epopee, die ſich an die griechiſche und römiſche anſchließt. Man leſe dieſe Reſultate aufmerkſam und man wird glauben, abgeſehen von der gelehrten Form, die Unterſuchungen Voltaire's über die Wunder zu leſen. Ich weiß wohl, daß die Chriſtologie in Deutſchland tauſend Mittel beſitzt, dieſe Reſultate zu maskiren. Mit Einem Federzug vernichtet man den Himmel und die Verſammlung der Heiligen; dafür ſetzt man eine Schulformel und der Abgrund iſt ausgefüllt. Wenn ich mit Schauder dieſe vom Glauben der Vorfahren entblößte Zukunft betrachte; wenn mein Herz, in Schwermuth verſunken, ſich verzweiflungsvoll von dieſem Himmel, der leer bleibt, abwendet: ſo antwortet man mir, es ſey ja Alles gut; das Prädikat (ſoll heißen das Subjekt!) des Chriſtenthums ſey nicht ein Individuum, ſondern eine Idee; daß ich immerhin im Nothfall dieß Subjekt anbeten könne; daß nur die Form in der Subſtanzialität verſchwunden ſey; daß ſich ſonſt nichts geändert. Ums Himmelswillen, wie ſoll mir all dieſer Galimatias einen Gott erſetzen? — O großer, gewaltiger, komiſcher Proteus, hölliſcher Voltaire, was ſagſt du zu dieſem Umſturz, in deiner Gruft im Pantheon? Nach ſo vielen Abwegen, Drohungen, Verſpottungen — ſiehe, da fällt dir das poetiſche Deutſchland, das religiöſe Deutſchland in die Hände und in die Krallen des Satans." — Der Verfaſſer des Ahasverus tritt deutlich hervor in folgender Stelle. „Eine deutſche Nachtigall ſang ihre ſchönſten Lieder im Hercyniſchen Wald. Die Völker eilten herbei und lauſchten ihrer zauberiſchen Stimme. Sie fühlten in ihre Herzen den alten Glauben und die Poeſie der Vorzeit wiederkehren. Aber eine Schlange mit häßlichem Rachen hatte ihre Ringe um eine Eiche in der Nähe gewunden. Die Nachtigall ſah ſie; ſie ſchwieg und wie durch einen Zauber fiel ſie in den gähnenden Rachen der Schlange. Darauf reckte dieſe ihre Zunge, und ſprach: Kennt Ihr mich? Man hat mich abwechſelnd, in Eden Leviathan, Satan, Moloch genannt; im Mittelalter Häreſie, Johann Huß, Martin Luther; bei den Deutſchen Mephiſtopheles, bei den Wälſchen Voltaire; jetzt nenne ich mich wie Ihr Alle: Skepticismus!"

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 90.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Dezember 1836.

Mortis Amor. *)

Von Auguſt Barbier.

Wer ſollt' es glauben, ach! das Schreckgeſpenſt,
Das Ungethüm mit dem erloſchnen Auge,
Mit kahlem Schädel und mit Staub befleckt,
Mit langgeſtreckten Gliedern, kalt wie Stein,
Gelbblaß, mit dem anwidernden Geruch,
Wovor dem Herzen unwillkürlich graut —
Das dunkle Etwas das nicht Leben iſt,
Das keine Weisheit je enträthſelt hat,
Deß Schweigen und deß Unbeweglichkeit
Das Nichts in ſeiner Häßlichkeit enthüllen:
Der Tod, die Mißgeburt der alternden
Natur — der Abſcheu jeglichen Geſchöpfs,
Der Tod **) hat einen Liebhaber gefunden,
Ein Weſen das ihn brünſtig betet an,
Das ihn liebkoſend in die Arme ſchließt,
Das buhleriſch auf ſeine Knie' ihn zieht,
Ihn an die Tafel, an ſein Lager ſchleppt,
Sich an ihn wie ein alter Satyr drängt!
O wüſte Buhlſchaft! auch den Vorzug gibt
Der Tod, o Frankreich, dir vor jedem Land!
Schon fünfzig Jahre ſind's, daß er hintan
Des Nordens Völker, die Barbaren, ſezt.
Was gälten ihm des alten Englands Küſſe?
Wahr iſt's, dort weiß man bei dem Kruge Bier
Sich kalt zu öffnen eine Stirnesader,
Sich die Bleikugel in den Kopf zu jagen:
Doch Frankreich bleibt der Liebling ſtets des Tods!
Hier ſpornt der Muth zum Selbſtmord, zum Duell,
Hier drängt, troz Gilberts ſchönem Verſe, man
Sich zur Hinrichtung des Verbrechens noch.
Hier macht die Politik mit blutigen
Chimären, furchtlos, täglich neue Proben,
Hier hat ein Bürgerſchlachthaus man gegründet;
Zum Heimathland des Mords iſt es geworden,
Zum einz'gen Ort vielleicht auf Erden, wo
Man ohne Haß bedroht ein Menſchenleben,
Als könnte, was man ausbläst unbedacht,
Durch ſeinen Willen wieder man entzünden,
Als ob die Starken und die Mächt'gen alle,
Die ſehn'gen Arme des Planeten alle,
Vermöchten herzuſtellen das Gewebe,
Wenn einmal es zerriß des Todes Finger.

Ach! iſt's denn nicht genug, daß die Natur
Karg von uns Allen eintreibt ihre Schuld —
Das Leben? müſſen denn wir ſelber noch
Verſenken in den Strudel unſern Schaz?
O, iſt es nicht genug am bleichen Alter,
An Allem, was am ſchwachen Leben nagt,
Am Giftzahn der zerſtörungsluſt'gen Sorgen,
Und an der Krankheit jammervoller Pein?
Bleibt Einem nicht der Trau'rgeſang gewiß?
Der Sprung ins Dunkel — früher oder ſpäter,
Und die drei Fuß hoch Erde auf der Bruſt?
Muß man nicht ſterben? Muß einmal das Blut
Vergoſſen ſeyn, ſo gibts genug der Fälle,
Wo man es doch vergießen kann mit Kraft:
Wenn über unſer wüſtes Feld der Feind
Im Eiſenpanzer wie ein Meer ſich ſtürzt,
Mit blut'gem Fuß die Saaten niedertritt,
Und unſre tapfern Söhne niederſtreckt:
Wenn unſrem Goldſchild, der uns decken ſoll,
Der Ehre unſers Namens, droht Gefahr:
Wenn des Geſezes Läſterung und Bruch
Sezt unter Thränen die bedrohte Stadt:

*) Wir theilen dieß Gedicht weniger wegen ſeines poetiſchen Werthes mit, als weil es einerſeits den moraliſchen Zuſtand Frankreichs zu ſchildern ſucht, andererſeits eine nicht eben nachahmungswürdige Probe iſt, wie die franzöſiſchen Dichter abſtrakte Gegenſtände behandeln.

**) Im Franzöſiſchen femininum

Digitized by Google

Dann iſt der Augenblick: dann ſchafft das Blut,
Vergoſſen, Nutzen doch und Heil dem Staat.
Doch pflegt nicht ſo der Dinge Lauf zu ſeyn.
Nicht für die Sache der Gerechtigkeit
Theilt ſeine ſchweren Streiche aus der Tod,
Nur Kinderſpiele ſind es oft, und Träume,
Eitle Empfindlichkeit, ein Thorenwahn,
Ein Gegenſtand des Luxus, des Theaters —
Großprahlerei — ein ſonderbar Verlangen
Zum Reden noch zu geben Stoff — als todt!

O Eitelkeit! ich kenne deine Macht!
In dir erkenn' ich unſrer Thorheit Quell!
Des Stolzes Tochter! fürchterliche Geißel
Des Volkes ohne Gall', doch ſchwach von Hirn!
Dein ſchwarzes Gift, ſtets träufelnd auf mein Land,
Verderbend Alle, Niedere wie Hohe!
Einſchließend uns in einen böſen Kreis
Verkehrt dein Hauch das Gute ſtets zum Schlimmen.
So triumphire denn, du Ungeheuer!
Mach unſrer armen Frauen reine Seelen
Verwelken, wie ein Blumenſtrauß verwelkt!
Ihr Leben mach' zur ſchlechtgewirkten Schnur!
Verkaufe ſchnödem Laſter ihren Körper:
Bis zu des garſt'gen Elends letzten Grad
Behaupteſt du noch ihrer Augen Glanz!
Gieß dann dem Mann ins Herz ein toll Verlangen
Die Welt, von ihr beräuchert, zu beherrſchen;
Daß er, zu jedem Preiſe, glänze; wirf
Ihn in Verbrechen, ſtelle vor ihn hin
Den Staat, an eines Abgrunds Rande hängend;
Erfinde neue, namenloſe Frevel;
Was thut es, wenn auch Blut in Strömen fließt.
Die Sonne ſich verhülle, die Erde ſchaudert,
Das Grab an Einem Tage, Weiber, Kinder
Und Greiſe, Opfer Eines Schlags, verſchlingt?
Was fragt der Meuchelmörder nach den Opfern?
Er hört das Zeterſchreien der Natur,
Und zittert nicht und wechſelt nicht die Farbe:
Denn auf dem Mordplatz ſelbſt und dem Schaffot
Hältſt du, o Eitelkeit! die Stirn ihm hoch,
Und gibſt ihm, großer Gott! eſe größre Kraft
Als das Gewiſſen einem reinen Herzen!

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortſetzung.)

Die Sammlung der Gedichte iſt Lamartine gewidmet, mit folgenden Worten: „Es war ehmals an den Kirchthüren eine ſteinerne Tafel, wo man die verlaſſenen Kinder ausſetzte, damit ſie in der chriſtlichen Liebe der Glaubigen den väterlichen Schutz fänden, den ihnen die Natur verweigerte. Die erſten Tage meiner literariſchen Exiſtenz glichen denen jener Unglücklichen. Lange ſah ich die Gleichgültigkeit an mir vorbeigehen; aber endlich erſchienen Sie, und die arme Muſe, ſich aufraffend und erwärmend an den Strahlen Ihres Ruhms, kam wieder zum Leben und zur Hoffnung zurück und vermehrte ihre Geſänge, bis ſie dieß Bändchen bildeten, das auch ohne Ihre Beihülfe nicht hätte ans Licht treten können. Wem ſollte ich die Widmung derſelben darbieten, als Ihnen, mein edler Beſchützer?" Lamartine hatte ein, der Sammlung einverleibtes Gedicht, betitelt: der Genius in der Verborgenheit, an Reboul gedichtet, worin er ausführt, wie der poetiſche begeiſternde Genius gern bei den Niedrigen einkehre und mit rührender Sehnſucht in ſeinem Ueberfluß an Gold, „womit ihn das Schickſal höhniſch überſchütte," ſich der Zeit erinnert, wo er nichts als ſeine Reben und Feigenbäume beſeſſen. Reboul hat darauf in einem Gedicht geantwortet:

Antwort an Herrn von Lamartine.

Mein Nam', den du genannt, vom Großmuthstrieb entzündet,
Wird nicht mit mir dereinſt in meinem Grab verſenkt;
Denn wenn dem Niedrigſten ſich deine Lei'r verbündet,
  Wird's mit Unſterblichkeit getränkt.

Wenn's wahr iſt, daß manch Herz gern öfters wiederkehre
Zu meiner Muſe, die das Weltgetümmel flieht:
O Sängerfreund! nur dir gebührt davon die Ehre;
  Mein Lied entſproß aus deinem Lied!

Die Hoffnung pflanzteſt du in meine trunkne Seele
Auf ein Gedächtniß, dem der Tod nicht bringt Gefahr,
So daß zu opfern ich jetzt keinen Tag verfehle
  Auf der zukünft'gen Zeit Altar.

Der Engel warſt du mir, der leuchtend, voll Erbarmen,
Vom hohen Firmament den Flug herunter lenkt,
Und der, wie zum Pallaſt, ſo auf das Dach des Armen
  Ganz ohne Unterſchied ſich ſenkt.

Du neigeſt dich zu mir. Dem Sänger heil'ger Dinge,
Der Himmelsherrlichkeit, hab' ich gelauſchet, dir!
Und plötzlich auch wie du entfaltet' ich die Schwinge,
  Und auf zum Himmel flogen wir.

Mein Weſen überkam ein mir ganz neu Entzücken;
Ein blendend Lichtmeer floß entgegen meinen Blicken,
  Und welch Concert drang mir an's Ohr!
In dieſer Trunkenheit wollte mein Geiſt zerfließen,
In höhern Welten wollt' ich höhre Luſt genießen —
  Du halfſt, daß ich mich nicht verlor!

Du ſprachſt zu mir: „Sieh hier die Schranken die feſt ſtehen!
Und unſern Lichtraum — bald wirſt du ihn dunkeln ſehen!
  Komm! ſchweben wir hinab! der Plan
Des Himmels will, daß kurz nur dieſe Wonne währe,
Der ungetrübte Glanz — daß nicht des Engels Sphäre
  Der Menſch zu früh ſich maße an!

„Geduld! bis ihren Lauf die Zeit ganz hat vollendet!
Bis unſern Geiſt der Tod zu jener Quelle ſendet,
  Wo ſelges Entzücken quillt.

Bis über uns der Stern der Ewigkeit wird ſchweben,
Wo uns als nicht'ger Traum erſcheint das Erdenleben,
  Der Himmel nur als wirklich gilt."

Und als du mich zurück zur ird'ſchen Welt geführet,
Hab' in den Adern ich die Fieberglut geſpüret,
  Die nichts beſänftigt, nichts geſtillt,
Als eine Leier, die in meinen Händen bebte,
Deren melod'ſcher Bruſt ein tönend Bild entſchwebte
  Von Allem, was mein Herz erfüllt.

Mein gierig Auge war von Himmelsſtrahlen trunken,
Und ſollt' ich nicht, zurück in dieſe Nacht geſunken,
  In ihrem Preis verſuchen mich?
O unausſprechliche Muſik von Himmelsſöhnen,
Wie ſollt' ich nicht, ſo gut ich kann, mit Menſchentönen
  Rückrufen meiner Seele dich?

(Fortſetzung folgt.)

E. Quinet über Deutſchland.

(Schluß.)

Wenn Quinet den Deutſchen vorwirft, einen unverſtändlichen Galimatias an die Stelle klarer und feſter Ueberzeugungen und Begeiffe zu ſetzen, ſo hätte er ſelbſt wenigſtens um ſo mehr von dieſem Fehler ſich rein erhalten ſollen, was er aber, wie die angeführte Stelle beweist, nicht gethan hat. Allzu haſtig iſt er fernee, den jüngſten theologiſchen Erſcheinungen in Deutſchland dieſelbe frivole Tendenz beizulegen, wie die Angriffe Voltaire's auf das Chriſtenthum ſie hatten; ſchon die Parallele, die ee zwiſchen dem Leben Jeſu und den Arbeiten Wolfs und Niebuhrs zieht, hätte ihn an den wiſſenſchaftlichen Ernſt erinnern ſollen, welcher neben der Gelehrſamkeit die deutſchen Unterſuchungen von den witzigen Spöttereien und dem Geplänkel Voltaire's unterſcheidet. Gewiß weiß es abee Quinet ſelbſt beſſer: daß der **Mythus** nicht gerade ſo viel iſt, wie eine **äſopiſche** oder **lafontainiſche Fabel**! — Was Quinet über die neueſte Literatue in Deutſchland ſagt, wäre zum Theil wahr, wenn er es mit dee gehörigen Einſchränkung ſagte; aber es wird falſch, ſo allgemein wie er ſeine Behauptungen hinſtellt: „Die Revolution von 1830 war für Deutſchland nicht ſo ſpurlos vorübergegangen, wie man glaubt. Der der Welt gegebene Stoß hat das Zuſammenſtüezen der übeelebten Syſteme beſchleunigt. Sogar der St. Simonismus hat ſich in den veralteten Idealismus eingeſchlichen und die Wiedereinſetzung der Materie iſt nirgends mit ſolchem Eifee gepredigt woeden als von den Brüdern und Abkömmlingen des jungen Werther. Die Schule, die einen Augenblick den Namen des **jungen Deutſchlands** angenommen, hat kein andeees Dogma als dieſes. Wie viele Büchee, welche Anklang gefunden, haben ſie producirt, die kein andeees Verdienſt hatten, als das: die eingeſchlummerte Sinnlichkeit wieder zu wecken. Wie viele aus dem Candide und aus Huron geſchöpfte Aphorismen gelten heutzutage in der deutſchen Poeſie für prophetiſche und ſibylliniſche Neuigkeiten! Als welch ein wundeebaees, unerhöetes, unausſprechliches Ding erſchien die im Jahr 1832 aus dem Nichts wiedererweckte Materie jenſeits des Rheins! Nach dem langen Faſten des Spiritualismus, welches Eeſtaunen und welches Feeudenjauchzen! Das ins Kloſtee geſperete Deutſchland verläßt jetzt das Kloſter wie Katharina von Bora. Dieſe Nonne heirathet jetzt ihren Luther unter dem Namen der Materie und des Epikureismus. Die ganze Welt iſt feierlich in Kenntniß geſetzt worden, daß nach gewiſſenhaften Forſchungen das junge Deutſchland im letzten Jahr die Exiſtenz dee fünf Sinne des Menſchen entdeckt hat." — „Natürlich hat ſich auch die Art und Weiſe dee Poeten geändert. Dee Dichtee, dee das deutſche Publikum gewinnen will, verfährt ſo: Erſtlich hegt er im Innerſten ſeines Herzens die gründlichſte Veeachtung gegen Alles was da heißt Idee, Gedanke, Syſtem, Enthuſiasmus, Religion, Wiſſenſchaft. Zweitens iſt, wer ſein Herz in der Bruſt ſchlagen fühlt, ſchon durch dieſe Thatſache gerichtet. Dee unerſchrockene Revolutionär zeichnet ſich aus durch ſeine Veeachtung gegen Goethe, Schiller und Tieck. Es liegt ihm ob, tagtäglich drei Stunden in der Betrachtung einer beliebigen Venus von Titian zuzubringen. Die Beſchauung dee keuſchen Jungfrauen Raphaels und der aſcetiſchen Engel des Mittelalters iſt ihm aufs ſtrengſte unterſagt, bei Strafe des Rückfalls in die alte Sünde des Idealismus. Wenn ſo ſeine Erziehung begonnen hat, kann er ſeine Feder zuſchneiden. Wenn er damit einige burleske Witze gegen Chriſtus und ſeine Mutter verbindet, die er von Voltaiee entlehnt, ſo feſſelt ee Alles, nimmt ee Alles ein. Er ſetzt in Erſtaunen, er überraſcht, er gebietet; mit Einem Wort, er iſt inkarnirter Schöpfee, Halbgott. Was ſage ich **Halbgott**! In Kraft des Pantheismus iſt er Gott ſelbſt, Jupiter Skarabäus. Was weiter! er wird citirt in der Augsburgee Zeitung! — Während in Frankreich und England der Sturz dee alten Geſellſchaftsform eine klagende und verzweifelte Poeſie heevorrief, ſieht man mit Eeſtaunen, wie in Deutſchland dieſelbe Umwälzung ſich durch die Satyee, duech Hohnlächeln und ſogenannte Weltironie ankündigt. In dem von Natur eenſthafteſten Land nimmt die Klage die komiſche Maske vor. Wo die feanzöſiſchen und engliſchen Dichter weinen und wehklagen, da fangen die jungen deutſchen Dichter an ſich zu ergötzen und zu zechen. Der Grund davon iſt der: Deutſchland hat noch nicht die Angſt und den Schrecken kennen geleent, welche im Gefolge einer ernſthaften Revolution ſind, odee es hat ſie vergeſſen. Wenn je eine Revolution über ihre Häupter hingeht, dann wollen wir ſehen, wie dieſe luſtige Bande ſie ertragen wird. — Wer ſollte trotz dem glauben, daß die Regierungen dieſe Schule wie eine Verbindung blutdürſtiger Verſchwöeer behandelt haben! Die gewaltſamſten Staatsſteeiche ſind einen Augenblick gegen die myſtiſchen Epikueäer gerichtet woeden — die doch eigentlich nur die Tendenzen ihees Landes ausſprechen. — Die neue Literatue jenſeits des Rheins gibt ſich viele Mühe, das leichte und gewandte Weſen und die elegante Lüderlichkeit der Literatur des achtzehnten Jahrhundeets nachzuäffen und ich kann hinzuſetzen, daß es ihr gelingt. Richteten nicht die Römee kleine Elephanten ab, daß ſie graziös auf dem Seil tanzten? Aber was wird aus der ſo ieee geführten Einbildungskeaft? Alles wird klein; ein lilliputiſches Genie tritt an die Stelle überſchwänglicher Konceptio-

nen, an die Stelle der Epopee das Epigramm; an die Stelle des Unendlichen ein Atom. Wie Frankreich, um dem Materialismus zu entgehen, ſich an die deutſche Schule wandte, ſo geht dieſe, um dem Idealismus zu entgehen, in die Schule Frankreichs. Die ſo traveſtirten Nationalitäten vermiſchen und verwirren ſich. Jedes Volk wechſelt die Maske wie auf dem Carneval in Venedig.

Dee Dichter, der zuletzt in ſeiner ganzen Reinheit den alten Geiſt Deutſchlands ausgeſprochen hat, iſt Uhland; aber beinahe zwanzig Jahre ſind es jetzt, daß dieſer Dichter ſchweigt (!!) Er fühlt ſelbſt, daß die alte Muſe ſtirbt und daß es in keines Menſchen Macht ſteht, ſie wieder zu erwecken."

„Umſonſt hält man entgegen, die genannten Symptome werden aufhören, ſie haben ſchon aufgehört; nächſter Tage werde Alles wieder in das alte Geleis kommen. Das iſt die Täuſchung die ſich jede untergehende Gewalt macht. Die Philoſophie freilich, von ihrem Himmel herab, beachtet die eintretenden Veränderungen nicht; denn nichts gleicht ihrer Verachtung gegen die aus dem Studium der Sitten und des Geſellſchaftslebens geſchöpften Beobachtungen, ſie kennt nichts, ſie will nichts kennen als Bücher; darüber hinaus gibt es für ſie keine Welt mehr. Inzwiſchen höhlt ſich bee Boden unter ihren Schritten aus. Linkiſch und unbeholſen wenn ſie die Schulbänke verlaſſen will, welchen Schild hätte ſie den Streichen des Volksgeiſtes entgegenzuhalten. Jeden Tag wird der Goliath bee Abſtraktion von dem Kieſelſtein des Hirtenknaben getroffen. Wenn übrigens bee deutſche Idealismus untergeht, ſo iſt dieß ſeine eigene Schuld. Das erſte was man ihm vorwerfen muß, iſt der völlige Mangel an Mitgefühl, an Liebe, oder vielmehr an Humanität, wodurch dieſe ſtolze Wiſſenſchaft ſich ſehr von der oberflächlichen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts unterſcheidet. Die Gleichgültigkeit gegen Gut und Bös, gegen Recht und Unrecht, gegen Freiheit und Tyrannei iſt ſo gut ein Zeichen von Schwäche als von Stärke. Die tiefgreifendſten ſocialen Fragen ſind plötzlich aufgetaucht, ohne daß dieſe Philoſophie irgend eine Auflöſung hätte geben können. Wo iſt der Eifer des Proſelytismus, der die Encyklopädiſten beſeelte? Die deutſche Philoſophie kennt nichts dergleichen; ſie hat nichts geliebt; ſie hinterläßt kein Bedauern. Selbſt die Dichtee, dieſe Tröſter der Völker, haben allzuhäufig dieſe Gleichgültigkeit getheilt. Die nachgelaſſenen Briefwechſel von Goethe beweiſen dieß. Sein Syſtem beſtändiger Neutralität wurde mit dem Alter eine Art Manie. Wie man in Deutſchland Alles raſch in ein Syſtem bringt, ſo verfehlte man auch nicht eine ſolche Epikuräiſche Gemüthsſtimmung zum Geſetz zu erheben. Mehrere Jahre lang war allen Dichtern, Proſaikern, Rednern und Künſtlern von dee Kritik verboten, irgend ein menſchliches Gefühl (attachement) zu hegen, welchen Namen es haben mochte: Sehnſucht, Reue, Hoffnung, Heroismus. — Ein weiterer Fehler, aus dem Fatalismus der Schulen entſpringend, iſt der, daß die menſchliche Natur, ſich mit dee Gottheit verwechſelnd, ſich bis zur Thorheit aufbläht. — So lange dee Enthuſiasmus der Philoſophie lebendig blieb, war dieſer Pantheismus im Grunde ſehr religiös und fruchtbar. Trotz den Spötteen erweiterte ee doch den Geſichtskreis für Alles. Abee als bee Enthuſiasmus verſchwand, gewann Alles eine andere Geſtalt. Die Einheit ward gebrochen und die getrennten Parteien veefolgten mit großer Gewandtheit die entgegengeſetzten Bahnen. Es gibt Gelehete, aber keine Wiſſenſchaft mehe. Sekten thun ſich auf und werden erklärte Feinde von einander — die Schule von München wird die Feindin der Schule von Berlin, die Supernaturaliſten von den Rationaliſten, die Rationaliſten von den Pietiſten, die Pietiſten von den Myſtikern, die Myſtiker von den Methodiſten, die Methodiſten von der ganzen Menſchheit. — Die Folge von allem Obengeſagten iſt: daß je mehr Deutſchland ſich vom reinen Idealismus entfernt, deſto mehe es ſeine Originalität in Europa verlieren wird. Was wir an ihm liebten, war ſein kosmopolitiſcher und unparteiiſcher Geiſt, der das Geheimniß aller Formen beſaß, der erhabene Schwung ſeines Genius und beſonders die moraliſche Stärke ſeines Glaubens. Wie kann es ſich Hoffnung machen, uns in die Länge durch ſeinen Skepticismus und irreligiöſe Thorheit zu intereſſiren? wie will es darin Leute unterrichten, die einen Rabelais und Voltaire beſitzen? Was ſie auch thun mögen, ich biete den Laurealen des Materialismus die Wette, ob ſie ihre Vorgänger übertreffen können; man wird die Orgie der deutſchen Muſen ſehr nüchtern finden nach dem Bankett Pantagruels und Candide's."

Wir wollen unſer Ohr durchaus nicht gegen das Urtheil von Ausländern über Deutſchland verſchließen; das Auge des Fremden ſieht oft richtiger und ſchärfer, weil es nicht durch Gewohnheit abgeſtumpft iſt; deßwegen können oft die Beobachtungen des Ausländers ſehr nützlich ſeyn, abee ſeltner iſt es der Fall, daß auch ſeine Urtheile die Wahrheit treffen; er faßt das Einzelne ſchärfer auf, weiß es aber nicht in den gehörigen Zuſammenhang mit dem Ganzen zu bringen. So können wir den Worten Quinet's über eine neuerlich in Deutſchland hervorgetretene Tendenz, deren Chef Heine iſt, unſere Zuſtimmung nicht verweigern und verweiſen die Deutſchen, welche in derſelben das Heil gefunden und die höchſte Stufe erreicht wähnen, auf das geringſchätzige Urtheil eines Franzoſen, eines Landsmanns von Voltaire, Helvetius, Crebillon, über dieſe deutſchen Nachzügler franzöſiſcher Frivolität und franzöſiſchen Materialismus. Aber was berechtigt Quinet, in Heine und ſeinesgleichen die Perſonification des deutſchen Geiſtes zu erblicken? was zu dem Urtheil, dieſe Leute ſprechen nur die Tendenzen Deutſchlands aus? Beinahe ſcheint er eine gewiſſe Genugthuung zu empfinden darüber, daß er der deutſchen Geiſtesbildung und Richtung ihre Stelle neben den Tendenzen Voltaire's anzuweiſen, ſich befugt glaubt. Man weiß nicht recht: trauert er oder triumphirt er über den angeblichen Sturz des Idealismus in Deutſchland? Und was ſoll denn dieſer Ausdruck eigentlich bezeichnen? Er behauptet: dadurch werde Deutſchland ſeine Originalität verlieren; hat denn Deutſchland vor Kant keine Originalität gehabt? Iſt es irgend wahr, daß die Metaphyſik in demſelben Sinn die Perſonification Deutſchlands, wie die Politik die von Frankreich iſt? Oder ſollte die Philoſophie ſo erſtorben, ſo nichtig in Deutſchland ſeyn, wie Quinet an andern Orten glauben machen will? Quinet betrachtet Deutſchland durch ein trübes Glas; es mögen dazu beſondere Umſtände beitragen; zwei Potenzen ſcheinen ſich um ſeine Seele zu ſtreiten: Liebe zu Deutſchland und das Gegentheil. Manche Neigungen des Gemüths ſcheinen ihn zu Deutſchland hinzuziehen; aber es iſt als ob er ſich nur zufrieden geben könnte, wenn Deutſchland von Frankreich erobert und die deutſche Geiſtesbildung mit all ihren Schätzen eine franzöſiſche Provinz würde; dann würde die ihm ſelbſt nicht recht bewußte Eiferſucht verſchwinden.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **91.**

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Dezember 1836.

Die Geſchichte von Rimini.

Vierter Geſang.

Wie die Braut nach Ravenna zurückkehrte.

Schmerz, ſagt man, iſt für's recht geſtimmte Ohr
Nur eine Diſſonanz im Tönewirbel,
Nur ein Kontraſt, dem, ſey er noch ſo grell,
Löst um ſchmelzender die nächſte Note.
Und ſelbſt Erzählungen wie dieſe, die
Wahrhaftes Unglück ſchildern, laſſen doch
Aus bitterm Samen Balſamfrüchte reifen;
Das L e i d war irdiſch, flüchtig — iſt vorbei;
Das L i e d, das es verſüßt, kann ewig dauern.
Und ſ i e auch, die gebrochnes Glück und Herz
Zu Märtyrern im Reich der Dichtung ſtempelt,
Was ſind ſie, wenn ihr Schickſal ſie verſtehn,
Als würz'ge Pflanzen, die zermalmt nur duften?
Weinende Wolken, die man kurz nur ſieht,
Indeß noch lang durch ſie die Erde grünt und blüht.

Einmal, nur noch Einmal — erprobte Tugend,
Hör' es nicht mit der Miene der Verachtung! —
Kam, was damals geſchehen, wieder vor.
Theils Zufall war's, daß ſie ſich trafen, theils
Verlangen noch einmal den Ort zu ſehen,
Wo ſie zuletzt geweilt mit leichtem Herzen,
Am meiſten aber Mangel an Vertrauen
Zur eignen Kraft; — und o! das Wiederſehn
An dem ſo theuern Platz! da war kein Grollen,
Kein lauter Jammer, kein ſelbſtſüchtiges
Beſtreben, ab von ſich die Schuld zu wälzen;
Ein ſtummer Thränenſtrom, den ſie vergoß
An ſeinem Herzen, der noch keine hatte,
Dann Selbſtanklagen ſeinerſeits, von ihr
Mit anmuthreichem Weinen unterbrochen,
Zärtliche Blicke dann, die, ſich begegnend,
Einander ab die Schuld, das Unrecht, baten,
Dann Zweifel ob ſie wirklich Böſes thaten,
Dann plötzlich das Gefühl von ihrer Sünde —
Und ach, genug! — ſie trennten ſich — mit Schmerzen
Mit neuen er, ſ i e mit zerrißnem Herzen.

Nie traute ſie ſich mehr an dieſen Platz,
Doch Paolo konnte ſich's nicht verſagen;
Hin ging er eines Tags! Wie ſah's da aus!
Das ruhige, das alte Schattendunkel!
Es ſchalt ſein Herz ihn, daß hieher er kam.
Ihm war, als ob ſein jugendliches Hoffen,
Und ſeine Freundlichkeit und herzliche
Verachtung aller Liſt und alles Trugs
Nur Traum geweſen oder falſche Schminke
Im beſten Fall, die keine Probe hielt,
Und jetzt erwacht aus ſeinem eiteln Rauſch
Mußt' er — o wie vor Schaam die Wangen brennen! —
Sich einen Prahler, einen Heuchler nennen.

Zuvor ſchon hatt' ihn der Gedank' geſchmerzt,
Und jetzt, da er von neuem ihn ergriff,
Schnitt er ihm doppelt ſchmerzlich in die Seele.
Schwermüthige Gedanken hatten krank
Am Körper ihn gemacht in jüngſter Zeit,
Und dadurch ward geſchärft der Seele Leiden;
Blaß ſtand er da, als wollt' er ganz vergehn
In nie zuvor empfundner, feuchter Qual,
Erfüllt von der entſetzlichen Gewißheit:
Daß ſeine Ruhe hin, die Zukunft — Jammer!
Franceska auch, das ſüße Huldgeſchöpf,
Durch ihn demſelben Elend heimgefallen —
Ihm ſchien, er müſſe einen Anhalt finden
Bei dieſen übermannenden Gedanken,
Oder er würde den Verſtand verlieren.
Auch fand er — nicht was die Liebloſigkeit
Liebt zu verrufen als Sophiſtereien,

Digitized by Google

Noch was ein edles Herz vom Kummer heilt –
Aber beſcheidene Ableiter doch
Des Grams, daß leichter er die Bürde trug.
Er dachte, ſchnell ein Philoſoph geworden,
Nach über Dinge, über welche man
Nur ſelten grübelt, als in böſen Tagen:
Ueber Gewohnheit, der Umſtände Macht,
Abſicht, Grad, Schuld, Verdienſt und Willensfreiheit,
Und Menſchenliebe — und wenn die Gedanken
Tief niederdrückten ſeine Selbſtachtung,
Und alle ſeine ſchönen Morgenträume
Von makelloſer und vollkommner Tugend:
So löſchten ſie doch auch das Aergſte aus
An *fremder* Schuld und gaben einen Troſt
Seiner betrübten, unruhvollen Seele:
Bis Jugend, Lebenskraft und die Beſorgniß
Sich zu verrathen — auch wohl der Gedanke,
Der ihm von Zeit zu Zeit ein Lichtblick! — kommt:
Nicht bös könn' ſeyn, was die Geliebte that,
In ſein gewohntes Gleis ihn wieder brachten,
Obgleich er ſchwer noch rang mit ſeinem Herzen.
Früh Morgens, Tag für Tag, erhob er ſich,
Beſtieg ſein Lieblingspferd, ritt meilenweit
Ins Feld hinaus, ſah im Vorüberfliegen
Nach allen Seiten um ſich, weil er ſo
Nach außen hoffte ſeinen Geiſt zu lenken;
Wenn dieß ihm nicht gelang, dann bog er ein
Wo ein Gehölz mit ſeinem Schatten winkte,
Stieg ab, ſetzte ſich träum'riſch hin und ſeufzte,
Riß aus das Gras um ihn, mit irrem Auge,
Beneidend faſt das arme Vieh, das es
Abweidete mit dumpfem Wohlbehagen.
Doch hielt er mind'ſtens ſo ſein Blut in Uebung,
Daß es nicht ſtockte in Unthätigkeit,
Und hatte für ſein kummerſchweres Haupt
Den Schlaf zum Lohn, wenn er zu Bette ging,
Und Kraft gewann er ſo, des Lebens Plage
So fort zu tragen an dem nächſten Tage.

Doch ſie, das zarte Weſen — eine Blume
Verſetzt, zu welken in dem fremden Beet,
Sie, die trotz Kampf und Tugendſtolz Gefallne,
Die *Weib* war und die *Mutter* werden konnte!
Was konnte ſie, entbehrend jener Mittel,
Des Geiſtes Stärke aufrecht zu erhalten,
Viel Andres thun als ſitzen, ſinnen, weinen,
Halb blind auf ihre Stickerei ſich bücken,
Der Nacht entgegenſehen mit Verlangen,
Wo ſie, erſchöpft, matt von des Tages Sorgen,
Bewußtlos durfte raſten bis zum Morgen.

Und oh, wie brach für ſie der Morgen an!
Wie ſchlug ſie mit Verzweiflung auf das Auge!
Wie bebte ſie zurück vor dem Gedanken
Des ewiglangen Tags, der vor ihr lag!
Wie ſehnt ſie, lichtſcheu, wieder ſich nach Schlaf!
Mit Einem ſchweren, letzten Seufzer rafft
Sie dann ſich haſtig auf und ſucht die Zeit,
Die läſt'ge, zu verbringen in Geduld,
Bis ihrem irren Geiſt ſelbſt die Geduld
Ein Gut erſchien, worauf kein Recht ſie hatte;
Dann zuckt ihr Mund und blaß vor Angſt, und ſchüttelnd
Das Haupt, bricht ſie in friſche Thränen aus,
Was ſonſt ihr Troſt, verſagt ihr jetzt die Hülfe;
Vergebens richtet ſich ihr Falke auf;
Die Blumen ſtanden ungetränkt; das Licht
Sogar der Sonne ſchien ihr nächtlich trüb;
Jedes Geräuſch verwundet ihr das Herz,
Und hörte ſie von fern nur einen Ton
Von Inſtrumenten oder von Geſang:
Barg ſie das Antlitz weinend in die Hände.
Doch ärger noch als Alles war für ſie
(O daß es ſolch ein Aergres konnte geben!)
Der Anblick eines ſpielendfrohen Kindes,
Dann betet ſie zum Himmel, abgewendet,
Daß bald er ihr unſelig Daſeyn endet!

Und wenn mit Paolo ſie zuſammentraf:
Im Aeußern ſchienen beide kalt und ruhig,
Jedes bemüht, des Herzens Qual zu hehlen,
Um nicht des Andern Kummer zu vergrößern;
Meiſt ſchieden ſie mit leidenſchaftlichem
Ausbruch von Thränen und von Zärtlichkeit;
Sie wähnte: bleich und dünn mach' ihn der Gram,
„Und ich — ich war's, die ihm die Blüthe raubte!"
Er ſah ſie ſchwinden, doch ſie blieb ſo ſchön,
Daß er ſich kaum des Kuſs enthalten kann:
„O holdes Weſen, ſieh nicht ſo mich an!"

Doch Fürſt Giovanni, deſſen Zärtlichkeit
Verſtärkt war, ſeit er ſie ſo leidend ſah,
Was ſie, zu ſeinem neuen Staunen, mehr
Als ſeine Strenge, zu verwunden ſchien,
Begann, gewarnt vielleicht, ſeltſame Dinge
Zu ahnen und aufmerkſamer zu werden,
Wie ſtets ſein Bruder ſeinen Umgang mied.
Welch ein Entſetzen plötzlich ihn ergriff!
Wuth, Staunen, Jammer, Kränkung und Verachtung,
Aufs tödtlichſte gekränkte Eigenliebe,
Die unheilvollſte Zukunft, finſtre Rachſucht,
Stürmt ein auf ihn, wie eine neue Welt,
Drin er als Wirklichkeit, vom Schlaf erwacht,
Die wüſten Träume fand von einer Fiebernacht.

Wenn dann und wann ihm noch die Hoffnung ſchmeichelt:
Er täuſche ſich — ſo währte dieß nicht lang,
Als in der nächſten Nacht er ſchlaflos lag,
Bedenkend was er morgen ſollte thun,
Hört' er im Schlafe murmeln ſeine Gattin;
Aufmerkſam horcht er —. ſie fängt an zu weinen.

Digitized by Google

Schluchzte dann laut und ſchien den Kopf zu ſchütteln,
Bis ſie auf einmal ganz vernehmlich ſagte:
„Er liebt noch ſeinen Bruder — Gott, nur ich —“
Dann leiſer — „mich laß ſterben — o nur mich!“

Der Fürſt wirft Einen haſt'gen Blick auf ſie —
Ankleidet er ſich, nimmt ſein Schwert und geht
Hinaus gleich einem Geiſt beim Morgengrauen;
Auf weckt er ſeinen Knappen; ſtill und raſch
Zum Zimmer Paolo's die beiden eilen. —
Mit ſeinem Knappen tritt hervor der ohne Weilen.

Giovanni tritt, faſt athemlos, dem Bruder
Entgegen, aber feſt dabei und trotzig,
Doch todesblaß iſt Paolo's Angeſicht.
„Herr,“ ſprach der Fürſt ſtirnrunzelnd, „wollt Eu'r Ohr
Ihr leih'n mir auf dem Stechplatz — eine Weile?“
„Dort Bruder?“ gibt ihm Paolo zurück
Mit überraſchter und verſtörter Miene.
„Ja, Bruder,“ rief der Andere, „ja dort!“
Zermalmend, drang dieß Wort in Paolo's Seele;
Einwilligend, doch ſchweigend er ſich bückte,
Er ward viel bläſſer noch und ſeine Lippe zuckte.

Giovanni wandte ſich; hinab die Treppen
Gehn ſie, gefolgt von den beſtürzten Knappen,
Sie wandeln durch die feucht' und ſcharfe Luft,
Durch angepflanztes Land dem Stechplatz zu.
'S war ein Herbſtmorgen, friſch, anregend kühl,
Noch funkelte der helle Morgenſtern
Vor ſeiner Rückkehr in den Himmel; ferne
Sah man des Tages Streifen, Fingern gleich;
Paolo's Auge blickte durch die Bäume,
Als ſtumm er neben ſeinem Bruder ging.
Er ſah den hoch mit Wald bewachſ'nen Hügel,
Der um Franceska's Lieblingsplatz ſich zog;
Maſſig und dunkel in dem Dämmerlicht,
Stand, wie im Schlafe noch, der ernſte Forſt,
Und durch den Bogen, welcher einwärts ging,
Glaubt' er beinahe Marmorglanz zu ſchauen,
Da, wo das Luſthaus lag — er fuhr zurück,
Und lenkte anderswohin ſeinen Blick.

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortſetzung.)

Auch an andern Perſonen, an A. Dumas, an Charles Nodier, an La Mennais, Collin ſind Gedichte gerichtet, meiſt als Erwiederung darauf, daß ſie ſein Talent anerkannt und ermuntert. Sie enthalten theils perſönliche Beziehungen, theils iſt es nur eine Art von Dedikation einzelner Gedichte, wie ein Gedicht über das Amphitheater in Nimes (Les Arènes de Nimes) A. Dumas, ein anderes: St. Helena, oder Ruhm und Fluch, Chateaubriand zugeſchrieben iſt. Das letzte Gedicht der Sammlung iſt überſchrieben: An alle diejenigen, welche Gedichte an mich gerichtet haben. — Er weiſt darin auf die Gefahr und Verſuchung des Stolzes hin, welche aus dem Lob entſpringen könne, und anerkennt, daß alles Lob, das dem Dichter geſpendet werde, eigentlich allein dem Herrn gebühre, der der Urquell aller Poeſie und von dem alle menſchliche Kunſt nur ein froſtiges Abbild und Plagiat ſey. Aber es gebe auch für den Dichter Stunden des Zweifels und Eckels an ſeinen eigenen Poduktionen. Dann ſey es ſo tröſtlich und ermuthigend, wenn ein erhabener Freund dem erröthenden Talent die Selbſtachtung wieder ſchenke, ſeinen gebeugten Geiſt wieder dem Himmel zuführe und das Bewußtſeyn ſeines Werthes wieder gebe. „O meine Freunde,“ ruft er aus, „O Ihr, die Ihr mir in wohlthuenden Gedichten dieß Almoſen gabet in den Tagen der Schwachheit — möge der Himmel Euch ſegnen und die Muſe Euch lieben! Seyd geſegnet! durch Euch hat die Hoffnung, meine Seele wieder kräftigend, meine Schriften aus den Flammen zurückgezogen und mir mit dem Finger auf meine, mit geheimnißvollen Worten am Himmel angeſchriebene Sendung gedeutet!“ Dieß iſt nun freilich ſchön und beſcheiden; andererſeits iſt es an den berühmteren Dichtern rühmenswerth, daß ſie ſich des Geiſtesbruders im niedrigen Stande freundlich annahmen; aber ein ſolcher Austauſch von poetiſchen Komplimenten, wo das eigene Ich am Ende doch der Mittelpunkt wird, iſt doch nicht das Allerförderlichſte für ächte Poeſie, und es benimmt ihr die Naivetät, welche man hauptſächlich von einem Naturaliſten in der Poeſie erwartet. Sehr natürlich geſchieht es dann auch, daß unter ſolchen Umſtänden der plötzlich ſo Gefeierte ſein Talent ſelbſt zum Thema für ſein Talent macht, wie wir denn unter den etwa 40 Gedichten eines finden: Meine erſten Verſe; ein anderes: An meine Leier, und ein drittes: Troſt über das Vergeſſenſeyn, das wir hier mittheilen:

Troſt über das Vergeſſenſeyn.

Ich hab' in meinem Kelch geſammelt lange Zeit
Von Blumen mannichfalt die Balſamfeuchtigkeit;
Wenn des Vergeſſens Hand den Kelch mir um wird ſtürzen,
Wenn ich ihn bis zum Rand hab' angefüllt mit Würzen:
Dann wird mich gnädig Gott bewahren vor Verdruß,
Wenn ich der Müh Gewinn verſchüttet ſehen muß;
Muß ſehen, wie der Tag mit ſeiner dumpfen Schwüle
Verzehrt die Düfte, die gezollt die Nacht, die kühle.
O daß ich, eh der Schluß herbeikommt meiner Tage,
Die Hymne ſingen dürft', die ich im Innern trage,
Und zu dem Honigſeim einladen alle Lippen,
Worin auf Erden wir des Himmels Vorſchmack nippen!
Zufrieden ſtürb' ich dann — gewiß wär' mir mein Lohn
Wie dem, der Hülfe bringt der Armuth Schmerzensſohn,
Der im Verborgnen gibt, fern vom Gewühl der Welt,
Auf den hienieden nur das Auge Gottes fällt.
Fragt auch die Nachtigall, verſteckt in Nacht der Blätter,
Eh ſie ertönen läßt ihr wolluſtvoll Geſchmetter:
Ob auf dem Feld umher wohl ſey ein achtſam Ohr,

Dem ihren wonnigen Geſang ſie trage vor?
O nein! der Wildniß wirft ſie hin, der Nacht, der Stille,
Was ihr ward zugetheilt an ſüßer Töne Fülle!
Wenn Stille, Wildniß, Nacht auch taub ſind ihrem Ruf:
Gewiß wird ſie gehört von Ihm doch der ſie ſchuf!
Nicht alle Blumen die am Rand der Bäche glänzen,
Sind da, der Liebe Bruſt, des Zechers Stirn zu kränzen,
Zu fallen in die Hand von einem Prieſterkind,
Und eine Tempelwand zu ſchmücken als Gewind;
Ach nein! die größre Zahl verfällt dem andern Looſe:
Zu blühn und zu vergehn in ſtiller Schatten Schooſe;
Ein allgemeines Gut fliegt auf ihr keuſcher Duft;
Die Balſamhymne wird entführet von der Luft;
Doch weiß ſie wohl, daß ſie der Weſen Weſen feiert,
Dem Lob der Himmel Heer, Weihrauch die Erde ſteuert.
Wie mancher Diamant, begraben tief im Schacht,
Wird blenden nie ein Aug' mit ſeiner Farben Pracht!
Wie manches holde Kind — anmuthig reine Tauben! —
Von Hymens Kranz noch nicht geſchmückt, die Gräber rauben!
Vom Sonnenſtrahl gelockt wie mancher junge Keim
Fällt, wenn er kaum erwacht, dem Schlummer wieder heim!
Der Tod, der ſeinen Grimm durch Tödten nicht verloren,
Wacht wie ein Drache noch ſtets an des Lebens Thoren.
Von den Geſchicken wird erfüllt die Hälfte kaum —
Von Fehlgeburten voll iſt unter'm Mond der Raum.
O, wann wird ausgeſühnt dieß ſchrei'nde Unglück werden?...
Doch unſer ganzes Seyn gehört ja nicht der Erden!
Nicht nieder ſchlag' es uns, wenn auch mein Saitenſpiel
An des Vergeſſens Nacht für alle Zeit verfiel:
Wenn einmal du im Zorn darüber willſt entbrennen,
O Seele — bald wieſt du die Klage thöricht nennen,
Frucht einer Stunde, wo du dich vom Herrn gekehrt,
Wo's, wie ein Grabeshauch, kalt über's Herz uns fährt!
Nicht ſoll die Leier dir verkümmern je das Leben!
Dem Himmel ſage Dank, daß er ſie dir gegeben.
Und ward dir nicht durch ſie ein Born der höchſten Luſt?
Wohlthätig weitet aus der eigne Ton die Bruſt;
Von meiner ernſten Stirn die Wolken wieder fliehen,
Wie durch des Erzes Ton die Wetter ſich verziehen.
Vor'm Stolz iſt ſicher, wen die Welt nicht nimmt in Acht;
Schon Vielen hat Ruin die Klippe Ruhm gebracht:
Theu'r wird ein großer Nam' erkauft in unſern Tagen;
Brechen muß man mit Gott, den Menſchen zu behagen.
Des Ruhmes Schein ſo oft auf einer Stirne glüht,
So wie der Zweifel keimt und naget am Gemüth,
So wie gedrängter da die goldnen Halme wogen,
Wo über'n Acker hin die ſchlamm'ge Fluth gezogen.
Wie mancher Geiſt, gefährt auf eines Berges Höhn,
Vermochte nicht dem Prunk Satans zu widerſtehn,
Und ſank, um ſeine Luſt am Herrſcherglanz zu büßen,
Anbetend vor dem Fürſt der Finſterniß zu Füßen.
Meinem beſcheidnen Stern bleibt fern ein ſolch Geſchick;
So viele Sonnen, ach, ſah fallen ſchon mein Blick!
Sollt' ich je meine Bahn verwegen überſchritten,
Dann wolleſt ins Geleis zurück, o Gott, mich leiten,
Denn wenn einmal ein Geiſt ſich deiner Hand entriß,
So jagt er raſtlos um und tappt in Finſterniß.

(Fortſetzung folgt.)

Nelſon's Tod.

Engliſches Volkslied.

Dort in Trafalgar's Hafen,
Da wir die Franken trafen,
Wie ſchwoll das Herz vor Luſt:
Die Schiffe britt'ſche Eichen!
Nie fremdem Joche weichen
Wollt' unſre Eichenbruſt!
Er ſah ſie nahn; und dreimal hoch
Schrie auf das Heer: — wer dachte noch
Der Heimath und der Frauen?
Hört ihr, was unſre Loſung ſpricht:
„Thut Mann für Mann heut eure Pflicht,
England will euch vertrauen!“

Wie die Kanonen knallen,
Die Ufer zitternd hallen,
Thue er den Heldenſchlag,
Viktoria iſt geheißen
Sein Schiff, ſo ſoll es heißen:
Viktoria krönt den Tag!
Doch gilt es einen theuren Preis:
Es focht der Held nur allzuheiß
Für Englands Lieb' und Frauen.
Er rennt ins wildſte Feu'r und ſpricht:
„Thut Mann für Mann heut eure Pflicht,
England will euch vertrauen.“

Da trifft die Todeswunde
Des Helden Bruſt! Die Kunde
Schreckvoll die Reihn durchbebt.
Er ruft: „Es iſt begonnen
Mit Gott, der Tag gewonnen:
Ich hab' genug gelebt.
Um Ehre hab' ich eingeſetzt
Mein Leben, ihr nur ſterb' ich jetzt
Für England, Lieb' und Frauen!“
So ſchied der Held! Und England ſpricht:
„Ihr, Männer, thatet eure Pflicht,
England durft' euch vertrauen!“

L. S.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 92.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Dezember 1836.

Der Winter.

Von Beranger.

Weit und breit kein Vogel mehr,
Von den Winter fortgeſchrecket,
Der den eiſ'gen Mantel decket
Ueber Stadt und Fluren her.
Wie die lichten Fenſter funkeln,
Blühend, blitzend in Karfunkeln,
Wie die Thüren murren, munkeln,
Schnatternd ſchlüpft mein Hündchen ein.
Laßt aus Aſche denn zur wackern
Glut entfacht die Flamme flackern,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Wandersmann, und biſt du klug?
Geh zurück in deine Klauſe;
Kniſtert mir der Heerd im Hauſe,
Brennt ſo mehr der Kälte Zug.
Mir, mir thut ſie nichts zu Leide,
Röschen kommt im Winterkleide,
Läßt, gehüllt in Pelz und Seide
Linden Schutz mir angedeihn.
Röschen, deine Händchen frieren,
Sitz auf's Knie mir ohne Zieren,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Dunkel wirds, leiſ' kömmt die Nacht
Auf dem Schnee dahergeſchlichen:
Röschen, nun der Tag entwichen,
Hält bei uns die Liebe Wacht.
Doch ein Pärchen noch, ein weitres,
Stößt zu uns, ein junges, heitres;
Eingetreten ohne Weitres:
'S wird nicht minder hübſch ſo ſeyn!
Mehr aus Lieb' als Froſt zuſammen
Rückt und drückt euch um die Flammen,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Für das Koſen doch zu hell
Iſt's bei'm unbeſcheidnen Lichte;
Röschen bringt ein Paar Gerichte,
Wie ſo köſtlich, wie ſo ſchnell:
Und den Appetit zu mehren,
Gibt der Freund uns Räubermähren
Sammt geſpenſtiſchen Affairen
Schrecklich, aber wahr darein.
Und derweil der Punſchnapf ſinget,
Und die Flamme luſtig ſpringet,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Winter, magſt du noch ſo dicht
Die Natur mit Eis umhüllen,
Noch ſo dumpf der Nordwind brüllen,
Unſre Lieder ſtörſt du nicht.
Hinterm Heerd, ganz im Geheimen
Weih'n wir, reich an ſüßen Träumen,
Uns ein Land in ſchönern Räumen
Zu der Liebe Heimath ein.
Laßt die Thüren nur verſchloſſen,
Und, bis wieder Roſen ſproſſen,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

L. E.

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortſetzung.)

Das Thema, das Lebenselement der Dichtungen Rebouls iſt die Religion; die Form ſeiner Poeſie aber iſt die Reflexion. Das Rhetoriſche herrſcht vor; aber in einzelnen eingeſtreuten Bildern und Wendungen überraſcht oft ein ächt poetiſches Gefühl. Anſpruchslos, aber anſprechend iſt

Der Seufzer.

Nur flücht'ge Bilder hat das Leben,
Nur einen Trugkelch beut's uns dar;

Digitized by Google

Lieder voll Honig oder Galle —
Wie Dunſt und Nebel ſind ſie alle,
Nichts als der **Himmel** nur iſt wahr!

Auf geht und unter jede Sonne,
Und jeder Thron iſt wohl ſchon ganz;
Der höchſte Ruhm erliſcht, veraltet,
Für's Grab erblüht was ſich entfaltet —
Nichts dauert als des **Himmels** Glanz.

O Menſch! du Schiffer unter Stürmen,
Ein Spiel der Wellen, ſiebeſt du,
Von jedem Eiland zurückgeſtoßen,
Den Weg von Klippen dir verſchloſſen —
Und nur im Himmel wohnt die Ruh!

Seine Religioſität iſt aber, im Unterſchied von Lamartine z. B. bei dem ſie einen allgemeineren, abſtrakteren Charakter hat, weſentlich chriſtlich. Er richtet ein Gedicht an die chriſtlichen Dichter, worin er klagt, daß der heilige Geiſt entflohen ſey von der Erde, daß allein die Materie noch herrſche, daß die Könige das Recht auf die Gewalt, die Völker das auf Freiheit verloren, beſtürzt frage Jeder in tiefer Traurigkeit, ob die Finſterniß noch dichter werden könne, ob je ſchon eine ähnliche Orgie die Geiſter ſo verwirrt habe? Aber die chriſtlichen Dichter haben den Hoffnungsruf erhoben; der Geiſt müſſe, die Materie beherrſchend, wieder zurückkehren:

Bei Euren mächt'gen Leierklängen
Werden zum Bau der künft'gen Zeit
Sich ſelbſt herbei die Steine drängen,
Die Mauern zu erbau'n bereit.
Das Volk, voll Durſt nach heil'gen Lehren,
Wird dann die drei Symbole ehren:
Den Glauben der die Welt erneut;
Die Hoffnung, welche Stärke ſendet,
Die Liebe, die den Hader endet,
Der Arm' und Reiche noch entzweit.

Dann werde das Kreuz unter ſeinem geſegneten Schatten jede Empörung und jede Tyrannei ſterben ſehen; aber ehe die Morgenröthe und das neue Geſtirn ſich zeige, werde noch mancher Kampf zu beſtehen ſeyn, wo ſich die chriſtlichen Dichter als Verſöhner und Mittler geltend machen können und ſollen. Sie ſollen zwiſchen die Parteien treten, zeigen wie die Liebe ſo groß, der Haß ſo kleinlich iſt, wie die Heilung von oben kommen müſſe, weil die Rache nur eine unverſöhnliche Kette iſt, wo jeder neue Ring wieder einen Ring fordert. Ein anderes Gedicht iſt an den Abbé de La Mennais gerichtet und fängt an: „Eroberer der Geiſter, König des Verſtandes, lege deine Macht nieder in göttliche Hände! viel größer wirſt du ſeyn, wenn du deine Stirne beugeſt! Ich kenne die Unermeßlichkeit deines innern Schmerzens; opfern mußt du eine erhabene Vernunft; aber, trotz dem Geſchrei des Engels vom Abgrund, es iſt dieß eine himmliſche Huldigung, keine Schmach."

Am Schluß bittet er ihn, ihm (dem Dichter) dieſe kühne Sprache zu verzeihen, ſein Herz habe jede bittere Empfindung verbannt. „Statt dich zu kränken, möge dich meine Stimme vielmehr tröſten; du haſt ſie ja gebildet — es iſt dein eigenes Wort." — „Schweigend wollen wir zum Herrn flehen, daß deine frühern Tage die Wagſchaale ſchwer herabziehen mögen." Wir geben unſern Leſern das Gedicht, welches die Ueberſchrift hat:

An Chriſtus.

I.

Erlöſe uns, o Chriſt, vom böſen Läſtergeiſt,
Der in der Sünde Pfuhl und Nacht die Seele reißt,
Wo, ſchnödem Räubern gleich, der Geiſt verſteckt ſich hält
Im dunkelſten Revier der innerlichen Welt;
Geſchützt vom ſchwarzen Bann des Zweifels ſtill er ſpäht,
Bis einſam auf dem Weg vorbei der Glaube geht,
Um, in der Hand den Dolch, auf ihn hervorzuſtürzen,
Und ihm durch jähen Mord die Reiſe abzukürzen.
Er, der unſterblich, ſchafft am eigenen Ruin,
Und wirft ſein himmliſch Seyn **dir** grollend wieder hin,
Wie man ein ärmliches Geſchenk, das ohne Werth,
Dem Geber gibt zurück, weil man es gern entbehrt.
Was ſag' ich! Rufen doch viel Stimmen ſchon im Chor
Das gräßliche Geſpenſt des ſchaur'gen **Nichts** hervor!
Die Larven haben ſchon ihren Verſteck verlaſſen,
Scheu'n nicht den hellen Tag und wandeln auf den Gaſſen,
Nach Allem was man ſieht und hört und athmet ein,
Scheint nah' der Untergang von deinem Reich zu ſeyn.
Den Altar, dir geweiht, möchten ſie gern begraben,
Wenn, Herr der Ewigkeit, du könnt'ſt ein Ende haben,
Wenn nur auf Einen Tag für **den**, der ſie hieß ſeyn,
Könnten die Zeit, der Raum ihr Daſeyn ſtellen ein!
Und doch, ich weiß nicht wie die Thorheit drauf beſteht,
Daß ſie dein Leben mißt nach etwas das vergeht:
Wie in der Schmerzenszeit, wo Schmach dein Haupt bedeckte,
Wo in der Einſamkeit die Todesangſt dich ſchreckte,
Wo von des Kreuzes Stamm mit ausgeſtreckten Armen
Du ſchienſt die Welt ans Herz zu ziehen voll Erbarmen;
O Chriſtus, ſo beginnt dein Leiden heute wieder:
Und noch entſetzlicher drückt dich die Bürde nieder.
Mehr als Ein Jünger ſchläft in deines Grames Stunde,
Mehr als Ein Judas trägt dem Stolz ſich an zum Bunde,
Wirft im Verräthérkuß dir über's Haupt die Schlinge
Und gibt dem Feind dich preis um dreißig Silberlinge!
Und ſtatt daß dann das Herz Verzweiflung ihnen bricht,
Treten ſie vor das Volk mit heitrem Angeſicht.
Die Lüge gegen dich gewinnt an Lockungskraft;
Dich geißelt der Sophiſt am Pfahl der Wiſſenſchaft:
Der böſe Spott wirft ſich hohnlachend dir zu Füßen,
Um mit gebeugtem Knie als König dich zu grüßen.
Der feige König ſieht mit Schauer deine Leiden,
Sieht wie in Purpur dich boshafte Buben kleiden;
Sieht wie man dir ums Haupt die Dornenkrone wand
Und einen Stab dir gab als Scepter in die Hand —
Zum Zelt des Prätors läßt er ſo zurück dich führen,
Zum Mitleid, hofft er, ſoll der Jammeranblick rühren;

Digitized by Google

Doch grauſam bleibt das Volk, das ſich um dich verſammelt —
Wieder in blinder Wuth ſein: *Kreuzige!* es ſtammelt!

(*Fortſetzung folgt.*)

Die Geſchichte von Rimini.

(Fortſetzung.)

Wie ſie am Platz, treten beiſeit die Knappen
Und leiſe ſprach, wie mit beklemmter Bruſt
Der Fürſt: „Bevor Ihr Eure Antwort gebt,
Will, als ein Edelmann, ich Euch verſichern,
Daß das, was Ihr bekennt,“ (dem Redenden
Verſagte hier vor Leidenſchaft die Stimme.)
„Einer *Gewiſſen* nicht *mehr* ſchaden kann
Als was im Schlaf ihr *eigner* Mund gab an!“

Paolo blutete das Herz; er ſchüttelt
Die Hand und nickt ein wenig mit dem Kopf.
„Sagt denn, Herr, wenn Ihr könnt,“ fuhr Jener fort,
„Ein Wort genügt — Ihr habt mich nicht entehrt:
Sagt mir nur dieß — ich will die Schmach verſchmerzen,
Daß ich an Euch *die* Frage mußte richten:
Könnt Ihr *dieß* Wort nicht ſagen — dann ſprecht nichts
Und gebt *die* Antwort mir —;“ Er zog ſein Schwert.
Verzweiflung ſchien jetzt Paolo zu kräft'gen;
Er wich zurück ein wenig, und das Weſen
Annehmend eines Manns, der keinen Anſpruch
Drauf macht, daß man ihn für unſchuldig halte,
Doch, trotz der Schuld, der Tugend nicht entſagt,
Sprach er: „Ich bin — ich weiß — 's war anders ſonſt —
Doch fechten drum — mit einem *Bruder* — Nie!“
„Ha!“ rief der Andre mit erhobner Stimme,
„Elende Ausflucht — wenn ein Bruder Euch fordert?
Bruder! O du Verräther an dem Namen
Der Malateſta: ich verleugne dich!
Ha! ihn entehren, mich ins Herz verwunden,
Mir tödten alle meine Hoffnungen,
Und dann, ſchmähend der Malateſta Muth,
Feig, zu vergießen ein paar Tropfen Blut?“
„Nicht das, nicht das iſt es!“ rief Paolo,
„Erſparen nur wollt' ich Euch weitern Kummer!“
„Elender! weitern Kummer!“ ruft der Andre;
„Ich wüßte keinen — außer Einem, ja!
Erſpare mir das Leid, die arge Schande,
Zu ſehen einen ſchnöden Abkömmling
Von edlem Hauſe mit zuchtloſem Herzen,
Das den Gehorſam weigert heil'gen Rechten,
Und einem Schwert, womit er, feig, nicht wagt zu fechten!“

„Bruder, o Bruder!“ rief der Jüngere,
„Nein nein! ich will den Namen nicht mehr nennen;
Doch *Friede* bitt' ich Euch! zertretet nicht
Die Seele die zu Füßen Euch geſunken!“
„O Heuchler!“ ſchrie der Fürſt, entſchieden mußt du

Wenn der Gekränkte dir rückt auf den Leib,
Und ſcheu'ſt das Grab, in das du ſtürzſt ein Weib!“
Auf fuhr hier Paolo — es war nicht Stolz
Noch Kränkung — er ſchien neu ſich zu ermannen;
Er nahm vom Haupte ſchweigend das Barett,
Er zog und küßte ſeines Schwertes Kreuzgriff,
Sah auf zum Himmel — ohne Bitterkeit,
Und auch nicht ſchwach, ſprach er: „Ich bin bereit!“

„Ein ehrenhaftes Wort!“ rief laut der Fürſt
Und faßte raſch zum Kampfe feſten Fuß;
Verzweiflungsvoll ſtürzten herbei die Knappen,
Doch ihre Herren wieſen ſie zurück.
„Zurück, Gherardo!“ rief der Fürſt, „ich brauche
Nicht Rath und Lehre jetzt; ich will Gehorſam!“
„Zurück Triſtan!“ rief Paolo, „ſey nicht bang
Um mich; es iſt ſo ſchlimm nicht als es ſcheint;
Doch halt, ein Wort!“ der arme Jüngling tritt
Auf dieſen Ruf herzu, mit heißen Thränen;
Ins Ohr, ſo ſcheint's, flüſtert ihm einen Auftrag
Sein Herr, mit mildem Ton, aber gebieteriſch;
Zur Seite treten beide Knappen dann,
Auf ſeine Art Jeder in Trau'r verſunken:
Der Eine ſpricht, halb grimmig, zwiſchen den Zähnen,
Dem andern ſtrömen dicht übers Geſicht die Thränen.

Der Fürſt griff an, mit Muskeln ſtark wie Stahl,
Und Paolo ſchien kein ungleicher Gegner,
Doch als der Kampf erwarmte, ſah man klar:
Der wollte treffen, *Jener* nur ſich decken.
Giovanni drang mit zorn'ger Hitze ein
Und ſchwang ſein Schwert wie eine Feuerzunge;
Paolo wich zurück und drehte ſich,
Und macht' ihn um ſich kreiſen wie ein Rad;
Manchmal ſtellt' er ſich an zu zorn'gem Ausfall,
Doch ſpielt er gleich die vor'ge Rolle wieder.
„Ha!“ rief Giovanni, deſſen Wuth noch ſtieg,
„Zum Schimpf nur fechten? Mit den Streichen ſpielen?“
„Nicht das, mein Fürſt,“ gab Paolo zurück,
„Nehmt Euch in Acht, ſonſt werd' ich dort Euch treffen!“
Er ſtampfte, und erlauernd ſeine Zeit,
Stürzt mit der Bruſt er in des Bruders Schwert.
Es war geſchehn! Er taumelt — und im Fall
Drückt an Giovanni's Fuß er Hand und Bruſt,
Stützt auf den rechten Ellenbogen ſich,
Erhebt die linke Hand, und ſpricht mit Lächeln:
„Nicht deine Schuld, mein Bruder; Zufall nur —
Ein Fehltritt war's — krönend die Irrungen,
Die jener alte Mann hat angezettelt;
Du wirſt nicht“ — hier ging aus des Athems Kraft,
Er ſprach nicht mehr; doch lächelt er noch Einmal,
Denn ſeine ſchlaffe Hand fühlt er gedrückt,
Und ſo, zur Ruh das trübe Auge ſchließend,
Kehrt er ſich um — vom blei'rnen Schlaf beſiegt,
Senkt er ſein ſchweres Haupt — ſein Geiſt entfliegt.

Giovanni's Seele faßt' ein edler Schmerz;
Es war als ob die alten Wolken plötzlich
Des Zorns und Haſſes ſich verzogen hätten;
So ſprach er in der klaren Morgenluft:
„Bei Gott, bei Gott, und allem dem, was gut
Iſt an uns armen Menſchencreaturen —
Ich glaube wie wir ſäen, ernten wir; —
Jetzt aber liegſt du, armer Bruder, hier;
Und doch warſt du der tadelloſeſte Ritter,
Der jemals mit dem Banner ritt zur Schlacht,
Und doch warſt du der Schönſte anzuſchauen
Im dichtgedrängten edlen Reiterzug;
Ein ſünd'ger Mann — warſt du der Beſte doch,
Der je für ſeinen Freund den Speer geſenkt;
Du warſt der Mildeſte und Freundlichſte,
Der unter edlen Frauen ſaß im Saal;
Du warſt, trotz allem Leid, mir angethan,
Der edelſte, der großmuthsvollſte Mann!“

Doch hier verſagte ihm den Dienſt die Zunge,
Und er, der kaum, ſeit er ein Kind war, weinte,
Empfand der Thränen Andrang, beugte ſchmerzlich
Das Haupt und weinte laut um ſeinen Bruder.
Die Knappen, auch in Thränen — Triſtan kaum
Zu gehn vermögend, ſo betrübt er war —
Banden die Schärpen um die Todeswunde,
Und hoben auf den Leichnam von dem Boden.
Giovanni winkt, den Weg, den ſie gekommen,
Zurückzunehmen, folgt des Bruders Leiche,
Und als man nieder ſie gelegt aufs Bett
Sah er ſie nicht mehr an, weinte nicht mehr —
Und ging — auf ſeiner Stirn war nichts zu leſen
Als, wie zuvor, ſein ſtreng und herriſch ernſtes Weſen.

Die Fürſtin, nach entſetzenvoller Nacht,
Wo ein angſtvoller Traum den andern drängte,
Hatt' in der Frühe den Gemahl vermißt,
Und wollte aufſtehn, doch die Kraft gebrach ihr.
Doch in der körperlichen Schwäche fühlte
Ihr Geiſt, zwar bang, ſich wunderbar gefaßt.
Stumm, ohne Thränen lag ſie ruhig da,
Sich in geduld'gem Ernſte ſtill verzehrend.
Zuvor ſchon ließ die Amme, in der Hoffnung
Die Fürſtin finde Schlaf, den Vorhang nieder;
Jetzt fragte dieſe plötzlich, doch nicht angſtvoll:
„Nina, was dringt mir für ein Lärm ins Ohr?“
Das arme Weib, der Neuigkeit ſchon kundig,
Stellte ſich an als hörte ſie kein Wort,
Und treibt geſchäftig ihre Arbeit fort.

„Wer kommt?“ ſo fragt die ſüße, klare Stimme,
Die man mit Luſt gehört in ſtärkern Tagen —
Schwach, wie ſie nun war, ſchlug ſie jetzt beinah
Den Muth des Knappen nieder, doch ſich nähernd
Sprach er: „Ich, Fürſtin, bin's, ein Mann, der mehr
Liebt ſeine Freunde als ſich ſelber — Triſtan.“
Nach einem kleinen Schweigen ſagte ſie:
„Triſtan, mein Freund — was für ein Lärm betäubt
Mein Haupt? gewiß, geſchehn muß etwas ſeyn —
Sagt, was es iſt — ertragen kann ich Alles,
So wenig Ihr vielleicht es mir traut zu.“
„Fürſtin,“ verſetzt der Knapp, „Ihr ſeyd, ich weiß
Ganz Sanftmuth — nicht verargt mir dieſes Wort.
Mein Herr gab mir den Auftrag Euch zu ſagen:
Er habe feſt geſprochen, als er's ſagte,
Und ich auch, Fürſtin, ſolle ſtark mich halten,
Und Ihr mich hören mit gefaßter Seele —
Er ſey gezwungen worden heute ſich
Zu ſchlagen mit dem Fürſten, und obgleich
Sein edler Bruder ſey kein Brudermörder,
Sey dennoch Er durch Jenes Schwert gefallen.“
„Ich hab's verſtanden,“ gab ſie feſt zur Antwort,
Mit leiſ'rer Stimme zwar, jedoch gefaßt,
„Verlaßt mich jetzt, getreuer Triſtan, nehmt
Dieß von mir und bewahrt's um meinetwillen.“
Damit reckt ſie die zarte weiße Hand
Mit einem Ring von Werth aus den Gardinen,
Und er, nicht länger ſeiner Thränen mächtig,
Die ihm das Herz erfüllten, weinte ſtumm,
Nahm auf den Knie'n den Ring, führt' ihre Hand
Mit Ehrerbietung an ſein naſſes Auge,
Warf, ſich erhebend, drauf noch einen Blick
Und zog dann ſcheu und ſchweigend ſich zurück.

Jetzt kehrte ihre Lieblingsfrau zurück
Mit ihrer alten Amme, und beſorgt,
Sie möchte kränker ſeyn, zog ſie den Vorhang
Mit leichter Hand zurück und ſah hinein.
O, wer, der in der Bruſt fühlt einen Funken
Des Göttlichen — erkennt nicht: daß Geduld
Und Nachſicht reden ſoll, eh man verdammt die Schuld?

Den Blick gen Himmel, lag ſie betend da,
Wie eine Statue auf einem Grabmal,
Die Hände aneinander feſt gedrückt,
Flach, nicht gefaltet, ihre Bruſt berührend.
Sie hörte auf und drehte langſam ſich
Gegen die Wand; ſie ſahn ſie heftig zittern —
Dann plötzlich ruhig werden. Immer näher
Drängten die Frau'n ſich, ängſtlich ſpäh'nd und horchend;
Sie athmet, rührt ſich nicht, ihr Aug' iſt zu —
Gefunden hat im Tod die Dulderin die Ruh.

* * *

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 93.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Dezember 1836.

Gedichte von P. B. Shelley.

An Wordsworth.

O Dichter der Natur! um Dinge weinteſt du,
Die dich auf ewig flahn nach kurzer Dauer;
Den Rücken kehrten Jugend, Freundſchaft zu
Und erſte Liebe dir, und ließen dir nur Trauer.
Ich theile dieß dein Leid; doch Ein Verluſt iſt mein,
Den du auch fühlſt, doch ich nur kann beklagen:
Du warſt ein einzler Stern, deß goldner Schein
Glänzt' auf ein Schiff, vom Winterſturm verſchlagen;
Du ſtandeſt wie ein ſtarker Felſenthurm
Ueber der Menge blind bewegtem Sturm;
Arm, doch geehrt, — ertönte deine Stimme
Für Wahrheit, Freiheit mit geweihtem Grimme;
Du brachſt den Fahneneid, und machſt daß ich mich kränke,
Wenn ich: was einſt du warſt und nicht mehr biſt, bedenke.

Klage.

Schneller als der Sommer verglüht,
Schneller als die Jugend verblüht,
Schneller als die Wonnenacht flieht,
Biſt du kommen und gangen;
Wie die Erde, wenn hin das Laub,
Wie die Nacht, die der Unruh Raub,
Wie das Herz, das für Freude taub,
Quält mich ein einſam Verlangen.

Sommer, die Schwalbe kommt wieder heran,
Nacht, die Eule wird wieder nahn,
Aber Jugend, der wilde Schwan
Floh auf immer, wie du, ſo trügeriſch.
Immer verlangt mein Herz nach morgen;
Schlummer iſt mir vergällt von Sorgen,
Vergebens möchte mein Winter borgen
Blätter von Büſchen grün und friſch.

Lilien prangen an Hymens Throne,
Roſen ſind für das Haupt der Matrone,
Veilchen zu todter Jungfrauen Krone,
Aber Vergißmeinnicht nehm' ich;
Zu dem lebenden Grabe trage
Ich ſie hin ohne Thrän' und Klage,
Und kein Freund, wie theuer auch, wage
Nur ein Wort der Hoffnung für mich!

Vergangenheit.

Vergeſſen willſt du die ſeeligen Stunden,
Die im Tempel der Liebe ihr Grab gefunden?
Wo, ſtatt des Raſens, mit Blumen und Laub
Wir bedeckten ihren entſeelten Staub?
Blumen — das waren die fallenden Freuden,
Laub — die Hoffnungen, welche noch hegt das Herz.

Vergeſſen, das was vergangen und todt?
O! manches Geſpenſt, es zu rächen droht!
Erinnerung, die zum Sarg macht die Bruſt —
Sehnſucht, die dämpft in der Seele die Luſt,
Und mit Geiſterſtimme flüſtern die Beiden:
Freude, einmal verloren, wird Schmerz!

Die Wanderer der Welt.

Sag' mir, Lichtgeſtirn, das du
Feurig hinfliegſt immerzu,
In welch nächtlicher Kammer zur Ruh
Wirſt du die Flügel falten?

Himmelspilgrim, grau und blaß,
Mond, wallend ohn' Unterlaß,
Wo im Raume, müd und laß,
Denkſt du Schlaf zu halten?

Digitized by Google

Wind, der umirrt ohne Raſt,
Gleich der Welt verſtoßnem Gaſt,
Wo auf Baum oder Wellen haſt
Ein Neſt du dir vorbehalten?

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortſetzung.)

An Chriſtus.

II.

O, jene Juden, die zuerſt dich ſo mißhandelt,
Die noch im Vollglanz nicht von deinem Licht gewandelt,
Noch nicht geſehen, wie dein Arm die Welt erlöst:
Waren ſo ſchuldig nicht, weil noch vom Licht entblößt.
Wir aber, denen ganz dein Werk bekannt iſt worden,
Sind Freigelaſſene die ihren Herrn ermorden;
Und ſtatt daß man darob fühlte der Reue Zahn,
Pochte man an dem Sarg der todten Götter an,
Um ſie zu wecken, daß ihr Staub, der moderfeuchte,
Einnehme deinen Platz, o du lebend'ge Leuchte!
Doch hörte man vom Grab der Götter, die gefallen,
Nur einen dumpfen Ton als Antwort wiederhallen,
Verzweiflungsvoller noch als das vollkommne Schweigen;
Kein Andrer durfte noch des Himmels Thron beſteigen —
Ihn einzunehmen groß genug biſt einzig du!
Du aber wanderſt ernſt der Schädelſtätte zu.
Gleichgültig ſieht's das Volk; dir folgt kein weinend Weib
Und wiſcht den Schweiß dir ab von dem gequälten Leib.
Kein Simon beut ſich an, damit dir würde Raſt
Für einen Augenblick, zu theilen deine Laſt.
Die Galle, die man dir den Durſt zu lindern beut,
Gibt deinem trocknen Mund zehnfache Bitterkeit.
Nichts — ſelbſt der Schächer nicht, der mit dir, Heiland, ſterbend
Vor deinem letzten Hauch um deine Gnade werbend,
Durch dieſe Bitte, dir, dem Gottſohn vorgebracht,
Erinnerte den Tod an deine Göttermacht!
Des ew'gen Vaters Sohn, der ſo der Welt ein Spott —
Hat denn auf ewig jetzt verlaſſen ihn ſein Gott?

III.

O Chriſt, wann tritt der Schluß dieſer Verfolgung ein?
Bald, bald wird übrig nicht mehr Eine Seele ſeyn,
Die nicht in ſich die Angſt, die namenloſe, fände,
Die anhebt, wenn das Reich des Glaubens geht zu Ende!
Der Abfall keimt ſogar im Herzen, das dich liebt
Und das dir huldigt gern, wenn dich dein Licht umgibt;
Doch weil's ſo trüb dich ſieht und ſo verdunkelt: wähnt,
Die Wahrheit ſelbſt hab' uns mit eitlem Trug gehöhnt.
Der innen rege Wurm, der naget und zerſtört,
Gleicht dem Verdacht, wenn er einmal das Herz empört,
Gleicht dem verhaßten Traum, den gerne man verbannte
Und der ſich doch zu tief in die Erinn'rung brannte!
Ohnmächtig morſch ſind jetzt durch dieſes Wurmes Nagen
Die Säulen von Granit, die ſonſt den Bau getragen;
Die ſchönſten Sonnen, die ſonſt deinen Himmel ſchmückten,
Sind die vom Satan jetzt in ſeine Nacht entrückten.

IV.

Warum ließ'ſt du mein Gott, mich nicht in Tagen leben,
Wo dein geweiht Geſetz galt ohne Widerſtreben!
Wo allen Geiſtern war'ſt Ziel ihrer Liebe du,
So wie das Auge ſich dem Lichte wendet zu?
Wo, predigend allwärts der Lieb' Myſterium,
Die Deinen wandelten der Erde Antlitz um:
Wo in die Hölle warf der Kette letzten Ring
Die Menſchheit, welcher noch an ihren Gliedern hing,
Und einſchlief — deiner Bruſt vertrauend an ſich ſchmiegend
Wie Zebedäi Sohn wir ſehen daran liegend
In jener letzten Nacht, wo du das heil'ge Brod
Mit deinen Händen brachſt, das uns erlöst vom Tod!

V.

O! wenn des Glaubens Bau nur ſo kann neu erſtehn,
Wenn über dich aufs neu du läß'ſt den Tod ergehn:
O eile, ſtirb — um dann dem Grab dich zu entraffen
Und eine neue Welt zum zweitenmal zu ſchaffen.

Stirb! daß erſtaunt die Welt beherzige die Wahrheit:
Wie finſter ihre Nacht wird ohne Deine Klarheit!
Daß jeder Geiſt, erſchöpft von nutzlos eitlem Haſchen
Nach einem feſten Halt, thu' Buße in der Aſchen;
Daß neues Sklavenjoch der Menſchheit mache klar:
Wie ſchwer die Kettenlaſt der alten Zeiten war!
Stirb, daß, wenn gutes Recht dem Eiſen muß erliegen,
Die Schwachheit gelt' als Schuld, als Tugend – Kraft zu ſiegen;
Daß ſich das Märtyrthum im vollſten Glanze weiſe,
Daß in der Trau'r entzwei der Tempelvorhang reiße,
Daß die Gottloſigkeit komm' auf dem Gipfel an,
Wo ihr kein Vorwand bleibt für das, was ſie gethan;
Daß eh'rne Herzen, daß die Felſen ſelber ſplittern
Und man des Hauptmanns Wort hört, das er ruft mit Zittern,
Und Jeder an die Bruſt ſich ſchlägt und ruft entbrannt:
„Verflucht die Welt! der Chriſt war Gott, von Gott geſandt!"

Erfreulich und wohlthuend iſt es zwar, in einer Zeit, wo die Mehrzahl der franzöſiſchen Dichter entweder „den Zweifel in ſich trägt," oder offen dem Unglauben huldigt, eine dieſer Zeitrichtung ſich opponirende Stimme aus dem Mund eines Ungelehrten, eines einfachen Bürgers zu hören, deſſen Gemüth ſelbſt von den vorübergehenden Anwandlungen des Skepticismus, welchen ſogar ein Lamartine unterworfen iſt, ſich frei erhielt; aber einen noch harmoniſcheren Eindruck würde es doch machen, wenn er, ohne auf die ungläubige und frivole Welt Rückſicht zu nehmen, ſeine eigenen Empfindungen, ohne Polemik und

Digitized by Google

Anklage, aus vollem Herzen ausſtrömte; der Zweifel nagt nicht an ſeinem Innern — das iſt ſchön; aber es wäre noch ſchöner, wenn er ihn ganz ignorirte, wenn er die naive Unbefangenheit des Glaubens zur Seele ſeiner Poeſie machte. Die lange Durchführung des Satzes: daß durch den Unglauben Chriſtus auf's neue gekreuzigt werde, iſt offenbar mehr rhetoriſch als poetiſch und nicht einmal durchaus klar; die Perſonificationen im Anfang des Gedichts ſind etwas froſtig. Aber durch die nicht ganz befriedigende Form tritt doch die warme Empfindung, die ernſte Religioſität überall unverkennbar hervor und einzelne Ausdrücke und Wendungen ſind ſehr glücklich.

Die Treue, die er in religiöſer Hinſicht fordert und rühmt, deren Mangel er beklagt, ſtellt er auch in den irdiſchen Verhältniſen hoch und vertheidigt ihre Rechte. So ſingt er ein Lied: An einen Verbannten — dieſer Verbannte iſt Heinrich V, deſſen Rückkehr er hofft und verkündigt, dem er aber zugleich ans Herz legt, daß er, um ſeiner Aufgabe gewachſen zu ſeyn, Geoßes leiſten müſſe: Er müſſe, wenn er die Verblendung des Volkes heilen und der Macht ihren Nimbus wieder herſtellen wolle, von Wunder zu Wunder ſchreiten und nie ſtraucheln auf dieſem glanzvollen Weg! Der Zuſtand der Welt wird in dieſem Gedicht ſo geſchildert: „Der Indier ſieht ſeinen Altar untergraben von England; die beiden Spitzen des Halbmonds erklären ſich den Krieg und zerhacken ſich voll Wuth, zwei Geierſchnäbeln gleich; Luther, ſein Reich ins Unendliche zerſpaltend, konnte die ſouveräne Vernunft nicht befruchten; das Problem hat den menſchlichen Geiſt ermüdet, und Babel verzweifelt und ſtürzt ſeine Thürme um." Die Treue ſeines Gemüths ſpricht ſich aber auch in andern Verhältniſſen aus durch das Gedicht:

Sie iſt krank.

Warum die Thränen, die den Lagerpfühl dir feuchten?
Wenn deine Stimm' erſtirbt, dein Aug' nicht mehr wird leuchten,
    Dein rother Mund entfärben ſich:
Mein Engel, fürchte nicht, es könnt' in künft'gen Tagen
Wurzeln in meiner Bruſt je andre Liebe ſchlagen.
    Denn mit der Seele lieb' ich dich!

Wenn einſt — o halte, Gott! die Zeit an ſtraffem Zügel! —
Wenn, bergend deinen Hals unter des Todes Flügel,
    Wenn, meine Taube, du ſchläfſt ein:
Statt daß ich durch die Stadt dann Abends ſingend wandre:
Ob vom Balkon mir nicht ſich neige eine Andre,
    Sitz' ich auf deinen Leichenſtein!

Da, mit geſenkter Stirn, das Auge feucht von Thränen,
Will ich erwecken dich mit meinem Trauerſehnen,
    Und wenn dein Geiſt mir ſchwirrt vorbei
An Thränenweiden hin — wird dieß mich mehr beglücken,
Als wenn die ſtolzeſte Schöuheit mit glüh'nden Blicken
    Mir ſagte: daß ſie hold mir ſey.

Sehr ſchön iſt das Gefühl beklommener Angſt im folgenden Gedicht geſchildert:

Die Erſcheinung.

Ach warum ſind von Angſt die Nächte mir vergiftet?
Warum biſt du im Grab zur Unruh noch verdammt?
Die Kerze hab' ich ja, die brennende, geſtiftet,
Geſungen wurde ja für dich das Todtenamt.

Das was die Kirche heiſcht, daß friedlich ruhn die Seelen —
Mit frommem Eifer nichts ich aus der Acht verlor;
Nicht am Almoſen ließ ich's unterm Thore fehlen,
Welches den Qualen wehrt und ſprengt des Himmels Thor.

Dich treibt auch nicht, daß ich dein Trauerangedenken
Entweiht — auf ihrem Pfad die Freude nie mich fand;
Es hat nach deinem Schmuck in ebenholznen Schränken
Sich niemals ausgeſtreckt habgier'ger Erben Hand.

Der Ort von wo der Tod dich hat hinweggenommen
Er iſt von deiner Trau'r Gepränge noch erfüllt;
Den Spiegel, drin dein Bild in hellem Glanz geſchwommen,
Iſt in die faltigen Vorhänge noch gehüllt.

Die Lampe ohne Oel hängt da, unangezündet,
Dein Lager iſt noch ſo wie du's verlaſſen haſt,
Und auf dem Boden noch derſelbe Staub ſich findet,
Wie, als dein Aug' ſich ſchloß zur langen Grabesraſt;

Getaucht ins Weihgefäß der Lorber — zwiefach bitter! —
Womit die Trauernden den Leichnam noch beſprengt,
Als er gekleidet war in's Kleid der Karmeliter —
Ein langes, trauerndes Gebet ward angehängt:

Und doch, wenn ich im Schlaf, im fahlen Mondeslichte,
Schiebt mir vom Lager weg den Vorhang eine Hand,
Und einen feuchten Hauch ſpür' ich im Angeſichte,
Als wär' er aus dem Schlund der Gruft heraufgeſandt.

Ich ſehe, wie ein Arm im Schlafgemach, im düſtern,
Um eine Kerze trägt, die blaß und trübe glimmt,
Und ein unheimliches, ein todtenhaftes Flüſtern
Macht, daß in kaltem Schweiß mein Körper plötzlich ſchwimmt.

Ich ſehe, wie du weinſt und wie dein Haupt ſich bücket
Und läßt auf meiner Bruſt die loſen Haare ruhn;
Von dieſer Locken Wucht, wie fühl' ich mich bedrücket!
O wenn du ſo erſcheinſt, ſprich: was ſoll ich dir thun?

Erfüllt wirſt du ſogleich deine Gebote ſehen,
Ich werde gegen dich Raum geben keinem Groll.
Es laſten ſchwer gnug ſchon auf mir des Lebens Wehen,
So daß nicht noch dein Tod die Bürde mehren ſoll!

Erbarme dich, o Gott! frei meinen Schlaf zu geben
Von den Geſichten — ſey es Wahrheit oder Trug!
Laß deine Engel ſanft durch meine Träume ſchweben
Und in mein angſtvoll Herz Troſt fächeln ihren Flug!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Geſchichte von Rimini.

(Schluß.)

Am nächſten Tag am Pallaſtthor erklangen
Trommetentöne, wie des Schickſals Stimme;
Von Rittern und von Knappen, ſchwarz gekleidet,
Zog, wie unlängſt, heraus ein prächt'ger Zug;
Gherardo dann, drauf eine Schaar von Mönchen,
Umgeben von Herolden, dann zwei Knappen,
Von welchen Einer den bekrönten Helm
Von Paolo auf einem Kiſſen trug,
Der Andre ſeinen Schild; leer blieb ein Raum dann,
In welchem nur, unſichern Schritts, ſein Pferd
Einher ſchritt, — ſchwarz Geſchirr und Federſchmuck;
Auf ſeinem Rücken trug es Schwert und Banner.
Das edle Thier, im Zuge ſchreitend, ſchien
Zu fühlen, daß die edle Laſt ihm fehlte,
Und mit rollendem Aug' und ſcheuem Stolz
Zu warten noch auf ſeines Reiters Kommen.
Triſtan, was um ihn vorging nicht beachtend,
Ritt ganz allein, den Blick geſenkt zur Erde.
Ein Glied Herolde dann, und ganz zuletzt
Ein Sarg, das Bahrtuch drauf von Hermelin,
Oben darauf zwei Kronen, eines Fürſten
Und einer Fürſtin, ſchweſterlich geſellt;
Stumm, langſam, ſchwarz und traurig ging der Zug.
Nicht innerhalb der Mauern macht' er Halt,
Hinaus zum Thor, vorbei am Ort der letzten Ruh —
Wohin gedenken ſie? Es geht Ravenna zu!

Der Fürſt, ſeit ſeines Bruders Tod, den Worten
Nachſinnend, die er ſterbend noch geſprochen,
Und Vieles jetzt von Andern noch erfahrend,
War raſch entſchloſſen zu den nächſten Schritten;
Am Tag zuvor hatt' er dem alten Herzog
In einem Brief gemeldet, was geſchehen,
„Und ob ich gleich,“ ſo war des Schreibens Schluß,
„Nicht kränken möchte dein bekümmert Alter,
So wünſch' ich doch daß beide möcht' umſchließen
Ein Sarg, und weil nicht thunlich dieß, noch ziemlich,
In *meiner* Stadt, dünkt mich's am paſſendſten,
Obgleich wir Alle Grund zu Thränen haben:
Daß der, der ſie verbunden hat zum Scheine,
Bei ſich die Todten hab' im ewigen Vereine.“

Der unglückſel'ge Vater, als er las
Den Brief — fühlt' ſchwindeln er ſein graues Haupt.
Er ſchritt in ſeinem Zimmer auf und ab,
Zitternd, wie Einer der zum Tod verdammt iſt;
Ertheilt Befehle, wie er es vermag,
Ergebungsvoll ſich Allem unterwerfend;
Und weil die Kunde ſchnell die Stadt durchflog,
Legten ſich Wen'ge ſchlafen jene Nacht;
Den Fall beſprachen ſie, beſannen ſich
Auf Alles was ſie wußten von der Armen,
Die einſt ſo ſchön war und ſo gut, und harrten
Mit Herzen voll Beſtürzung und voll Gram
Bis nah der Zug, der trauervolle kam.

'S war um den Spätherbſt — regneriſch die Tage,
Und, wenn die Nacht hereinbrach, ziemlich kalt,
Draußen war eine unhold ſtürm'ſche Luft;
Von Zeit zu Zeit taumelten auf den Weg
Die letzten, wen'gen Blätter von den Bäumen,
Die ſchwarz, entlaubt, in düſtern Maſſen ſtanden.
Die Harr'nden, die aus Zartgefühl zu Haus
Sich hielten, lauſchten bis zum Nachmittag,
Oft durch ihr Ohr getäuſcht und falſchen Lärm,
Bis plötzlich, als ſich juſt der Wind erhob,
Man eine Stimme ſingen hörte — bald
Erkannte deutlich man die Todtenhymne.
Die Sänger waren's die entgegen gingen
Dem Zug — und jetzt betraten die erſte Straße.
Weg wendete ſich Alt und Jung vor Schmerz
Und über quoll von Thränen jedes Herz.

Doch von den ältern Leuten konnten Wen'ge
Es ſich verſagen, als der Zug kam nahe,
Ihren Verſteck am Fenſter zu verlaſſen,
Und Alle fühlten doppelt heft'ge Rührung
Wie ſie die Bahre langſam ſehen nah'n,
Worauf in Todesſtarrheit lag ein Paar,
Das noch vor wen'gen Monaten — es ſchien
Kaum erſt ein Tag — verlaſſen ihre Stadt —
So edeln Geiſts, ſo fröhlich anzuſchauen,
Der Männer Krone Er, die Perle *Sie* der Frauen.

Man ſagt: als Herzog Guido ſie ſah kommen,
Hab' er gerungen ſeine greiſen Hände,
Verwirrt in ſeinem Saal ſich umgeſehen,
Und ganz verloren den Verſtand für immer.
Vom andern Tag an ſah ihn Niemand mehr.
Hier aber ſey des Leids Bericht zu Ende!
In jener Nacht noch wurden in Ein Grab
Geſenkt die Liebenden — unter einem Baum;
Da, Seit' an Seite ruhen ſie, und Hand
In Hand gelegt im grünen Grund;
Oft haben eine ſchöne Maiennacht
Junge Verlobte betend hier durchwacht.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Dezember 1836.

Gedichte von P. B. Shelley.

Philoſophie der Liebe.

Die Quellen miſchen ſich mit dem Fluß
Und der Fluß ſich mit dem Meere;
Die Winde des Himmels mit Brudergruß
Vermiſchen ihre Heere.
Keins von allen Weſen bleibt einſam;
Durch ein göttlich Geſetz macht ſich
Eins des Andern Weſen gemeinſam —
Warum nicht auch du und ich?

Sieh wie den Himmel die Berge küſſen,
Und ſich die Wellen umarmen brünſtig!
Schwer müßt' es jede Blume büßen,
Kehrte ſie ſich von der Schweſter abgünſtig;
Und das Sonnlicht umarmt die Erde,
Und der Mondſtrahl küßt die See:
Glaubſt du, daß dieß mich freuen werde,
Wenn ungeküßt von dir ich geh'?

Tod.

Tod iſt hier und Tod iſt dort,
Tod iſt geſchäftig an jedem Ort;
Oben, unten, ringsum er droht —
In uns ſelber wohnt der Tod.

Was wir ſind und fühlen, trägt
Todes Siegel aufgeprägt;
Alles was wir wiſſen, ahnen,
* * * *

Unſre Freud' erſt ſtirbt, und dann
Hoffnung, dann auch Furcht — und wann
Die ſind todt — iſt die Schuld verfallen —
Staub beiſeit Staub — Tod winkt uns Allen:
Alles was wir am höchſten lieben,
Wie uns ſelbſt, muß welken, zerſtieben;
Fiele nicht Jenes heim dem Verderben,
Müßte die Liebe ſelber ſterben.

Karl Sand.

Von Alphonſe Brot.

Unter den neuerſchienenen franzöſiſchen Romanen, die uns zugekommen, finden wir Einen, der durch Titel und Sujet die Aufmerkſamkeit des Publikums erregen dürfte. Der Held deſſelben, der ihm auch den Titel gegeben, iſt Karl Sand, der Mörder Kotzebue's; die Geſchichte ſpielt daher meiſt in Deutſchland, hauptſächlich zu Tübingen und zuletzt in Mannheim, wo der Mord wie die Hinrichtung Sands ſtatt fand. Der Verfaſſer ſcheint für einen Franzoſen in der Geographie und neueren Geſchichte Deutſchlands ziemlich bewandert, auch gefällt er ſich in Darlegung dieſer Kenntniſſe, verzeichnet aufs genauſte die Reiſeroute von Salzburg über Waſſerburg, München, Augsburg, Ulm nach Tübingen und von da über Stuttgart und Karlsruhe nach Mannheim, was wenigſtens von einem Studium der Poſtkarten Deutſchlands zeugt, und weiß genau, in welchem Gebiet jede dieſer einzelnen Städte gelegen. Auch manche Einzelheiten des deutſchen Lebens, des öffentlichen wie des häuslichen, ſind ihm wenigſtens dem Namen nach bekannt; ob dieſer mitunter falſch, verſchlägt am Ende ſo viel nicht. Man ſieht, er hat es darauf angelegt, durch ſeine Bekanntſchaft mit dem Lande der Philoſophie, dem Lande der gelehrten, ſchweigſamen, unzugänglichen, geheimnißvollen Deutſchen zu imponiren, und dieſes Deutſchland muß in der That für unſere Nachbarn ein höchſt merkwürdiges Land ſeyn, wenn ein zwei Bände ſtarker Roman hoffen kann, ſchon durch oberflächliche Hinweiſungen auf daſſelbe, ja ganz einzig durch dieſe, Intereſſe zu erwecken und Abſatz zu finden. Denn wenn wir auch nicht gewohnt ſind in den Romanen der neufranzöſiſchen Schule irgend einem wahrhaft poetiſchen Gehalte nachzuforſchen, ſo zeichnen ſich doch viele derſelben aus durch eine Präciſion der

Digitized by Google

Darſtellung, eine Lebendigkeit der Schilderungen, ein raſches Fortſchreiten der Handlung, gewürzt durch manche, wenn nicht wohlthuende, doch wahre und pikante Züge aus dem täglichen Leben, die den größern Theil der leſenden Welt für jenen entſchädigen mögen. In dem Buche des Herrn Brot dagegen von All dieſem nicht Eine Spur! die geſuchte Kürze des Styls macht die breite, ſchleppende Darſtellung nur widerlicher; das Beſtreben außerordentliche, deutſchgroßartige Charaktere zu ſchaffen, bringt, von einem geringen Talent unterſtützt, Menſchen hervor, die Einen eher wie Marionetten oder Wachsfiguren gemahnen. Die Prätention, womit die alltäglichſten Dinge als etwas Erhabenes ausgeſprochen werden, erregt beinahe Eckel, und die Handlung ſelbſt iſt in einer Weiſe gehalten, die auch das Wenige was geſchieht, erſcheinen macht, als ob nichts geſchehe. Auch iſt die Geſchichte des unglücklichen Sand, obgleich tragiſch, und obgleich, außer dem hiſtoriſchen Mord, Selbſtmord und Hinrichtung, bereichert durch einen zweiten Mord, Wahnſinn, Sterben an Schwindſucht, mörderiſches Duell und Vergiſtung, dennoch matt und arm an Begebenheiten im Vergleich mit vielen andern neuen Werken dieſer Gattung. Das deutſche Weſen iſt demnach das ganz einzige Salz dieſer Kompoſition. Sehen wie nun, wie der Verfaſſer es auffaßt und ſchildert. Der Roman beginnt mit einer Schilderung Salzburgs und ſeiner Umgebungen, die auf perſönliche Bekanntſchaft des Verfaſſers mit denſelben ſchließen läßt, aber ſie denen, welchen ſie fremd, nicht viel anſchaulicher macht. Einem Bache entlang wandert ein ſiebzehnjähriger deutſcher Jüngling, „ſein weißer Hals, ſeine langen gelockten Haare, die Anmuth ſeiner Formen, ſein langſamer Gang gaben ihm faſt das Anſehen eines Mädchens, doch hätte, wer ihn näher ins Auge gefaßt, in ſeinem bleichen kindlichen Geſicht etwas Männliches und in ſeinen ſo traurigen und ſchüchternen Augen eine unglaubliche Energie entdeckt.“ Wir erfahren, daß der junge Mann Karl Sand heißt, zu Weinſiedel im Bayreuthſchen geboren, nachher in Regensburg das Gymnaſium unter dem Profeſſor Klein und die Tübinger Hochſchule wegen des gelehrten Eſchenmayer beſuchte, durch Familienangelegenheiten nach Salzburg geführt ward und jetzt auf dem Weg iſt zu dem Befreiungsheer gegen Napoleon, „Und doch“ ſagt der Roman, „liebte er Vater und Mutter und ließ er in Tübingen die Schweſter eines Freundes, Loide, die ſich über ſeine Abreiſe betrüben mußte,“ und an die er ein Lied richtet, das von einem ihr geſchenkten Veilchenſtrauß handelt. Nachdem er ſie in einem Brief an ihren Bruder Frank Sperling grüßen läßt, verlieren wir unſern Helden hier jetzt aus den Augen, werden aber dagegen mit Frank Sperling ſelbſt und einem zweiten Freunde Georg Müllner bekannt gemacht. Dieſer Georg Müllner wäre, wenn Sand nicht am Ende Kotzebue umbrächte und hingerichtet würde, der eigentliche Held der Geſchichte. Er ſcheint dem Verfaſſer das Urbild eines intereſſanten deutſchen Jünglings zu ſeyn, bleich, finſter, etwas abgelebt, ſcheinbar gegen Alles abgeſtumpft, ſich meiſt in ein großartiges Schweigen hüllend, das nur ſelten wenige lakoniſche Worte unterbrechen. Er iſt ein Kaufmannsſohn aus Tübingen, hat auf ſeine Weiſe gelebt und geliebet, hernach aber erſt die wahre, die Seelenliebe und dadurch großen Jammer erfahren. Seine Geliebte war Stella, die ſechzehnjährige Tochter einer in Tübingen lebenden Baronin, welch Letztere, weil der Arzt ihr ſagt, Georg Müllner habe die Schwindſucht, und weil ſie ſelbſt durch dieſe Krankheit eine angebetete Tochter verloren, ohne ihn zu kennen, ſich lebhaft für ihn intereſſirt und einmal, da ſie ihn am Hauſe vorübergehen ſieht, faſt darüber in Ohnmacht fällt. Dieſer Augenblick iſt es, in dem auch die Tochter Stella anfängt, ſich für ihn lebhaft zu intereſſiren und ihm jeden Mittag am Fenſter aufzulauern, bis er ſie bemerkt, beide erröthen und nun die Leidenſchaft in beiden ihren Gang geht. Einmal ſagt der alte Müllner zu ſeinem Sohn: Geh zu der Baronin von Spire, ich bin ihr tauſend Kreuzer ſchuldig, die du ihr bringen ſollſt. Georg bringt der Baronin den Sack voll Geld, ſieht Stella, wird betroffen, rührt um ſo mehr und wird eingeladen wieder zu kommen. Es folgt eine Schilderung der Liebesgeſchichte dieſes jungen Paares, die ſich durch viele Bogen hinzieht, ohne daß ſie etwas Anderes enthielt, als ängſtliche Zweifel über Georgs Geſundheit, und das allmähliche Hinſterben der gleichfalls ſchwindſüchtigen Stella, von welchen Scenen wir eine als Probe übertragen: „Stella war nur noch ein Schatten, aber einer von jenen Schatten mit ſüßem Lächeln, mit lieblichem Athem, ſo wie man ſie nur in Träumen ſieht und die nur der Flügel bedurſten, um an das Daſeyn von Engeln glauben zu machen; aber ungeachtet ihrer Leiden klagte und weinte ſie nicht. — Ein heſtiger, hartnäckiger Huſten zerriß ihre Bruſt und als Georg und ihre Mutter neben ihr ſtanden, reichte ſie ihnen die Hand und ſagte: Ich mache Euch Langeweile, nicht wahr? o werdet nicht ungeduldig! in kurzem wird mein Huſten und Alles vorbei ſeyn. Ihre Mutter erhob ſich, um ihre Verzweiflung zu verbergen. — Georg ſchien ruhig. — Nun kleidet ſie ſich feſtlich an wie zum Ball. Georg tritt ein und bleibt ſtehen vor Erſtaunen. — Ich habe mich für dich geſchmückt, biſt du zufrieden? — Ich werde zufrieden ſeyn, wenn deine Geſundheit ſich herſtellt, antwortete Georg; aber ich bin wohl, fing ſie wieder an; ich bin nicht mehr krank und ich werde in den Garten gehen, ſobald die Sonne ſcheint. Wenn ihr wüßtet, wie ſehr ich die Sonne liebe — Einer ihrer Strahlen tröſtet mich; in drei Monaten kommt der Frühling und meine Geſundheit wird auch wieder kommen; Mutter, du und ich werden dann ausgehen; es iſt ſo ſüß die Luft im Freien einzuathmen, ſo ſüß die Wieſen zu durchſtreifen, ſo ſüß die Hügel zu erſteigen, Blumen pflückend ... ſie war genöthigt inne zu halten; ein trockner Huſten erſchütterte ihre Bruſt. Als dieſer Anfall vorüber war, fuhr ſie fort: der Frühling iſt die Jahreszeit, wo man ſich wie die Natur neu belebt fühlt, die Seele entfaltet ſich wie die Pflanzen, dann kommt der Sommer — ſie konnte nicht endigen. Ihr Geſicht entfärbte ſich plötzlich, ihre Hände wurden kalt, ihr Herz ſchlug nicht mehr und ihr Kopf ſank zurück. Sie ſtirbt! ſchrie ihre Mutter! Georg ſprach kein Wort. Dieſe Ohnmacht dauerte nicht lange. Gegen Mittag war Stella um Vieles beſſer, ſie richtete ſich im Bette auf, ſah ſich um und erblickte Georg Müllner und ihre Mutter. Wie betrübt Ihr ſeyd, ſagte ſie langſam und mit Anſtrengung. Still, ſtill! liſpelte ihre Mut-

Digitized by Google

ter, indem ſie ihr die Hand auf den Mund legte. Schlafe mein Kind! der Arzt wird bald kommen; der Arzt kam wirklich, beobachtet die Kranke und verordnete Nichts. Georg war wie wahnſinnig. Die Baronin hoffte noch. Stella bekam eine zweite Ohnmacht. — Sie dauerte drei Stunden. Georg wußte, daß ſein Vater ihn erwartete und ging nicht zu ſeinem Vater."

(Schluß folgt.)

Gedichte von Jean Reboul.

(Schluß.)

Reboul müßte kein Franzoſe ſeyn, wenn er der Politik ganz fremd bleiben wollte; politiſche Reflexionen enthält das Gedicht: **St. Helena**, wo zwei Stimmen (Fluch und Ruhm) Schuld und Verdienſt des daſelbſt begrabenen Mannes gegen einander abwägen. Auch begrüßte er mit einem Gedicht die Expedition gegen Algier, die als eine Art von Kreuzzug ſeinem religiöſen Sinn beſonders zuſagen mußte. Ueberhaupt weht in ſeinen Gedichten, trotz des frommen Tons, hin und wieder ein kriegsluſtiger Hauch, und von ſolch einer friſchen Stimmung zeugt auch das Gedicht: Der Araber an ſein Pferd, wozu er übrigens in dem einen Buche ſeiner Bibliothek, der Bibel im Buch Hiob, einen Vorgang hatte.

Der Araber an ſein Pferd.

Mich, o mein Pferd, von dir zu trennen —
Kein Fürſtengold bringt mich dazu!
Wer aber dürfte ſich auch nennen
So feurig und ſo ſchön wie du?

Schwarz, gleich dem Ebenholz, dem dunkeln,
Iſt doch dein Haar, in weichem Glanz,
Wie klare Quellen, wenn ſie funkeln
Unter der Strahlen Feuertanz.

Und wenn ich dir die Zügel dehne —
Wenn feſt mein Knie an dich ſich ſchmiegt:
Seh' ich entzückt, wie deine Mähne
Gleich einem Meer im Sturme fliegt.

Hat nicht der Adler dir geliehen
Sein Schwingenpaar, das niemals ruht?
In deinem Auge ſeh ich ſprühen
Des Schlangenaugs unſtete Gluth!

Dein Flug iſt der des Sturms; du lauſcheſt
Der Lüfte wimmerndem Geheul,
Es tönt, wenn du vorüberrauſcheſt,
Wie in dem Köcher tönt der Pfeil.

Daß man uns ſcheut und uns läßt gelten —
Wer hat ſo viel Verdienſt wie du?
Du, Tapfrer, führeſt unſern Zelten
Gefang'ne viel und Beute zu.

Doch warum plötzlich dieſes Zittern
Trotz dieſer Felſen ſicherm Schutz?
Naht, ausgeſpäht von deinem Wittern,
Der Sohn des Abendlands voll Trutz?

Die Luft beſchnobern deine Nüſtern,
Dein Fuß ſcharrt und zerſtampft den Ort,
Die Räume zu verſchlingen, lüſtern —
Dein Auge ruft mir: auf und fort!

Außerdem enthält die Sammlung auch Naturſchilderungen, zum Theil ſehr lebendig und anſchaulich, wie **An das Meer** und **die Mühle von Geneſe**, wo ein Spaziergang im Frühjahr von vornherein mit einer gewiſſen Laune und viel Friſche beſchrieben wird; aber bei der Rückkehr in die Stadt bemächtigen ſich der Seele des Dichters trübe Gedanken; tauſenderlei Gelärme und tauſend verſchiedene Schauſpiele betäuben Aug und Ohr, da die Zollbedienten, die Reihen der Laternen, der Zapfenſtreich, die rußigen Schmiede, die Drehorgeln, ſchmutzige Arbeiter, Equipagen mit goldenem Geſchirr, prachtvolle erleuchtete Palläſte und das Hoſpital, worin Unglückliche ſterben — unbeachtet und unbetrauert.

Entſetzliches Gemiſch, das uns einſchnürt das Herz,
Von Elend und von Pracht, von Luſtbarkeit und Schmerz!

Aber vielleicht, fährt der Dichter fort, habe ich doch die Farben etwas zu ſtark aufgetragen, ſey es nun, daß die Muſe, die Freundin der Schmerzen, an ihrem innern Leiden gern Alles, was ſich ihrem düſtern Auge darbeut, theilnehmen läßt, ſey's daß in dieſer unſeligen Zeit, wo Alles wankt und fällt, auch der Geiſt in die Farben des Grabs ſich kleide und die Seele „den Inſtinkt der Schwermuth und die Liebe zur Finſterniß habe." Eine religiöſe Wendung des Sinnes: daß jede Ausreiſe fröhlich, jede Rückkehr traurig ſey, und daß man hienieden immer von der Hoffnung zum Verdruß ſchwanke, bis Gott uns zu ſich heimführe, ſchließt auch dieß Gedicht.

Dieſer religiöſe Ernſt, der durch Alles hindurchgeht, bildet die Eigenthümlichkeit dieſes Dichters; man ſieht wohl, daß nicht das mehr formelle Talent für Sprache und Reim die Quelle ſeiner Poeſie war, ſondern daß die auf ſeinem Herzen laſtende Fülle religiöſer Empfindungen einen Ausweg ſuchte, wozu ſich die poetiſche Form ihm darbot. Wäre er, wie ſo Mancher ſeines Standes, ein Geiſtlicher geworden, ſo hätte er vielleicht die rhetoriſche Form glücklich gehandhabt und ausgebildet — und der poetiſche Trieb hätte vielleicht fortgeſchlummert; ohne eine äußere Anreizung und Gelegenheit aber ergriff er die Form des rhythmiſchen Ausdrucks, welche, obgleich dabei manche Hinderniſſe zu überwinden ſind, dennoch leichter zu handhaben iſt und natürlicher und näher zu liegen ſcheint, als die Proſa, wie ja dieß die poetiſchen Anfänge aller Literaturen darthun. Im Ganzen hat Reboul mehr Schwung des Gedankens und des Ausdrucks, als Phantaſie, geſtaltendes Vermögen und Tiefe der Anſchauung. Die ſchottiſchen Naturdichter, Robert Burns und James Hogg, ſtehen vielleicht in ſittlicher Geiſtesbildung unter Reboul, aber in poetiſchem Vermögen, in Urſprünglichkeit weit über ihm; in ihnen, wie Reboul, Männer-

Digitized by Google

aus dem niedrigen Volke, offenbaren ſich neue Quellen und Ausſtrahlungen ächter Poeſie, ganz originelle Auffaſſung des Naturlebens wie der Gefühle und Leidenſchaften — ſie bereichern den Schatz der Poeſie mit neuen Species und erhalten noch im Zeitalter der Kunſtpoeſie einen Nachglanz der Volkspoeſie. Reboul's Gedichte aber ſind mehr nur ein Reflex der Kunſtpoeſie ſeines Zeitalters; ſie repräſentiren keine andere Gattung als z. B. die Gedichte Lamartine's; die Sprache iſt nicht viel einfacher und der Sprache der Natur näher; im Gegentheil überraſchen bei ihm die häufig vorkommenden gelehrten Ausdrücke — wenn er z. B. von „ſchwarzer Metaphyſik" redet — und laſſen ihn, wenn man dieſe Unterſcheidung ſtatuiren will, mehr als Autodidakten, denn als Naturdichter erſcheinen, wenn ſchon beide Begriffe ſich keineswegs ausſchließen. Unter dem poetiſchen Autodidakten verſtehen wir denjenigen, der ohne die eigentliche höhere Bildung empfangen zu haben, durch eifrige Benützung der reichlicheren oder ſparſamern Bildungsmittel, die ihm zufällig unter die Hände kamen, den poetiſchen Trieb in ſich weckt, nährt und kultivirt; unter dem Naturdichter aber denjenigen, den es von innen heraus zur Poeſie treibt und drängt: der, urſprünglich wenigſtens, nur mit den Mitteln, die ihm zunächſt durch ſeine Lebensſphäre an die Hand gegeben ſind, wuchert, aber durch die Kraft der Phantaſie, die Innigkeit des Gemüths, die Friſche der Empfindung das Gewöhnliche veredelt, das Niedrigſte erhebt.

Ueber die „ſociale Bedeutung" dieſes Dichters hören wir zum Schluß noch Lamartine, in ſeinem Brief an den Herausgeber, den er zur Uebernahme der Herausgabe auffordert: „Dem erſten Eindruck, welchen ich ſelbſt bei der Lektüre von: der Engel und das Kind*) empfand, verdankte ich die Entſtehung des freundlichen Verhältniſſes zwiſchen dem Dichter und mir. Ueberraſcht von der Erhabenheit der Empfindung, der durchſichtigen Reinheit und ausnehmenden Harmonie des Styls, zweifelte ich anfangs keinen Augenblick daran, daß der Dichter ein ganz im Schoße der Literatur gebildeter Mann ſey, der ſeine Gedichte in den ſüßen, freien Mußeſtunden zur Reife bringe, welche die aurea mediocritas gewährt. Ich ſuchte der Sache auf den Grund zu kommen und fand einen jungen Mann, aus ſich ſelbſt geboren, aufgewachſen in der Werkſtätte einer niedrigen Familie, deren ganze Habe in Tugenden beſtand,*) deren Reichthum ſich auf eines der gewöhnlichſten Handwerke beſchränkte; einen Mann, der ſeine eigenen Arme anſtrengte, um für Frau und Kinder das tägliche Brod zu gewinnen, ehe er ſich des Abends in einen Winkel zurückzog und beim Lampenſchimmer die Poeſien träumte, welche auf eigenen Flügeln ſich erhoben und Aufmerkſamkeit und Bewunderung dem Namen des Dichters erwarben. Ueberraſcht ward ich von dieſer Ungleichartigkeit zwiſchen der Stellung in der Geſellſchaft und der edeln Uebung der höchſten Geiſteskräfte. Ich ſchätzte den Mann, ich liebte die Poeſie nur um ſo mehr deßhalb. Ich ſah ferner hierin eines der erſten Symptome des ſchönen ſocialen Phänomens, das durch die Politik und Geſittung ſich in der Welt vorbereitet; die Uebung des Gedankens und der Seele ſich, in Folge einer allgemeinen Verbreitung des Unterrichts, geſellend zur Betreibung der niedrigſten Handarbeiten. Die Gleichheit der Geiſter, wenn Gott und Natur ſie einmal gleich geſchaffen, offenbart ſich in der Literatur. Die edlern Geiſtesbeſchäftigungen, die Alle zu Allem berufen, das allgemeine Niveau erhöhen, die Stände vermiſchen und mit demſelben geiſtigen Brod alle diejenigen nähren, die von demſelben leiblichen Brod leben — realiſiren im Reich des Gedankens jene Republik der Geiſter, wo die Rechte nur Gaben Gottes, die Funktionen nur Dienſtleiſtungen, die Diktatur nur das Genie iſt."

*) Wir theilen die Uebertragung dieſes Gedichts von anderer Hand hier mit:

Der Engel und das Kind.

Ein' leichtumfloßner Engel neigte
Sich über eine Wiege, mild
Verſenkt im Schauen, gleich als zeigte
Des Baches Spiegel ihm ſein Bild.

Geliebtes Kind, ſprach er, mir gleichend,
Komm mit von hinnen unverſehrt,
Komm, laß uns ſelig ſeyn, entweichend
Der Erde; ſie iſt dein nicht werth.

Verkümmert nur wohnt hier die Freude,
Selbſt der Genuß beengt die Bruſt,
Der Jubel wird gedämpft vom Leide,
Und Seufzer ſtöhnen durch die Luft.

Die Furcht iſt Gaſt bei jedem Mahle,
Nie bürgt ein Tag, auch noch ſo rein,
Dem andern, daß er ſonnig ſtrahle,
Geſchirmt vor Sturm und Wetterſchein.

Ach, ſoll die heitre Stirne Schrecken
In Falten legen, Angſt und Müh'n?
Der Thränen bittres Naß beflecken
Dir dieſer Augen blaues Glüh'n?

Nein, nein, du fleugſt auf lichtem Pfade
Mit mir zum Aether, liebes Kind;
Dich überhebt des Himmels Gnade
Der Tage, die noch künftig ſind.

Und tönt hier deines Scheidens Kunde,
Verhüll' in Trauer Keiner ſich,
Begrüßt ſey deine letzte Stunde,
Wie deine erſte, freudiglich.

Gram ſey auf keiner Stirn zu leſen,
Nichts, was dein Grab entdecken mag;
Wer rein, wie du es biſt, geweſen,
Deß ſchönſter iſt ſein letzter Tag.

Sprach's, und vom niedern Erdenhügel
Schwang er zum ew'gen Morgenroth
Empor die ſilberweißen Flügel —
O Mutterherz! dein Kind iſt todt!

L. S.

*) Je marchais le front haut, comme l'on a toujours Marche dans ma pauvre famille.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 95.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 Dezember 1836.

Der gute Alte.

Von Beranger.

Mit eurem Jubelſang beim Blut der Reben,
Ihr Kinder, lockt ihr her mich alten Mann.
Mein Haar iſt grau und meine Lippen beben,
Doch, wollt' ihr, ſtimm' ich gern ein Lied noch an.
Von alten Zeiten ſing' ich meinen Söhnen,
Mit Panard *) ſaß ich noch beim Becherklang;
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Dank euch, daß ihr mich wollt in Ehren halten,
Daß auf mein Wohl ihr trinkt den edlen Wein.
Solch ein Willkomm gibt friſchen Muth dem Alten,
Nie ſtört' ich Fröhliche, bei Leibe nein!
Lebt luſtumflattert hin, wer will's verpönen?
Das Kargen mit der Zeit verſchiebt noch lang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Wie ihr, ſo lebt' auch ich von Liebesſcherzen,
Fragt eure Großmama'n, wie man mich fand;
Mein nannt' ich Freunde, Schlöſſer, Mädchenherzen,
Ach, Freunde, Schlöſſer, Mädchen, Alles ſchwand,
Nichts als Erinnrung blieb mir treu, und ſtöhnen
Muß ich oft leis bei ihrer Saite Klang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

An Frankreichs Boden blieb ich ſtets gekettet,
So oft der Zwietracht Sturm mein Schiff zerſchellt,
Die Neige Wein, die ich mir noch gerettet,
Wird von gekränktem Stolz mir nicht vergällt.
Jüngſt ließ ich ſelbſt ein Winzerlied ertönen,
Die Rebenhügel, mein zuvor, entlang;
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Der alten Tapfern alter Kampfgeſelle
Laſſ' ich mich darum keinen Neſtor zeihn,
All meinen Waffenruhm gäb' ich zur Stelle
Um Einen Schlachtentag in euren Reihn.
Wahr iſt's, mich ziehn die Lorbeern, die euch krönen,
Der neuen Fahne zu mit warmem Drang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Für eure Kraft, welch glänzend Feld der Ehren!
„Auf meine letzte Liebe!" Kinder, trinkt!
Die Freiheit will die Erde neu gebären,
Ob meinem Grab ein neuer Morgen blinkt.
Ihr Frühlingsſchwalben, müßt mir noch verſchönen,
Drum ward ich aufbewahrt, den letzten Sang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

*) Ein ſeiner Zeit beliebter Dichter, beſonders von Vaudevilles, geb. 1690 zu Courville, geſt. zu Paris 1761.

Die gute Alte.

Alt, ſchöne Freundin, hör' es ohne Klage,
Alt wirſt du einſt, und fern bin ich dir dann,
Nur allzukarg, befürcht' ich, ſchreibt die Tage,
Die ich verlor, die Zeit mir doppelt an.
Mich überlebend wahr' in ſpät'ſten Tagen
Du meine Mahnung treu und unverſehrt;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einſt gelehrt.

Wenn unter dieſes Angeſichtes Falten
Sie nach den Reizen ſpähn, die mich entzückt,
Wenn junge Leutchen forſchen nach dem Alten,
Dem Vielbeweinten, wen du wohl beglückt,

Sag', wie mein trunknes Herz dir heiß geſchlagen.
Sag' Alles, Zweifel auch, die dich beſchwerrt,
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Dir Lieder, dir dein Freund dich einſt gelehrt.

„So liebenswürdig war er?“ — Meine Liebe
War Er! geſtehſt du ohn' Erröthen ein.
„Frei war ſein Herz von jedem falſchen Triebe?“
Mit Stolz wirſt du erwiedern: völlig rein!
Ja ſprich von ſeiner Laute ſüßen Klagen,
Vom Liebeshauch, der ihren Klang verklärt;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Dir Lieder, die dein Freund dich einſt gelehrt.

Vor Allem ſag' den jungen Heldenſöhnen: —
Um Frankreich weinen lehrt' ich dich ja lang;
Wie Ruhm und Hoffnung mit Prophetentönen
Ins Herz ich meinem armen Volke ſang,
Wie zwanzig Lorbeerernten uns zerſchlagen
Der Sturm aus Norden, der uns grimm verheert;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einſt gelehrt.

Geliebte, wenn bei meinem ſchlichten Namen
Du einſt des Alters Gram dich fühlſt entrückt,
Wenn jeden Frühling meines Bildes Rahmen
Erzitternd deine Hand mit Blumen ſchmückt,
Schau' dann hinauf, wo lichte Sterne tagen,
Wo keines je des Andern mehr entbehrt;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einſt gelehrt.

L. S.

Karl Sand.

(Schluß.)

So geht es fort, bis endlich die Erlöſungsſtunde der armen Stella ſchlägt, und dabei entſchuldigt ſich der Verfaſſer, daß ſo er viele Details der Geſchichte weglaſſen müſſe, um nicht den Gang der wichtigſten Begebenheiten durch Nebenſachen aufzuhalten! — Georg, der ſchon vorher melancholiſch, wird durch Stella's Tod vollends lebensüberdrüſſig, Einer jener weltverachtenden, in kalter Verzweiflung räthſelhaft einhergehenden Menſchen, wie ſie zuerſt und poetiſch bei Lord Byron, hernach bis zum Ueberdruß wiederholt und platt in einer Menge von modernen Romanen und Gedichten ſich finden. Einzelne poetiſche Ergüſſe dieſer ſeiner Stimmungen — jedoch in Proſa überſetzt, wie alle andern Epiſoden dieſer Art, ſind der Geſchichte eingeſtreut. Bald aber bricht neuer Jammer über ihn herein. Sein Vater wird von einer Spazierfahrt tödtlich verwundet heimgebracht; mehrere Seiten lang beſchwört der Sohn den Sterbenden, ihm zu entdecken, mit Wem er ſich geſchlagen? während die Mutter und die Schweſter Lina ihn eben ſo heftig beſchwören, den Sohn und Bruder ihnen durch Nennung des Thäters nicht auch zu rauben. Endlich ſagt Herr Müllner: Und wie, wenn ich mich nicht geſchlagen hätte! verlangt hierauf mit ſeiner Frau allein zu ſprechen und beſchuldigt nun dieſe, ihn getödtet zu haben, da ſie, wie er ſeit langer Zeit wiſſe, einen Liebhaber begünſtige. Frau Müllner, von der wir, wie von ihrem Gemahl, bis jetzt nur ſehr wenig, aber lauter Gutes erfahren haben, betheuert aufs heiligſte ihre Unſchuld, und ihre Verzweiflung macht am Ende den Argwohn des Mannes wieder wankend, der nur noch den Namen Frank Sperlings ausſpricht und dann ſtirbt. Dieß ſchreckliche Ereigniß, verbunden mit dem Namen, den ihr Vater ſterbend ausſpricht, machen die ſchöne Lina Müllner wahnſinnig. Ihr Wahnſinn wird viele Blätter hindurch auf dieſelbe Art wie Stella's Schwindſucht geſchildert; Frank Sperling, von Georg Müllner als der Mörder ſeines Vaters angefallen, beweist dieſem bald ſeine Unſchuld; warum er von dem ſterbenden Vater genannt ward, bleibt unbekannt. Unterdeſſen kommt Karl Sand aus dem Freiheitskrieg zurück; daß er patriotiſch und edel iſt, müſſen wir dem Verfaſſer aufs Wort glauben, der ihn ſo zu zeigen nicht die Kunſt verſteht, vielmehr aus dem ſchwärmeriſch für Vaterland und Religion begeiſterten Jüngling einen kalten republikaniſchen Terroriſten und, ſobald ſeine Liebe mit ins Spiel kommt, einen Gotteslåſterer macht; denn nun erfahren wir, daß er von ſeinen Eltern in Weinſiedel zum (katholiſchen) Prieſter beſtimmt iſt, gegen welchen Stand er natürlich eine große Abneigung hat, was uns aber nicht wundern darf, denn von der Exiſtenz der proteſtantiſchen Konfeſſion in Deutſchland nimmt der Verfaſſer überall keine Notiz. So iſt auch die Stadt Tübingen katholiſch; in jedem Hauſe ein Kruzifix und alle jungen Mädchen beten ihren Roſenkranz. Wir treffen die drei ſtudirenden Freunde zuerſt wieder in der Kneipe; dieſe iſt folgendermaßen beſchrieben: „Der Saal war angefüllt von einer ſo dichten Rauchwolke, daß, wer in dieſem Augenblick hereingetreten wäre, ſogleich hätte erblinden oder erſticken müſſen. Dann aus dieſen Strömen von Dampf heraus zeigten ſich einige ungewiſſe, ſchwankende Lichter, ganz dem zweifelhaften Schimmer ähnlich, der aus einer Laterne bei nächtlichem, dichtem Nebel bricht; aber durch dieſe wolkichte Atmoſphäre hindurch hätte das erfahrene Auge eines Deutſchen Tiſche, Biergläſer und menſchliche Geſichter errathen.“ Der deutſche Student ſelbſt wird hierauf alſo beſchrieben: „Sie ſind tapfer wie Herkules, unverſchämt wie Bediente, verächtlich gegen Alles, was weder Pfeife, noch Bierglas, noch aufrühreriſche Mütze iſt. Sie ſchlagen die Bürger, zerbrechen ihnen die Scheiben, verweigern aus Stolz ihnen die Satisfaktion und rühmen ſich laut mit ihren Kameraden die Regeneratoren der Welt zu werden — ein Muſter von Ehre, Großmuth, Heidenthum und die wahren Repräſentanten des deutſchen Charakters zu ſeyn.“ Alle dieſe Eigenſchaften werden in der jetzt folgenden Kneipeſcene nach und

nach entwickelt; es entſteht ein Streit über die Aufhebung der Landsmannſchaften, wogegen Frank Sperling die Errichtung einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft empfiehlt. Ein entſprechender, brüllender Geſang ſchließt das Ganze. Nach einer Schilderung des erſten Wiederſehens von Karl Sand und ſeiner Geliebten, Loide, die ſich endloſe Zärtlichkeiten und Fadeurs ſagen, und nachdem die politiſche und ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit A. F. von Kotzebue's, ſein berühmter Name und wohlverdienter literariſcher Ruhm umſtändlich abgehandelt ſind, ſehen wir nach zwei Jahren die drei Freunde auf einem Berge bei Tübingen zuſammen. Sand ſpricht zu ihnen: „Brüder, der Tag der Befreiung iſt nahe; ein ehernes Joch laſtet auf uns, wir werden es zerbrechen .... der Kaiſer der uns regiert, achtet nichts; jeder ſeiner Schritte iſt darauf angelegt, uns zu zertreten; es bilden ſich Parteien in ganz Deutſchland, aber Niemand hat Herz genug, die Hyder zu bekämpfen, die uns mit ihren Schlingen umſtrickt; unſer Vaterland iſt ein Leichnam, auf den ſich die Raubvögel gierig ſtürzen; retten wir wenigſtens unſere letzten Fetzen vor ihren Krallen. Drei Männer haben die Schweiz befreit, drei Männer werden Deutſchland retten. Einer von uns wird Kotzebue erſchlagen; wenn dieſer Eine ſtirbt, bleiben zwei Andre, ihn zu rächen." Die drei Freunde ſtreiten ſich hierauf um die Ehre des Mords und laſſen endlich das Loos darüber entſcheiden. „Es war ein ſtiller, ein feierlicher Augenblick, in welchem Gott allein verſtand, was im Grunde jedes Herzens vorging, und welche innerlichen Gebete an ihn gerichtet wurden." Das Loos trifft Georg Müllner, der ſich nur noch eine Friſt von vier Wochen ausbedingt, um wo möglich noch der Pflicht der Rache für ſeinen Vater zu genügen. Eines Abends, als dieſe Friſt beinahe verſtrichen, gehen die drei Freunde ins Theater, wo eben Egmont geſpielt wird, „ein kaltes Stück, das aber eine edle Aufopferung athmet und für die Maſſen nützlich iſt;" dort bemerkt Georg Müllner, wie ein Fremder, Heinrich Winkelmann, der Neffe Kotzebue's, unaufhörlich auf ſeine Mutter die Blicke heftet und ihr beim Nachhauſegehen von ferne folgt. Hiedurch aufmerkſam gemacht, wird er es noch mehr, als er kurze Zeit hernach ſeine Mutter einmal ſchnell einen Brief in die Bruſt verſtecken ſieht; auf ſchonungsloſes Drängen erfährt er endlich, daß jener Winkelmann längſt vergeblich um ſeine Mutter ſich bemüht, daß er von toller Leidenſchaft getrieben, den alten Müllner ermordet und jetzt, nachdem er dieß der Wittwe entdeckt, abzureiſen beſchloſſen hat. Aus iſt es jetzt mit Georg Müllners Gelübde, er benachrichtigt davon kurz ſeine Freunde und verfolgt den Mörder in Frankreich, den er nach einer mühſeligen, weitläuftig beſchriebenen Reiſe endlich trifft, wieder aus den Augen verliert, aufs neue findet und zuletzt wirklich im Duell tödtet. Unterdeſſen hat zu Hauſe Frank Sperling die Tödtung Kotzebue's übernommen, da ihm, ſeit Lina wahnſinnig, das Leben doch nichts mehr bieten kann. Aber Lina wird plötzlich wieder verſtändig und er geräth über ſein Verzweiflungsgelübde ſelbſt in Verzweiflung. Nun erſt tritt Sand in dieſes ein. Einige Krankheiten und Wiedergeneſungen Sands und Loidens haben wir übergangen. In dieſer Zeit kamen die Liebenden ſich näher, trauerten abwechslungsweiſe über Briefe von Sands Vater, der ihm gebietet, dem prieſterlichen Stande ſich nicht zu entziehen und hoffen dann wieder, dieß Schickſal abzuwenden. Bald hält Sand Loiden Reden darüber, wie er Alles dem Vaterland opfern müſſe, bald wirft ſie ihm Kälte, Wankelmuth, Gleichgültigkeit vor; eine dieſer Scenen ſchließt mit Betheurungen von ſeiner Seite und mit der Verführung des armen Mädchens. Gleich darauf reist Sand ab und ſchreibt von Jena aus noch einen Brief an Loide, den er damit anfängt, ihr zu erklären, daß er ſie eigentlich nie geliebt, deſſen Ende aber doch einige Proben des Gegentheils enthält. Loide, deren Lage ſeitdem noch verzweifelter geworden, macht ſich heimlich auf, ihn zu ſuchen und findet ihn endlich in Jena, wo ihre Liebe und Jammer ihn beinahe wankend machen; doch ermannt er ſich bald wieder und entläßt ſie mit unbeſtimmten Verſprechungen. Nichts hält ihn jetzt mehr auf ſein Vorhaben auszuführen. Die Erzählung der That iſt genau den Berichten der Tagesblätter jener Zeit entnommen; auch ſcheint der Verfaſſer die Tagebücher Sands gekannt zu haben und gibt den letzten Brief an ſeine Eltern, wie er ſagt, wörtlich wieder. Ein zweiter an Loide geſchriebener enthält Verhaltungsregeln, wie ſie ihr Kind lieben und erziehen ſoll. Unterdeſſen hat Frank Sperling, dem ſeine Schweſter ſich entdeckt hat, ſich an den Kaiſer von Deutſchland gewendet, um Sand in ſeinem Kerker beſuchen zu dürfen und erhält wirklich die Erlaubniß. Auch Loide kommt nach Mannheim und überraſcht ihn im Gefängniß, als er eben den Brief an ſie ſchließen will. Sand weist jeden Rettungsverſuch zurück, verſchmäht die Flucht wie das Gift, das Loide ihm anbietet, die ihm droht, ihn nicht überleben zu wollen. Er verlangt es um ſeines Kindes willen; ſie ſoll nicht den doppelten Mord auf die Seele laden, um ihn dereinſt in der beſſern Welt deſto gewiſſer wieder zu finden. Ich werde thun was ich kann! iſt ihre letzte Antwort. Auch Georg Müllner kommt von ſeinem Rachewerk nach Mannheim; er, Frank Sperling, Loide und ein Prieſter verſammeln ſich im Gefängniſſe Sands; der Prieſter, um die letzte Beichte des Verurtheilten, eine Ohrenbeichte natürlich, zu hören. Nicht Reue über die Ermordung Kotzebue's iſt es, die ihm das Bedürfniß nach geiſtlichem Troſt eingab; er klagt ſich an ſeiner religiöſen Zweifel und des Unglücks, das er über Loiden gebracht. Um, was möglich, zu ſühnen, um ſeine Geliebte nicht in Schande zurückzulaſſen, verlangt er jetzt an der Schwelle des Blutgerüſtes noch, mit ihr getraut zu werden, ſie willigt ein und der Prieſter vollzieht die Handlung. Als Intermezzo folgen jetzt noch Zeitungsnachrichten, von verſchiedenem Datum, alle aus jenen Tagen, die aber ſelten etwas von dem Prozeß Sands melden, ſondern ſich mehr mit dem Zuſammentritt der Centralkommiſſion in Mainz beſchäftigen. Nachdem endlich Loide zum letztenmal ins Gefängniß gekommen, dort von Sand in erhabenen Gemeinplätzen über die Kürze des Lebens, die geringe Furchtbarkeit des Todes ermahnt worden, aber dennoch, wie ſich zeigt, vergiftet, todt zu ſeinen Füßen hingeſunken iſt, folgt nun die Beſchreibung der Hinrichtung. Als die letzten Worte verhallen, die Sand vom Schaffot herab an die Jugend Deutſchlands richtet, hört man laut und deutlich eine Stimme am Fuß des Blutge-

rüſts ausrufen: Lebe wohl, Karl Sand! und Sand, das Haupt dem Streich hinbietend: Lebewohl, Georg Müllner! dann entſteht ein Getümmel und Geräuſch — es ſind die Studenten von Heidelberg, die in dem Augenblick ankommen, wo der Henker den Kopf Sands vom Rumpfe getrennt emporhebt.

So ſchließt dieſer Roman, über den wir nach den mitgetheilten Auszügen uns jedes weitern Urtheils überheben können. Einige Bemerkungen aber ſey uns erlaubt ſchließlich beizufügen. Wenn in dieſem Buche nichts iſt von dem Reiz der Darſtellung, nichts von der ſpannenden Lebendigkeit der Erzählung, welche andere neuere Werke dieſer Gattung bezeichnet, ſo iſt in ihm doch ganz dieſelbe ſittliche Troſtloſigkeit, dieſelbe Verwirrung aller moraliſchen Begriffe wie in jenen. So entwickelt der Verfaſſer z. B. bei Gelegenheit von Georg Müllner ſeine Theorie von der Liebe folgendermaßen: „Wenn die glühenden Begierden der Sinne genug geherrſcht haben und bis zum Erlöſchen befriedigt ſind: dann erſt erwachen die Bedürfniſſe und Begierden der Seele, die unter allen Verirrungen des Körpers, *rein* geblieben. Dieß iſt die Geſchichte der Liebe Georg Müllners und die Geſchichte von uns Allen bis zu unſerm vier und zwanzigſten Jahr.“ — Nachdem Sand Kotzebue getödtet, heißt es von ihm: „Karl Sand hatte ſich jetzt der Unentſchloſſenheit entſchlagen, die man in mehrern Punkten ihm vorwerfen konnte und hatte von ſeinem frühern Charakter nichts beibehalten als einen großen Stolz, die Frucht einer großen That. Der junge Mann ſchien geſtählt durch einen Meuchelmord. Die Ueberſpannung, die ihn im Augenblick der That entflammt, hatte einer Kaltblütigkeit Platz gemacht, welche ſtarke Seelen nach der Ausführung zeigen. Er handelte hierin wie alle Apoſtel, welche Märtyrer werden; Apoſtel einer in der Form zwar verſchiedenen, aber in den Gedanken ſich gleichen Religion, möge ſie nun Chriſtenthum oder Freiheit heißen, auf der Kanzel oder *mit dem Dolche in der Hand*, von einem Scheiterhaufen oder einem Schaffot herab gepredigt werden.“

Was endlich die Behandlung deutſcher Stoffe von Seiten unſerer Nachbarn und des Herrn Brot insbeſondere betrifft, ſo fühlen wir uns ihnen zwar verpflichtet für das Intereſſe, welches ſie für unſere Zuſtände und Geſchichte zu haben ſich die Miene geben, dürften aber leicht im Hinblick auf die Weiſe, wie dieß Intereſſe genährt wird, eher ganz darauf verzichten wollen, als jene auch ferner befolgt ſehen. Deutſchland ſcheint für ſie alle Reize eines Fabellandes zu haben, die andererſeits durch die Nähe und Wirklichkeit noch verſtärkt werden; um dieſe letztere dem franzöſiſchen Leſer anſchaulich zu machen, braucht es keines tiefern Studiums; Namen, oberflächliche Kenntniß der neuern Geſchichte, einige topographiſche Notizen genügen. Dagegen ſteht es ihnen frei, an auffallenden Zügen, bizarren Erfindungen hineinzuwerfen, was ihnen beliebt; je unerhörter, je lieber — je baroker, je wahrſcheinlicher für ſie. Was ein Deutſcher, der lange unter Franzoſen geweſen, zuweilen empfinden mag — jenes Gefühl von Fremdheit im Innerſten bei vielen Berührungen in Sachen des äußerlichen Lebens — das ſcheint in verſtärktem Maße ihnen, uns gegenüber, inzuwohnen. Sie finden ſo gar nichts in ſich, nach dem ſie ihre deutſchen Geſchöpfe formen könnten, daß ihnen das immer das Deutſcheſte ſcheint, was für ſie das Unbegreiflichſte, Wunderlichſte iſt. So entſtehen jene Figuren aus einer Anzahl ganz äußerlicher Züge zuſammengetragen, und mit hinreichenden Widerſprüchen im Innern ausgeſtattet, die natürlich weder Wahrheit noch Leben haben können. Die Mattigkeit des auf dieſe Art hervorgebrachten fühlend, greifen ſie, um den fehlenden Reiz zu ergänzen, zu craſſen Begebenheiten und Verwicklungen, während ſie denn doch vor der gröbſten aller Unwahrſcheinlichkeiten zurückbeben: vor der Unwahrſcheinlichkeit eines wirklich keuſchen Jünglings, wie der unglückliche Sand es geweſen, und zu rechter Zeit mit ſeinen mœurs rigides einlenkend, ihn *der* Wahrheit näher zu bringen eilen, jenſeits welcher für ſie nur alberne Fabel liegt.

Geſang eines Geiſtes.

Innen im ſtillen Mittelpunkt der Erde
Iſt meine Stätte, wo ich eingeballt
Gelebt von Urbeginn; um meinen Schlaf
Hab' ich gewoben all die Bilderfülle
Des dumpfen Orts, den *Welt* die Menſchen nennen.
Abgründe unbekannter Elemente
Verdichtet zur undurchdringbaren Maſſe.
Schichten von unermeßnem Feu'r und Adern
Von Gold und Stein und demantharten Eiſen.
Als Schleier, drin ich durch den Himmel walle,
Schuf ich die Berge, Meere, Wellen, Wolken,
Zuletzt das Licht, das ausgegoſſen dämmert
Im dunkeln Raum des ſternbeſä'ten Aethers.

An — — —

Nachklingt noch im Gedächtniß lang
Muſik, wenn hinſtarb Ton und Sang.
Der Duft, wenn's Veilchen iſt verdorrt
Lebt im entzückten Sinn noch fort.

Die Blätter, wenn die Roſ' zerfiel,
Sammelt man für des Lieblings Pfühl:
So wird dein Bild, wenn Du wirſt fehlen,
Zum Schlummerpfühl die Liebe wählen.

Shelley.

Beiträge bittet man an *Guſtav Pfizer* in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. *Cotta*'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. *Widenmann*.

Digitized by Google

Digitized by Google

by Google

Digitized by Google